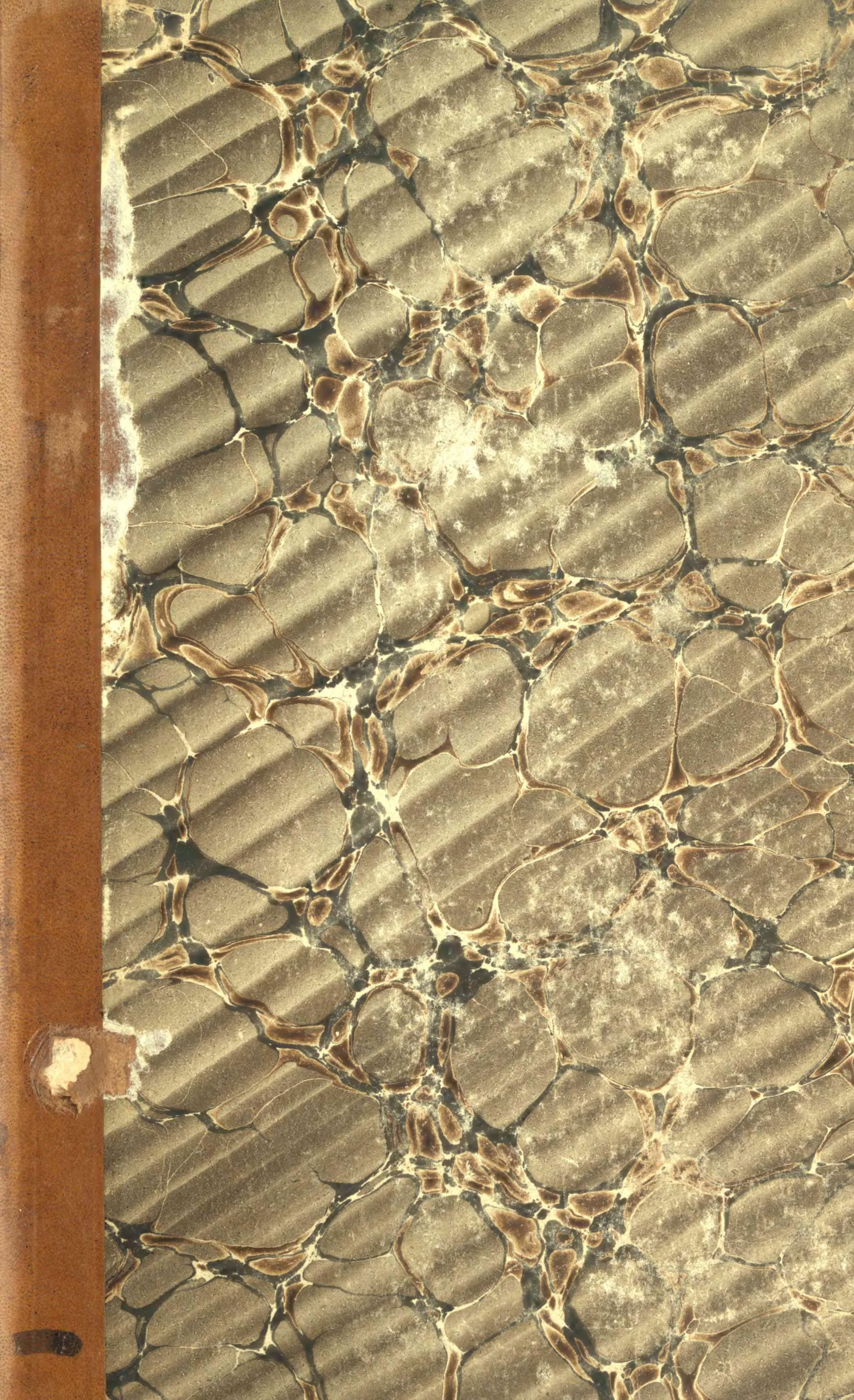


Allgemeine
Kirchengeschichte

von

A. F. Gfrörer,
Professor und Bibliothekar in Stuttgart.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1841.

Geschichte

der christlichen Kirche

in den

drei ersten Jahrhunderten

von

A. F. Gfrörer,

Professor und Bibliothekar in Stuttgart.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1841.

Vorrede.

Zwei Männer haben in unserer Zeit mit ausgezeichnetem Erfolge und verdientem Beifalle die allgemeine Geschichte der christlichen Kirche bearbeitet, Neander und Gieseler. Es könnte daher überflüssig scheinen, daß ich es wage, nach solchen Vorgängern mit meiner Arbeit hervorzutreten. Dennoch hoffe ich, daß Unbefangene mein Unternehmen weder für muthwillig noch für nutzlos halten werden, hauptsächlich, weil ich der Ansicht bin, daß bei jetzigem Stande der Meinungen über das Christenthum noch eine andere Darstellung, als die von jenen beiden ausgezeichneten Männern gewählte, nicht bloß möglich, sondern auch ein Bedürfniß sey. Es will mich bedünken, als werde eine gewisse theo-

logische Ueberzeugung erfordert, um Neanders vortreffliches Werk mit vollem Nutzen gebrauchen zu können, auch scheint mir dasselbe so umfangreich, daß Manchen eine kürzere Geschichte der Kirche angenehm seyn möchte. Ich wollte für Solche schreiben, die ohne eine eigenthümliche theologische Ansicht mitzubringen, genaue und unpartheiische Ermittlung der Thatsachen und strengen Zusammenhang derselben, richtige Entwicklung, wie Eines aus dem Andern entstanden, von dem Geschichtschreiber der Kirche verlangen. Zugleich sollte der bearbeitete Stoff, so weit Dieß geschehen könnte, ohne der Lebendigkeit des Gemäldes zu schaden, möglichst eng zusammengedrängt werden. Näher als Neanders Bearbeitung, steht meinem Plane Gieselers Werk. Allein es ist, wie schon der Titel anzeigt, ein akademisches Lehrbuch, das nur die hervorstechendsten Punkte im Texte mittheilt, in den Noten dagegen auf eigene Studien oder die Nachhülfe des Lehrers verweist. Ich rechne Gieselers Buch zu den trefflichsten der deutschen Litteratur. Dasselbe ist die Frucht des ausdauerndsten, gewissenhaftesten Fleißes, und ein gesundes und richtiges Urtheil tritt uns überall entgegen. Jedes Wort ist mit Ueberlegung niedergeschrieben. Allein trotz dieser Vorzüge, welche erst Derjenige recht zu schätzen weiß, der sich selbst mit den Quellen

beschäftigt hat, eignet sich das Buch wegen seiner akademischen Form nicht für gemischte Leser, Geschäftsmänner, Ungelehrte. Nichts wäre mir lieber, als wenn meine Arbeit für das größere Publikum Das würde, was Gieselers Buch für den Gelehrten ist.

Gerne gestehe ich, daß ich meinen beiden Vorgängern sehr viel verdanke, auch die neuern Bearbeiter einzelner Theile der Kirchengeschichte, die Monographien von Neander über Tertullian und die Gnostiker, von Baur über die Gnosis und die Sekte Mani's, von Rettberg über Cyprian, die trefflichen Aufsätze Daniels von Cölln über einzelne Väter (in Ersch's Encyclopädie) habe ich nach Kräften benüzt, indeß wird man, hoffe ich, eigenes Studium der Quellen nicht vermissen.

Die Darstellung der Geschichte der drei ersten Jahrhunderte ist umfangreicher geworden, als ich Anfangs dachte. In der That sind die Anfänge der christlichen Kirche so wichtig und lehrreich, daß ich mich nicht entschließen konnte, abzubrechen und weniger in das Einzelne einzugehen; so wuchs mir der Stoff unter den Händen. Indessen hoffe ich die folgenden Epochen kürzer behandeln zu können. Das

ganze Werk wird in keinem Fall über 3 — 4 Bände umfassen.

Ein Verzeichniß der benüzten Quellen, sowie ein Register über das ganze Werk wird mit dem lezten Bande geliefert werden.

Stuttgart, Oktober 1840.

A. F. Gfrörer.

Inhalt.

I. Buch.

Anfänge der Kirche bis zu ihrem Triumphe über das römische Reich.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Geschichte der christlichen Kirche.

I. Buch.

Anfänge der Kirche bis zu ihrem Triumphe über das römische Reich.

Erstes Kapitel.

Das Heidenthum vor Christus.

Als Jesus Christus in Judäa auftrat, und auch als seine Kirche sich allmählig ausbreitete, umfaßte das römische Reich die damals erforschten Länder des Erdkreises; sämtliche bekannte Nationen, mit Ausnahme der Parther und Germanen, hatten sich dem Joche der Cäsaren zu beugen gelernt. So war es aber früher nicht gewesen. Eine Menge selbstständiger Völkerschaften, durch politische Einrichtungen, Sitten, Charakter, Sprache, Mundarten, wie durch Götterglauben, von einander mehr oder minder geschieden, bedeckten vier Jahrhunderte vor Roms Alleinherrschaft Europa, Asien, Nordafrika. Die blühendste Geistesbildung herrschte damals unter den Griechen, die selbst wieder in mehrere Stämme zerfielen. Indem der macedonische König Philipp diese verschiedenen Zweige des hellenischen Namens seiner Herrschaft unterwarf, schuf er zuerst in Europa eine größere politische Einheit, welche wegen des hohen Culturstandes der Völkerschaften, aus denen sie zusammengesezt war, im Falle weiterer Entwicklung der macedonischen Macht, einen bedeutenden Einfluß auf die übrigen Nationen der alten Welt ausüben mußte. Lezteres erfolgte schon unter Philipps Sohne, Alexander dem Großen. Von Aristoteles, dem weisesten Hellenen

seines Zeitalters, erzogen, faßte dieser jugendliche macedonische Fürst, voll Feuer und Thatendurst, den Gedanken auf, die Abneigung der Griechen gegen sein Haus, eine natürliche Folge der Eingriffe Philipps in die Selbstständigkeit der hellenischen Freistaaten, dadurch zu entwaffnen, daß er als Vertreter und Stimmführer der griechischen Nation nach Außen, den alten Haß der Griechen gegen die Perser, welcher sich von des ersten Darius und Xerres Eroberungsversuchen herschrieb, zu befriedigen, Hellas an den Königen des Ostens zu rächen, aber auch zugleich den ganzen Orient hellenischem Geiste, hellenischer Bildung dienstbar zu machen beschloß. Mit 30,000 Griechen und Macedonen sezte Alerander über die Markscheide Asiens und Europas, den Hellespont, warf reißend schnell in mehreren Schlachten die Hunderttausende von Barbaren, welche der Beherrscher Asiens ihm entgegenstellte, zu Boden, nahm Persepolis, drang bis an den Indus vor. Das ganze damals bekannte Morgenland erkannte einen griechischen Helden als Gebieter an, und gehorchte hellenisch gebildeten Hauptleuten; das Griechische war, wie natürlich im Gefolge vieler griechischen Begriffe, die Herrschersprache geworden. Alerander ging noch weiter. Durch Ehen zwischen Macedonen und vornehmen Perserinnen wollte er die Eigenthümlichkeit beider Nationen allzuschnell verschmelzen, wodurch der Stolz seiner Krieger gekränkt wurde. Auch war er dem außerordentlichen Glücke, das ihn fast überall begleitete, nicht gewachsen; er nahm ein schnelles Ende. Durch seinen Tod ging jedoch nur die Einheit des kolossalen griechisch-asiatischen Reiches, das er gegründet, unter, nicht die griechische Färbung, welche er dem Oriente gegeben. Die glücklichsten seiner Feldherrn, lauter Macedonen, theilten sich in das große Erbe. Seitdem entstanden von Illyrien an bis an die Gränzen Indiens auf der einen Seite, auf der andern bis den Nil hinauf, eine Reihe macedonischer Reiche, in denen hellenische Cultur neben der ältern einheimischen sich das Bürgerrecht erwarb. Während früher auf der weiten Strecke vom adriatischen Meere zum Himelajagebirge sehr verschiedene Sprachen ausschließend herrschten, abstoßende Nationalitäten sich entgegenstanden, verlieh allmählig der Besitz des Griechischen dem Wanderer die Fähigkeit, sich selbst in dem entlegenen Baktrien noch verständlich zu machen. Griechische Lehrer lebten an den Höfen der Nachfolger Aleranders,

griechische Colonien waren über ihre weiten Gebiete zerstreut. Bald durchdrangen und verschmolzen sich griechische und orientalische Denkweise. Hellenische Kunst und Philosophie wurde in Vorderasien, in Aegypten verbreitet. Der Orient seiner Seits hatte von jeher eine eigenthümliche religiöse Beschauung besessen. Jezt erhielten diese uralten Gotteslehren des Ostens durch die griechische Sprache ein Organ, mittelst dessen sie ein gefälliges Gewand annehmen und besonders in der westlichen Welt Eingang finden mochten. Alexandria in Aegypten, der wichtigste Hafen des Alterthums, eine Stadt, welche, begünstigt durch ihre glückliche Lage auf der Gränze des Osten und Westens, einen wahren Welthandel trieb, wie jezt London, wurde zugleich der Hauptsitz des eben berührten geistigen Austausches zwischen dem Morgen- und Abendlande. Sehr bedeutenden Einfluß hatte diese Schöpfung des macedonischen Eroberers, wie wir sehen werden, auf die christliche Kirche geübt.

Während in der beschriebenen Art hellenische Sprache und Anschauungsweise sich ein weites Gebiet im Osten erwarb, verfiel der hellenische Genius immer mehr in seinem Stammlande. Tugend und Sitte bezog sich bei den Griechen, wie bei den meisten andern Nationen des Alterthums, vorzugsweise auf den Staat, sie hatte viel weniger eine religiöse oder auch allgemein menschliche, als eine politische Grundlage. Gehorsam gegen das Gesetz, Bürgerstolz, Tüchtigkeit zu öffentlichen Geschäften, Vaterlandsliebe machte den Ruhm des Mannes aus. Als der Staat zu sinken begann, mußten diese Triebfedern erlahmen. Zum Unglücke Griechenlands ging innere Fäulniß des Gemeinwesens dem Verluste der äußern Unabhängigkeit lange voran. Die große Beweglichkeit des Geistes, welche die Hellenen und besonders den jonischen Stamm vor allen andern Völkern auszeichnete, ihre zwar geschmackvolle, aber darum nicht minder zügellose Sinnlichkeit, untergrub, noch während Hellas frei war, alle Verhältnisse, und ließ Nichts unangetastet. Das Staatsruder fiel in die Hände von Demagogen, bald auch von solchen Volksbeschwätzern, die im Solde des feindlichen Auslandes standen. So an innerem Siechthum leidend, unterlag Griechenland dem macedonischen Eroberer, der nur einen Schatten von Freiheit übrig ließ; auch dieser Schatten ward später von den Römern zerstört. Nach dem Verluste der Selbstständ-

digkeit verschwand Vaterlandsliebe und mit ihr die andern Tugenden. Das edle Nationalgefühl, das sonst dem Griechen so hohen Schwung verliehen, machte verächtlichem Knechtssinne Raum, und so kam es, daß zur Zeit Jesu Hellas sich in einem Zustande der tiefsten sittlichen Erniedrigung befand.

Die einheimische Religion, welche sonst viele neuere Nationen und auch ältere, wie die Juden, aus jeweiliger Versunkenheit erhoben hat, konnte die Griechen nicht retten, sondern sie vermehrte im Gegentheil das Uebel noch, darum weil der hellenische Götterdienst fast alles sittlichen Gehalts entbehrte. Gleich dem Glauben der andern westlichen Völker des Alterthums, stammte auch der hellenische aus dem Oriente, und umfaßte von dorther ursprünglich tiefsinnige Lehren über die Entstehung der Welt, das Grundwesen der Dinge; auch einige, wiewohl in späterer Zeit kaum mehr kenntliche, sittliche Offenbarungen. Aber der Genius der griechischen Nation wollte es so, daß dieses Erbtheil uralter orientalischer Weisheit aus den Händen der Priester in die von Dichtern und Künstlern überging, und durch ihre überströmende Phantasie wurde die griechische Religion in zahllose Mythen ausgesponnen, in welchen das hellenische Volk die äußere Natur, die Urgeschichte, das Vaterland, den Nationalruhm, die Empfindungen der menschlichen Seele, aber auch ihre wildesten Leidenschaften vergötterte. Schönheit war die Richtschnur der griechischen Göttersage, aber nicht jene innerliche, geistige, von Denkern gefeierte, die keine sittliche Unreinheit duldet, sondern eine äußere, fleischliche, die an der üppigsten Sinnlichkeit Befriedigung findet. Die Heroen und Götter des griechischen Volksglaubens trieben Unzucht, Blutschande, Ehebruch, Knabenliebe, Diebstahl, Trug aller Art; in ihrem Olymp herrschten so schlimme Gelüste und Triebfedern als je in einer Stadt hier Unten auf Erden. Kurz es gab kein Laster, das nicht an dem Beispiele irgend eines ihrer Götter, meist auf die reizendste Weise, dargestellt worden wäre und dadurch seine Entschuldigung gefunden hätte. Es ist daher kein Wunder, daß die weisesten der Griechen gegen das Verderbniß der Mythen eiferten. Xenophanes, Heraklit aus Ephesus tadelten sie aufs Bitterste, Plato will sie von seinem Vernunftstaate ausgeschlossen wissen. Die Ueppigkeit der Mythenwelt befleckte nicht bloß die Phantasie und dadurch das tägliche Leben der Griechen, sondern von ihr aus ging wilde Ausschweifung

selbst in den Götterdienst über, wovon der Cult des Bachus und noch mehr der Aphrodite oder Venus ein furchtbares Zeugniß ablegt. Auf Cypern und besonders zu Corinth galt Unzucht als priesterlicher Akt; mehr als 1000 Mädchen gaben sich in lezterem Orte im Dienste der Stadtgöttin Preis, und die Corinther schrieben die für das Land glücklichsten Ereignisse auf Rechnung der frommen Gebete dieser Buhlerinnen. Das Schlimmste war noch, daß der Glaube an ein anderes Leben mit Belohnungen und Strafen für die guten oder bösen Thaten des jetzigen, — ein Glaube, der den Nerv aller Religionen bildet, und das kräftigste Abschreckungsmittel der Lasterhaftigkeit eines Volkes ist, — in der griechischen Religion nur eine sehr untergeordnete Rolle einnahm und mit der Zeit ganz verdunkelt wurde. Die Folgen hievon zeigten sich durch den Mangel an Treue und Glauben im griechischen Volksleben, und durch den beispiellosen Leichtsinn, mit welchem der Eid behandelt wurde. Der griechische Geschichtschreiber Polybius stellt in dieser Hinsicht eine kränkende Vergleichung zwischen seinen eigenen Landsleuten und den Römern an, indem er sagt*): „Wenn auch ein Grieche zehen obrigkeitlich beglaubigte Handschriften mit eben so vielen Siegeln und doppelt so vielen Zeugen ausstelle, dürfe man ihm dennoch kein Talent Goldes anvertrauen, während römische Beamte die größten Summen, eingedenk ihres Eides, mit Gewissenhaftigkeit verwalten." Kurz vor diesem für sein Nationalgefühl so peinlichen Geständnisse erklärt Polyb, die Verderbniß der Griechen rühre daher, weil der Glauben an ein anderes Leben nach dem Tode unter ihnen aufgehört habe. Zwar gab es bei den Hellenen außer der gemeinen Volksreligion noch eine geheime in den sogenannten Mysterien, worin Unsterblichkeit und sittliche Lehren über Reinigung der Eingeweihten vorgetragen worden seyn sollen: allein die Ueberzeugung fehlte, die Mysterien sanken bald zu einem Spiele herab, dessen Geheimnißkrämerei selbst dem gemeinen Haufen zum Gespötte ward.

Allerdings trieb der hellenische Genius noch edlere Früchte als jene Volksmythologie: außer den glücklichsten Versuchen in fast allen praktischen Wissenschaften eine Kunst, die besonders im Drama die schönsten Blüthen der Humanität entfaltete, und endlich eine

*) Sechstes Buch seiner Geschichte, 54. Kapitel.

Philosophie, welche auf die damalige Welt, wie auf die folgenden Jahrhunderte und auch auf das Christenthum bedeutenden Einfluß geübt hat, aber doch den Mangel einer guten Volksreligion nicht zu ersetzen vermochte. Auf die Forschungen einzelner Weisen, welche die Geheimnisse der Schöpfung zu enträthseln strebten, und meist irgend eine Naturkraft für das Grundwesen des Alls erklärten, folgten bald förmliche Philosophen-Schulen, die von vorne herein in ein widriges Verhältniß zum Volksglauben traten, indem sie, diesem entgegen, die Einheit Gottes aussprachen. Der Reiz, welchen die Untersuchung der wichtigsten Frage für ein so geistreiches Volk wie die Hellenen haben mußte, der Vortheil einer auf diesem Wege errungenen höhern Bildung zog schnell die angesehensten Männer und Jünglinge in den Kreis der Philosophen. Durch die demokratische Einrichtung der meisten griechischen Staaten ward ihre Bedeutung noch erhöht, aber zugleich erhielt auch ihre Thätigkeit eine verderbliche Richtung. Volksgunst verschaffte dem Ehrgeize der Bewerber die höchsten Stellen, die Volksgunst errang man aber in dem beweglichen Hellas nur zu bald durch die Künste einer Beredtsamkeit, welche sich darauf verstand, den souveränen Haufen, der die öffentlichen Plätze anfüllte, auf eine angenehme Art zu beschwatzen, und ihm die Dinge in einem solchen Lichte darzustellen, wie es der augenblickliche Nutzen des Redners forderte. Eine gewisse Klasse der hellenischen Philosophen unterzog sich dem Amte, jene vielversprechende Wundergabe der aufstrebenden griechischen Jugend um gutes Geld auf systematische Weise beizubringen. Da die Lern- und Ehrbegierigen sich eifrig in die Schulen drängten, und Gold für die angepriesene Weisheit boten, so erstand unter dem Namen Sophisten eine Masse von zungenfertigen zum Theil sehr talentvollen Schwätzern, welche in den Städten herumziehend die Jugend um sich sammelten, und sie Alles auf beliebige Weise, Schwarz als Weiß, Recht als Unrecht und umgekehrt hinzustellen lehrten. Die Folge davon war eine schmähliche Verwirrung der Begriffe, deren Gift den Staat, den Glauben an die Götter, die theuersten Interessen unheilbar anzufressen drohte. Diesem Unfug trat der Athener Sokrates, ein Mann, welchen mit Jesus Christus zu vergleichen die Umstände selbst rechtfertigen, mit seltener Tugend und Weisheit entgegen. Indem er einerseits die Grübeleien der älteren Philosophen über das Grundwesen der Welt, als zu keinem

Ziele führend, zurückwies, andererseits die Charakterlosigkeit und nichtswürdigen Künste der Sophisten mit unbarmherzigem Spotte enthüllte, führte er den Menschen in sein eigenes Innere und auf seine geistigen Bedürfnisse zurück durch die Lehre: das Wesen Gottes zu erkennen, sey dem Sterblichen unmöglich, weil sein endliche Kraft die Vollkommenheit des Unendlichen so wenig zu erreichen vermöge, als das Auge den Glanz der Sonne ertragen könne; nichts desto weniger lege der zweckmäßige und überaus kunstvolle Bau des Menschen, wie die weise und wunderbare Einrichtung des ganzen Weltalls Zeugniß für den Unsichtbaren ab, der, ob er gleich den Seinen nicht erscheine, doch aus Seinen Wirkungen erkannt werde. Die menschliche Seele, lehrte er weiter, stamme aus der göttlichen Natur und sey darum unsterblich, je mehr sie sich durch Befolgung des göttlichen Willens der Tugend befleiße, desto inniger werde sie sich ihres himmlischen Ursprungs bewußt und komme dem höchsten Wesen näher; Heiligung sey der einzige Weg zum wahren Glück und zur Erkenntniß der Gottheit. Auf gemein verständliche Weise und nur mündlich trug Sokrates diese einfachen und erhabenen Lehren vor. Wie Jesus, verschmähte er es, Schriften zu hinterlassen, sondern streute den Samen allein in die Herzen seiner Zuhörer aus. Die gewissenhafte Uebereinstimmung seines eigenen Lebens mit Dem, was er vortrug, erhöhte den Eindruck seiner Worte; hiezu kam selbst noch eine höhere Weihe, sofern Sokrates behauptete, daß ein Dämonium, eine göttliche Stimme, ihm eingebe, was er sagen und thun und was er unterlassen solle. Hätte Sokrates seine Lehre auf eine weltgeschichtliche Idee bauen können, etwa wie die des Messias bei den Juden war, wären die Athener ein weniger sinnliches, sondern mehr in orientalischer Art dem Uebernatürlichen zugekehrtes Volk gewesen, so würde dieser außerordentliche Mann statt einer philosophischen Schule *vielleicht* eine religiöse Gesellschaft hinterlassen haben, die um so eher eine dauernde Veredlung des hellenischen Volksglaubens bewirken mochte, als die Weise, in der er endete, einen magischen Heiligenschein über seine Person ausströmte. Sokrates fiel als Opfer des unauflöslichen Widerstreites zwischen dem griechischen Götterdienste und reiner Philosophie. Drei schlechte Menschen klagten ihn als Verächter der vaterländischen Götter und Verführer der Jugend auf Leben und Tod an; und die Athener reichten ihrem

großen Mitbürger zum Lohne seiner Bemühungen für ihr geistiges Heil den Giftbecher, welchen Sokrates mit der Freudigkeit eines begeisterten Mannes trank, der nach diesem irdischen Daseyn ein besseres zu erringen gewiß ist. Nach Sokrates Tode stiftete sein Lieblingsschüler Plato eine für die Bildung der alten wie der neuen Welt höchst wichtige Schule, indem er die sokratische Lehre in Schriften niederlegte, sie mit dem höchsten Schimmer griechischer Beredtsamkeit und Darstellungskunst umgab, aber auch eine Menge fremder, meist orientalischer oder mythischer Elemente hereinzog, wodurch die edle Einfachheit leiden mußte, die einen wesentlichen Charakter der ächten sokratischen Weisheit ausgemacht hatte. Wie viele Tausende haben sich von der Zeit an, wo die Akademie geöffnet ward, bis in die lezten Jahrhunderte des Mittelalters herab, in dem prachtvollen Glanze platonischer Eingebungen gesonnt! Freilich jene zauberischen Bilder einer idealen Welt, in der Gott thront und aus welcher die Körperwelt hier Unten ausgestrahlt ist, jene Lehre von der idealen Präexistenz der Seele, von ihrem Abfall aus dem Himmel in die Bande der Leiblichkeit, von den Reinigungen, welche sie durch ein mackelloses, dem Dienste der Ideen gewidmetes Leben bewerkstelligen könne, mußte warme Phantasien entzücken. Schade, daß alle diese Ueberschwänglichkeiten sich nicht beweisen ließen. Schon Aristoteles entwand sich dem glänzenden Traume, indem sein nüchterner Verstand die Forschung auf den kalten Boden der Erfahrung herabwies. Seitdem ward die Akademie (oder die platonische Schule) durch den Einfluß anderer Philosopheme vielfach verändert. Man zählt zwei oder drei Umwandlungen derselben auf, welche sich dadurch von einander unterschieden, daß der Zweifel in ihnen mehr oder minder Raum einnahm. Später erstand noch eine Reihe neuer philosophischer Sekten, von denen wir hier nur die stoische und die epikurische nennen wollen. Jene unterwarf die Gottheit, so gut als die Welt, einem blinden unerforschlichen Verhängniß, die Seele des Menschen dem Tode, verhieß aber dagegen den Weisen zur Gottähnlichkeit zu erheben, allerdings unter der harten Bedingung, daß derselbe die vollkommenste Herrschaft über seine Leidenschaften ausüben und gegen Alles gleichgültig seyn solle, was nicht Tugend, d. h. bloß äußerliches Gut oder Uebel sey. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die Stoa edlen Geistern hohen Schwung verliehen hat; sie

stand besonders römischen Senatoren wohl an und gab ihnen die Kraft, dem furchtbaren Verderben der Kaiserzeit zu trotzen. Eben so wenig kann aber auch geläugnet werden, daß sie den Menschen weit über sein wahres Maas hinaufschraubte, weßhalb sie zur Unnatur führen mußte. Der Stoa entgegen machte Epikur den Zufall zum Gott, erklärte die Welt für eine Frucht des vernunftlosen Zusammenfahrens einfacher Urkörperchen, für das höchste Gut des Menschen aber den Genuß, mit welchem auf die angenehmste Weise den kurzen Traum des der Vernichtung verfallenen Lebens auszuschmücken, Aufgabe der Vernunft sey. Diese Lehre besaß verzweifelt viel Anziehendes besonders für reiche Leute, ein gutes Maas von Weltkenntniß zeichnete ihren Urheber aus; aber die höhern Bedürfnisse des Geistes ließ sie unbefriedigt, das Herz todt, und durch römische Schlemmer artete sie überdieß bald in gränzenlose Liederlichkeit aus. Wie der Stoa das System der Schule Epikurs, so traten auch die übrigen philosophischen Schulen sich gegenseitig schneidend entgegen. Von dem Satze, den die eine Sekte als unfehlbar hinstellte, behauptete die andere, oft mit gleichem Aufwande von Scharfsinn, das gerade Gegentheil. Allerdings hat jede Entwicklung der hellenischen Philosophie einzelne, nicht bloß durch Wissen, sondern auch durch Charakter und Thätigkeit ehrenwerthe Männer groß gezogen; aber doch nur solche, die durch ihre angeborne Individualität zu dieser oder jener Richtung hingetrieben wurden, und die darum, indem sie dem einen oder andern Philosophen zuschworen, am Ende nur ihrer eigenen Natur treu blieben. Die ungeheure Mehrheit der Menschen dagegen konnte aus dem tausendköpfigen Streit der sogenannten Weisen oder Philosophen nur das bittere, erdrückende Bekenntniß abnehmen, daß hier Unten Alles höchst unsicher sey. Die Schulen selbst zankten sich darüber, ob man nur das Eine gewiß wisse, daß Alles ungewiß sey, oder ob auch die allgemeine Ungewißheit noch dem Zweifel unterliege. Nur über Einen Punkt waren die verschiedenen philosophischen Sekten wunderbar einig, nämlich darüber, daß dem gemeinen Volksglauben an Götter, an eine Unterwelt, an Strafen und Belohnungen nach dem Tode, wie der Mythus sie lehrte, kein Fünkchen Wahrheit zukomme. Die hellenische Philosophie hat somit am Meisten zum Untergange der Volksreligon beigetragen, obwohl die angesehensten Lehrer wie Plato, Aristoteles — durch des Sokrates

Beispiel geschreckt — sich sehr behutsam über die Götter des Staates äußerten, oder auch, wie Zeno und die Stoische Schule, die Mythologie zu retten suchten, indem sie die Volksgötter als Ausflüsse des höchsten Wesens, als Grundkräfte des Weltalls hinzustellen sich bemühten. Es fiel zu grell in die Augen, daß Dieß von bloßer Verlegenheit eingegebene Beschönigungen seyen, die deßhalb auch keinen Eindruck machen konnten. So sehr gewisse Staatsmänner und auch die gefährdeten Priester sich anstrengten, das was in den Schulen gelehrt wurde, als Geheimniß der Gebildeten zu behandeln und der Menge vorzuenthalten, so gingen doch, wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, die Resultate der Schulen in die Gesellschaft über, und wurden unter den Händen des Volks zum rohsten Unglauben.

Nachdem die Griechen fremdem Joche unterlegen waren, blieb ihnen von ihrer früheren Herrlichkeit nichts als ihre Kunst, die seit der Eroberung merklich zu sinken begann, und ihre Philosophie. Lezterer wurden die Römer dienstbar; sehr schnell ging hellenische Schulweisheit in die Erziehung der römischen Jugend über. Dieser geistige Sieg über ihre Herren steigerte noch die angeborne Neigung der Griechen zur philosophischen Grübelei. Tausende junger Hellenen widmeten sich des Erwerbs wegen der Philosophie, um ihr in den Schulen erlerntes Wissen in Rom auszubeuten, wo sie als Erzieher oder auch als Gesellschafter und Schmeichler der Großen ihr Glück zu machen suchten. Durch dieses Verhältniß geschah es, daß jenes sophistische Element sich aufs Innigste mit dem spätern Hellenismus verschmolz, daß es die griechische Sprache völlig durchdrang, und da leztere durch die Ursachen, welche oben geschildert wurden, in einem großen Theile von Vorderasien und Aegypten sich ausgebreitet hatte, so nahmen auch diese Länder, welche später den römischen Orient bildeten, den hellenisch-philosophischen Ton an: ein Umstand, der gleich Anfangs bei Ausbreitung der christlichen Kirchen mächtigen Einfluß auf ihre Gestaltung übte, und noch mehrere Jahrhunderte nachwirkte. Das aufblühende Christenthum empfing durch den Hellenismus die Fähigkeit wissenschaftlicher Begründung, aber zugleich lagen in lezterem die Keime zahlloser dogmatisch-kezerischer Streitigkeiten, welche bald die Kirche verwirrten. Denn eine unbändige Disputirsucht, welche überall die treue Begleiterin philosophischer Sekten ist, war im Gefolge

der hellenischen Bildung und Sprache in die Länder eingedrungen, welche nachher den Orient des großen Kaiserreichs ausmachten. Während der römische Occident, dem altlateinischen Geiste getreuer, die neue aus Judäa hervorgegangene Religion praktisch auffaßte, behandelte der vom Hellenismus befruchtete Osten sie nur allzuschnell als eine Philosophie, als Sache der Schulen.

Wir gehen zum römischen Heidenthum über. Eine ähnliche Kraft, wie die, welche Alexandern zur Eroberung Asiens hintrieb, beseelte in Italien eine ganze Stadt. Nachdem Rom zuerst um seine Existenz mit den nächsten Nachbarn gekämpft, unterwarf es in mehr als 200jährigen Kriegen die italienische Halbinsel seiner Hoheit. Von Nun an trugen römische Consuln und Imperatoren in reißend schnellem Siegeslauf ihre Waffen nach Afrika, Spanien, Griechenland, Asien, Aegypten, nach dem südlichen Germanien, nach Gallien, Britannien, Spanien hinüber. Das ganze prachtvolle Ländergebiet, welches sich rings um das Mittelmeer mit seinen Buchten lagert, wurde in ein ungeheures Reich vereinigt, welches selbst wieder, obwohl es politisch einem Willen gehorchte, in geistiger Beziehung eine doppelte Physiognomie annahm. Ueberall wo die Eroberer minder gebildete Völker antrafen, als sie selbst waren, gewann römische Sprache und Cultur unter den Besiegten die Oberhand. Afrika, Gallien, Spanien, Britannien, ein Theil des jetzigen Teutschlands, Panonien latinisirten sich allmählig. Nicht so ging es in derjenigen Hälfte des Reichs, wo schon früher in Folge der Eroberungen Alexanders griechische Bildung einheimisch geworden war. Hier erhielt sich hellenische Sprache und Weise, weil sie der römischen überlegen war, ja dieselbe drang schon unter der Republik, aber noch mehr in der Kaiserzeit, in Italien und Rom ein, doch fand sie hauptsächlich nur bei den gebildeten Klassen und im Privatleben Eingang. Das Volk blieb der lateinischen Sprache treu und die Akte des öffentlichen Lebens wurden in ihr verhandelt. Im Uebrigen herrschte, wie gesagt, ein Gesetz über das ungeheure Gebiet. Alle die kleinern und größern Völkerschaften, aus denen es zusammengefügt ward, mußten einem einzigen Impulse folgen, ihre früheren Eigenthümlichkeiten nützten sich ab, weil keine Gränze, keine besondere Verfassung, ja fast keine eigene Sprache mehr, sie von denen der nähern oder entfernten Nachbarn trennte. Statt des sonst so vielgestaltigen Lebens

war eine Einförmigkeit eingetreten, welche die schnelle Verbreitung der christlichen Kirche in der römischen Welt außerordentlich befördert hat.

Es versteht sich von selbst, daß die alten Römer ohne glänzende Eigenschaften nicht Herrn über die Welt geworden wären. In der That zeichneten sie sich nicht nur durch bürgerliche, sondern auch durch häusliche Tugenden aus: ihr Familienleben war rein, das öffentliche dem Staate geweiht. Enthusiasmus für den Ruhm und Glanz ihrer Stadt war neben der dem Menschen angebornen Habsucht die hauptsächlichste Triebfeder, die sie zu Eroberern des Erdkreises machte. Aber durch die unnatürliche Ausdehnung des Reichs zerstörte ihr Patriotismus sich selbst. Eine so ungeheure Macht konnte kein Freistaat mehr bleiben, mußte die Beute des Ehrgeizes einzelner Bürger werden. Der Genuß schrankenloser Gewalt in den unterjochten Provinzen, die Reichthümer, welche aus denselben in unglaublicher Masse nach Rom strömten, untergruben schnell die alte Sitteneinfalt und nährten die schlimmsten Begierden. Es entstanden furchtbare Partheiungen; die Feldherrn der Republik erhoben sich wider einander, Italien, das ganze Reich ward mit Bürgerblut überschwemmt, zulezt fiel der Staat in die Hände des Glücklichsten und Schlausten. Die Freiheit ging zu Grabe, mit ihr die Liebe zum Vaterland. War schon früher während der Republik große Verderbniß eingerissen, so fanden es jezt die neuen Alleinherrscher, oder Kaiser, ihrem Interesse gemäß, die Sittenlosigkeit durch böse Künste zu fördern. Denn da sie ihre Gewalt dem Unrecht verdankten, mußten sie die edelsten ihrer Unterthanen als die gefährlichsten Feinde ansehen. Alles geschah daher, um den Senat, in welchem sich noch die meisten Trümmer alt-römischer Gesinnung erhalten hatten, herabzuwürdigen. Einzelne ausgezeichnete Männer, welche der Verführung Trotz boten, wurden in Anklagen verwickelt und aus dem Wege geräumt. Der große Haufe folgte willig der Richtung, welche die Umstände und die eben beschriebene Politik der Kaiser dem Strome gab. Wie früher durch Tugenden, so war jezt Rom durch Laster groß; vielleicht hat es nie eine verderbtere Zeit gegeben, als das erste kaiserliche Jahrhundert. Mit den guten Sitten schwand auch der alte römische Glaube. Dieser, ursprünglich von hohem und ernstem Charakter, die lebendige Grundlage der Tugenden des Volks erlag

jenen wilden Leidenschaften, welche durch die maßlose Ausdehnung der Republik, samt ihren schlimmen Folgen von Reichthum und Luxus, entfesselt worden waren, besonders aber auch griechischen Einflüssen. Als die Römer Griechenland erobert hatten, beschenkten die Besiegten ihre Unterdrücker mit jener oben geschilderten Mythenlehre und Philosophie. Der Reiz der neuen Ansichten war so groß, daß der rauhe Sieger nicht widerstehen konnte. Vergeblich sezten sich von altrömischem Geiste beseelte Männer, wie der ältere Cato, der Einführung des fremden Gewächses als einer staatsgefährlichen Neuerung entgegen. Die hellenische Cultur gewann als die stärkere über die ärmere römische die Oberhand, und so ward der altrömische Götterglaube von der griechischen Mythologie allmählig zersezt, umgestaltet. Hiezu trugen besonders die römischen Dichter viel bei, indem sie den ganzen Glanz der latinischen Sprache aufboten, um die griechischen Mythen auf vaterländischen Boden zu verpflanzen. Dieß gelang auch in dem Grade, daß sich in der römischen Literatur nur schwache und abgerissene Bruchstücke der altrömischen Götterlehre erhalten haben. Natürlich mußte eine solche Verdrängung des einheimischen Glaubens durch einen fremden, ohnedieß weit sinnlicheren, die Kraft religiöser Einwirkung auf die Gemüther abstumpfen. Die höhern und gebildeten Klassen der römischen Gesellschaft wandten sich indeß der hellenischen Philosophie zu, und lernten in ihren Schulen alle Volksgötter, die einheimischen wie die fremden, als Undinge, als die Früchte rohen Aberglaubens betrachten, welchen aufrecht zu halten allerdings die Nothwendigkeit und das öffentliche Wohl gebiete, indem er ein unentbehrliches Mittel sey, die wilden Leidenschaften des großen Haufens durch magische Furcht und Schrecken im Zaume zu halten. Aber auch den Massen gingen allmählig die Augen auf, als unerhörte Schmeichelei der Staatsbehörden den Gewalthabern August, Tiber, Claudius, Caligula, Nero nach ihrem Tode einen Platz im Olymp zuerkannte und einen eigenen Cultus errichtete. Wer hätte noch so einfältig seyn sollen, in die Länge an Götter zu glauben, welche die Ehre der Göttlichkeit mit den verworfensten Tyrannen theilen mußten! Die hergebrachte Religion wurde zur Fabel; aber eben hiedurch entstand im Fühlen und Denken der Menschen von damals eine Leere, die, wie die Erfahrung auch anderer Zeiten beweist, nie lange unausgefüllt bleiben kann. Zwar während die

Lebemenschen, die Reichen, die Verderbten, sich dem ausschweifendsten Epikureismus in die Arme warfen, und in jeder Art von sinnlichen Genüssen bessere Regungen zu ersticken bemüht waren, suchten edlere Naturen in den stolzen Lehren der Stoa einen Stützpunkt. Aber man sieht es gerade Männern dieser Art an, daß unser Geschlecht ohne den Glauben an eine waltende Vorsehung nicht bestehen mag. Mit unverhohlener Wehmuth spricht Tacitus den Zweifel aus, ob es eine Gottheit gebe, und ob sie sich um die Dinge hierunten bekümmere. Ein noch trüberes Bild von der Trostlosigkeit seines Zeitalters gibt uns der ältere Plinius, wenn er sagt: *) „Das eigentliche Wesen Gottes, wenn Er anders von der Welt verschieden, kann kein menschlicher Verstand ergründen. Aber ein thörichter, von menschlicher Schwäche ersonnener, Wahn ist es, daß ein solcher unendlicher Geist, wer er auch seyn möge, unserer Armseligkeiten sich annehmen solle. Die Eitelkeit des Sterblichen, seine unersättliche Gier nach Daseyn hat auch noch ein Leben nach dem Tode erdichtet. So überschreiten die Begierden des Menschen, trotz dem Gefühle seiner Gebrechlichkeit, alle Schranken. Der Mensch ist ein Wesen voll Widersprüche, das unseligste unter allen andern Geschöpfen, sofern leztere doch keine über ihre Natur hinausgehenden Bedürfnisse haben. Seine Natur ist eine Lüge, denn sie vereint die größte Schwäche mit dem größten Hochmuthe."

Man sieht es den Worten des Römers an, daß die traurige Verneinung, die er hier ausspricht, ihm selbst eine unerträgliche Last war. Ob wohl Plinius selbst, ob andere Geister seiner Art, jener Ansicht ihr Lebenlang treu blieben! Gewiß lauft es gegen unsere Natur, in einer solchen verzweifelten Resignation zu verharren. Die Menschen bedürfen einer Autorität, auf deren festem Grunde das gebrechliche Leben ankere. Nun war aber der einheimische Götterglaube unheilbar abgenüzt, also wandte das unbefriedigte Herz, die nach Nahrung dürstende Phantasie, um die wüste Oede auszufüllen, sich neuen Eindrücken des Uebernatürlichen zu. Höhere Kräfte sollten sich vom Himmel herablassen, um dem entwürdigten öffentlichen und Familien-Leben wieder Weihe zu verleihen. Nur

*) Naturgeschichte II, 7., und sonst vergl. Neander Kirchengeschichte I, a. 19.

der Orient bot damals noch solche Religionsweisen dar, die noch nicht ausgebraucht waren. In der That finden wir, daß von den lezten Zeiten der Republik an, wo jene furchtbare Enttäuschung begann, orientalische Kulte sich schnell und weithin im römischen Reiche verbreiteten: der Isis- und Serapisdienst aus Aegypten, die Verehrung der Cybele aus Phrygien, die Heiligthümer des Mithras aus Persien. Neben diesen polytheistischen Kulten fand auch die mosaische Religion, und zwar in sehr mysteriöser Gestalt, Tausende von Verehrern. Je geheimnißvoller sie waren, je inniger sie den Menschen mit einer höhern Geister- und Dämonen-Welt zu verbinden verhießen, desto eifriger strömten die Massen diesen fremden Heiligthümern zu. Eine übernatürliche Offenbarung war es, was man wollte, zugleich auch Entsühnung von der Schuld allgemeiner Verderbtheit, deren drückendes Gefühl schwer auf dem Zeitalter lastete. Mit den morgenländischen Kulten ging Hand in Hand Neigung zu orientalischer Magie. Eine Menge chaldäische, syrische, ägyptische Traumdeuter, Astrologen, Zauberer, Todtenbeschwörer trieben sich in Rom wie in den andern Provinzen des Reichs herum und nährten sich reichlich mit ihren Künsten. Vergebens verjagten mehrere Kaiser diese gefährliche Menschenklasse aus Italien, vergebens erließen sie strenge Gesetze gegen die fremden Götterdienste: der Wahn siegte über die gehäuften Verbote, weil der Zeitgeist auf seiner Seite stand, und auch weil die Herrscher selbst in ihm befangen waren.

Während so der römische Volksglaube sich dem Orientalismus zuwandte, nahm auch die Philosophie dieselbe Richtung. Noch unter August wärmte Anarilaus den längst verschollenen Pythagoreismus in der abentheuerlichsten Gestalt wieder auf; Andere folgten diesem Schwärmer, vor Allen der berüchtigte Apollonius von Tyana, der eine höhere Weisheit aus lebendigem Verkehre mit den Göttern entnommen zu haben behauptete, in den Städten herumziehend, Wunder that, weissagte. Die alte Weisheit Aegyptens ward als die Fundgrube dargestellt, aus welcher zuerst Pythagoras, dann auch Plato ihre geistigen Schätze geborgt hätten. Nur sey die Lehre dieser beiden Meister unter den Händen ihrer Schüler verdorben worden. Man müsse daher sich wieder zu dem Urborne wenden, dessen tiefsten Gehalt, unter dem Einflusse himmlischer Erleuchtung, Männer wie Apollonius ergründet zu haben vorgaben. Allmählig

entstand eine überschwängliche aus den seltsamsten Elementen gemischte Religionsphilosophie, in welcher die Behauptung der Einheit des Urwesens neben den Göttern des Volksglaubens, Künste der Magie neben Vernünftelei, Beschwörung der Dämonen, angebliche Inspirationen aus höhern Welten neben alten Lappen der früheren Schulen hellenischer Philosophie, überdieß allerlei Reinigungen der Seele durch orientalische Ascese ihre Stelle fanden. Da diese Würze dem Geschmacke des Jahrhunderts ausnehmend zusagte, so wandte sich die Platonische Schule, in welcher trotz aller Umwandlungen immer ein wenig Schwärmerei zurückgeblieben war, von dem Scepticismus der spätern Akademie ab, und machte gemeinschaftliche Sache mit den neuern Pythagoreern. In dieser veränderten Gestalt, die man mit dem Namen des Neuplatonismus bezeichnet, gewann sie mächtigen Einfluß auf den großen Haufen, doch fehlte viel, daß sie ausschließende Anerkennung gefunden hätte; neben ihr herrschte über die zahlreichen Schaaren der Lebenslustigen, der Unglaubigen, die Epikureische Fahne, unter einem kleinen Kreise starker Charaktere die Stoa.

So glänzende Flitter auch der Neuplatonismus um sich sammelte, so vielfache Reizmittel er aufbot, um die Einbildungskraft der Menschen zu bestechen, trug er, so wenig als jene fremden Kulte, einen Keim dauernden Lebens in sich. Es war ein unmächtiger Versuch, das Veraltete, Todte wieder aufzuwärmen. Er konnte das versunkene Geschlecht nicht erheben, die tiefen Schäden, an denen Staat und Familie siechten, blieben ungeheilt: die furchtbare Despotie, die Entwürdigung der menschlichen Natur durch die Sklaverei, wie durch jene abscheulichen Gladiatorenspiele, in denen Tausende unglücklicher Fechter zur Augenweide des Volks mit wilden Thieren oder unter sich selbst bis zum Tode kämpfen mußten, die Erniederung des weiblichen Geschlechts, die schändlichen Mißbräuche im Götterdienste, hie und da selbst Menschenopfer: alle diese Greuel dauerten fort.

Man kann den Zustand der römischen Welt vor Christus kurz so darstellen: der Staat, in dessen engem Kreise sich die Thätigkeit der alten Völker fast ausschließend bewegte, war durch den Verlust der Freiheit vermodert, mit ihm die Haupttriebfeder antiker Tugend, die Vaterlandsliebe und auch die Religion. Dafür umschlang jezt in Gestalt der kaiserlichen Obergewalt Ein politisches

Band alle jene Nationen, die sich sonst bekämpft; eine gleichförmige Bildung dehnte sich über das große Reich aus, aber es fehlte die geistige Kraft, um der todten Masse wieder Wärme einzuhauchen, um dem entwürdigten Leben eine neue Weihe zu ertheilen. Ein richtiges Gefühl war es, was die unbefriedigten Gemüther nach dem Oriente hindrängte. Von dorther sollte das, was man halbbewußt suchte, wirklich kommen, und zwar aus dem Volke der Juden, zu denen wir uns jezt wenden müssen.

Zweites Kapitel.

Das Judenthum vor Christus.

Als die Juden nach Einführung des Königthums mehr und mehr von dem mosaischen Gesetze abfielen, als ihre Kirche sich versteinerte, standen Propheten in Israel auf, welche drohend, warnend, Wehe weissagend, das Volk zur Treue gegen die von den Vätern ererbten Einrichtungen zu bewegen suchten. Sie konnten das Verderben nicht abwenden, aber ihre Vorhersagungen gingen in Erfüllung. Israel ward nach Babylonien abgeführt, um dort in schwerer Knechtschaft die Gleichgültigkeit gegen die Stimme der Propheten abzubüßen. Den Söhnen und Enkeln der nach Babel Abgeführten gab Cyrus die Erlaubniß, wieder in das Land Canaan zurückzukehren. Dieses Zugeständniß ward jedoch bei Weitem nicht von allen Juden benüzt, sondern hauptsächlich von Denen, welche mit besonderer Hingebung an dem mosaischen Gesetze hingen, und die einst von den Propheten verfochtene Sache zu der ihrigen gemacht hatten. Unter großen Drangsalen ward der Tempel von ihnen wieder erbaut, die Theokratie hergestellt. Die Statthalter des persischen Königs legten den armen Anpflanzern keine besondern Schwierigkeiten in Weg, kein Königthum hinderte sie an Verwirklichung der glänzenden Bilder, von denen sie beherrscht waren. Im Sinne der alten Propheten ward daher der Staat eingerichtet, Treue gegen das mosaische Gesetz zur Grundlage desselben gemacht. In der That hielten die Juden des zweiten Tempels unendlich standhafter an der mosaischen Verfassung, als Dieß in den Zeiten des ersten geschehen war. Allein wenn der Mosaismus von Nun an eine feste Gestalt erhielt, so verlor anderer Seits

seine geistige Würde, ein Verhältniß, das schon aus der veränderten Stellung desjenigen Standes, der jezt die Verfassung des Staats bewachte, nothwendig hervorging. Unter dem ersten Tempel hatten, wie wir sagten, die Propheten für die Reinheit des Gesetzes geeifert, unter dem zweiten übernahmen die Schriftgelehrten, als Nachfolger der alten Seher, diese Rolle. Jene gehörten einst zur unterdrückten Parthei, und führten die Opposition gegen die Verderbnisse des Bestehenden, Diese dagegen waren in ruhigem Besitz; göttliche Begeisterung diente Jenen als Waffe, Diese gründeten ihre Gewalt auf Gelehrsamkeit und auf die Schulen, in welche sie die Blüthe des Volkes zu ziehen suchten. Ein alter Schriftgelehrter hat die Wirksamkeit seines Standes kurz und bündig in folgenden beiden Regeln ausgesprochen: Vermehrung der Schulen und Aufführung eines Zaunes um das Gesetz. Wer irgend im Volke etwas gelten wollte, sollte ihren Unterricht genossen haben; was man in diesen Schulen lehrte, das war theils das Gesetz selbst, theils weitläufige Folgerungen aus demselben, die oft mit ungemeinem Scharfsinn, oft auch auf abgeschmackte Weise gezogen wurden, endlich auch wirkliche Zusätze zu den mosaischen Urkunden, welche die Schriftgelehrten durch mündliche Ueberlieferung von Moses erhalten zu haben vorgaben, und denen sie gleichen Werth mit der Schrift beilegten. Dieses zweite Gesetz neben dem ersten ist es, was jener Rabbine bildlich mit dem Ausdrucke „Zaun" bezeichnet. Eigentlich nannte man es Mischnah; lange Zeit bloß mündlich in den Schulen fortgepflanzt, wurde die Mischnah ungefähr 180 Jahre nach Christus zu Tiberias unter dem jüdischen Patriarchen Juda dem Heiligen schriftlich niederlegt und bildete fortan den Grundtext des Talmud, der nachher noch mit einer Glosse oder der Gemara vermehrt wurde.

Die Schriftgelehrten selbst nannten sich sehr frühe, vielleicht bereits seit Esdras Tagen Pharisäer. Schon ihr eigentlicher Beruf, so wie die Nothwendigkeit, ihr Ansehen bei der Nation ungeschmälert zu erhalten, zwang sie mit äußerster Anstrengung alle Einflüsse fremder Kultur aus dem Judenthum zu verbannen. Bald trieben auch äußere politische Ereignisse sie in dieser Richtung weiter. Bei der Rückkehr aus Babel waren die Leviten mit unter den Ersten gewesen. Nach erfolgter Wiedererbauung des Heiligthums erhielten sie ihre alten Rechte und Einkünfte zurück, und

gaben dem Staate in der Person des Hohenpriesters ein politisches Haupt. Aber bald versank die priesterliche Kaste durch Ehrgeiz und Herrschsucht, wie ehemals unter den Königen, in neues Verderben. Die Söhne des Hohenpriesters Simon verdrängten einander von dem Stuhle ihres Vaters und erkauften von den Königen Syriens, Alexanders Nachfolgern, die höchste Gewalt um Gold. Durch den Schutz der fremden Herrscher, daneben auch durch die Einführung fremder Sitten, suchten sie sich zu halten. Die Alt- und Rechtglaubigen, mit den Pharisäern an ihrer Spitze, widerstanden hartnäckig. Durch diese innerlichen Gährungen wurde Antiochus, der Erlauchte von Syrien, zur Einmischung in die jüdischen Angelegenheiten bestimmt. Um die Kraft des Volkes zu brechen, erklärte er dem Gesetze und allen väterlichen Einrichtungen den Krieg. Viele Juden bluteten für den Glauben, da erhoben sich Matathias und seine Söhne, die Makkabäer. Nach langen Kämpfen errangen sie dem jüdischen Staate Selbstständigkeit. Die Pharisäer haben hiebei das Meiste gethan. Im Vertrauen auf ihre Unentbehrlichkeit maßten sie sich daher unter dem Makkabäer Hyrkan I. solche Macht an, daß dieser kräftige Fürst sich genöthigt sah, die Uebermüthigen mit Gewalt zu Paaren zu treiben. Aber nur kurze Zeit dauerte die Niederlage der Pharisäer, schon unter der Königin Alexandra hatten sie das Heft wieder in den Händen und waren die eigentlichen Herren des Landes. Auch nachdem der makkabäische Stamm durch den Idumäer Herodes verdrängt war, wußten sie ihren Einfluß in vollkommener Blüthe zu erhalten, so sehr auch dieser Fremdling den jüdischen Nationalgeist und seine Wächter, die Pharisäer, fürchtete und haßte. Nur durch Zugeständnisse, die er ihnen machte, konnte er seine Herrschaft befestigen. Darum baute er den Tempel mit außerordentlichem Kostenaufwand in den größten Verhältnissen aus, so daß der erneute Bau sich mit dem alten salomonischen messen konnte, während der von Esdras aufgeführte sonst nur als ein armseliges Nachbild des ersten Heiligthums erschienen war. Zur Zeit Jesu zählte die Pharisäersekte, nach Josephus Zeugniß, 6000 wirkliche Mitglieder, das gemeine Volk, besonders die Weiber, folgten ihrem Antriebe, Gottesdienst, Glauben, Sitte, Gebräuche, Schulen waren von ihren Ansichten beherrscht, die höchste Behörde Judäas, der hohe Rath oder das Synedrium von ihren Anhängern besezt; selbst den Leviten

oder dem Priesterstande hatten sie den Vorrang abgewonnen, was man daraus ersieht, daß vornehme Leviten, wie der Geschichtschreiber Josephus, sich in den Pharisäerorden aufnehmen ließen. Die Pharisäer sind es, welche den jüdischen Volksgeist in seiner ganzen Kraft aufrecht erhielten, eine Erscheinung, welche um so auffallender ist, weil im Zeitalter Jesu, wie wir oben zeigten, die Eigenthümlichkeit fast aller andern Nationen abgenüzt und verfallen war.

Die Pharisäer hatten jedoch zwar den bedeutendsten, doch nicht ausschließlichen Einfluß auf ihre Stammgenossen; neben ihnen bestanden noch zwei Sekten, die Sadducäer und Essener. Jene (die Sadducäer) sind ohne Zweifel eben so alt als die Pharisäer, wofür nicht nur eine Stelle bei Josephus, sondern auch die Natur der Sache zeugt. Der jüdische Geschichtschreiber erwähnt beide Partheien zum ersten Male unter dem Makkabäer Jonathan: ihr Kampf gegen einander mag damals zuerst größern Einfluß auf den jüdischen Staat gehabt haben, sicherlich waren aber beide schon früher und zu gleicher Zeit entstanden. Die alten heiligen Urkunden des jüdischen Volks kennen gewisse Glaubenslehren nicht, welche erst nach dem Exil in Israel aufgekommen sind: wie das Dogma von der Auferstehung des Fleisches, von einer mündlichen mosaischen Ueberlieferung, neben der schriftlich im Pentateuch niedergelegten, und eine vielfach ausgesponnene Lehre von den Engeln. Seit der Zendavesta oder die Religionsurkunde der Parsen in Europa bekannt geworden ist, weiß man, daß diese Dogmen aus Persien stammen, wohin ja die Juden während des Exils versezt worden waren. Unter den spätern Schriftgelehrten hat sich sogar eine Sage erhalten, daß ihre Väter jene Meinungen aus Babel nach Canaan zurückgebracht haben *). Die verbannten Juden konnten dem Reize nicht widerstehen, diese Lehren aus einer Religion, die der ihrigen im Ganzen verwandt war, zu entlehnen, und in ihren Glauben zu verarbeiten. Nun eben dieselben wurden von den Pharisäern angenommen und vertheidigt, von den Sadducäern aber verworfen und bestritten. Der Kampf der einen und der andern Sekten drehte sich gerade um diese Punkte. Wird man daher nicht mit aller Gewalt auf die Vermuthung hingetrieben,

*) Siehe Gfrörer Jahrhundert des Heils I. 129.

daß der Ursprung beider Partheien in den Zeitpunkt falle, wo die alte und die neue, veränderte, Glaubensweise sich von einander schieden, das heißt in die lezten Jahre des Exils, in die ersten der Rückkehr! Die Sadducäer und Pharisäer verhalten sich zu einander, wie seit dem sechszehnten Jahrhundert der christlichen Kirche die Protestanten und Katholiken. Indeß war, wie wir schon sagten, die Masse des Volks für die Pharisäer. Ihre Gegner besaßen wenigen Anhang, obwohl unter den Vornehmsten, und auch diese wenigen Anhänger mußten sich im öffentlichen Leben der pharisäischen Meinung anbequemen. Josephus sagt dieß mit dürren Worten: *) „Der sadducäischen Ansicht stimmen nur Wenige bei, doch die Ersten an Würde. Auf die öffentlichen Angelegenheiten haben sie keinen Einfluß. Wenn sie je Aemter annehmen — was sie nur gezwungen thun — so unterwerfen sie sich den Lehren der Pharisäer, weil das Volk sie sonst nicht dulden würde.“ Eine Erfahrung, für welche die Geschichte der christlichen Kirche so viele Beispiele aufführt, daß nämlich der große Haufe überall für die derbsten, ausführlichsten, wortreichsten Weisen der Theologie Parthei nimmt, hat sich damals bei den Juden bewährt. Das pharisäische Dogma verdrängte, ob es gleich dem ursprünglichen Mosaismus fremde Bestandtheile enthielt, den älteren Glauben, und trieb die tiefsten Wurzeln im jüdischen Volke. Freilich war es ganz vortrefflich auf die Neigungen und Lieblingswünsche der Menge berechnet. Wir müssen unsern Lesern einen Begriff desselben geben.

Von allen Nationen der Erde, lehrten die Pharisäer, hat der Allmächtige nur die Juden zu seinem Eigenthume auserkohren; sie allein sind seine Kinder, die übrigen Völker gelten vor Ihm wie Koth. Gemäß der Liebe, die Er zu dem Auserwählten hegt, verlieh Er ihnen eine eigenthümliche Offenbarung, welche in zwei Haupttheile zerfällt. Nachdem Jehovah schon in der Urzeit mit den Stammvätern Israels, wie mit seinen Söhnen, aufs Freundlichste verkehrt, enthüllte Er dem ganzen Volke unter außerordentlichen Wundererscheinungen Seinen Willen auf dem Berge Sinai, wo Moses in Feuerflammen die 10 Tafeln und außerdem noch viele Vorschriften empfing, die der erhabene Gesetzgeber in fünf Büchern schriftlich hinterließ, und die dazu bestimmt sind, für alle

---

*) Alterth. XVIII 1. 4.

Zukunft das Leben der Juden zu regeln. Auch nachher noch hat der Herr dem heiligen Volke seine Absichten auf lebendige Weise kund gethan: nämlich durch den Mund der Propheten, welche die Gesichte und Befehle, die sie vom Herrn empfangen, ebenfalls schriftlich niederlegten. Doch ist diese zweite geschriebene Offenbarung an Werth der mosaischen untergeordnet, und von derselben in gewisser Weise abhängig. Manche jüdische Lehrer behaupteten nämlich, aller heilige Geist, der je über jüdische Seher gekommen, stamme von Sinai, denn dort sey die allgemeine Ausgießung erfolgt, so zwar, daß auch die spätern Propheten, wie David, Jesaias, Jeremias, Daniel, samt den Andern, deren Weissagungen in den heiligen Büchern stehen, ihre göttliche Begeisterung von dorther empfingen; denn obwohl nicht mit Leibern begleitet, wie Moses und seine Zeitgenossen, hätten jene Propheten doch als vorweltliche Seelen dem Akte auf Sinai beigewohnt, und daselbst den heiligen Geist empfangen. Die göttlichen Gesichte, die sie später, nachdem sie in Menschengestalt auf die Welt gekommen, erhalten hätten, seyen eine Erinnerung Dessen, was sie einst auf dem Sinai geschaut, oder wenigstens seyen sie durch den Geist, der damals über sie kam, zu ihren Weissagungen befähigt worden. Gewiß ist, daß alle Pharisäer darin übereinstimmten, das Gesetz oder die Bücher Mosis stehen an Ansehen weit über den Schriften der Propheten, obgleich sie auch diesen, wie gesagt, göttliche Geltung zuerkannten. Den Umfang der Offenbarungsurkunden oder der heiligen Schriften bestimmten sie gerade, wie wir (denn die christliche Kirche hat ihren Kanon von den Juden entlehnt): fünf Bücher Mosis, Josua, Richter, Samuel, zwei Bücher der Könige, Jeremias, Ezechiel, Jesaias, das Buch der zwölf kleinen Propheten, die Psalmen, Ruth, Hiob, Sprüchwörter, Prediger, hohes Lied, Klagelieder, Daniel, Esther, Esras, Chronik. Nach dieser Rechnung kommen 24 Schriften heraus, Andere zählten einer mystischen Aehnlichkeit mit dem hebräischen Alphabet zu Lieb, das 22 Buchstaben umfaßt, bloß 22 Bücher, indem sie nämlich das Buch Ruth als Anhang zu den Richtern, die Klaglieder als Anhang zu Jeremias betrachteten *).

---

*) Siehe Gfrörer Jahrhundert des Heils I., p. 237.

Außer dieser geschriebenen Offenbarung behaupteten sie noch eine mündliche zu besitzen, die ebenfalls vom Sinai stamme, sofern Moses eine Menge Vorschriften, die er nicht niederschreiben wollte, den 70 Volksältesten, namentlich seinem Nachfolger Josua, mündlich mitgetheilt habe. Josua hätte dann dieses kostbare Vermächtniß den späteren Weisen vermacht, Leztere wiederum ihren Nachfolgern, und so sey das zweite Gesetz bis auf Esdras, und von ihm auf die Männer der großen Synagoge, die nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil eingesezt ward, fortgepflanzt, und von Nun an in den Schulen der Pharisäer regelmäßig vorgetragen worden. Der behauptete Ursprung vom Sinai her, stellte die neue Quelle göttlicher Offenbarung in gleiche Reihe mit dem geschriebenen Gesetz und den Schriften der Propheten, die ja dort ebenfalls ihren Geist empfangen haben sollten. Aber in der Anwendung gewann jene sogar den leztern den Vorrang ab. Der Pentateuch wie die Bücher der Propheten sind in einer Sprache geschrieben, welche seit Esdras Tagen nicht mehr vom jüdischen Volke gesprochen wurde, denn das Hebräische war seit dieser Zeit vom Aramäischen verdrängt worden; es bedurfte daher, um das Gesetz auszulegen, gelehrter Kenntnisse, die sich nur in den Schulen befanden, in denen auch das mündliche Gesetz oder die Ueberlieferung fortgepflanzt wurde. Schon aus diesem Einen Grunde ging die Auslegung und somit die Anwendung des Gesetzes in die Hände der Schulen über. Fürs Zweite haben die geschriebenen Urkunden die religiösen und politischen Verhältnisse ihrer Zeit im Auge, und sind zunächst auf dieselben berechnet; allein indessen hatten sich die Umstände in vielen Beziehungen gewaltig geändert, und es war deßhalb nöthig, die alten Vorschriften an die neue Gestaltung der Dinge anzupassen; wegen des Besitzes der mündlichen Ueberlieferung glaubten sich die Pharisäer zu diesem höchst wichtigen Geschäfte ausschließend befähigt; und so kam es denn, daß die geschriebene Offenbarung allmählig der sogenannten mündlichen dienstbar ward. In zahlreichen Stellen rabbinischer Schriften, die dem zweiten bis zum vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung angehören, finden sich sehr starke Aussprüche einzelner Lehrer, kraft denen Gesetz und Propheten weit unter die Ueberlieferung herab erniedrigt werden. So heißt es z. B. Mischnah Sanhedrin *): „es ist ein schwereres

*) Cap. XI., 3.

Verbrechen, Etwas wider die Schriftgelehrten (und ihre Ueberlieferung) zu sagen, als wider die Worte des Gesetzes." Man könnte freilich versucht seyn, zu zweifeln, ob diese Ansicht schon in den Tagen Jesu auf dieselbe Spitze getrieben worden sey. Allein einzelne Zeugnisse im neuen Testament und bei Josephus, so wie die innere Nothwendigkeit der Verhältnisse, drängen uns die Vermuthung auf, daß die Pharisäer bereits damals sich und ihrer Ueberlieferung, obwohl vielleicht in minder starken Worten, das gleiche Ansehen angemaßt haben. Schon waren damals eine Menge Satzungen bei ihnen im Brauche, die aus den Büchern Mosis nicht bewiesen werden konnten, und der Einfluß des Ordens auf das Volk hatte, wie wir oben gesagt, seine Höhe erreicht. Eben weil auf dem mündlichen Gesetz oder der Ueberlieferung die Macht der Pharisäer beruhte, erhoben die Sadduzäer so kräftigen Widerspruch gegen diese zweite Offenbarungsquelle. Uebrigens würde man den Pharisäern Unrecht thun, wenn man glaubte, daß sie in ihren Schulen Lehren vorgetragen hätten, welche gegen den klaren Wortsinn des geschriebenen Gesetzes lauteten. Lezterer war vielmehr die Grundlage, auf welcher die Ueberlieferung aufgeführt wurde, nur gingen sie freilich mit ihren Folgerungen und Zusätzen weit über den Buchstaben des Pentateuchs hinaus.

Indem sie vorgaben, daß die von ihnen gelehrte Ueberlieferung so gut vom Sinai herrühre als die Weissagungen der alten Propheten, stellten sie sich kühn in eine Klasse mit diesen hochgefeierten Männern. Doch schrieben sie darum ihrem Orden, oder auch einzelnen Mitgliedern desselben, nicht dieselbe göttliche Begeisterung zu, die einst den Propheten zu Theil geworden. Der Talmud und Josephus sprechen sich hierüber klar aus*): „Nachdem die lezten Propheten Haggai, Zacharias und Maleachi gestorben waren, hörte das Urim und Thumim wie der heilige Geist in Israel auf zu wirken." Wie hätten sie sich auch himmlische Einflüsse anmaßen können, da ihr ganzes Treiben in Schulwissen, in Gelehrsamkeit zusammen geschrumpft war? Nur eine einzige Weise lebendigen Verkehrs der Gottheit mit dem auserlesenen Volke, lehrten sie, seye übrig geblieben, in der sogenannten Bathkol oder Tochter der Stimme. Gewöhnlich bezeichneten sie mit diesem Namen einen

*) Siehe Gfrörer Jahrhundert des Heils I. 252.

Laut, der aus den Wolken, aus dem Heiligthum, aus Häusern, Höhlen, oder auch aus freiem Felde erschallend, den Willen der Gottheit über irgend einen Entschluß oder ein Ereigniß anzeigen sollte; manchmal wurden auch zufällige Aeußerungen unbetheiligter Personen, die bei Verhandlung irgend eines Geschäfts sich vernehmen ließen, als göttliche Entscheidungen hingenommen. Doch waren es in der Regel Stimmen der ersteren Art, die als Bathkol galten; mehrere Spuren davon kommen bekanntlich im neuen Testamente vor.

Aus den eben angeführten Quellen der Offenbarung schöpften nun die Pharisäer ihre Lehre von Gott, von den Engeln und Teufeln, von der Schöpfung, von der Welt und ihren Theilen, vom Menschen, von der Vorsehung und vom Messias. Was das Dogma von Gott betrifft, so ist es eine vielfach erprobte Erfahrung, daß die Menschen überall die Ideale ihrer Phantasie auf ihre Ansicht vom Höchsten übertragen. Das Höchste für den gelehrten Juden von Damals war der Hohenpriester zu Jerusalem oder auch ein vollkommener Rabbine, und so schufen denn die Pharisäer ihren Nationalgott in einen himmlischen Rabbinen oder Hohenpriester um. Man dachte sich, daß Er oben im himmlischen Heiligthume throne, angethan mit demselben, nur veredelten, Schmucke, der hier unten den Rabbinen oder Hohenpriester auszeichnet; wie die irdischen Herrscher, besonders die im Morgenlande, von einem Hofstaate prächtiger Beamten umgeben sind, so umkreisten sie den Thron des Höchsten mit Schaaren unzähliger Engel, die in verschiedene Klassen eingetheilt seyn sollten. Die Meisten zählten, entsprechend den sieben Planeten des Alterthums, sieben als die ersten aus dem himmlischen Heere, die darum Erzengel hießen. An ihrer Spitze, lehrte man, stehe Michael, als der himmlische Vertreter des Volkes Israel. Den niederen Engeln wurden verschiedene Verrichtungen angewiesen. Eine große Abtheilung derselben sollte, entsprechend den Leviten im Tempel zu Jerusalem, den Dienst im oberen Heiligthum versehen, sie wurden deßhalb Engel des Dienstes genannt. Andere glaubte man über die verschiedenen Elemente und Theile der Natur, die Wasser, das Feuer, die Erde, die Luft, das Pflanzen-, Thier- und Stein-Reich als Wächter gesezt. Wieder Andere wurden als Schutzgeister den einzelnen Menschen und Nationen zugesellt.

Denselben Gegensatz zwischen Gut und Böse, der alle irdischen Verhältnisse durchdringt, verpflanzten die Pharisäer zur Zeit Jesu Christi auch in die unsichtbare Welt, indem sie dem höchsten Gotte einen Satan, dem himmlischen Reiche der Engel ein teuflisches böser Geister entgegenstellten. Gewiß ist, daß sie den Oberherrn der bösen Kräfte an Macht dem guten Gotte unterordneten, und dadurch die bedrohte Einheit des Alls sicherten. Aber über den Ursprung Satans und seiner Genossen scheint Verschiedenheit der Meinung in den alten rabbinischen Schulen geherrscht zu haben. Einige lehrten, daß vom Anbeginn der Schöpfung an ein böses Wesen, das sie gewöhnlich Samael nannten, dem Herrn entgegen gestrebt, und demgemäß einen Theil seines Giftes allem Erschaffenen, und namentlich dem ersten Menschen, beigemischt habe; während Andere einen ursprünglich guten Geist von Gott abfallen und dadurch zum Satan werden ließen. In den Tagen Jesu Christi herrschte vielfach der Glaube, daß Kinder Gottes, die lange rein und himmlischer Art gewesen, aus fleischlicher Liebe zu den Töchtern der Menschen, den Himmel verlassen und sich durch fleischliche Wollust verunreinigt hätten. Aus ihrer sträflichen Verbindung mit irdischen Weibern sey dann in drei- oder vier-facher Abstufung ein Geschlecht von Riesen und Dämonen entstanden, welche leztere in die Menschen hineinfahren und durch teuflische Besitzung allerlei böse Krankheiten verursachen. Die Stelle 1 Buch Mosis 6, 2. „da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten," gab Anlaß zu dieser Lehre, die in vielen Schriften, wie namentlich im Buche Henoch, vorgetragen wurde, und allgemeine Zustimmung unter den Juden erhielt. Der Glaube an Besitzungen durch böse Wesen, Teufel, Dämonen war daher sehr verbreitet, wie man auch aus dem neuen Testamente ersieht. Als Wohnort der guten und seligen Geister betrachtete man die oberen Sphären des Sternenhimmels, während die bösen den Raum zwischen Mond und Erde in solcher Masse einnehmen sollten, daß der ganze Dunstkreis von Tausenden derselben angefüllt sey. Die fünf Bücher Mosis nennen Engel nur sparsam, vom Teufel wissen sie nichts, auch die Schriften der Propheten enthalten nur Weniges über diesen Gegenstand, mit welchem die Juden erst in Babel bekannt wurden. Es ist daher in der Ordnung, daß die Sadduzäer, die, wie wir oben

sagten, an dem alten Glauben des Volks festhielten, die weit ausgesponnene Engel- und Teufel-Lehre der pharisäischen Schulen verwarfen.

Im Dogma von der Schöpfung hielten sich die Pharisäer meist an den Wortsinn des ersten Buchs Mosis, nur fügten sie Manches über die unsichtbare Welt bei. Was hier Unten irgend besteht: Städte, Tempel, Menschen, Thiere, ist nach einer himmlischen Form abgeprägt, denn bei Gott sind die Urbilder aller Dinge, nach denen die irdische Welt ausgeprägt ward. Zur unsichtbaren Welt gehört auch das Paradies, welches unzählige Abtheilungen umfaßt, einen unermeßlichen Raum einnimmt und bereitet ist zu einem Hause überschwänglicher Wonne für die abgeschiedenen Seelen der frommen Menschen. Dicht an demselben, nur durch einen Schlund von ihm getrennt, befindet sich die Hölle, eben so vielgestaltet und umfangreich wie das Paradies, aber ein finsterer Ort der Qual für die Seelen der Gottlosen. Sonst träumten die Pharisäer noch von kolossalen Urthieren, die Gott nach vollendeter Schöpfung wieder zerstört habe, wie der Riesenochse Behemoth und das Seeungeheuer Leviathan. Wegen ihrer Gefräßigkeit und Größe habe der Herr diese Thiere der Urwelt getödtet, und ihr Fleisch eingesalzen als einen Leckerbissen für die Seligen in der künftigen Welt. So abgeschmackt diese Fabel lautet, kommt sie sehr häufig vor in den ältesten rabbinischen Schriften.

Was die Lehre vom Menschen betrifft, so behaupteten die Pharisäer, daß alle Seelen, ehe sie in diese Zeitlichkeit kommen, in einem großen himmlischen Behälter vorher gelebt hätten, und demgemäß auch nach dem körperlichen Tode fortdauern, jedoch mit verschiedenem Schicksale. Je nachdem sie auf Erden gewandelt, Tugend geübt oder dem Laster sich hingegeben, genießen sie nach dem Tode ewige Wonne, oder büßen ihre Missethaten durch angemessene Qualen. Alles kommt darauf an, ob sie der Sünde widerstanden oder nicht. Der Reiz zur Sünde, sagten sie, sey angeboren, eine Folge der ersten Uebertretung Adams, von dem wir Alle abstammen. Der Mensch besitze aber auch einen vom Schöpfer eingepflanzten Trieb zum Guten, doch werde derselbe erst mit den Jahren der Mannbarkeit bei jedem Sterblichen wirksam. In der Regel sprach man diese Lehre mit den Worten aus: Gott habe dem Menschen zwei Jezer oder Triebe, einen guten und einen bösen

anerschaffen. Den bösen Jezer sezten sie, wie wir sagten, in enge Verbindung mit der ersten Sünde Adams im Paradiese. Da sie nebenbei lehrten, daß alle Menschenseelen, vor ihrer Erscheinung in der Körperwelt, im Paradies bereits gelebt hätten, und also nicht erst durch den Akt der Zeugung entstanden seyen, so mußten sie nothgedrungen behaupten, daß die Geister der Nachkommen Adams schon in der Seele ihres Stammvaters mitgesündigt hätten: eine Ansicht, die sich auch nicht selten in den ältesten rabbinischen Schriften findet. Die Lehre von der Erbsünde in derselben Gestalt, wie sie in den Briefen des Apostels Paulus uns entgegentritt, gehört demnach nicht minder den Pharisäern an. Bei solchen Grundsätzen konnten sie dem Menschen nur in einem sehr beschränkten Maaße sittliche Freiheit zuschreiben. Denn da die Neigung zum Bösen uns angeboren ist, und wir uns derselben nicht entziehen können, so wirkt sie in unserm Innern auch wider unsern Willen, was schon Sünde ist; da anderer Seits der gute Trieb, der dem bösen widerstrebt, uns ebenfalls eingepflanzt seyn soll, und folglich nicht von unserm freien Willen abhängt, und da ferner die Erfahrung zeigt, daß einzelne Menschen schon von Geburt an, also ohne ihr Zuthun, einen stärkern Hang zum Guten und Bösen haben als Andere, so scheint hieraus hervorzugehen, daß die Sündhaftigkeit oder die Reinheit des Menschen einzig durch das größere Maaß der Beimischung des guten oder bösen Triebes, mit dem uns der Schöpfer ausgestattet, bestimmt werde; von sittlicher Freiheit könnte daher nur dem Namen nach die Rede seyn. In der That herrschte nach dem Zeugniß des Geschichtschreibers Josephus lebhafter Streit unter den jüdischen Sekten über die Frage von der göttlichen Vorherbestimmung, oder dem Verhängnisse, indem die Pharisäer sittliche Freiheit des Menschen nur theilweise, die Essener gar nicht, die Sadduzäer dagegen vollkommen anerkannt haben sollen. Mit dieser Aussage stimmen auch die Schriften der späteren Rabbinen überein. Neben Stellen, welche das ewige Wohl und Wehe, Erwählung oder Verwerfung der Menschen, von dem göttlichen Rathschlusse abhängig machen, kommen andere vor, in welchen unserer Freiheit die Kraft, den guten oder bösen Weg einzuschlagen, aufs Bestimmteste zugesprochen wird. Die Consequenz der Theorie trieb sie auf das Dogma von der göttlichen Vorherbestimmung hin, während das praktische Bedürfniß doch wieder

Anerkennung der sittlichen Freiheit aufnöthigte. Demgemäß lehrten sie, daß kein Mensch dem göttlichen Gesetze vollkommen genüge, wogegen sie aus Verehrung für die gefeiertsten Männer der alten Geschichte des Volks doch wieder so reden, als hätten Einzelne, wie Henoch, wie Moses, ohne Sünde gelebt.

Jedenfalls lehrten sie, hänge das künftige Schicksal der Seelen von dem Maaße ab, in welchem dieselben hier auf Erden dem Willen Gottes nachgelebt hätten. Die schlechtesten Seelen stürzen sogleich nach erfolgtem Tode in die Hölle hinunter, wo sie für ihre bösen Thaten angemessene Pein erdulden müssen, die guten dagegen steigen unmittelbar ins himmlische Paradies auf, um dort in unaufhörlicher Wonne sich zu freuen. Von den allerreinsten Seelen aber behaupteten einzelne Rabbinen sogar, daß sie, ohne den Tod vorher zu kosten, unmittelbar von der Erde empor in den Himmel auffahren. Die Geschichte Henochs und des Propheten Elias führte zu dieser Ansicht. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen fällt jedoch, wie die Erfahrung beweist, weder in die Klasse der entschieden Guten, noch der ganz Bösen, sondern wandelt auf der breiten Straße der Mittelmäßigkeit. Für diese war eine gemischte Entscheidung nöthig. Die Pharisäer lehrten demgemäß, daß die halb-guten halb-bösen Seelen nach dem Tode in eine Art Mittelzustand oder Fegfeuer übergehen, wo durch läuternde Flammen die anklebende Unreinheit ausgebrannt werde; erst wenn diese Läuterung vor sich gegangen, werden sie in die niederen Wohnungen des Himmels versezt. Außer dieser Reinigung finden sich noch Spuren von einer anderen, sofern einzelne Rabbinen die Ansicht hegten, daß gewisse Seelen, die früher auf Erden gelebt, nach bestimmten Zeiträumen, mit neuen Leibern bekleidet, wieder in die Zeitlichkeit zurückkehren. Es ist z. B. eine uralte Behauptung, daß Pinehas, Eleazars Sohn, derselbe mit Elias, Balaam derselbe sey mit Laban, dem Syrer, und dem Könige Kuschan Rischatajim. Mehrere der ältesten christlichen Väter fanden diese Meinung in der Stelle Matth. 14, 2. angedeutet, wo Herodes sagt: „Jesus ist der von den Todten erstandene Täufer." Da auf die eben beschriebene Weise gute und böse Seelen gleich nach ihrem Abscheiden aus der Zeitlichkeit eine ihrem irdischen Leben entsprechende Zukunft erwartet, und da somit Rückkehr auf die Erde für die Guten eine Unterbrechung himmlischer Seligkeit, für die Schlimmen Linderung

höllischer Qual ist, — was nicht in den strengen Absichten der Pharisäer lag — so sollte man meinen, daß sie die Abgeschiedenen für immer in die Hölle oder den Himmel versezt haben werden. Aber dem ist nicht so: die Pharisäer lehrten vielmehr, daß am Ende der Zeiten, wenn der Messias erscheint, die Seelen der abgeschiedenen Frommen ihre Leiber wieder anziehen und auf die Erde zurückkehren sollen, um hier Unten im Reiche des Messias überschwängliche — doch ziemlich sinnliche Freuden zu genießen. Einige alte Rabbinen behaupteten, daß auch die Bösen wieder auferstehen, jedoch nicht zur Freude, sondern zu erhöhter Qual; Andere jedoch läugneten Dieß, und versezten die Gottlosen für immer in die Hölle. Daß die Lehre von der Wiedererweckung des Fleisches sich neben dem Dogma von Himmel und Hölle erhielt, davon liegt der Grund in dem scharfen politischen Gepräge, welches die mosaische Gesetzgebung dem israelitischen Volke aufgedrückt hat. Der jüdische Staat sollte durchaus wieder hergestellt werden, wenn auch der Himmel die Bürger dazu liefern mußte. Uebrigens kommt die Auferstehung aus Babel her, weßhalb sie von den Sadduzäern verworfen ward. Bezüglich auf die Geschichte des ersten Menschen, Adam, herrschten in den pharisäischen Schulen manche Ausschmückungen, die über den Text des ersten Buchs Mosis hinausgehen. Adam soll Anfangs ein ungeheurer Riese gewesen seyn, zu dessen Bildung alle Elemente ihren Tribut liefern mußten, auch habe er beide Geschlechter als Mannweib in sich vereinigt, und ein überirdisches Licht besessen, kraft dessen er von einem Ende der Erde zum andern sah, und die Zukunft mit prophetischer Kraft voraus erkannte. In Folge des Sündenfalls sey dann der weibliche Urmensch vom männlichen oder Adam von Eva getrennt, und die Leiber Beider auf das jezt gewöhnliche Maaß zurückgeführt worden. Doch blieb unserem Stammvater, nach der Rabbinen Lehre, die Gabe der Prophetie, und auch das göttliche Ebenbild, das er, wiewohl in verdunkelter Gestalt, auf seinen Nachkommen vererbte.

Eine sehr wichtige Stelle nahm im pharisäischen Dogma der Abschnitt von den Mitteln und Wegen ein, wodurch der Mensch das göttliche Wohlgefallen und dadurch ewiges Glück nach dem Tode erwirbt. Eigenes und fremdes Verdienst führt nach ihrer Lehre zu diesem Ziele. Unter Allem was der Mensch selbst für sich

thun mag, steht oben an thätige Liebe zu Gott und dem Nächsten. Hierüber finden sich in den ältesten rabbinischen Schriften Aussprüche, welche ganz mit Stellen des neuen Testaments übereinstimmen. „Doppelt und dreifach," heißt es im Buche Sifri, „ist der Lohn Dessen, Der aus Liebe zu Gott Gutes wirkt." Deßgleichen in mehreren Stellen: „Der Spruch (Levitikus 19. 18) du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, ist die erste Regel im Gesetze." Was den Nächsten lieben heiße, wie sich selbst, darüber erklärt sich eine Ueberlieferung im Talmud *) folgendermaßen: „Ein junger Heide kam zu Rabbi Hillel und bat ihn, den Inhalt des ganzen Gesetzes aufs Kürzeste mitzutheilen. Rabbi Hillel entgegnete: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue du keinem Andern. Dieß ist die Summe des Gesetzes, alles Andere dient bloß zur Auslegung." Die Liebesdienste gegen den Nächsten umfaßten sie unter dem gemeinsamen Namen Werke der Barmherzigkeit, und hoben besonders folgende hervor: Nakte zu kleiden, den Bräutigam und die Braut zusammen zu geben, Kranke zu besuchen, Arme zu speisen, Leidende zu trösten, sein Gut an Bedürftige auszutheilen. Namentlich galt leztere Eigenschaft, oder die Bereitwilligkeit, Almosen zu geben, für verdienstlich, und erhielt vorzugsweise den Namen Gerechtigkeit. Neben den Werken der Nächstenliebe erhielten Demuth, Andacht im Gebet, Buße, eine hohe Stelle; auch der Glaube ward unter die wichtigsten Gnadenmittel gerechnet, und zwar zogen die Pharisäer bereits die Folgerung, welche später in der katholischen Kirche so wichtig ward: außer der rechtgläubigen Kirche gebe es kein Heil, die Ketzer seyen alle ewig verloren. Schon in der Mischnah Sanhedrin **) heißt es: „Ganz Israel (auch die Sünder, wenn sie nur vor dem Tode Buße thaten) hat Theil an der zukünftigen Welt. Einzig ausgenommen davon sind, die so da sprechen: es sey keine Auferstehung der Todten nach dem Gesetz, das Gesetz sey nicht vom Himmel gegeben, und die Epikuräer" (d. h. Diejenigen, welche die Schulen der Weisen gering achten). Daher der wilde Haß, mit welchem die Pharisäer schon zur Zeit Jesu die übrigen Sekten des Judenthums, und noch mehr die unglaubigen Heiden, am Meisten,

*) Schabbat p. 31. a.

**) Cap. X., 1.

nach dem Aufkeimen unserer Kirche, die Christen verfolgten. Endlich müssen wir noch einer Weise der Werkthätigkeit gedenken, aus welcher der selbstgerechte rabbinische Stolz die meiste Nahrung zog. Zahlreich sind die Stellen im neuen Testament, wo die Pharisäer Christum wegen Uebertretung äußerlicher Ceremonien, besonders wegen Vernachläßigung der strengen Sabbatgebote anfeinden. Mit diesen Anzeigen in unsern heiligen Büchern stimmen die spätern Schriften der Sekte aufs Genaueste überein. Unter allen heiligen Gebräuchen, die vom Gesetze vorgeschrieben werden, soll die Sabbatfeier die erste seyn. Wer derselben gewissenhaft nachkommt, lehren sie, erringe vollkommene Vergebung, wenn er auch die schwersten Sünden begangen hätte. Von der nachläßigen Feier des Sabbats rühre alles Unglück her, das je über Israel gekommen: die Unterjochung durch die Heiden, die zweimalige Zerstörung des Tempels und der Stadt. Würde der Sabbat nur zwei-, dreimal in Israel recht begangen, so müßte der Messias unfehlbar erscheinen. Auch der alexandrinische Jude Philo, der sonst sehr geistige Ansichten hat, spricht sich in diesem Sinne aus.

Diejenigen nun, welche die eben beschriebenen guten Werke und Tugenden geübt, besitzen, laut der pharisäischen Glaubenslehre, Verdienst vor Gott, und haben das Recht, auf Lohn für jede einzelne Pflichterfüllung Anspruch zu machen. Aber in der Abrechnung findet von Vorneherein ein bedeutender Unterschied Statt. Die Erfahrung zeigt nämlich, daß es auch unter den schlechten Menschen kaum Einen gibt, der nicht während seines Lebens irgend ein gutes Werk geübt. Da nun die göttliche Gerechtigkeit, gemäß den Ansichten der Rabbinen, forderte, daß jedes Verdienst seinen Lohn erhalte, und da sie anderer Seits sonst schlimmen Seelen, wegen weniger guten Werke, keinen Antheil an der Seligkeit in jener Welt zusprechen konnten und wollten, so war hier ein Ausweg nöthig. Sie behaupteten daher, daß einzelne gute Werke der Bösen schon hier Unten durch irdisches Glück belohnt werden, während ihren Missethaten Drüben die gerechte Strafe bevorstehe. Namentlich wurden die guten Werke der Heiden auf die beschriebene Weise abgefertigt. Zugleich schöpften sie aus dieser ihrer Ansicht vielfach benuzten Anlaß, um die Gottheit wegen des irdischen Glücks der Gottlosen und des Unglücks der Frommen zu rechtfertigen. Jene haben ihr Gutes, — wie der reiche Mann in dem

Gleichniß von Lazarus — auf Erden empfangen, Drüben erwartet sie die gerechte Qual für ihre Missethaten, während der Fromme hier Unten Manches leiden mag, wofür er Drüben doppelten Trost erwarten darf. Die irdischen Leiden sind daher öfters als eine göttliche Begnadigung anzusehen, insofern der Allmächtige den Frommen einzelne Sünden, die er während seines Lebens begangen, hier abbüßen läßt, weßhalb derselbe mit lauter Verdiensten hinüberkommt, welche ihm die Seligkeit verbürgen. Wenn nun die Heiden und schlechte Juden für ihre schwachen Verdienste schon auf Erden den Lohn dahinnehmen, so hält der gütige Gott mit der großen Masse des erkorenen Volkes Israel erst in jenem Leben Abrechnung. Dieselbe wird öfters in rabbinischen Schriften unter dem Bilde einer himmlischen Wage vorgestellt, in deren eine Schale die guten Werke, in deren andere die Uebertretungen jedes Einzelnen gelegt werden. Das Gewicht der Meisten ist zu leicht, bei vielen Andern kommen die Uebertretungen den guten Werken gleich, nur Wenige haben ein Uebergewicht der Verdienste aufzuweisen. Nach dem strengen Rechte müßten nun die beiden ersten Klassen in die Hölle wandern, wenn nicht eine besondere Vorkehrung sie aus dem ewigen Feuer rettete. Die Pharisäer lehrten nämlich, daß Einzelne Männer das Gesetz vollkommen erfüllt, und dadurch ein von keinem Makel entstelltes, unermeßliches Verdienst erworben hätten. Dieser Ueberschuß, den die Heiligen für ihre Person nicht brauchen, komme nun Denen zu Gut, deren eigenes Verdienst nicht groß genug zu Erringung der ewigen Seligkeit sey, also daß die Mittelmäßigen und kleineren Sünder durch die ihnen zu Gut geschriebene Vollkommenheit der Frommen gerechtfertigt würden. Solches Verdienst, das hinreiche, um viele Sünder zu erlösen, schrieben die Pharisäer in der Regel nur den vom Glanze der Sage umstrahlten Stammvätern zu, namentlich den Patriarchen Abraham, Isak, Jakob und ihren Frauen Sara, Rebekka, Rahel, Lea. Jene wurden deßhalb die drei Väter, diese die vier Mütter der Welt genannt. Doch gab es auch unter den Schriftgelehrten Einzelne, welche sich selbst eine gleiche Höhe der Heiligkeit beimaßen. Der Talmud*) führt z. B. folgenden Ausspruch des Rabbi Schimeon Ben Jochai an: „Abraham mag wegen seines Verdienstes die ganze

*) Berachot Jeruschal. p. 36. a.

Welt versühnen, von seiner Zeit bis zu meinen Tagen; ich will sie versühnen bis ans Ende der Dinge; wo aber mein Verdienst nicht allein ausreichen sollte, so nehme ich den Rabbi Achia von Schiloh zu mir, dann versühnen wir zusammen alle Welt." Man erinnere sich, daß Christus den Pharisäern öfters ihr Pochen auf die Abstammung von Abraham bitter vorwirft *), woraus ersichtlich, welch' hohen Werth vor Gott sie auf das Verdienst dieses Patriarchen legten. Auch kommen Spuren von ähnlichem Hochmuth, wie der durch Rabbi Schimeon Ben Jahai an den Tag gelegte, bei den Pharisäern im neuen Testamente vor.

Mit obigen Grundsätzen hängt die Lehre von Verdienstlichkeit der Leiden genau zusammen. Wehe, das Gott über uns hier verhängt, büßt Sünden; es ist daher eine Gnade, wenn der Höchste den Menschen in diesem Leben straft, weil der Betroffene dadurch den viel schwereren Strafen der Ewigkeit entgeht. Die jüdischen Bücher sind deßhalb voll vom Preise der Züchtigungen. Nun zeigt aber die Erfahrung, daß auch heilige Menschen, die folglich keine Schuld abzubüßen haben, oft große Leiden auf Erden erdulden müssen. Diese irdische Pein wird ihnen daher in der Ewigkeit zum reinen Verdienst, und da sie dasselbe wegen ihrer Heiligkeit nicht für sich selbst bedürfen, so wird es zu einem himmlischen Schatze, den der Herr nach seinem Wohlgefallen Sündern zurechnen mag. Für das schwerste Leiden hielten die Rabbinen den Tod, besonders einen gewaltsamen, weßhalb derselbe zugleich für das kräftigste Versöhnungsmittel der Sünden galt. Nach der Mischnah Sanhedrin **) hieß man zur Hinrichtung abgeführte Verbrecher, wenn sie keine Kraft mehr hatten, die Beichte abzulegen, vor dem tödtlichen Streiche sagen: mein Tod sey die Versöhnung aller meiner Missethaten. Wenn so selbst der Tod des Verbrechers eine große Weihe besizt, wie viel mehr muß dieß dann von dem unverschuldeten Sterben eines Gerechten gelten! In zahlreichen Stellen der rabbinischen Schriften wird diese Folgerung gezogen: der Tod der Heiligen sey die Versöhnung für ganz Israel, die Väter und Propheten hätten ihre Seele für das Volk hingegeben und dasselbe durch ihren Tod erlöst. In Jesu Christi Tagen, wo der

---

*) Z. B. Evangel. Johannis 8, 33. folg.

**) Cap. 6, 2.

Opferdienst im Tempel zu Jerusalem noch in voller Blüthe stand, stellten die Schriftgelehrten den schuldlosen Tod heiliger Männer vielfach als ein Blutopfer dar, durch welches die Nation, der die Sterbenden angehörten, vom Fluche der Sünden befreit werde *). Man sieht: die pharisäische Glaubenslehre räumte fremdem Verdienste einen sehr großen Wirkungskreis ein, welcher noch durch andere Zusätze erweitert ward. Nicht nur durch ihre überfließenden guten Werke sollten die Patriarchen und Propheten Israel sühnen, sondern auch durch ihre tägliche Fürbitte, welche die abgeschiedenen Seelen dieser Heiligen täglich vor dem Throne des Höchsten niederlegen. So heißt es z. B. im zweiten Buch der Makkabäer: **) „Onias, der Hohenpriester, schaute (im Gesichte) eine Gestalt, ehrwürdig durch Heiligenglanz und Alter. Dieser bruderliebende Mann, der unaufhörlich im Himmel für sein Volk und die heilige Stadt fleht, war der Prophet Gottes Jeremias.“ Auch andere jüdische Schriften sind voll von solchen Aussprüchen.

Außer diesen Mitteln der Versöhnung kannte die Synagoge noch vier, die ihre Kraft göttlicher Einsetzung verdanken: den Opferdienst im Tempel zu Jerusalem, die Beschneidung, das Passah, das Versöhnungsfest. Wie hoch erstere gefeiert wurden, ersieht man besonders aus der unglaublichen Wuth, mit welcher die Juden beim lezten Aufstande unter Titus das Heiligthum, den Sitz des Opferdienstes, gegen die Römer vertheidigten. Indeß ging mit dem Tempel auch das Opfer unter, aber später wie früher erhielt sich der Glaube an die sündentilgende Kraft des Passah, der Beschneidung, des Versöhnungsfestes. Die Juden betrachteten diese Anstalten, die auf göttliche Einsetzung im Pentateuche gegründet sind, gerade wie wir Christen die Sakramente. Ich begnüge mich, zwei Beweisstellen herzusetzen. Schemot Rabba ***) heißt es: Israel wird durch zweifaches Blut erlöst, durch das Blut des Pascha und der Beschneidung, wie geschrieben steht (Ezech. 16, 6.) „In deinem Blute lebe, in deinem Blute lebe.“ Noch größerer

*) Die Beweise finden sich in meiner Schrift, Jahrhundert des Heils II. p. 189. u. folg.

**) XV. 13, 14.

***) Abschnitt 17, p. 134 b.

Werth ward dem Versöhnungsfeste*) beigelegt. In dem Buche Pirke Rabbi Eliefer findet sich darüber folgender Ausspruch: „Wäre der Versöhnungstag nicht, so würde die Welt nicht bestehen, denn der Versöhnungstag sühnet in dieser und in der künftigen Welt, weßhalb geschrieben steht (Levit. 16, 31., 23, 32.): Er soll Euch ein Sabbath des Sabbaths seyn — ein Sabbath in dieser und ein Sabbath in der zukünftigen Welt. Und wenn auch schon alle Festtage (in den Zeiten des Messias) aufhören, so vergeht doch der Versöhnungstag nicht, denn derselbe sühnet alle geringen und schweren Sünden nach dem Spruche (Levit. 16, 30.). Denn an diesem Tage geschieht eure Versöhnung von allen euern Sünden. Es heißt nicht von euern Sünden, sondern von allen Euern Sünden." Doch war es eine sehr alte Meinung, daß jener festliche Tag nur die Uebertretungen sühne, deren sich der Mensch vor Gott schuldig gemacht, nicht auch die, welche er gegen seinen Nächsten begangen; zu Tilgung dieser glaubte man, gehöre noch die ausdrückliche Verzeihung des Beleidigten. Darum herrschte in den Synagogen der Gebrauch, daß an jenem Feste die Betheiligten sich die Hand zur Vergebung reichten.

Von solcher Art war die pharisäische Lehre von den Mitteln, wodurch der Mensch die göttliche Gnade erringen möge. Man sieht, daß sie ganz die Form kaufmännischer Abrechnung trägt. Gott der Herr hat, gleichsam als das ihm gebührende Einkommen, ein bestimmtes Maaß frommer Dienstleistungen von den Menschen anzusprechen. Die Meisten thun zu wenig, und bleiben deßhalb in der Schuld, bei Andern steht Sollen und Thun im Gleichgewicht. Etliche aber leisten mehr als sie schuldig wären. Der Ueberschuß dieser heiligen Werke wird nun den Säumigen zu gut geschrieben, also daß auch ihre Wagschale sich füllt, und die Seligkeit, welche der gebührende Lohn des Verdienstes vor Gott ist, ihnen nicht mehr entzogen werden kann. Es springt in die Augen, daß auf diese Weise den Menschen der Weg zum Himmel ausnehmend leicht gemacht wurde. Wen eigene Frömmigkeit nicht dorthin führte, Dem half das unermeßliche Verdienst der Patriarchen aus,

*) Die Einsetzung desselben steht Levitikus 16, 30.

wo etwa noch eine Lücke übrig blieb, so ward sie durch die himmlische Wirkung der jüdischen Sakramente ausgefüllt. Der einzelne Mensch hatte also nicht nöthig, sich viel um seine Heiligung zu bekümmern. Bessere Rabbinen fühlten den großen Uebelstand, und bekannten, daß der Stolz auf die Verdienste der Väter sehr nachtheilige Folgen habe; sie drangen daher um so eifriger auf eigene Werkheiligkeit. Aber der Sitz des Uebels war zu tief, als daß es durch Scheinmittel geheilt werden konnte. Daher jener selbstgerechte Hochmuth, den das neue Testament so ernstlich an den Pharisäern rügt. Im Uebrigen entsprechen obige Lehren genau dem spätern katholischen Dogma vom unendlichen Gnadenschatz der Kirche, vom überfließenden Verdienst der Heiligen, von den guten Werken. Aus dem pharisäischen Judenthum sind sie in den Papismus übergegangen.

Diesen in sich abgeschlossenen Dogmen von der himmlischen Zukunft der Seele fügte die pharisäische Schule noch ein besonderes System irdischer Hoffnungen bei. Die Zeitlichkeit zerfällt in zwei große Abschnitte, genannt diese Welt, und die kommende, oder jene Welt. In ersterer herrscht steigende Ungerechtigkeit auf Erden, die Frommen werden unterdrückt, das Volk Gottes von den Heiden bewältigt. Aber Alles wird anders mit dem Anbruch der andern Welt. Die Markscheide derselben bildet das Erscheinen des von den alten Propheten vielfach verheißenen Erretters oder des Messias. Einige Rabbinen rechneten seine Tage zu den lezten Zeiten der jetzigen, Andere zu dem Anfang der kommenden Welt. Es herrschte über diese Frage in den Synagogen ein Streit, dessen Spuren sich auch im neuen Testamente zeigen; darüber waren dagegen alle Juden einig, daß der Ersehnte um die Zeit Jesu Christi kommen sollte. Mit glühender Inbrunst hat man ihn damals erwartet, aber auch später von Jahr zu Jahr bis ins fünfte Jahrhundert herab. Die Hoffnung auf sein baldiges Erscheinen wurde theils aus den Weissagungen Daniels begründet, theils aus dem Bewußtseyn, daß die jüdische Nation wegen ihrer Leiden des Trösters und Erretters nicht länger entbehren könne, endlich aus einer eigenthümlichen Zeitrechnung. Man glaubte nämlich, die Dauer der Welt sey nach dem Vorbilde des Sabbats vom Allmächtigen auf 7000 Jahre bestimmt, wovon sechs Jahrtausende

den Werktagen gleichen, voll Mühen und Drangsalen, das siebente dagegen Trost und himmlische Ruhe unter den Gesalbten des Herrn bringen werde. Viele Juden rechneten nun heraus, daß 5500 bis 6000 Jahre vorübergeflossen, und somit das Erscheinen des Gesalbten nicht länger anstehen könne. Es ist erstaunlich, welch' genau ausgemaltes bis aufs Einzelnste sich erstreckendes Bild sie von seinem Thun und Lassen, von der ganzen Weise seiner Erscheinung aufstellten, da doch kein Zug dieser Erwartungen der Erfahrung angehört, vielmehr Alles der Zukunft abgeborgt war. Die Pharisäer schlugen übrigens auch in der Lehre vom Messias ihren eigenen Weg ein. Während die jüdischen Mystiker ein himmlisches Wesen, einen Gott in dem Ersehnten erwarteten, sahen Jene in ihm einen Menschen, der, obwohl mit außerordentlichen Eigenschaften vom Höchsten ausgestattet und von beständigem Glücke gekrönt, doch das Maas irdischer Kräfte nicht überschreiten werde. Zwischen den Tagen des Messias, lehrten sie, und der jetzigen Welt, ist kein anderer Unterschied, als daß dann Rom und Jerusalem ihre Rollen tauschen, daß dann die Juden das weltbeherrschende Volk werden, die Römer samt allen andern Nationen dem erkornen Volke und dem Gesalbten Gottes dienen müssen. Allgemein war der Glaube, daß der erwartete Held aus dem Stamme Juda und der Stadt Bethlehem herkomme, wie sein Ahn David. Denn die Prophezeihung Micha 5, 2. wurde auf ihn bezogen: „Und du Bethlehem Ephrata — aus dir soll Mir erstehen der Gesalbte, daß er die Herrschaft führe über Israel, Er dessen Name genannt ward von Anfang an." Viele Schriftgelehrten glaubten, diese Weissagung sey in sofern schon erfüllt, als der Sprößling Davids bereits das Licht der Welt erblickt habe; nur werde sein öffentliches Erscheinen durch irgend ein Hinderniß, wie die Unbußfertigkeit des Volks, zurückgehalten, und er weile indessen, bis die Bedingungen seines Kommen erfüllt, unbekannt an fernen Orten. Mehrere Stellen im neuen Testamente, wie Joh. 7, 27. 41. 42. und 2 Thessal. 2, 6. 7. beweisen, daß diese Meinung zur Zeit Jesu verbreitet war. Doch mögen Andere sich die Sache auch anders vorgestellt haben. Darüber waren dagegen Alle einig, daß eine Epoche des größten Unglücks seinem Auftreten vorangehe. Wie ein Kind nur unter heftigen Schmerzen seiner kreisenden Mutter das Licht der Zeitlichkeit erblickt, so sollte die Welt in fürchterlichen

Wehen liegen vor der Ankunft des Erretters. Man nannte dieses Unglück daher die Wehen des Messias *).

Nach den Wehen verkündigen göttliche Vorläufer das Nahen des Ersehnten. Im zweiten Kapitel des Propheten Maleachi V. 5. heißt es: „Siehe ich will Euch senden den Propheten Elias, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn.“ Wegen dieses Spruches erwartete man allgemein, daß der Prophet Elias kurz vor der Offenbarung des Gesalbten sich zeigen werde, von welcher Ansicht sich ebenfalls deutliche Spuren im neuen Testamente finden, namentlich Matth. 17, 10. Als Aufgabe des Propheten dachte man sich das Geschäft, dem Herrn durch Wiederherstellung der zerrütteten Verhältnisse den Weg zu bahnen. Manche hielten Elias für den einzigen Vorläufer des Gesalbten, Andere gesellten dem Thisbiten mehrere gefeierte Seher der alten Geschichte, wie Moses, Jeremias, Jesaias als Gefährten bei. Sobald diese Propheten ihre Vorbereitungen getroffen, glaubte man, werde der Messias selbst erscheinen, und zwar zuerst in Galiläa, denn da diese Provinz in den Zeiten des salomonischen Tempels zuerst verheert und entvölkert worden war, so sollte sie, kraft des Vergeltungsrechtes, das allem göttlichen Wirken als Richtschnur dient, zuerst getröstet werden. Mit Waffen und Gewalt ist übrigens das Auftreten des Gesalbten bezeichnet: ein Gegenkämpfer, dessen Name und Wirken ebenfalls einem Propheten entnommen war, soll ihm entgegentreten. Ezechiel spricht von einem Fürsten Gog im Lande Magog, der mit unzähligen Heerschaaren in der lezten Zeit Israel bekriegen werde. In diesem fabelhaften Könige sahen die meisten Juden in den Tagen Jesu den Gegner des Messias, weßhalb es auch in der Offenbarung Johannis **) heißt: „Satan wird verführen die Völker aus den vier Enden der Erde, den Gog und Magog, und wird sie versammeln zum Krieg in Schaaren so zahlreich wie der Sand des Meeres. Und sie treten auf die Fläche der Erde und umringen das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt.“ Unter ungeheurem Blutbade besiegt der Messias alle diese Feinde und unterwirft sich den Erdkreis. Nun werden auch die zehen Stämme, welche in der babylonischen

*) Ein Bild, das Matth. 24, 8. unserem Erlöser in Mund gelegt ist.

**) Cap. 20, 8.

Verbannung zurückgeblieben waren, von dem Gesalbten in das Land ihrer Väter zurückgeführt. Ueber das Schicksal der vom Messias besiegten Heiden herrschte vielleicht schon in den Zeiten Jesu unter den pharisäischen Schriftgelehrten verschiedene Ansicht. Die strengeren Lehrer mögen behauptet haben, daß die Besiegten den Jehovahglauben nicht annehmen dürfen, sondern als Sklaven den Juden dienen müssen. Ohne Zweifel glaubte aber die Mehrzahl an die allgemeine Bekehrung der Völker zum Jehovahdienst.

Wenn nun die Kriege beendigt und alle Nationen den wahren Gott anerkannt haben, so herrscht im messianischen Reiche unermeßliches Glück, das die überströmende Phantasie der Rabbinen in den üppigsten Bildern ausmalte. Das Land Israel bringt dann Kuchen und Kleider von der feinsten Wolle hervor, die Bäume, der Weinstock, tragen täglich neue Früchte von außerordentlicher Größe, das Mehl quillt aus der Erde hervor, nichts fehlt zum fröhlichsten Genuß. Die Hauptstadt, wo der Messias thront, ist Seiner Majestät angemessen. Jerusalem wird vom Meere bis nach Damaskus reichen, welche Ausdehnung allerdings für die ungeheure Volksmenge nöthig ist, die im Umkreise der heiligen Stadt wogt. Die Thore, die Palläste, die Häuser sind aus den kostbarsten Stoffen Gold, Silber, Edelsteinen aufgeführt. Die Stadt selbst soll die Gestalt eines Würfels haben, eben so breit und lang als hoch, welche sonderbare Ansicht sich bereits in der Offenbarung Johannis 21, 16. findet. Die Bewohner stehen unter dem besondern Schutze Gottes, der sie täglich an dem großen messianischen Freuden-Mahle Theil nehmen läßt. Dafür beobachten sie das Gesetz aufs Pünktlichste und sind ein wahres Muster rabbinischer Heiligkeit, was ihnen jedoch leicht wird, weil der Messias mit gutem Beispiele vorangeht. Krankheiten und andere Uebel ähnlicher Art gibt es dann nicht mehr, denn die Weissagung des Propheten Jesaias (35. Kapitel) ist nun erfüllt: „Die Augen der Blinden werden aufgethan, die Ohren der Tauben geöffnet und der Lahme springt wie ein Hirsch.“

So groß und überschwänglich dieses Wonneleben ist, so hat es doch nach den einstimmigen Aussagen der Schriftgelehrten eine gemessene Dauer. Aber über die Zahl der Jahre herrschte Streit. Einige rechneten entsprechend dem Zeitraum, während dessen die Kinder Israel auf dem Zuge durch die Wüste geplagt

wurden, vierzig Jahre, Andern gemäß der Dauer des babylonischen Exils siebenzig, wieder Andere wegen der Stelle (Psalm 72, 5.): „Man wird dich fürchten Geschlechter und Geschlecht" (drei Geschlechter oder Menschenalter) neunzig, Andere aus ähnlichen mystischen Gründen 365, oder 1000, oder 2000, oder endlich 7000 Jahre. Die gewöhnlichste Ansicht, die auch durch die Offenbarung Johannis beglaubigt wird, scheint jedoch die gewesen zu seyn, daß das messianische Reich tausend Jahre lang dauern werde. Eben so wenig wissen wir mit Sicherheit, ob nicht einige von Denen, welche die Tage des Messias weit über die Gränzen der gewöhnlichen Lebenszeit eines Menschen hinausdehnten, angenommen haben, daß das messianische Reich nicht sowohl die Dauer der Regierung eines einzelnen Herrschers, sondern die einer ganzen Dynastie bezeichne, sofern dem ersten Gründer des messianischen Reichs seine Söhne und Enkel auf dem Throne nachfolgen sollten. Wirklich finden sich Spuren, daß gewisse Schriftgelehrte ihre Hoffnungen auf diese Weise mit der menschlichen Erfahrung in Einklang zu bringen gesucht haben.

Nach dem Ablauf der Tage des Messias — wie lange dieselben auch nach den verschiedenen Berechnungen währen mögen — erwartete man allgemein den Anbruch jener Welt, mit Vernichtung von Erde und Himmel und mit Gründung neuer Gestirne. Vorher muß Alles sterben, was Odem hat. Das vierte Buch Esdrä, eine jüdische Schrift aus dem Ende des ersten Jahrhunderts, drückt sich hierüber folgendermaßen aus *): „Mein Sohn, der Messias, soll mit Denen, die um ihn sind, herrschen 400 Jahre, nach dieser Frist wird es geschehen, daß mein Sohn, der Messias, sterben wird, samt allen Menschen, welche Odem haben. Dann wird die Welt verwandelt in das uranfängliche Stillschweigen (wie vor der Schöpfung) — also daß Niemand übrig ist, und dann nach jenen sieben Tagen erhebt sich eine neue Welt, die bis jezt noch schläft, und die alte verderbte geht unter." Ebenso äußert sich das Buch Henoch **): „Am siebten Tage der zehnten Weltwoche tritt ein geräumiger, ewiger Himmel hervor aus der Mitte der Engel." Auch die Offenbarung Johannis spricht dieselbe Ansicht aus, die

*) Cap. 7, 28. flg.

**) Cap. 92, 16. 17.

aus verschiedenen Stellen der Propheten, wie Jesaias 34, 4. 51, 6. 65, 17. begründet wurde. Die Vernichtung der jetzigen Welt schrieb man der Gewalt des Feuers zu, worüber außer Josephs und mehreren rabbinischen Zeugnissen auch der zweite Brief Petri *) übereinstimmt. Nach Erneuerung des Himmels und der Erden beginnt die Auferstehung der Todten zum jüngsten Gericht. Ueber lezteren Punkt herrschte jedoch, allem Anschein nach, schon in den Zeiten Christi, Streit unter den pharisäischen Lehrern. Während Einige, laut der Angabe des Geschichtschreibers Josephus, nur die Auferstehung der Gerechten behaupteten, entschieden Andere für die allgemeine Auferstehung der Guten wie der Bösen, für welche leztere Ansicht die Worte des Apostels Paulus in der Apostelgeschichte 24, 15. bürgen; derselbe Widerspruch findet sich auch in den spätern Büchern der Sekte. Dagegen nahm man allgemein an, daß ungeheure Posaunen-Töne, welche weithin über die Gräber erschallen, die Auferstehung einleiten sollten. Dieser Glaube findet sich in den rabbinischen Schriften, wie im neuen Testament und im vierten Buche Esdrä **). Der Akt der Wiederlebung ward gewöhnlich dem Höchsten selbst anheimgestellt. Die Auferstehungsleiber sollten zwar veredelt seyn gegen die jetzigen, doch andererseits aus einem Grundstoffe bestehen, der sich schon im irdischen Leibe befindet. Vieles fabelten die Rabbinen in dieser Beziehung von einem gewissen Rückenbeine, Lus genannt, das an sich von keinem Elemente zerstörbar, die Grundlage des Auferstehungskörpers bilden werde.

Nachdem die Todten ihre Körper wieder angezogen, beginnt das große Weltgericht, der von den Propheten verkündigte, fürchterliche Tag des Herrn. Alles steht zitternd da, wie ein Blitz flammt die Rache über die Gottlosen, Jeder muß Rechenschaft geben von seinen Werken und der Lohn folgt dem Richterspruche sogleich nach. Diejenigen, welche eine allgemeine Auferstehung des Fleisches lehrten, ließen nun die Bösen zum zweitenmal getödtet und in den Feuerpfuhl verstoßen werden, um dort ihre Missethaten durch ewige Pein abzubüßen. Man nannte dieß den zweiten Tod: eine Vorstellung, die in der Offenbarung Johannis und in mehreren

*) Cap. III. 10.

**) Siehe Gfrörer Jahrhundert des Heils II. 275. ff.

vorchristlichen jüdischen Schriften gleichmäßig vorkommt. Diesem zweiten Tode unterliegen Gog und Magog samt ihren Schaaren und alle Heiden, die je das auserkorne Volk bedrängt haben. Die unterste Hölle ist hinfort ihre Behausung für immer. Wie auf die Gottlosen ewige Pein wartet, so wird nun den Gerechten ewige Wonne zu Theil. Ihre Angesichter leuchten fortan wie die Sonne; mit Kronen auf den Häuptern sitzen sie da und schauen ohne Aufhören die Herrlichkeit des Herrn; denn von Diesem wird hinfort Alles erleuchtet: keine Sonne, kein Mond, kein Stern scheint mehr, sondern an ihre Stelle ist das überschwängliche Licht des Herrn getreten. Die Wonne der Gerechten wäre nicht vollkommen, wenn irgend ein Reiz zur Sünde noch fortdauerte. Darum lehrten die Rabbinen, daß der böse Trieb, der hier die Kraft aller Missethat war, gänzlich vernichtet werden solle. In dem mehrfach angeführten vierten Buche Esdrä spricht Jehovah in dieser Hinsicht zu dem Propheten: „Jeder, der treu erfunden ist, soll mein Heil sehen und das Ende dieser Welt; verändert wird dann das Herz der Erdenbewohner und ihnen ein neues gegeben. Dann wird überstanden seyn alles Böse, vernichtet die Arglist; dafür soll Glauben blühen, die Verderbniß aufhören, die Wahrheit offenbar seyn, sie, die ohne Früchte war in dieser Welt." An einer andern Stelle desselben Buchs heißt es: „Euch ist geöffnet das Paradies, euch ist gepflanzt der Baum des Lebens und vorbereitet die kommende Welt, auferbaut die Freude, verliehen die ewige Ruhe; nur das Gute ist zurückgeblieben, die Wurzel der Weisheit aufgespart. Dagegen ist versiegelt alle Schwäche, vernichtet der Tod, die Hölle verborgen, die Verderbniß vorüber, aus dem Gedächtnisse getilgt jeder Schmerz und geöffnet der Schatz des Lebens." Auch der Messias herrscht dann nicht mehr, Er hat das Scepter abgetreten an den Höchsten, der jezt Alles in Allem ist. Und so leben denn die Frommen fort in alle Ewigkeiten ohne Fehl und Reiz zum Bösen, Gott anschauend und Hosianna singend.

Die bisher geschilderten Ansichten über die Thaten und Schicksale des Erwarteten gründen sich meist auf die ältern Propheten. Wir wissen aber, daß zur Zeit Jesu die Weissagungen des jüngsten unter den Sehern des alten Bundes, Daniels, unter allen Classen der Juden, Pharisäern wie Andern, überwiegenden Beifall fanden. Josephus feiert ihn auf außerordentliche Weise und gibt zu

verstehen, daß seine Prophezeihungen den hauptsächlichsten Anlaß zu der großen messianischen Empörung unter Kaiser Vespasian gaben, die mit der Zerstörung Jerusalems endigte. Die mehrfach angeführten Bücher des falschen Esdras *) und Henoch, welche beide, das erste etwa im 90sten Jahre unserer Zeitrechnung, das leztere schon mindestens 20 Jahre vor Christus von Juden verfaßt wurden, schließen sich ganz an Daniel an, und schöpfen aus ihm ihre Weissagungen der nächsten Zukunft, zum deutlichen Beweise, wie fest man damals an die nahe Erfüllung der Aussprüche dieses Propheten glaubte. Diejenige Stelle aus dem Buche Daniel, welche für die Lehre vom Messias von größter Wichtigkeit ist, findet sich im achten Kapitel, wo der 13te Vers also lautet: „Ich schauete im Gesichte der Nacht, und siehe es kam Einer in des Himmels Wolken, wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten der Tage und ward vor denselben gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Menschen und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig und vergehet nicht, sein Königreich hat kein Ende." Dieß ist eine himmlische Gestalt, nicht erschaffen und vergänglich, wie die Menschen, höher als die Engel, weil diesen die Weltregierung nicht zusteht. Daniel bezeichnet Ihn deutlich genug als den Messias, und auch die jüdischen Lehrer haben die Stelle von Jeher so genommen. Während wir daher in den oben mitgetheilten Ansichten nur einen menschlichen Gesalbten fanden, tritt uns hier ein göttlicher entgegen. Die zweite Lehre, obgleich ebenfalls auf dem Boden der Propheten stehend, verhält sich zu der ersten wie ein niederer Grad zu seiner höchsten Steigerung. Als ein solches übernatürliches, ewiges, allmächtiges Wesen feiert nun das Buch Henoch den Messias an vielen Stellen, unter dem Namen Menschensohn oder Sohn des Weibes und Auserwählter; das vierte Buch Esdrä stimmt bei, noch mehr die unter dem Namen der Siebenzig bekannte griechische Uebersetzung des alten Testaments, in Stellen wie Ps. 72, 5. 7., Ps. 110, 1. u. ff., Jesaias 9, 6.: wo gegen den hebräischen Wortsinn göttliche Eigenschaften dem Messias beigelegt werden; auch der kaldäische Targum des Jesaias, dessen Ausar-

*) Bekannt unter dem Namen viertes Buch Esdrä.

beitung ebenfalls schon in die vorchristliche Zeit fällt, enthält ähnliche Anklänge. Es ist daher nichts gewisser, als daß viele Juden in den Tagen Christi nicht einen menschlichen, sondern einen göttlichen Messias erwartet haben. Die Verschiedenheit der Grundansicht vom Wesen des Ersehnten bewirkte, daß mehrere Einzelnheiten seiner Zukunft anders bestimmt wurden, als in der oben entwickelten Lehre, obwohl die meisten übrigen Züge dieselben blieben. Auch die Anhänger eines göttlichen Messias glaubten, daß sein Erscheinen durch besondere Hemnisse zurückgehalten werde, auch sie erwarteten, daß unendliches Wehe seiner Offenbarung vorhergehe. Nur fügten sie wegen der Stelle Dan. 9, 26. noch bei: Jerusalem und das Heiligthum werde vor der Ankunft des Messias von den Feinden Gottes ganz oder halb unterjocht oder gar verwüstet werden. Aus Josephus wie aus andern Zeugnissen geht klar hervor, daß man vor der wirklichen Zerstörung unter Titus, ein Ereigniß der Art, nur nicht in der fürchterlichen Gestalt, wie es geschah, erwartet hat *). Als Feind Gottes und Gegner seines Gesalbten dachten sich die Anhänger der Lehre vom Menschensohne nicht den Gog und Magog Ezechiels, sondern die Reiche der Welt, deren Daniel gedenkt, namentlich die römische Macht. — Wenn nun der Greuel der Bedrückung den höchsten Grad erreicht habe, glaubten die, welche ihre Ansicht vom Messias aus Daniel schöpften, werde der Sohn des Himmels, nicht auf menschlichem Wege, sondern aus den Wolken herab, umgeben von Engeln, auf Erden erscheinen, und dem Unheil ein schnelles Ende machen, indem er alle Widersacher mit dem Odem seines Mundes, wie mit einem Schwerte, tödte. Zugleich steige, statt des irdischen, verheerten Jerusalems, ein himmlisches aus den Wolken herab, die Erde werde erneuert und die Ewigkeit beginne. Hieran knüpften sie dann noch die Erwartung des jüngsten Gerichts, und demgemäß einer allgemeinen Auferstehung der Guten und Bösen. Der Menschensohn sizt auf dem Richterstuhl und verdammt die Gottlosen zum Feuer, das nie erlischt, und erhebt die Frommen zum Genusse ewiger Freuden unter seinem Scepter.

In solchen Hoffnungen schwelgte um Jesu Christi Zeit das ganze jüdische Volk. Da es vorzugsweise ein politischer Befreier

*) Siehe Gfrörer Jahrhundert des Heils II. 301. ff.

war, den sie erwarteten, so führte dieser Glaube zu unaufhörlichen Empörungen wider Roms Uebermacht, die nicht eher endigten, bis Jerusalem unter Vespasian von der Erde verschwunden war. Immer standen einzelne Schwärmer auf, welche durch die Behauptung, daß der Ersehnte eben erscheine, Volksmassen an sich lockten, dann die Waffen erhoben, und zulezt regelmäßig durch die römischen Besatzungen Syriens niedergeschlagen wurden. Die politische Glut des Messiasglaubens fand aber an der Sekte der Pharisäer seine kräftigste Stütze. Josephus sagt von ihnen in dieser Beziehung: *) „Die Pharisäer haben die Macht, den Königen zu widerstehen, und sie sind zum Streit sehr aufgelegt und trotzig." Indem sie als Vertreter der jüdischen Nationalität und als ihre Tonangeber sich betrugen, fiel ihnen das Volk zu. Anderer Seits wurde durch treffliche Einrichtungen dafür gesorgt, daß dieser ihr Einfluß ihnen nicht entschlüpfen oder entwunden werden konnte. Wir haben schon gesagt, welche Mühe sie sich gaben, die Masse der Jugend in ihre Schulen zu ziehen, was ihnen auch gelang. Da das mosaische Gesetz seinen Bekennern eine Menge Gebräuche für die Geschäfte des alltäglichen Lebens vorschreibt, und da die Pharisäer die Auslegung und Erweiterung des Gesetzes völlig an sich gerissen hatten, so wurde das ganze Treiben des Volks von ihnen abhängig. Kein Jude konnte auf die Welt kommen, beschnitten, auferzogen, unterrichtet werden, ein Weib nehmen, sterben, keiner den Sabbath oder andere Feste feiern, ein Handwerk ergreifen, Verträge schließen, ein Haupt Vieh schlachten, ohne den thätigen Beistand eines Rabbinen. Diese Menschen waren die Gewissensräthe, die Lehrer, die Richter, die Verwalter und Aerzte ihrer Nation, und führten dieselbe so vollkommen am Gängelbande, als es vielleicht nie sonst bei irgend einem Volke geschehen ist. Die Geschichte weist zahlreiche Beispiele auf, daß eine solche Bevormundung zur Tyrannei und dadurch zum Sturze der Herrscher führte. Aber gegen diese Gefahr hatte die pharisäische Klugheit die tauglichsten Gegenmaßregeln getroffen. Ein strenges Gesetz verbot dem Rabbinen für irgend eine Dienstleistung, welche gemeine Juden von ihm verlangten, eine Belohnung zu nehmen; alle Ceremonien mußten unentgeldlich geleistet werden, und damit nicht

*) Alterth. XVII. 2. 4.

die Noth einzelne Lehrer verleite, ihre Kenntniß der Gebräuche zum Erwerb zu mißbrauchen, war vorgeschrieben, daß jeder Pharisäer ein Handwerk lernen müsse, welches seinen Unterhalt sichere. Dagegen wurde es reichen Laien als ein in Himmel führendes Verdienst angepriesen, wenn sie ihre Töchter armen Pharisäern zu Weibern geben, oder Gelehrte an ihrem Handel Theil nehmen ließen. Auf diese Weise wurde die Wohlfahrt der pharisäischen Sekte durch Familienbande mit den Interessen der angesehensten Einwohner Judäas innig verflochten. In gleichem Sinne wirkte der Umstand, daß im Kreise der Pharisäer Jeder ohne Rücksicht auf Geburt, durch Gelehrsamkeit sich zum größten Ansehen emporschwingen konnte; dem Talent war hier eine unbeschränkte Laufbahn eröffnet, selbst die Schande unehlicher Geburt, die sonst bei den Juden als unauslöschlicher Mackel galt, mochte durch Schulwissen überdeckt werden; die Mischnah sagt: ein gelehrter Mamser stehe hoch über einem unwissenden Hohenpriester. In der That sind die geachtetsten alten Rabbinen aus niedrigem Stande hervorgegangen. Mit so kluger Berechnung wurden die Verhältnisse der Sekte gegen die andern Stände auf eine Weise geordnet, daß keine Empörung gegen ihre Uebermacht stattfinden konnte. Auch der Gefahr innerlicher Entzweiung beugten gut ersonnene Einrichtungen vor. Alle Rabbinen waren in dieselbe Schule gegangen, die am hohen Synedrium zu Jerusalem, das größtentheils von Pharisäern besezt war, ihren Anhaltspunkt und zugleich ihr höchstes Schiedsgericht besaß; jedem einzelnen Lehrer wurde es zur heiligsten Pflicht gemacht, der Ueberlieferung, d. h. den Aussprüchen der ältern Schulhäupter gemäß zu lehren; wer es etwa wagte, eine eigene abweichende Meinung aufzustellen, der verfiel den Verfolgungen seiner Sektegenossen und überdieß dem rächenden Arme des Synedriums. Damit auch das jüngere Geschlecht an der hergebrachten Lehre nichts neuere, wurde jeder Schüler, der im Geringsten von dem Vortrage seines Lehrers abgehen würde, mit Verdammung in dieser und jener Welt bedroht. Allerdings hat es troz dieser Vorkehrungen nicht ganz an Streitigkeiten im Schoose des Pharisäismus gefehlt, die bedeutendste war die zwischen den Schulen Hillels und Schammai, aber der Kampf drehte sich nur um elende Kleinigkeiten, während beide über die Grundsätze pharisäischer Weltansicht und der Gesetzesauslegung einig waren. Um endlich zu verhindern,

daß durch Einflüsse von Außen her die hergebrachte Lehre geändert würde, gaben sich die Pharisäer die größte Mühe, ihre Nation von den andern möglichst abzusondern. Besonders wurde das Eindringen der griechischen Philosophie zurückgewiesen, auf das Erlernen der griechischen Sprache ein Fluch gesezt. Ein beinahe vollständiger Erfolg krönte ihre Anstrengungen. Während rund um die Juden herum der Strudel unaufhörlichen Wechsels die andern Völker ergriff und Charakter und Bildung derselben zersezte und abnüzte, blieb das geistige Leben Jener auf unerhörte Weise unverändert. Nicht der Untergang der heiligen Stadt und des Tempels, nicht die Zerstreuung des Volks in alle Welt, konnte jene starre Eigenthümlichkeit brechen, deren kräftigster Wächter das Rabbinat war.

Dennoch ist in dem Zeitalter Jesu in das Judenthum eine Lücke gebrochen worden, welche weltgeschichtliche Folgen hatte. Der Einbruch erfolgte freilich an einem Orte, wohin die Macht der Rabbinen nicht reichte. Nachdem Alexander, der Macedone, die große Handelstadt Alexandria in Egypten gegründet hatte, strömte eine Menge Volks, angelockt von den Vorrechten, welche der Gründer fremden Ansiedlern bewilligte, in die neue Stadt zusammen. Schon unter den ersten Kolonisten waren viele Juden, in der Folge wanderten unter den Nachfolgern Alexanders, den Ptolemäern, noch viele Tausende dorthin; ihre Anzahl war um die Zeiten unseres Erlösers so angewachsen, daß sie einen beträchtlichen Theil der ganzen Bevölkerung Alexandriens ausmachten. Die neuen Verhältnisse, das enge Zusammenwohnen mit zum Theil sehr gebildeten Heiden, mußte den jüdischen Kolonisten ein anderes Gepräge geben, noch mehr trug zu diesem Erfolge die bürgerliche Freiheit bei, welche sie in der neuen Heimath genoßen. Immer hat der Druck, welchen die Juden von fremden Völkern, unter denen sie lebten, ertragen mußten, die strenge Aufrechterhaltung ihrer Nationalität befördert, während die jüdische Geschichte durch mehrere Beispiele die Erfahrung bestätigt, daß sie überall für fremde Bildung zugänglich wurden, wo man sie nicht verfolgte. Dieser Fall trat in der weitesten Ausdehnung in Alexandrien ein. Die Juden genoßen hier gleiche Rechte mit den Hellenen, deßhalb sank allmählig die Scheidewand, welche sie sonst von allen Ungläubigen trennte. Die nächste Folge war, daß die dortigen Juden ihre Muttersprache mit

der griechischen vertauschten. Das Hebräische wurde ihnen so fremd, daß zur Zeit Jesu selbst einige der gelehrtesten alexandrinischen Juden, wie Philo, von welchem sogleich mehr gesagt werden soll, gar Nichts davon verstanden. Deßhalb mußte eine griechische Uebersetzung der heiligen Bücher für die alexandrinisch-jüdische Bevölkerung veranstaltet werden, denn ohne dieselbe wäre zuletzt der Gottesdienst ins Stocken gerathen. Diese Uebertragung ist bekannt unter dem Namen der Siebzig; sie hat mehrere Verfasser und wurde ungefähr 150 Jahre vor Christus abgeschlossen. Aber nicht nur die hellenische Sprache nahmen die Juden in Alexandrien an, sondern auch der hellenischen Weisheit in der Gestalt, welche dieselbe in jener Weltstadt erhalten hatte, wurden sie dienstbar. Unter den Ptolemäern war Alexandrien nicht nur der größte Markt der Waaren des Osten und Westens, die hier zusammentrafen, sondern auch ein fruchtbarer Mittelpunkt eines geistigen Weltverkehres geworden. Alle Entwicklungen der griechischen Philosophie, die sich im Mutterlande ausgelebt hatte, fanden hier eine Stätte und herrschten in eigenen Schulen. Zu denselben kamen noch die religiösen Systeme des Ostens, die alte Weisheit von Oberasien, die Lehren der Perser, des fernen Indiens. Aus solchen verschiedenartigen Elementen entstand ein Zwittergeschöpf von Philosophie, die vom griechischen Abendlande die Form, aus dem Oriente die Neigung zum Ueberschwänglichen erborgte. Die ptolemäischen Gebieter des Landes beuteten das geistige Treiben in der Hauptstadt zu ihrem Vortheile aus, es wurde unter ihren Händen zu einem Herrschmittel, das die Blicke der Aufgeklärtesten ihrer Unterthanen von der Untersuchung politischer Mängel ablenken, und sie in den gefahrlosen Höhen eitler, unpraktischer Speculation festhalten sollte; sie lockten die Philosophen durch Brod und Gunst bei Hofe, was die Wissenschaft zur todten Gelehrsamkeit herabwürdigte, aber ihr eine recht breite Grundlage in der Gesellschaft verlieh. Denn die Philosophie wird überall zu einem vielergriffenen Gewerbe, sobald sie hoffähig macht. Der königliche Stempel erscheint daher als stetes Abzeichen der alexandrischen Periode; nicht Ursprünglichkeit und Tiefe des Gedankens, — Kräfte, die mit dem Verfall der Gemeinwesen allmählig ausstarben, — sondern Mannigfaltigkeit der Richtungen, Vermengung der verschiedenartigsten Elemente zu einem Ganzen, endlich Losreißung des Wissens von der Politik, vom

thätigen Leben ist es, was die alexandrinische Epoche von andern unterscheidet.

In diese geistige Athmosphäre hineingeworfen, wurden auch die Juden Alexandriens von ihren Einflüssen ergriffen. Nachdem sie durch Handel reich geworden waren, erwachte in den angesehensten Mitgliedern dieses Volks die Begierde, sich ebenfalls in dem Glanze zu sonnen, den die Beschäftigung mit den Wissenschaften auf die hellenischen Gelehrten der Stadt warf. Sie begannen die griechische Literatur zu studiren; Plato's dem Oriente verwandter Geist zog sie vor Allen an, auch die andern Philosophen und die großen Dichter wurden von ihnen gelesen. Allmählig lebten sie sich in die neue geistige Welt hinein, so gut es nämlich einem Juden möglich war. Dadurch veränderte sich, ihnen selbst unbewußt, ihre väterliche Religion in sehr wesentlichen Punkten. Gemäß dem frommen Kinderglauben der Urwelt, verkehrt der höchste Gott des alten Testaments mit den Stammvätern der Juden, wie mit seinen Kindern; menschliche Leidenschaften werden Ihm beigemessen: ausschließliche Vorliebe für das erkorne Volk, Gleichgültigkeit gegen die übrigen Nationen der Erde, überdieß Reue, Haß, Rachgier. Nun waren aber fast alle philosophischen Systeme, mit denen die Juden in Alexandria bekannt wurden, darüber einverstanden, daß Gott ein unsichtbares, unendliches, mit keinem menschlichen Maas zu ergründendes Wesen sey. Die neuen Schüler der hellenischen Philosophie mußten also für eine dieser entgegengesezten Meinungen sich entscheiden, oder einen Mittelweg ausklügeln, der beide vereinigen mochte. Auch ein praktischer Grund legte damals ein großes Gewicht in die Wagschale der philosophischen Lehre von Gott. Wenn in den alten bessern Tagen, bei dem Bestande freier Gemeinwesen, frommer Götterglaube die bürgerliche Tugend gefördert, und diese wiederum die Ueberzeugung von dem allgemeinen Walten einer göttlichen Vorsehung genährt hatte: so war jezt seit dem Aufkommen der großen Monarchien im Osten und bald auch im Westen, unter dem Joche der Tyrannei die Welt um ihre Unschuld gekommen. Frech triumphirte das Laster in allen Gestalten, Ueppigkeit, niedrige Schmeichelei gegen die Mächtigen der Erde, Unterdrückung des großen Haufens hatte die Wurzeln der öffentlichen Sittlichkeit zernagt; die Menschheit, die ganze Natur schien entgöttlicht, kein Verkehr zwischen dem reinen Schöpfer und

der so tief gefallenen Creatur möglich. Die orientalische Philosophie bot für diese Ansicht, welche durch die damaligen Zeitverhältnisse fast gerechtfertigt wurde, eine eigenthümliche Erklärung dar, durch die Lehre, daß die Materie, aus welcher die sichtbare Welt erschaffen, und welche in Gestalt des Leibes die menschliche Seele umkleide, ein, der aus lauterem Licht bestehenden Gottheit von Anfang an feindseliges, durch und durch finsteres Urwesen sey, das vermöge seiner Natur nur Böses, Gottloses erstrebe. Wir haben im ersten Kapitel dieses Buches gezeigt, daß einzelne ausgezeichnete Römer und Griechen, die sonst sich wenig um die Meinungen der Schulen bekümmerten, durch die Trostlosigkeit der Gegenwart zu dem traurigen Zweifel hingerissen wurden, als bekümmern sich die Himmlischen gar nicht um das, was hier unten geschehe. So weit gingen die Juden nicht, sie begnügten sich aus den angeführten Gründen eine unübersteigliche Kluft zwischen der Materie und der Gottheit aufzuthürmen, indem sie annahmen, daß der Höchste, als reines geistiges Licht, jene wegen ihrer Unreinheit gar nicht berühren könne. Diese Ansicht hätte folgerichtig durchgeführt, allen Glauben an übernatürliche Offenbarung untergraben, und folglich die jüdische Gotteslehre, die auf den Offenbarungsglauben gegründet ist, zerstören müssen. Allein gegen solche Folgerungen sträubte sich bei jenen Juden eine Macht, die stärker ist als der kalte Verstand: das Nationalgefühl, das von jeher so tiefe Wurzeln in jedem Einzelnen trieb, die unzerstörbaren Eindrücke einer uralten, zur liebsten Gewohnheit gewordenen, mit den theuersten Leidenschaften und Hoffnungen des Volks verwobenen Ueberlieferung. Also ward trotz der neuen Lehre von einem unendlichen, für den menschlichen Geist unbegreiflichen, von der Welt ganz abgesonderten Gotte, der alte Glaube an Seine innige Verbindung mit dem auserkornen Volke Israel dadurch gesichert, daß man zwischen Ihm und der Endlichkeit in mannigfacher Stufenfolge Mittelwesen einschob, denen jener lebendige Verkehr mit den Patriarchen zugeschrieben ward, welchen nach den Schriften des alten Testaments Jehovah selbst gepflogen haben soll.

Aber Dieß stimmte durchaus nicht mit dem Buchstaben der heiligen Bücher, noch weniger ließen sich mit dem Glauben an die metaphysische Unendlichkeit des Höchsten jene zahlreichen Aussprüche des Pentateuchs vereinigen, wo Er als ein menschenähnliches

Wesen geschildert wird. Um diese zweite Schwierigkeit zu überwinden, ward die Behauptung aufgestellt, daß den heiligen Urkunden Israels ein doppelter Sinn zukomme: der gemeine, buchstäbliche, welcher um der Schwäche der Menschen willen, die ohne Ueberkleidung das himmlische Licht nicht ertragen können, die Gottheit als ein Wesen unserer Art darstelle; außer diesem aber noch unter der Hülle des Wortes verborgen, ein höherer, himmlischer, der nur erleuchteten Seelen geöffnet werde, und dann mit den Lehren der geläutertsten Weisheit in vollkommenem Einklange stehe. Man gab dem behaupteten verborgenen Sinne der heiligen Schriften den Namen Allegorie. Ganz gewiß hat das Bestreben, die von den Vätern ererbten Offenbarungsurkunden in Uebereinstimmung zu bringen mit dem philosophischen Ideenkreise, in welchen die egyptischen Juden sich versezt sahen, sehr Vieles zur wissenschaftlichen Begründung der Allegorie beigetragen. Man sieht dieß klar daraus, daß die alexandrinischen Rabbinen mittelst jener zweideutigen Kunst vorzugsweise platonische Ideen in den Pentateuch hineindeuteten. Dennoch ist das eben bezeichnete Verlangen nicht die einzige Ursache der Behauptung eines doppelten Schriftsinnes gewesen, sondern diese Lehre wird theilweise durch die eigene Beschaffenheit der jüdischen Offenbarungsbücher gerechtfertigt. Der Pentateuch redet an vielen Stellen eine geheime Ursprache, welche unter den Worten eine verborgene Weisheit ahnen läßt, und hinter den Bildern, welche die Propheten gebrauchen, bricht der geistige Sinn unverkennbar hervor. Das nöthigt uns, auf das Bestehen einer gewissen Art von Geheimlehre in der alten jüdischen Kirche zu schließen. Wir wissen ferner, daß einst Prophetenschulen bestanden, in welchen gewiß mehr als was der große Haufen wußte, vorgetragen worden ist. Diese höhere Lehre hat sich sicherlich auch nach dem babylonischen Exile erhalten, und so mögen Solche, die in ihre Tiefen eingeweiht waren, auch unter den Auswanderern nach Egypten gewesen seyn, und in der neuen Heimath dieselbe durch Ueberlieferung fortgepflanzt haben. Zahlreiche Erscheinungen in der christlichen Kirche sprechen für unsere Vermuthung. Die Ansiedlungen der germanischen Nationen in fremden Ländern sind meist von Leuten gegründet worden, die in dem Mutterlande nicht frei ihrer religiösen Ueberzeugung leben konnten. Warum sollten wir nicht annehmen, daß unter den Juden, die nach Egypten auswanderten,

Viele waren, welche die pharisäische Lehre nicht theilten, und sich dem Joche dieser Sekte und der Leviten nicht unterwerfen wollten? Immerhin mag daher die allegorische Erklärung der Bücher des alten Testaments, wie sie im Kreise der egyptischen Juden geübt ward, theilweise innere Wahrheit, eine ächte Ueberlieferung zur Grundlage haben, jedenfalls ist sie in ihrer vollendeten Ausbildung als System ein Gewächs, das den besondern Verhältnissen der neuen Heimath angehört. Eine Menge dem ächten Judenthum fremde Elemente wurden mittelst ihrer aus der asiatischen wie der hellenischen Philosophie, namentlich aus Plato's Werken, in den Glauben der Alexandriner hereingezogen.

Diese Umwandlung ist, wie die Folge unserer Geschichte zeigen wird, von höchster Wichtigkeit für die Entwicklung der christlichen Kirche gewesen. Zum Glück sind uns die Quellen aufbehalten worden, aus welchen wir die Denkweise der egyptischen Juden mit Sicherheit kennen lernen. Ums Jahr dreißig vor Christus wurde aus einer der angesehensten Judenfamilien Alexandriens ein Mann Namens Philo geboren, der als Vertreter und Zeuge der Bildung seines Volks betrachtet werden muß. In einem weitläuftigen Commentar über die Bücher Mosis hat er eine Menge sehr eigenthümlicher Ansichten niedergelegt, die manchmal aufs Wort mit Lehren des neuen Testaments übereinstimmen. Dieses auffallende Zusammentreffen verleitete schon einige der ältesten christlichen Väter zu dem Wahne, als sey Philo ein Christ gewesen, und habe seine religiösen Ansichten aus unserer Kirche geschöpft: eine Behauptung, deren Falschheit mit unumstößlicher Gewalt schon aus dem einen Umstande erhellt, weil Philo's schriftstellerische Thätigkeit in eine Zeit fällt, wo Jesus noch nicht in Judäa aufgetreten war. Eben so unbezweifelbar ist es, daß Philo in seinen auf uns gekommenen Schriften nicht seine eigenen persönlichen Ansichten, die er etwa auf irgend uns unbekannten Wegen errungen haben möchte, sondern daß er vielmehr die Denkweise seines Volks ausspricht. Man ersieht dieß theils aus manchen Stellen seiner eigenen Bücher, wo er Meinungen anderer alexandrinisch-jüdischer Lehrer anführt, die mit den seinigen in so eigenthümlicher Art übereinstimmen, daß man auf eine Vielen gemeinsame Lehre schließen muß; theils ergibt es sich aus etlichen Bruchstücken von Werken anderer, sowohl früherer, als späterer

alexandrinischer Juden, in welchen dieselben Meinungen niedergelegt sind, wie in Philo's Schriften. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß Philo als Repräsentant einer vielverbreiteten Entwicklung jüdischer Cultur betrachtet werden muß, deren Grundzüge wir hier schildern.

Gleich allen andern Juden erklärten auch die Alexandriner die heiligen Bücher des alten Bundes für die wichtigste Quelle göttlicher Offenbarung. Die Zahl derselben scheinen sie nach dem Vorgange der Palästiner auf 22 festgesezt zu haben. Außer dem geschriebenen Worte erkennen sie, wie die Pharisäer, noch eine mündliche Ueberlieferung an, welcher man, nach etlichen Aussprüchen Philo's zu urtheilen, kaum geringeres Ansehen beigemessen haben dürfte, wie dem Worte. Ueber die Inspiration der heiligen Schriftsteller kommen in Philo's Schriften die stärksten Ausdrücke vor: alle eigene Thätigkeit sey bei den Propheten ausgeschlossen gewesen, Gott selbst habe aus ihnen gesprochen und jeder Satz ihrer Schriften müsse als eine himmlische Botschaft angesehen werden. Eine unbedingte Verehrung gebühre daher allen heiligen Bücher. Nichts desto weniger finde ein mächtiger Unterschied zwischen den einzelnen Verfassern Statt. Weit über allen andern steht Moses, er allein hat in den reinen Spiegel der göttlichen Vollkommenheit geschaut. Philo kann seines Preises nicht satt werden, der Gesetzgeber wird von ihm hoch über das menschliche Maas zu einem himmlischen Wesen erhoben. Die übrigen Seher gelten zwar auch für gottbegeistert, allein sie sind nicht so vollkommen eingedrungen in die Tiefen der Gottheit, und verhalten sich zu Moses, wie Schüler zu ihrem Meister. Der Begriff der Prophetie wurde im Allgemeinen als Erkenntniß erhabener, dem gewöhnlichen Menschen verborgener Dinge, insbesondere als Voraussicht der Zukunft bestimmt. Beide Arten dieser Weissagung schreibt Philo, wie gesagt, in vollkommenstem Umfange dem Gesetzgeber, in hohem Grade den alten Propheten zu, allein er schließt auch das lebende Geschlecht von der Fähigkeit zu ähnlicher Erleuchtung nicht aus. Wenn die Menschen Tugend üben, ihre Pflichten gegen Gott und den Nächsten genügend erfüllen, lehrt er an vielen Stellen, seyen sie zur Prophetie befähigt. Er berichtet sogar da und dort von eigenen Zuständen, wo übernatürliches Licht in seine Seele eingeströmt sey und ihm himmlische Weisheit

geoffenbart habe. Hierin unterschieden sich die Alexandrinischen Juden von den Pharisäern in Judäa, die, wie wir oben gezeigt, den Geist der Prophezeiung nicht mehr in dem lebenden Geschlecht wirksam glaubten, sondern seine Wirkungen auf die alten Seher Israels beschränkten.

Allerdings war es, abgesehen von andern Gründen, eine dogmatische Nothwendigkeit, was Erstere bestimmen mußte, die Möglichkeit einer fortdauernden, unmittelbaren Erleuchtung der Seele durch die Gottheit zu behaupten, denn sie hätten sonst ihre Auslegungsweise der heiligen Urkunden nicht rechtfertigen können. Während die Pharisäer an dem Wortsinne der Schrift festhielten, welcher mittelst gewöhnlicher Gelehrsamkeit oder durch Ueberlieferung Jedem zugänglich ist, lehrten Diese, daß der Buchstabe nur die Hülle höheren Lichtes sey, und daß die wahre himmlische Lehre der Schrift tief unter den Worten verborgen liege. Was half es, das alte Testament wegen seines unvergleichlichen Inhalts noch so sehr zu erheben: so lange es keinen erleuchteten Mund gab, welcher die behaupteten Tiefen ergründen und dem Volke auslegen mochten, waren die gefeierten Quellen einer übernatürlichen Offenbarung so gut als gar Nichts nütze. Die Behauptung, daß eine der alten prophetischen ähnliche, obwohl von den heiligen Büchern abhängige, Erleuchtung der Seele durch den Geist Gottes fortwährend möglich sey, war also für die Anhänger der allegorischen Auslegungsweise eine Nothwendigkeit.

Nach Philo hat der Pentateuch, über den er allein einen Commentar verfaßte, in der Regel zu gleicher Zeit einen doppelten Sinn, den buchstäblichen, der vor Augen liegt, und einen geistigen. Die Erzählung von den Schicksalen der Patriarchen, von Moses, von dem Zuge Israels durch die Wüste, der Akt auf Sinai, die Darstellung der Gesetze, sind nach ihm Geschichte; auch den Bericht von der Weltschöpfung zu Anfang der Bibel läßt er, obwohl nur seinen allgemeinen Grundzügen nach, als äußere Begebenheit gelten. Dagegen erkennt er an manchen Stellen nur einen geistigen Sinn an; dieß ist der Fall erstlich da, wo im Texte selbst geheime Beziehungen angedeutet scheinen, wie in den ersten Kapiteln der Genesis. Hier erkennt Philo zwar, wie gesagt, den Schöpfungsakt als wahre Begebenheit und Adam als ersten Menschen an; aber alles Einzelne, wie die sieben Tagwerke,

die Erzählung vom Paradiese und seinen Bäumen, von der Vertreibung aus demselben, von der Schlange, von der Geburt Seth's, Kain's, Abel's ist ihm bloße Hülle himmlischer Wahrheiten, indem er in diesen Symbolen die Lehre von der Natur der Seele und von ihrem Wege zum Himmel erblickt. Gleicherweise hält er zwar die Sündfluth für eine Thatsache, aber die Geschichten vorher und nachher sind ihm ebenfalls Sinnbilder höherer Wahrheiten. Fürs Zweite gesteht er allen denjenigen Stellen bloß allegorischen Sinn zu, wo im Texte vom Höchsten auf ganz menschliche Weise gesprochen wird, oder wo sonst Ansichten vorkommen, die sich mit der eigenthümlichen Ansicht der alexandrinischen Schule nicht vertragen. Ueber solche Aussprüche der heiligen Schrift sagt er geradezu: es gebe zwei Classen von Menschen: die Einen seyen im Stande, sich eine geistige Ansicht von Gott zu bilden, während die Andern, in der Sinnlichkeit versunken, auch das höchste Wesen nur auf sinnliche Weise vorzustellen vermöchten. Moses habe als der Gesetzgeber, nicht bloß der Weisen, sondern eines ganzen Volks, auf beide Arten von Menschen Rücksicht nehmen müssen, und deßhalb seine Bücher so abgefaßt, daß sie auch für die Fassungskraft des großen Haufens eingerichtet seyen. Bei allen Stellen der Art erhebt sich nach Philo der Weise über den Buchstaben, und erkennt bloß einen geheimen Sinn an. Ebendenselben findet Philo aber auch in den Erzählungen, die zu gleicher Zeit wahre Begebenheiten seyn sollen, wie in der Lebensgeschichte der Patriarchen, des Gesetzgebers, in dem Zug durch die Wüste. Jene Männer, von denen der Pentateuch erzählt, sind allerdings historische Personen, aber auch zugleich Sinnbilder geistiger Größen, wie z. B. Enos der Hoffnung, Henoch der Buße, Noah der Gerechtigkeit. Abraham ist das Symbol der Seele, die durch Erziehung weise geworden, Isak derjenigen, die der Natur Alles verdankt, Jakob einer solchen, die durch mühsame ascetische Uebung Weisheit errang, Sarah ist Symbol der allgemeinen Tugend, Rebekka der Geduld, Lea des Hasses, der die Frömmigkeit verfolgt, Pharao bezeichnet den gottlosen Sinn, Moses die höchste Stufe gottgeweihter Seelenerhebung. Auf gleiche Weise werden auch Gegenstände behandelt. Egypten ist Sinnbild der Sinnlichkeit, in deren Banden die ungebesserte Seele gefangen liegt, Kanaan das Abbild der himmlischen Heimath, nach welcher der Geist streben soll. Die Schicksale der verschiedenen

Männer zusammen, die in der Genesis auftreten, geben den Stoff zu einer religiösen Seelenlehre, in sofern in Jedem eine eigene Entwicklung der Seele abgebildet ist. Auch der rituelle Inhalt der Bücher Mosis wird in demselben Geiste behandelt. Die Gebote über den Sabbath und die übrigen Feste, jene zahllosen Gebräuche, die das Gesetz seinen Bekennern vorschreibt, selbst die politischen Einrichtungen, welche Moses angeordnet, haben neben dem buchstäblichen Sinne einen höhern, geistigen, der allen diesen Vorschriften erst ihren wahren Werth verleiht. So wird das starre Judenthum unvermerkt durch vernünftelnde Auslegung zur überschwänglichen Philosophie.

Die Frage liegt auf der Hand, welchen Weg jene Alexandriner eingeschlagen, um den behaupteten geistigen Sinn exegetisch zu rechtfertigen. Mit großer Anstrengung sucht Philo den Verdacht abzuweisen, als sey die Allegorie seine eigene Erfindung, durchweg wird sie als Ansicht des Gesetzgebers hingestellt. Um Dieß zu beweisen, schlägt er verschiedene Wege ein; theils hilft er sich durch etymologische Künste, indem er die Wortbedeutung der hebräischen Eigennamen des Pentateuchs entwickelt, und aus ihnen einen geistigen Sinn begründet; theils sucht er Ausdrücke, die in allen Sprachen leicht eine sinnbildliche Bedeutung annehmen, wie Sonne, Licht, Tag, Nacht, Finsterniß, Himmel, Erde, Feuer, und die in der Bibel sehr häufig vorkommen, für seine Zwecke zu verwenden. Endlich weiß er eigenthümliche Wendungen, Nachläßigkeiten oder auch Fehler der Sprache mit großer Geschicklichkeit zu benützen, um den Beweis daraus zu führen, daß Moses neben dem Wortsinn noch Etwas ganz anderes gemeint haben müsse. In diesen verschiedenen Fällen entwickelt Philo nicht selten großen Scharfsinn, dabei bleibt seine Erklärung im Ganzen sich selbst treu, sofern demselben Worte überall dieselbe Bedeutung beigemessen wird. Und so geschieht es, daß man manchmal fast versucht wäre, seine Allegorien für Wahrheit zu halten, wenn es nicht am Tage läge, daß er mittelst derselben Ansichten und Lehren, die dem ursprünglichen Judenthum fremd sind, aus Plato oder andern heidnischen Quellen in die heiligen Urkunden hineindeutet.

Uebrigens gab es unter den alexandrinischen Juden, neben der allegorischen, auch eine rechtgläubige Parthei, die an dem Wortsinne der Schrift festhielt. Daß es zwischen beiden zu

Kämpfen gekommen seyn müsse, ersieht man aus mehreren Stellen der Werke Philo's, wo er die Anhänger des Buchstabens bitter angreift. Doch mochte er und die ihm Gleichgesinnten sich mit den Gegnern in sofern vertragen, als er die Allegorie nur für das Eigenthum der Weisesten und Besten erklärt, und in der Weise der griechischen Mysterien behandelt, dagegen die Ehrerbietung gegen den Wortsinn der Schrift, namentlich in Bezug auf die heiligen Gebräuche und andere Vorschriften des Gesetzes, allen Juden ohne Unterschied zur unverbrüchlichen Pflicht macht. Allerdings konnte die Behauptung, daß im geistigen Sinne des Pentateuchs das wahre Judenthum liege, unter gewissen Umständen sehr gefährlich werden, sobald nämlich einzelne entschiedene Lehrer die Sache auf die Spitze trieben und erklärten: die Beschneidung, die Ceremonien, der Tempeldienst, die Feste, der Sabbath hätten an sich keinen äußern Werth, sondern nur durch die Ideen, welche in denselben abgebildet seyen, man möge daher auch jene unterlassen, sobald man nur diese festhalte. Denn so mußte eine Vernünftelei entstehen, welche das Judenthum als äußere Anstalt als Kirche bei der Wurzel anfraß. Wirklich finden sich bei Philo Spuren, daß es genug Leute der Art in Alexandrien gab, aber auch, daß die Ansicht derselben von den gemäßigten Allegoristen verworfen wurde *). Man ersieht hieraus, in welchem Grade durch die Entwicklung der jüdischen Verhältnisse in Egypten ein Umschwung ihrer Religion vorbereitet war.

Gestützt auf die Allegorie fanden die Mystiker ganz andere Lehren im alten Testament, als die sind, welche der Buchstabe darbietet. Gott ist nach Philo das unendliche Wesen, rein in sich abgeschlossen, ohne alle Beziehung auf irgend Etwas anderes. Deßhalb kommt Ihm eigentlich keine Bezeichnung zu, als die allgemeinste der „Seyende," doch gibt es eine Art von persönlicher Benennung des Höchsten, die aber geheim gehalten werden muß — nämlich Jehovah. Die übrigen Namen, die da und dort in den heiligen Büchern wiederkehren, wie Adonai, El, Elohim, Schadai drücken einzelne Eigenschaften des Höchsten aus. Plato hat bekanntlich die Unterscheidung zwischen idealem und wirklichem Seyn

*) Siehe meine Schrift: „Philo und die alexandrinische Theosophie" I. S. 104. u. folg.

in die Philosophie eingeführt. Die Alexandriner trugen dieselbe in ihre Theologie über. Gott wird demgemäß für die oberste aller Ideen erklärt, welche sämtliche andere in sich befasse. Er ist das Gute an sich, die Schönheit an sich, die Weisheit an sich, einfach seinem Wesen nach, und die reinste Einheit, darum unwandelbar, ewig, er ist die Freiheit selbst, und darum in sich selig, der Friede selbst und die Freude. Von allen erschaffenen Dingen kann Ihm Nichts verglichen werden, doch sind zwei derselben Sinnbilder des Höchsten: das Licht und die menschliche Seele. Als der Unendliche ist der Seyende ganz verschieden und abgetrennt von der Welt, eine unermeßliche Kluft thürmt sich zwischen Ihm und aller Creatur empor. Nichts desto weniger ist Alles, was Daseyn hat, durch Ihn geschaffen und besteht allein durch Ihn, aber wohlgemerkt, nicht unmittelbar, sondern vermittelt. In diesem Sinne ist Er die Ursache aller Dinge, allmächtig, in ewiger Thätigkeit, auch die Quelle alles Thuns der Creaturen; wenn Er Seinen Einfluß von denselben einen Augenblick zurückzöge, müßten sie in Nichts zerrinnen. Er ist daher allgegenwärtig und erfüllet Alles und wird darum der Ort aller Dinge genannt. Doch darf man Seine Allgegenwart nicht räumlich verstehen, denn Raum und Zeit sind Schranken, welche den Höchsten nicht treffen, auch kann Er als der Unendliche und Reine die unreine endliche Materie gar nicht berühren. Er ist darum gewissermaßen überall und nirgends: überall der Kraft, nirgends Seinem Wesen nach. Genauer gesprochen, thront Er auf der äußersten Gränze der Welt, die in Kreisgestalt erschaffen, rings von dem Unendlichen umschlossen wird. Darum weist Ihm die Schrift mit Recht den Himmel als Königsburg an, denn rund über der Welt dehnt sich der Aether. Am Häufigsten feiert Philo den Höchsten von Seiten Seiner Liebe und Güte, auch in dieser Beziehung erscheint die alexandrinische Mystik als die Morgenröthe des Christenthums. Aus Liebe hat Gott die Welt erschaffen, durch Seine Güte hält Er sie zusammen, namentlich ergießt sich Seine Gnade über die Menschen; wenn Seine Liebe nicht wäre, würden wir alle ins Verderben stürzen. Alle Gaben, die wir besitzen, Tugend, Frömmigkeit, Glauben sind Sein Geschenk. Darum erklärt es Philo unzählige Male für die größte Sünde, wenn der Mensch sich selbst irgend Etwas Gutes zuschreibe und dasselbe nicht vielmehr von Gott ableite.

Weil Er der Unendliche ist und somit völlig verschieden von der Welt, befinden sich Diejenigen in dem schwersten Irrthum, die Gott mit der Natur vermengen. Aus demselben Grunde kann Er nicht einmal von dem vollkommensten endlichen Verstande erkannt, viel weniger mit den Sinnen geschaut werden, weßhalb alle Gotteserscheinungen, die im alten Testamente vorkommen, ganz anders zu erklären sind. Philo hebt an manchen Stellen die Unbegreiflichkeit des Unendlichen so stark hervor, daß er sie auch auf den höchsten aller Propheten, auf Moses, ausdehnt, während er doch sonst als rechtgläubiger Jude dem Gesetzgeber ein vollkommenes Wissen göttlicher Dinge beimißt. Aber von solchen Widersprüchen ist die alexandrinische Lehre voll. Nur eine von den göttlichen Eigenschaften, lehrt er, vermöge der menschliche Verstand aus sich selber heraus zu begreifen, nämlich die Existenz, oder die Thatsache, daß Er wirklich sey. Im Uebrigen müssen wir unsere Erkenntniß der Gottheit aus himmlischer Mittheilung, aus Offenbarung schöpfen.

Indem die alexandrinische Theosophie auf die eben geschilderte Weise einen schroffen Gegensatz aufstellt zwischen Welt und Materie, als unreinen Wesen, und zwischen Gott, als dem reinsten Urlichte, indem sie beide durch eine unübersteigliche Kluft von einander trennt, verfiel sie in die Gefahr, entweder der Creatur alle göttliche Einwirkung abzusprechen, oder die Gottheit durch Einmischung in die Welt verunreinigt werden zu lassen. Sie sucht sich durch die im Oriente damals viel verbreitete Annahme der Emanation zu helfen. Aus dem Ewigen, lehrt Philo, strömen eine ungemessene Menge göttlicher Kräfte aus, welche selbst unendlich gleich Gott, die Verbindung des Höchsten mit der Welt vermitteln. Er unterscheidet schöpferische, vorsehende, gnädige, gesetzgebende, herrschende, strafende, belohnende Kräfte. Sie wirken, was nach der hergebrachten Meinung dem Höchsten selbst zugeschrieben wird; die Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt ist die Frucht ihrer Thätigkeit. Durch diese Einreihung eines Mittelglieds zwischen die Natur und Gott ist jedoch die Schwierigkeit, die wir oben angedeutet, nur etwas hinausgeschoben, nicht überwunden. Werden nämlich die ausgeströmten Kräfte nicht wahrhaft von Gott unterschieden, sondern nur als Wirkungen des Höchsten gegen Außen betrachtet, so greift Er ja mittelst ihrer, wesentlich in die

Endlichkeit ein, entsagt dadurch seiner Lauterkeit, verweltlicht sich und wird getrübt — was jene Mystik nur dann zugestehen konnte, wenn sie sich selbst aufgeben wollte; werden dagegen die Kräfte wirklich von Gott ausgeschieden, aber zugleich — was doch nothwendig — für göttlich erklärt, so entsteht der Schein, als zersplittere sich der Unendliche, — der doch vermöge seines Wesens, die einfachste Einheit ist, in viele Theile. Philo fühlte wohl, daß hier auf einer Seite die Scylla, auf der andern die Charybdis drohe, doch konnte er den Knoten nur mit Phantasie überkleiden, nicht lösen. Er weicht nämlich der Entscheidung aus, indem er die Kräfte je nach dem augenblicklichen Bedürfnisse bald als Aeußerungen Gottes, die nur der Verstand von dem Wirkenden selbst unterscheidet, bald als wahrhafte Substanzen, oder für sich bestehende Wesen darstellt. Der unter den alexandrinischen Juden vielfach verbreitete Glaube an die Uebereinstimmung Mosis und Platon's füllte die Lücke künstlich aus: jene weltschöpferischen Kräfte werden zugleich für die Ideen, welche Plato lehrt, und für die Engel erklärt, die im Pentateuch auftreten.

Als Ideen nun sind die Kräfte befaßt im Logos, dem eigenthümlichsten Erzeugniß der alexandrinischen Theosophie. Plato spricht von einer Idealwelt, die im göttlichen Verstande oder Nous wohne, und in der Materie sich abformend, die Natur der Dinge geschaffen habe. Die Alexandriner machten sich auf ihre Weise diese Lehre zu eigen, nur nannten sie den Inbegriff der Ideen nicht Nous, sondern Logos aus Gründen, die wir sogleich entwickeln werden. In Philo's Schriften kommt dieses Wort fast auf jeder Seite vor. Der Logos ist, unserem Alexandriner zufolge, erstens der Umfang aller göttlichen Urbilder, sofern sie im göttlichen Verstande enthalten sind, die Idee der Ideen, Träger der geistigen Welt. Als solcher wohnt er in Gott. Er ist zweitens Inbegriff der göttlichen Thätigkeit auf die Welt, Umfang der schöpferischen Ideen, sofern sie gegen Außen wirken und sich in der Natur verkörpern; als solcher strömt er von Gott aus. Sofern seine Kraft die Welt durchdrungen hat, ist er die Vernunft des Alls, Weltseele, der allgemeine Ort der Dinge, das Gesetz aller Wesen, das Band, welches die Welt zusammenhält, die Harmonie des Ganzen; als die allgemeinste Idee geht er in alles Einzelne ein, und bestimmt die Wesenheit jedes Dings, weßhalb er der zertheilende und

schneidende Logos genannt wird. Betrachtet man ihn als Weltseele in der äußern Natur, so ist er Nothwendigkeit, oder auch nach der Meinung der Unwissenden, die in der scheinbaren Verwirrung das Gesetz nicht ahnen, Zufall; die Weisen dagegen erkennen die Vorsehung in ihm. Betrachtet man ihn im edelsten Theile der Schöpfung, dem vernunftbegabten Menschen, so erscheint er als der Wächter des Guten, als Verleiher der Weisheit und Begeisterung, und zwar in doppelter Hinsicht, theils sofern diese geistigen Güter von Außen durch göttliche Wirkung in die Seelen einströmen, theils als eine dem Menschen stets inwohnende Kraft: er ist die Seele der Seelen, das Gewissen, er ist der Geist des Geistes, die reine Vernunft, die in den einzelnen Menschen sich ausprägt. Einige Bücher des alten Testaments sprechen von einer himmlischen Sophia oder Weisheit, mittelst deren Gott die Welt geschaffen habe, und nicht kanonische jüdische Schriften, die älter sind als Philo, wie das Buch der Weisheit, behandeln die Sophia gerade wie Philo den Logos. Philo erklärt beide für eins. Ihm zufolge gebührt dem Logos auch die Benennung Sophia, theils sofern die Welt durch ihn aufs Weiseste geordnet wurde, theils sofern er der Urborn ist, aus welchem alle Weisheit den Seelen zuströmt. Auch mit dem Geist Gottes oder dem heiligen Geiste, der in den jüdischen Offenbarungsurkunden häufig genannt wird, einigt er ihn, indem er den Logos zugleich heiligen Geist nennt, theils sofern er, entsprechend der Stelle im ersten Kapitel der Genesis, wo es heißt: „der Geist Gottes schwebete über den Wassern," die Welt zusammenhält, theils in Bezug auf die Menschen, sofern er sie in alle Wahrheit leitet, und begeisterten Seelen die Zukunft enthüllt.

So aufgefaßt, verträgt sich die Logoslehre vortrefflich mit der platonischen Philosophie, aus der sie, einzelne Worte abgerechnet, entlehnt ist, aber keineswegs mit dem Grundsatze der Alexandriner, daß Gott von der Welt völlig getrennt sey. Denn greift nicht nach jener Darstellung das in sich abgeschlossene Urwesen unter dem Namen Logos, der doch nichts anders als Seine, von Ihm unzertrennliche, Vernunft und Thatkraft ist, auf alle Weise in die Endlichkeit ein? Fürs Zweite erzählt der Pentateuch eine Menge Gotteserscheinungen, welche die Alexandriner wegen ihrer eigenthümlichen Ansicht von der Abgeschlossenheit des Seyenden, nicht

auf Diesen beziehen konnten, sondern durch Mittelwesen erklärten, deren Existenz hauptsächlich um jener Erzählungen der heiligen Bücher willen angenommen ward. Allein in seiner Eigenschaft als Idee der Ideen konnten sie dem Logos unmöglich eine persönliche Erscheinung zuschreiben. Es läßt sich daher erwarten, daß die Natur des Logos noch auf eine andere Weise aufgefaßt worden sey. Und so ist es auch der Fall. An vielen Stellen beschreibt Philo den Logos als ein Wesen für sich, das auf besondere Weise von Gott ausgeströmt, seine eigene Existenz habe. Nach dieser zweiten Darstellung ist der Logos die älteste Schöpfung Gottes, nicht ungezeugt wie Gott, aber auch nicht erschaffen wie die endlichen Wesen, Er ist der Sohn des ewigen Vaters, Sein Ebenbild, der Urmensch, nach dessen Form Adam geschaffen ward, Schöpfer der Welt, Mittler zwischen Gott und den Menschen, Vertreter und Hohenpriester des All's, Oberster aller Engel, Untergott und Regent des Universums, den der Herr an Seiner Statt eingesezt hat, weil Er selbst wegen Seiner Reinheit das Unreine, die Materie, nicht berühren darf; der Logos ist als solcher göttlicher Mittler oftmals in der Urgeschichte des jüdischen Volkes sichtbar erschienen, er ist es, von dem das erste Kapitel der Genesis als vom Schöpfer handelt, er ist der Engel, der dem Patriarchen Abraham im Haine sich offenbarte und dann die Städte Sodoma und Gomorra zerstörte, er ist die göttliche Gestalt, welche Moses im Dornbusche sah, er ist die Säule, welche Israel durch die Wüste leitete, er ist der Wunderführer des auserkornen Volks, der Engel des Bundes. Und wie Er in der Urzeit vielfach segnend sich offenbarte, so wird Er einst sichtbar für Sein Volk wirken, denn die messianischen Weissagungen welche die Seher Israels geschaut, beziehen sich auf Ihn. Seine Namen sind: Logos oder Wort, Hohenpriester, Mann Gottes, Ebenbild, Aufgang, Erstgeborner oder ältester Sohn Gottes, Herrschaft, Bund, Name des Herrn, schauender Israel, Erzengel, Paraklet, zweiter Gott.

Dieselbe Erscheinung, die wir oben an den göttlichen Kräften nachgewiesen, daß sie nämlich bald als bloße Begriffe, bald als Wesen für sich oder Engel hingestellt werden, wiederholt sich demnach auch an dem Logos. Es konnte nicht anders seyn, denn ohne ein solches Mittelwesen war es unmöglich, den jüdischen

Offenbarungsglauben, der vielfaches Eingreifen des Höchsten in die Geschichte Israels behauptet, und die Zeitphilosophie, welche einen unendlichen, von der Welt völlig getrennten Gott verlangte, mit einander zu vereinigen. Freilich scheiterte darüber die Einheit des höchsten Wesens, und somit eine der wesentlichsten Lehren des Judenthums. Denn was anders ist der Logos nach der andern Darstellung, als eine zweite Person in der Gottheit? Die Gelehrten verbargen diese Klippe auf künstliche Weise durch beständiges Schwanken zwischen der ideellen oder platonischen Auffassung, welche sich mit der Einheit des Höchsten verträgt, und der persönlichen. Leztere gehört vorzugsweise dem Volke an, und ist allen Spuren nach, älter und früher ausgebildet worden, als die erstere. Noch ist zu erklären übrig, wie es gekommen, daß die alexandrinische Theosophie dem phantastischen Wesen gerade den Namen Logos gab. Aus den Gründen, die oben entwickelt wurden, war es den egyptischen Juden zum Bedürfniß geworden, Gott, den Herrn, entsprechend hellenischer Weisheit, als unsichtbar, unendlich, unbegreiflich zu denken; zugleich sollte aber der Glaube an die heiligen Bücher und an die besondere Wunderführung des Volks festgehalten werden. Folglich hatte man ein Mittelglied nöthig. Der heilige Text schien selbst den Glauben an die Existenz eines solchen zu rechtfertigen. Gerade in den Stellen, wo die wunderbarsten Führungen Israels erzählt werden, wie im Bericht von der Wolkensäule, wechselt in der hebräischen Urschrift der Ausdruck Jehovah und Engel des Herrn auf seltsame Weise mit einander ab. Denn bald heißt es, der Herr selbst, bald sein Engel sey in der Wolke gewesen. Das schien auf ein Wesen hinzudeuten, das, obwohl vom Höchsten unterschieden, doch so innig mit ihm verbunden sey, daß es gleichsam die Stelle eines zweiten Ich's einnehme. Kein Ausdruck paßt für ein solches Verhältniß besser, als Urbild und Abbild oder Ebenbild. Nun heißt es Genesis 1, 27.: „Gott schuf den Menschen, nach dem Abbilde Gottes schuf er ihn.“ Das ist eine auffallende Wortstellung, aus welcher schon Philo den Schluß zieht, daß Gott im zweiten Satze, wo Ihm das Abbild zugeschrieben wird, verschieden sey von Gott im ersten; denn wären beide Namen sich gleich, so müßte es heißen: „Gott schuf den Menschen nach Seinem Bilde,“ und nicht: „Er schuf ihn nach dem Bilde Gottes.“ So folgerten denn die Alexandriner erstens, daß

im alten Testament ein vom obersten Gott oder von Jehovah verschiedener zweiter Gott gelehrt, zweitens, daß diesem der Name Ebenbild, den man aus andern Gründen bedurfte, beigelegt werde. Bald mögen sie jedoch denselben zu unbestimmt gefunden haben. Eine Stelle der Sprüchwörter half aus der Verlegenheit. In dem achten Kapitel dieses Buches Vers 22 u. flg. spricht die Sophia oder die göttliche Weisheit, nach dem griechischen Texte der Siebzig, der in Alexandrien kanonische Gültung hatte, also von sich selber: „Der Herr hat mich geschaffen im Anfang Seiner Wege, zu Seinen Werken. Vor der Ewigkeit hat Er mich gegründet, im Anfang, ehe er die Erde schuf, ehe Er die Abgründe bildete, ehe die Brunnen des Wassers emporsprangen, ehe denn Er die Berge befestigte, vor den Höhen, erzeugte Er mich. — Ich war als Werkmeisterin bei Ihm, ich war es, an der Er Seine Lust hatte, täglich erfreute ich mich an Seinem Angesicht jede Zeit." Wirklich lauten diese Worte so, als sey von einer abgesonderten Substanz die Rede. Wir finden nun in mehreren Quellen, die an Alter weit über Philos Schriften hinaufreichen, die deutlichsten Spuren*), daß der persönliche Name jenes Mittelwesens, welches im Anfang der Dinge aus dem göttlichen Urlicht ausgeströmt seyn soll, zuerst aus obiger Stelle entlehnt worden ist. In dem Buche der Weisheit Salomo's, dessen Verfasser dieselbe Lehre bekennt mit Philo, aber zum Mindesten fünfzig Jahre älter ist, kommt für den nämlichen Begriff, den Philo mit dem Worte Logos bezeichnet, nur der Name Sophia vor. Mit der Zeit wurde derselbe jedoch aufgegeben, wahrscheinlich weil seine weibliche Form mehrere Ausschmückungen nicht zuließ, die für die Theosophie jener Zeit nöthig waren. Wie hätte man z. B. die Sophia Erzengel, Mann Gottes, Hohenpriester, Paraklet heißen können? Das Buch der Weisheit Salomos braucht den Ausdruck Logos bereits als gleichbedeutend mit Engel, obwohl, wie gesagt wurde, nicht für Sophia. Ohne Zweifel ist diese Bezeichnung von Logos aus zahlreichen Stellen des alten Testaments entstanden und gerechtfertigt worden, in welchen die Ausdrücke:

*) Den Beweis siehe in meiner Schrift: „Philo und die alexandrinische Theosophie" I. 311 flg., II. 200 flg.

„das Wort oder der Logos des Herrn“ und „der Engel Jehovahs,“ als gleichbedeutend mit einander abwechseln. Nachdem Logos einmal zu einem neuen Namen für „Engel des Herrn“ geworden war, lag die Uebertragung desselben auf den Mittler oder den zweiten Gott nahe. Denn erstlich begünstigte der Ausdruck wegen seiner männlichen Form und seines grammatisch vieldeutigen Sinnes jede denkbare Ausbildung der Lehre vom Mittler, namentlich mußte er wegen seines Anklangs an platonische Ideen den Alexandrinern erwünscht seyn. Zweitens ließ er sich, was noch wichtiger, aus den jüdischen Offenbarungsurkunden rechtfertigen. Er sollte ein vom Höchsten verschiedenes, aber auch aufs Innigste mit demselben verbundenes Wesen bezeichnen, dem alle Wirkungen Gottes auf die Natur, besonders die Weltschöpfung, beigemessen werden könne. Nun an mehreren Stellen des Pentateuchs wechseln die Ausdrücke: „der Herr“ und „der Logos“ (Wort) des Herrn, als seyen sie sich gleich, mit einander ab. Konnte man diese Thatsache nicht für den Beweis benützen, daß die Bibel selbst das gewünschte Mittelwesen mit dem Namen Logos bezeichne? Ferner heißt es Psalm 33, 6.: „Durch den Logos des Herrn wurden die Himmel gegründet.“ Also schien die Benennung Logos für den weltschöpferischen Mittler aus der eigenen Sprache der heiligen Bücher erhärtet. Nachdem so seine biblische Grundlage gesichert war, wurde der Begriff des Logos bis zu der reichen Ausschmückung ausgesponnen, die wir oben aus Philo's Schriften nachgewiesen. Der ältere Namen Sophia verschwand allmählig aus dem Gebrauche. Bei Philo finden wir leztern nur wie einen Nachklang veralteter Sprachweise. Schon war damals Lehre und Namen des Logos auch nach Palästina verbreitet, und fand Eingang in den Ideenkreis einiger Apostel Jesu; unter den christlichen Vätern, besonders den alexandrinischen, erhielt sich mehrere Jahrhunderte lang die ursprünglich jüdische Färbung dieses wichtigen Dogmas.

Auch über das Wesen der Welt und die Schöpfung hatten die egyptischen Juden ihre eigenthümlichen Ansichten. Bei der Schöpfung sind, so äußert sich Philo, vier Punkte zu unterscheiden: die wirkende Ursache, das Werkzeug, die Absicht des Akts, endlich der Stoff, aus welchem das zu Bereitende geformt werden soll. Die Ursache ist Gott, das Werkzeug der göttliche Logos, die Absicht,

die Liebe des Höchsten, der Stoff die Materie; die Welt entstand, indem der Logos, getrieben von der Liebe des Vaters, die göttlichen Ideen in die Materie einprägte. Leztere war also früher da, ehe die Welt aus ihr gebildet wurde, aber in formloser, gespenstischer Gestalt, voll Verwirrung und Unordnung. Beide, die Materie und Gott, stehen nämlich in uranfänglichem Gegensatze zu einander. Jene ist an sich todt, Gott dagegen lauteres Leben, in jener herrscht blinde Nothwendigkeit, Gott ist die Freiheit selbst. Bei diesen Grundsätzen kann unmöglich von einer Schöpfung aus Nichts die Rede seyn, sondern bloß von Abformung eines von Ewigkeit vorhandenen Stoffes. Dennoch braucht Philo die stärksten Ausdrücke, welche eine wirkliche Schöpfung bezeichnen: Er sagt z. B. die Erschaffung der Welt sey Uebergang vom Nichtseyn zum Seyn, oder Gott habe in diesem Akte das Nichtseyende zum Seyn geführt, Er habe das Weltganze aus dem Nichtseyenden bereitet. Mit so starken Worten überdeckt er die gefährliche, wiewohl unter den griechischen Juden sehr verbreitete, Lehre von der ewigen Existenz eines von Gott verschiedenen, Ihm entgegengesezten Urwesens. Da die Materie an sich durchaus todt seyn soll, so muß alles Leben, das in der Schöpfung sich äußert, von Gott durch den Logos herstammen. Sehr oft zieht Philo diese Folgerung, leitet alles Leben vom Höchsten her, und spricht der Materie jede Selbstthätigkeit ab. Dennoch, lehrt er, gebe es gewisse Kraftäußerungen in der Welt, die nicht auf Gott zurückgeführt werden dürfen, sondern der Materie anheimfallen, so sehr leztere auch sonst in Allem leidend gedacht wird. Zu dieser Ausnahme gehört nämlich alles Unreine, Unordentliche, Böse. Die Materie hat durch ihre harte und störrige Natur verhindert, daß die göttlichen Formen der Ideen vollkommen in sie eingeprägt werden konnten, und von diesem ihrem Widerstand rührt alle Finsterniß und Vergänglichkeit her. Daher eine unendliche Kluft zwischen der reinen Ideenwelt und der durch die Materie getrübten Creatur, weßhalb es auch die höchste Aufgabe des Menschen ist, sich von allem Erschaffenen möglichst loszureißen und Gott zu leben.

Nichts desto weniger ist die Welt, troz der einzelnen Mängel, welche das Widerstreben des Stoffes verschuldet, im Ganzen ein herrliches, des himmlischen Logos, der sie schuf, würdiges Gebilde. Alles hängt aufs Schönste zusammen, ein Glied greift ein

in das andere, und wirkt und webt in dem andern, wegen welcher Harmonie Philo die Welt mit einem wohleingerichteten Staate vergleicht, oder auch einen Tempel Gottes nennt. Für schwere Sünde erklärt er es, sie für unvollkommen auszugeben; so gut sie seyn konnte, ist sie auch. Der Optimismus wird zur religiösen Pflicht. Als vollkommen ist sie unvergänglich. Philo bestreitet daher den unter vielen Juden verbreiteten Glauben, daß die Erde einst verbrennen werde. Doch dieser Widerspruch gegen die hergebrachte Meinung mag seine persönliche Ansicht gewesen seyn. Nicht so verhält es sich mit den folgenden Sätzen: der Ausdehnung nach ist die Welt nicht unendlich, sondern begränzt, und besizt Kugelgestalt, welche eine Reihe über einander gewölbter Sphären in sich schließt, über deren oberster Gott als die äußerste Gränze thront. Die Erde befindet sich im Mittelpunkt der Schöpfungskugel, zunächst über ihr der Luftraum, dann die himmlischen Planetensphären ihrer Ordnung nach. Leztere bilden zusammen den Himmel, welcher von Philo mit einem schönen Bilde, der Unsterblichen Haus genannt wird, wie die Erde der Sterblichen Heerd. Leben und Geist erfüllet Alles, was hier Unten ist, nur in verschiedener Abstufung und Gestalt. Starr und gebunden ist der Geist in dem Mineralreiche, der Regung fähig im Pflanzenreiche, zur Seele gesteigert im Thiere, zur vernünftigen Seele verklärt im Menschen. Diese belebende Kraft, die allem Irdischen inwohnt, oder der Geist, stammt aus dem Aether. Einen höhern Rang als die Erde nimmt der Luftkreis ein, der sich zwischen ihr und dem Monde ausdehnt, und von körperlosen, darum dem menschlichen Auge unbemerkbaren, Seelen angefüllt ist. Ueber dem Monde beginnt der eigentliche Himmel, der Schöpfung edelster Theil. In Sphären oder Kreise ist derselbe eingetheilt, von denen der höhere stets größer als der tiefere oder innere, diesen umschließt. Der Sphären sind es acht: sieben nämlich von den Planeten gebildet, die achte von dem Firstern-Himmel, welcher den äußersten Kreis einnimmt. Lezterer steht unbeweglich stille, aber harmonisch schwingen sich über einander die Planetensphären, und diese ihre Bewegung bringt, einer unermeßlichen Himmelslyra vergleichbar, eine Musik hervor, die zu Ehren des Schöpfers ertönt, und weit alle irdischen Begriffe übersteigt. Vermöchte ein Sterblicher sie zu vernehmen, sagt Philo, so würde unaussprechliche Sehnsucht ihn

ergreifen, und nicht mehr von irdischer Speise würde er leben wollen, sondern von jenen himmlischen Melodien. Nur ein einziger Mensch hat sie gehört, Moses, und zwar während der vierzig Tage, da er ganz vom Irdischen abgezogen, kein Brod aß und kein Wasser trank. So schön wußten die alexandrinischen Juden die pythagoreische Lehre von der Sphärenmusik in ihre Theologie und Urgeschichte zu verflechten.

Die Sterne nun, welche theils in den Sphären kreisen und jene himmlischen Töne bereiten sollen, theils unwandelbar dieselbe Stelle am Himmel einnehmen, galten den alexandrinischen Juden für lebendige Wesen, voll Geist, Tugend und Vollkommenheit. Philo schildert sie als Herrscher über die andern himmlischen Geister, wie über die irdischen Kräfte. Doch ist er weit entfernt, die Freiheit des Menschen durch sie zu beschränken oder gar ein unausweichliches Verhängniß an sie zu knüpfen; vielmehr bekämpft er den astrologischen Glauben, der in jener Zeit viele Anhänger zählte, als gottlosen Irrwahn. Nur über die äußere Natur räumt er ihnen eine gewisse Gewalt ein, jedoch immer eine vermittelte, unter der Obhut des Höchsten; sie sollen nämlich die Jahrzeiten beherrschen und auch Zeichen des Künftigen seyn, sofern man aus ihren Stellungen zu einander gewisse Erscheinungen der Erde voraussehen kann; dem menschlichen Willen dagegen legen sie keine Fesseln an.

Außer den Sternenengeln, die in sichtbarer, lichtgewobener Kugelgestalt am Himmel funkeln, erfüllen, wie schon angedeutet ward, laut der alexandrinischen Lehre, unzählige, körperlose Geister die oberen Sphärenräume und den Luftkreis zwischen Erde und Mond. Diese himmlische Bevölkerung zerfällt nach Tugend und Macht in verschiedene Klassen. Die edelsten, darum auch zu Herrschern über die Andern erhoben, sind die Sterne. Von den unsichtbaren Himmelsbewohnern nehmen die besten den obersten Raum der Sphären ein, in demselben Verhältniß, wie die Tiefe ihres Wohnsitzes zunimmt, trübt sich ihr sittlicher Werth. Alle indeß, die innerhalb der sieben Sphären hausen, sind zum Dienste des Herrn bestellt. Philo nennt sie darum Augen und Ohren des Höchsten; ihr Geschäft ist, die Fürbitten der Sterblichen vor den Thron Gottes zu tragen, die Befehle des himmlischen Vaters den Menschen zu verkündigen, und als Schutzgeister einzelne

Menschen, die ihrer Obhut anvertraut sind, zu bewachen. Manchmal ziehen sie im Dienste des Herrn sogar Leiber an, und erscheinen dann sichtbar vor den Erdenbewohnern. Von solcher Art waren die Gestalten, welche dem Patriarchen Abraham und seiner Gattin die Geburt eines Sohns anzeigten. Doch sind die Körper, welche sie um der Menschen willen auf kurze Zeit annehmen, nicht von grobem Stoffe, wie die unsern, sondern aus Aether verdichtet, darum auch keinen menschlichen Bedürfnissen unterworfen. Wenn es daher Genesis XVIII., 8. heißt: die drei Männer, welche Abraham erschienen, hätten gegessen, so war dieß bloßer Schein; aus Liebe zu dem Patriarchen stellten sie sich so, als ob sie äßen.

Endlich in dem Luftkreise, oder dem Raume zwischen Erde und Mond, wohnen die niedersten Geister, welche von sündlicher Liebe zum Fleische fortgerissen, auf die Erde herabsinken und Körper anziehen. Wenige derselben steigen, nachdem sie bloß einmal auf Erden gewohnt, für immer geläutert, in den obern Himmel empor, die Meisten schweben, in beständiger Ebbe und Fluth, hinauf und wieder hinunter. Diese Geister, die durch Abfall auf die Erde niedersinken, sind Niemand anders, als die Menschen. Wir wollen Philo selbst reden lassen. „Jene (niederen) Seelen," sagt er, „stürzen in den Leib, wie in einen Strom herab, und werden zum Theil von den Strudeln desselben verschlungen; Einigen jedoch gelingt es, dem Andrange zu widerstehen; sie tauchen aus der Tiefe auf und schwingen sich mit der Zeit wieder zu dem Orte empor, aus dem sie herabgekommen sind. Dieß sind die Seelen der Menschen, welche sich der Weisheit ergaben und von Anfang (ihres irdischen Daseyns) bis zum Ende gestrebt haben, dem Leben im Leibe abzusterben, um des ewigen und geistigen Lebens bei den Ungebornen und Unvergänglichen theilhaftig zu werden. Jene aber, die vom irdischen Strome verschlungen werden, sind die Seelen der alltäglichen Menschen, welche die Weisheit vernachläßigen und sich wandelbaren Dingen hingeben, von denen keines auf den unsterblichen Geist Bezug hat, als da sind die Leiche, die an uns gefesselt ist, nämlich der Leib, und noch andere Dinge, die niedriger sind als der Leib, wie Ruhm, Geld, Herrschsucht und dergleichen Täuschungen mehr." Die Versunkenheit der gemeinen Seelen besteht darin, daß sie, gleich nachdem sie durch den Tod

vom Leibe befreit und in den Luftraum, aus dem sie stammen, zurückgekehrt waren, von dem irdischen Lustreize angezogen, abermals mit Körpern sich umkleiden, d. h. von Neuem Menschen werden. Das Menschengeschlecht ist also gleichsam die Hefe oder der Bodensatz der Geisterwelt; was dort Droben unvollkommen und unrein ist, sinkt auf die Erde herab. Darum erkennt auch die alexandrinische Mystik keine Teufel oder böse Engel an. Philo behandelt diesen Glauben als Volkswahn.

Die Seelen der Menschen haben also vorher schon existirt, ehe sie in Leibesbande kamen, denn sie stiegen aus den obern Räumen hernieder. Der Himmel wird deßhalb von Philo sehr oft wahres Vaterland und Heimath der Seelen, das Erdenleben eine Pilgrimschaft genannt. Die Seelen selbst hält er für Ausströmungen des himmlischen Aethers, der alles Leben in sich enthaltend, die Substanz der Engelwelt und Sterne bildet, und seiner Natur nach unendlich dehnbar, in einzelnen Ausläufern, welche eben die Menschenseelen sind, bis herunter auf die Erde sich erstreckt. Weil der Geist in uns trotz unseres scheinbar abgesonderten Daseyns, immer mit der ätherischen Welt durch jene unsichtbaren Bande zusammenhängt, geschieht es, daß die oberen Mächte fortwährend auf uns einwirken. Als ein Abkömmling des Himmels ist der Mensch sittlich frei. In Nichts zeigt sich sein göttlicher Ursprung so vollkommen, als durch die Theilnahme an der Freiheit Gottes, die ihn vor allen Creaturen auszeichnet. Diese hohe Gabe bedingt seine Zurechnungsfähigkeit. Während Thieren und Pflanzen weder Fruchtbarkeit zum Verdienst noch Unfruchtbarkeit zur Schuld gemacht werden kann, verdient der Mensch Tadel, sobald er Böses thut und wird auch dafür gestraft. Vor der Herabkunft auf die Erde, war die Seele eine Monade oder Einheit, durch ihren Eintritt in das leibliche Leben wird sie zur Zweiheit. Dieß ist die allgemeinste Eintheilung der menschlichen Natur, die bei Philo vorkommt. Er kennt indeß noch andere; bald unterscheidet er, nach dem Vorgange der griechischen Philosophen, Vernunft, Gemüth und Sinnlichkeit, oder Empfindung, das Vermögen zu sprechen (Logos), Geist, oder nimmt er auch acht Abtheilungen unseres Wesens an: sieben niedere Mächte — die fünf Sinne, die Stimme, den Geschlechtstrieb — eine obere — den herrschenden Geist. Leztere Bestimmung ist von den Alexandrinern der vielfach gefeierten Siebenzahl zu Ehren

erdacht, die zweite dazu erfunden, um Etwas, dem göttlichen Logos Entsprechendes, im Menschen aufzuweisen, die erste den Hellenen nachgebildet. Neben diesen kommt eine Eintheilung vor, die ausschließend dem Judenthum angehört, nämlich die, auch aus dem neuen Testament bekannte, dreifache, in Geist, Seele, Fleisch. Zugleich ersieht man aus den betreffenden Stellen bei Philo, woher sie stammt. Mehrfach heißt es nämlich im Pentateuch (wie Lev. 17, 11. Deuteron. 12, 23.) „die Seele des Menschen ist Blut." Diesen Ausspruch, dem ursprünglich der Glaube an Körperlichkeit und Vergänglichkeit der Seele zu Grunde liegen mochte, konnten die alexandrinischen Mystiker unmöglich so deuten. Um daher die Lehre des Gesetzgebers in Einklang zu bringen mit ihrer geistigen Ansicht, unterschieden sie von der höhern Seele oder dem Geist, den deßhalb Philo manchmal die Seele der Seele nennt, eine niedere, in welcher die Begierden ihren Sitz haben sollen, gesellten zu dieser noch die körperliche Masse oder das Fleisch, und so entstand jene dreifache Eintheilung.

Aus den oben mitgetheilten Stellen geht hervor, daß es ein Abfall, ein vorweltlicher Akt der Sünde ist, was die Seelen aus den Himmels-Höhen in die Zeitlichkeit herabführt. Diese Ansicht stimmte jedoch nicht zu der unbegränzten Verehrung, welche die Juden den Patriarchen und dem Gesetzgeber zollten. Philo macht daher hie und da eine Ausnahme von der strengen Regel, indem er zu verstehen gibt, daß edle Wißbegierde, der Drang, die herrlichen Werke des Schöpfers hier Unten zu erforschen, etliche reine Seelen bewogen habe, in Leibes Nöthen niederzusteigen. Sonst erklärt er jedoch überall die Geburt für einen Abfall. Man sieht Dieß aufs Deutlichste aus seiner Lehre vom Leibe. Dieser ist für die Seele ein Gefängniß. Philo braucht sogar den starken Ausdruck: die Seele sey, so lange sie auf Erden lebe, in den sterblichen Leib eingesargt. Der Leib ist ferner Quelle aller verderblichen Leidenschaften und Begierden, die uns in den Staub herabziehen, und darum die Ursache des Bösen; gleicherweise rührt von ihm alle Finsterniß des Geistes, aller Unverstand, Mißbehagen und Unglück her. „Die Werke des Fleisches thun," ist darum bei Philo gleichbedeutend mit schlechtem Leben, heiliger Lebenswandel gleichbedeutend mit „dem Fleische entsagen." Indeß, wenn auf diese Weise der Anreiz des Bösen in den Leib versezt wird, ist es doch nicht so

zu verstehen, als ob der Geist gar keinen Antheil daran hätte. Das Böse wird vielmehr erst dann vollendet, wenn der Geist, welchem sittliche Freiheit zukommt, sich von den Lüsten des Fleisches fortreißen und überwältigen läßt.

Da der Mensch, einmal in das irdische Leben getreten, sich dem Leibe und somit dem steten Reiz des Bösen unmöglich ganz entziehen kann, so folgt, daß uns von Geburt an eine Art von Erbsünde anklebt. Philo zieht diesen Schluß häufig, und manchmal mit sehr starken Worten. So äußert er sich z. B. in einer seiner Schriften: „Das Gesetz verlange vom Nasiräer, daß er nach vollbrachtem Gelübde neben sonstigen Gaben auch ein Sündopfer darbringe. Lezteres werde darum vom Nasiräer gefordert, weil er ein Mensch sey, denn auch der Vollkommenste entfliehe, dieweil er geboren, nie der Sünde." An einer andern Stelle sagt Philo: „Moses habe die Geräthe der Stiftshütte und das Haupt des Hohenpriesters mit Oele gesalbt und sodann befohlen, ein Kalb und zwei Widder herbeizuführen, und zwar ersteres als Schuldopfer zur Versöhnung der Sünden. Hiemit sey vom Gesetzgeber angedeutet worden, daß jedem Sterblichen, so gut er auch sonst seyn möge, durch seine Geburt Sündhaftigkeit anhänge, wegen deren die Gottheit versöhnt werden müsse." Dieß sind gewiß sehr starke Aussprüche. Dennoch durchbricht Philo merkwürdiger Weise abermal die Regel, indem er eine einzige Ausnahme zugesteht. „Gar nicht zu sündigen," sagt er an einer Stelle, „komme nur Gott, vielleicht aber auch einem göttlichen Manne zu." In schneidendem Widerspruche stehend mit der alexandrinischen Lehre vom Leibe und dem Abfall der Seelen aus dem Himmel, ist dieser Satz ohne Zweifel um Mosis oder gar des Messias willen erdacht worden, welche beide man ganz göttlich, ganz sündlos wissen wollte.

Obgleich Philo und seine Glaubensgenossen auf die beschriebene Weise eine gewisse angeborne Sündhaftigkeit lehrten, so ist doch diese ihre Ansicht noch weit verschieden von dem früher geschilderten pharisäischen Dogma, das einen geschichtlichen Zusammenhang zwischen der Sünde Adams und den Lastern seiner Nachkommen behauptet, und eine Vergiftung der Leztern durch erstere annahm. Allein auf dem praktischen Gebiet stimmt Philo wieder mit den Palästinern vollkommen zusammen. Ohne Rücksicht auf die sittliche Freiheit zu nehmen, die er sonst aufs Entschiedenste

bekennt, behauptet er nämlich an unzähligen Stellen, daß jede gute That von Gott komme, und daß der Mensch für sich allein nur Böses wirken könne. Kaum gibt es eine andere Lehre, die so stark und so häufig bei Philo hervorträte, wie diese; ganze Schriften hat er ihr geweiht. Merkwürdig ist es dabei, daß er sie oft mit Bildern veranschaulicht, die fast aufs Wort denen entsprechen, welche der Apostel Paulus in den Corintherbriefen und sonst braucht. Einem Pflanzer z. B. wird Gott verglichen in folgendem Satze: „Das Gesetz untersagt dem Menschen, einen Hain neben das Heiligthum zu pflanzen (Deuteron. 16, 21.). Moses deutet damit an, daß es Gott allein zukomme, Tugenden in der Seele anzubauen. Gottlos aber ist der Mensch, welcher wähnt, er sey Gott gleich und zum Handeln befähigt, da er doch nur zum Leiden geschaffen ist, während Gott allein das Gute in die Seelen pflanzt und säet. Deßwegen ist Der gottlos, Der da sagt: ich pflanze. Du pflanzest also nicht, sondern Gott." Aehnlich lautet folgende Stelle: „Die körperliche Befruchtung erfolgt dadurch, daß der Mann dem Weibe beiwohnt. Wodurch werden aber die Tugenden in die Seele gepflanzt? nicht durch den Menschen, denn sie sind nicht irdischer Art, eben so wenig erzeugen sie sich aus eigener Kraft. Wer anders ist es nun, der das Gute in uns aussäet, als der Vater der Welt, der ungezeugte Gott? Denn Gott zeugt nichts für sich, da Er ja nichts bedarf, sondern Alles für diejenigen Menschen, welche er seiner Geschenke würdigt." Der ganze Umfang sittlicher Freiheit des Menschen beschränkt sich hiernach auf die Fähigkeit, den Wirkungen von Oben, die auf uns einströmen, ungehemmten Zugang in unser Inneres zu gestatten, oder ihnen hartnäckig zu widerstehen. Handelt dagegen der Mensch aus sich heraus, so ist sein Thun nothwendig böse.

Was Philo und die Alexandriner vom Zustand der Seelen nach dem Tode lehrten, wurde schon oben dargethan. Erlöst von den drückenden Banden des Leibs schwingen sich die Seelen Derer, die hier Weisheit und Tugend geliebt, nach dem Abscheiden aus dieser Welt, in das himmlische Vaterland empor, aus dem sie stammen; die Schlechten und Mittelmäßigen stürzen bald wieder herab und ziehen andere Leiber an. Dieses Zurücksinken ist die natürliche Strafe ihrer Lasterhaftigkeit. An eine Hölle glaubt Philo nicht, er behandelt dieses Lehrstück wie einen Volksmythus;

an ihre Stelle sezt er die Versunkenheit ins leibliche Leben. Bei solchen Ansichten vom Fleische und der irdischen Existenz konnten die alexandrinischen Theosophen unmöglich eine Auferstehung des Leibs annehmen, wie die Pharisäer. Denn Rückkehr in den Körper würde für die Gerechten eine wahre Höllenpein seyn. Man begreift jezt auch besser, warum jene Mystiker nichts von einem Teufel und bösen Geistern wissen. Denn da das Fleisch Sitz und Anreiz aller Sünde ist, muß jeder Geist, sobald er böse wird, nothwendig sich mit einem irdischen Leibe bekleiden, also Mensch werden.

Die bisher entwickelte Lehre vom Menschen ist unabhängig von den Aussprüchen des Pentateuchs. Philo hat über leztere seine eigene Meinung. Bekanntlich spricht die mosaische Urkunde zweimal von der Erschaffung des Menschen Genes. 1, 27., wo es heißt: „Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde," und Kap. 2, 7., wo der Mensch aus einem Erdenkloße geformt wird. Philo vereinigt beide Darstellungen durch die Annahme, daß Moses das erste Mal den idealen, in der zweiten Stelle den wirklichen Menschen meine. Jener ist ihm Gattungsmensch, durch und durch geistig, und als solcher geschlechtlos; er nennt ihn den himmlischen Adam, zum Unterschied von dem irdischen, dessen Erschaffung in der zweiten Stelle erzählt sey, und erklärt ihn für eins mit dem göttlichen Logos. Auch der irdische Adam, der nach jenem himmlischen ausgeformt wurde, entsprach Anfangs seinem hohen Vorbilde. Vollkommen war er in der ersten Zeit an Seele und Leib, und zeigte sich, gleich bei seinem Eintritt in die Welt, als König der sichtbaren Natur, hauptsächlich dadurch, daß er jedem Geschöpf seinen Namen gab. Auch lebte er im Umgange mit seligen Geistern, selbst rein und tugendhaft und des göttlichen Geistes voll. Diese Vorzüge dauerten jedoch nur bis zum Sündenfalle, mit welchem ein völliger Umschwung zum Schlimmen eintrat. Dennoch wird die Vergehung Adams von Philo nicht als eine ungeheure Schuld, sondern als eine Folge seiner schwachen und sterblichen Natur dargestellt. Anlaß zur Sünde gab das Weib. So lange Adam allein war, lebte er schuldlos. Als das Weib geschaffen worden, eilte er auf sie zu, voll Freude über die befreundete Gestalt und umarmte sie. Aus dieser Umarmung entstand die Liebe, aus der Liebe geschlechtliche Wollust. Leztere ist der Keim alles Lasters

und bewirkte, daß Adam ein unsterbliches und seliges Leben mit einem unglücklichen und sterblichen vertauschen mußte. Wir werden später sehen, welch' großen Einfluß diese Ansicht von der Natur des Sündenfalls auf die alexandrinische Denkweise geübt, und welche Folgen sie in Bezug auf Ehe und Kinderzeugung gehabt hat.

Die Genesis nennt als Ort, wo die erste Sünde verübt ward, und wo das Stammälternpaar lebte, das Paradies, als Verführer die Schlange, als Anlaß das Verbot vom Baume der Erkenntniß zu essen. All Dieß erklärt Philo für Sinnbilder, das Paradies ist die Seele, die Pflanzen desselben sind die Tugenden, der Baum des Lebens bezeichnet die höchste Tugend — Ehrfurcht gegen Gott, der Baum der Erkenntniß bedeutet die Keuschheit, unter der Schlange ist die Wollust verborgen. Auch die Austreibung aus dem Paradiese ist nicht wörtlich zu nehmen. Mit dem Sündenfalle begann eine lange Reihenfolge von Uebeln über das erste Paar und dessen Nachkommen hereinzubrechen. Das Weib fand seine Strafe in schmerzhaften Geburten, in den Beschwerden der Kindererziehung, in der Unterwürfigkeit unter den Willen des Mannes, Dieser in der Arbeit und Sorge für den nothwendigen Lebensunterhalt. Denn selbst die Erde ward um des Sündenfalls willen verflucht und bringt ihre Früchte nicht mehr so dar, wie sie dieselben ohne Adams Vergehung getragen haben würde. Eigentlich hätte Gott den Menschen um der Sünde willen vernichten sollen, so forderte es die Gerechtigkeit; allein Er that Dieß nicht, um Seiner Liebe willen, sondern begnügte sich, die Erde unfruchtbar zu machen, so daß sie nur bei angestrengter Arbeit dem Menschen seinen Unterhalt gewährt; ohne die Sünde würde sie, wie Sonne und Mond, in der uranfänglichen Ordnung geblieben seyn und ihren Ertrag von selbst gegeben haben. Dieser Zustand der Erde ist bedingt durch die Handlungsweise der Menschen. Sobald Leztere es vermöchten, in den Stand der Unschuld zurückzutreten und ein göttliches Leben zu führen, müßte alsobald die ursprüngliche Fruchtbarkeit des Erdbodens zurückkehren. Demnach ist auch die äußere Creatur, entsprechend der Lehre des Apostels Paulus, einer Erlösung gewärtig.

Seit Adam sind die Menschen von Geschlecht zu Geschlecht geistig und körperlich immer mehr verfallen: „wie das erste Bild

das nach einem Originale gemacht wurde, noch am Meisten demselben ähnlich ist, während die spätern Copien, die nach den Abbildern conterfeit sind, immer schwächer und unkenntlicher werden, oder wie in einer Reihe von Eisenstäben, die an einen Magnetstein angehängt sind, Derjenige am Meisten magnetische Kraft bewahrt, der den Stein unmittelbar berührt, die tiefer hängenden immer weniger." Doch haben die Nachkommen Adams das Ebenbild nicht verloren, sondern dasselbe ist nur verdunkelt worden. Die Verwandtschaft besteht in der vernünftigen Seele, aber auch in der Trefflichkeit des Leibs, der, aus allen Elementen zusammengesezt, die Eigenschaften derselben in sich faßt, und den Menschen zu einem Proteus macht. Außerdem blieb den spätern Menschen von der Herrschaft über die Natur, welche Adam in vollem Umfange besaß, wenigstens die Gewalt über die Thiere.

Schlecht stimmen diese aus dem Pentateuch entnommene, oder ihm angepaßte Ansichten zu dem eigenen Systeme des Alexandriners. Denn weder läßt sich die Behauptung, daß Adam zuerst ganz rein und göttlich gelebt, mit der sonstigen Lehre Philo's von der Materie und dem Fleische, noch die fortwährende Abnahme des menschlichen Geschlechts mit dem Dogma vom Abfall der Seelen aus himmlischer Heimath, in Einklang bringen. Dennoch wird Jeder, der die christliche Theologie kennt, einsehen, wie wichtig namentlich leztere, auf die mosaischen Urkunden begründeten, Sätze für ein tieferes Verständniß vieler Stellen des neuen Testaments sind.

Von Natur ist, laut der alexandrinischen Mystik, jeder Mensch verdorben, und unterliegt dem göttlichen Fluche. Wir wären deßhalb alle verloren, wenn der himmlische Vater nicht statt strenger Gerechtigkeit Gnade übte, und Seine Hülfe uns angedeihen ließe. Darum sagt Philo: „Wollte Gott das menschliche Geschlecht sonder Erbarmen richten, so müßte Er uns verdammen, denn kein Mensch ist unsträflich von der Wiege bis zum Grabe, sondern alle sündigen vielfach, wissentlich oder unwissentlich. Damit nun das Geschlecht bestehen könne, mischt Er zum Gerichte Erbarmen, das Er auch auf Unwürdige ausdehnt" u. s. w. Allen Menschen, auch den Mittelmäßigen und Bösen, werden daher göttliche Gnadenwirkungen zu Theil. In einer andern Stelle heißt es: „Der Herr sprach: Mein Geist soll in den Menschen nicht bleiben ewiglich, weil sie Fleisch sind (Genes. 6, 3.). Wohl kehrt

der Herr ein, aber nicht bleibt er bei ihnen auf immer, denn wer ist so unvernünftig oder seelenlos, daß er nie freiwillig oder unfreiwillig eine Ahnung des höchsten Guts erhalten hätte. Auch zu den Elendesten schwebt oft plötzlich das Wahre in flüchtiger Erscheinung nieder, aber sie sind nicht im Stande, dieselbe festzuhalten, weßhalb sie bald wieder entflieht.“ Nach solchen Aussprüchen scheint es, als komme der Unterschied zwischen guten und schlechten Menschen am Ende auf den geringern und höhern Grad der Einwirkung des Höchsten, oder die Abwesenheit derselben zurück. Allein in der Anwendung aufs Leben weist Philo, wie alle andern theologischen Systeme, welche Verderbtheit der menschlichen Natur und Gnadenwirkungen lehren, der menschlichen Thätigkeit ihren gehörigen Spielraum an. Man sieht dieß aus der Art, wie er die Menschen in Bezug auf ihren geistigen Werth eintheilt: er unterscheidet irdische, himmlische und göttliche Menschen. Irdische sind nach seiner eigenen Begriffsbestimmung „Die, welche in das Fleisch versunken, nur nach Dem streben, was Lust erregt. Himmlisch sind alle Freunde der Wissenschaft und Weisheit, denn das Himmlische in uns ist der Geist, der sich mit höheren Dingen, wie mit den Wissenschaften beschäftigt. Göttliche Menschen endlich sind die Priester und Propheten, welche es verschmähten, Bürger der Erde zu seyn, sondern alles Sichtbare und Sinnliche überspringend, in die geistige Welt einwanderten, und sich in den Staat unvergänglicher Ideen aufnehmen ließen.“ An andern Orten unterscheidet er ein göttliches, ein kreatürliches, ein aus beiden Elementen gemischtes Leben.

Der Begriff eines Zieles, dem alle Menschen nachstreben sollen, liegt solchen Eintheilungen zu Grunde. Dieses Ziel ist Gottähnlichkeit. Nach dem Ebenbilde des Höchsten geschaffen, soll der Mensch Ihm nachahmen, so weit es möglich ist. Aehnlich werden wir aber Gott nur durch Weisheit und Tugend. Leztere bestimmt Philo im Allgemeinen als Unterwerfung der Sinnlichkeit unter den Geist, und zählt drei Hauptwege zu derselben auf: Ascese, Studium, Natur. Jedem von diesen drei Wegen entspricht nach Philo ein großes Vorbild in der Urgeschichte des jüdischen Volks: der Ascese Jakob, dem Studium Abraham, der Natur Isak. Die Eigenthümlichkeit der ersten und zugleich niedersten Stufe besteht darin, daß der Ascete, gleich den Athleten in

Griechenland, von denen das Bild entlehnt ist, sich unaufhörlich abmüht, durch strenge Uebungen das vorgesteckte Ziel aus eigener Kraft zu erreichen. Seine Uebungen beziehen sich theils auf Erlernung der Wissenschaften, theils und besonders auf Ertödtung des Fleisches und seiner Lust. Der zweite und höhere Weg, dessen Vorbild Abraham ist, führt durch Studium zum Ziele. Wer ihn erwählt, sucht durch die niederen Vorkenntnisse, welche Philo nach einem, auch von dem Apostel gebrauchten Bilde, mit den Milchspeisen vergleicht, die man den Kindern gibt, seinen Geist vorzubereiten, um allmählig in die Tiefen der Philosophie und der göttlichen Weisheit einzudringen. Endlich die dritte und erhabenste Stufe ist die Natur, ihr großer Vorzug vor den andern gründet sich darauf, daß Der, welcher durch Natur aufstrebt, weder mühsame Uebungen noch Unterricht nöthig hat; sondern von Oben strömen ihm, ohne Anstrengung, die himmlischen Gaben als Geschenk zu. Darin sind jedoch die drei Wege gleich, daß der Tugendhafte, mag er nun durch Ascese oder Studium das Ziel zu erringen suchen, oder auch von Natur das Höchste besitzen, sich dem Leibe möglichst entzieht, denn derselbe ist ja die Quelle alles Bösen. In den allerstärksten Ausdrücken verkündet Philo diese Regel: „Der Chor heiliger und weiser Männer," sagt er einmal, „verzichtet nicht nur auf den Besitz äußerer Güter, sondern auch das Fleisch verwerfen sie. Während die Athleten, die den Leib gegen die Seele aufthürmen, von Kraft und Gesundheit strotzen, sind die Tugendkämpfer bleich, mager, abgezehrt; in Seelenkraft streben sie die Körpermasse umzubilden, um ganz Geist zu werden! Denn wenn man Gott gefallen will, muß das Irdische vernichtet werden." Noch energischer lautet folgende Stelle: „Durch den Befehl, welchen Moses (Exod. 32, 27.)) den Leviten ertheilt: „es erschlage ein Jeder seinen Bruder, seinen Nächsten, seinen Nachbar," wird uns die Lehre vorgehalten, daß der Weise den Leib, welcher Bruder des Geistes, die unvernünftige Seele, welche der Nächste der vernünftigen Seele, und endlich die ausgesprochene Rede, welche Nachbar des Geistes ist, ertödten müsse. Denn bloß dann mag der Geist in uns ein Diener des Höchsten seyn, wenn erstlich der Mensch ganz in Seele aufgeht, dadurch daß der verbrüderte Leib sammt seinen Begierden entschwindet; zweitens wenn die Seele ihr Nächstes, nämlich den unvernünftigen Theil ihres

Wesens aufgibt. Lezteres theilt sich, wie ein Strom, in fünf Arme, die Sinnen, und rührt durch diese die Macht der Leidenschaften auf. Endlich muß noch die Vernunft ihren angränzenden Nachbar, die Rede, entfernen, so daß nur das innere, geistige Sprechen übrig bleibt, erlöst von den Sinnen, erlöst vom Leibe, erlöst von der Rede des Mundes. Denn nur wenn der Geist auf diese Weise für sich allein lebt, kann er das Wesen der Wesen rein und ungestört verehren." Da nach diesen Aussprüchen Entfernung vom Leibe die Spitze aller Tugenden ist, so kann man sich nicht wundern, wenn Philo dasselbe Streben an allen gefeierten Männern des alten Bundes nachweist. Besonders preist er deßhalb den Gesetzgeber. Nicht nur die Seele, erzählt er uns, sondern auch den Leib habe Moses dem Höchsten geheiligt, indem er sich von jeder Leidenschaft rein erhielt, die Bedürfnisse der Nahrung auf das Nothwendigste beschränkte und den Umgang mit Weibern gänzlich floh. Philo treibt die Anforderungen an den Weisen noch höher. Nicht nur dem Leibe und seinen Genüssen müsse derselbe entsagen, sondern die Seele soll aus sich selbst herausgehen, um ganz in die Gottheit zu versinken.

Wer nun diese Bedingungen alle erfüllt, der wird „ein Vollkommener" genannt und überschwänglich gepriesen. Der Vollkommene ist der wahre Mensch Gottes, und ähnliche Eigenschaften kommen ihm zu, wie dem Höchsten, nur in niederem Grade: Unveränderlichkeit, Freude, Frieden der Seele, endlich als höchster Kampfpreis, das Schauen Gottes, jedoch kein vollkommenes, da ja kein endlicher Verstand das Unendliche begreifen kann, sondern ein annäherndes, durch innerliche Erleuchtung. Wegen seiner Entfernung von der Welt und allem Irdischen besizt der Vollkommene ein hohes Verdienst vor Gott, was Philo mit dem (auch in dem neuen Testamente gangbaren) Bilde bezeichnet, er habe sich Schätze im Himmel gesammelt. Als Belohnung wird ihm schon hier Unten ein Gut zu Theil, das die Meisten nicht zu schätzen wissen, das die Thoren sogar als ein Uebel betrachten, das hingegen dem Weisen das Höchste ist — nämlich E i n s a m k e i t, oder ein vom Gewühle der Menschen entferntes Leben. Man ersieht hieraus, so wie aus manchen andern Stellen, wo Philo die Einsamkeit außerordentlich feiert, daß jene alexandrinische Mystik die

Mutter des Mönchthums ist, welches, wie wir gleich sehen werden, sich bereits unter den Juden ausgebildet hatte.

Philo beschreibt die Tugend, durch welche der Mensch das göttliche Wohlgefallen erringe, und seine Bestimmung erreiche, nicht bloß im Allgemeinen, sondern er zerlegt sie auch in ihre verschiedenen Zweige. Nicht selten bedient er sich der vierfachen, den Stoikern beliebten, Eintheilung in die sogenannten Cardinaltugenden: Mäßigung, Tapferkeit, Einsicht, Gerechtigkeit. Weit häufiger jedoch braucht er eine dem Judenthum eigenthümliche Unterabtheilung, wonach Buße, Glaube, Liebe, Hoffnung, Frömmigkeit, als die höchsten Blüthen eines edlen Gemüths aufgezählt werden. Und zwar ist diese Begriffsbestimmung, die ganz mit dem neuen Testament zusammen tönt, auf vielfache Weise ausgebildet. Jede der theologischen Tugenden hat ihr eigenes Vorbild unter den gefeierten Namen des alten Testaments. Enos vertritt die Hoffnung, Henoch die Buße, Abraham den Glauben, Isaak die Liebe u. s. w. Im Einzelnen beschreibt er sie fast mit denselben Worten, wie der Apostel. So äußert er sich z. B. über den Glauben also: „Absichtlich werde (Genes. **XII.**) zu Abraham gesagt: Das Land, welches ich dir zeigen werde, und nicht, welches ich dir zeige, zum Zeugniß des Glaubens an Gott, welchen die fromme Seele hegte, die nicht für das Geschenkte dankte, sondern für das Versprochene. Dieweil sie auf diese Weise festhieng an der guten Hoffnung und nicht zweifelte, daß das, was noch nicht vorhanden war, so gut wie da sey, vermöge des unerschütterlichen Glaubens an Den, der es versprochen, ward ihr eine vollendete Belohnung zu Theil." Man vergleiche mit diesen Worten den Ausspruch im Briefe an die Hebräer 11, 1. flg. Ganz übereinstimmend mit Paulus, findet ferner Philo den Grund, warum Abraham zum Vorbild des Glaubens geworden, in der Bibelstelle Genes. 15, 6: „Abraham glaubte dem Herrn und das ward ihm zur Gerechtigkeit angerechnet."

Der Pentateuch kennt außer der Frömmigkeit, die vor Gott gefällt, noch ganz andere Mittel, durch welche der Mensch die Gnade des Höchsten erringen möge: eine zahllose Menge Ceremonien, einen Tempeldienst und tägliche Opfer, die nur in Jerusalem recht dargebracht werden können. Als Jude mußte Philo diesen Dingen ihren Werth beilegen, aber sein Rationalismus

gerieth dadurch ins Gedränge. Er sucht sich durch Vergeistigung der betreffenden Stellen des mosaischen Gesetzes zu helfen. „Die einzige Verehrung, die wir der Gottheit erweisen mögen," sagt er, „besteht in Dankbarkeit, welche hinwiederum nicht durch Gebräuche, Opfer und Geschenke, sondern durch den Dienst eines reinen Herzens bethätigt werden muß. Die Ceremonien sind zwar an sich vortrefflich, aber gar leicht verleiten sie den Menschen zum Aberglauben, dieweil wir sehr geneigt sind, die heilige Gesinnung, welche doch die Hauptsache ist, vom Opfer zu trennen." Ganz diese Ansicht von der Sache, versichert uns Philo, bekenne der Gesetzgeber Israels in seinen fünf Büchern. Dennoch habe Moses, um der menschlichen Schwäche zu genügen, welche äußere Zeichen verlange, mit gutem Bedacht eine Menge Ceremonien eingeführt, auch den Bau eines Tempels befohlen und nur in diesem den Opferdienst gestattet. Philo und seine Glaubensgenossen waren somit auf dem besten Wege, den jüdischen Cultus, mit welchem doch die Eigenthümlichkeit des Volks aufs Engste verwoben war, als veraltete Einrichtungen ohne innern Werth zu behandeln. Dennoch finden sich neben solchen vernünftelnden Aussprüchen auch andere, wo er den Ceremonien, namentlich Opfern von Menschen, wie der Darbringung Isaaks, eine übernatürliche Kraft beilegt Der Philosoph ward hier vom Juden überstimmt.

In des Menschen Hand ist nur der gute Wille, nicht die That und ihr Gelingen, noch weniger das Glück, das der Tugend gebührt. Hiefür zu sorgen ist das hohe Ziel der göttlichen Weltregierung. Wir kommen an die Lehre von der Vorsehung, welche Philo für die theuerste von allen erklärt. Die ganze Welt gleicht einem trefflich geordneten Staate, dessen Gesetze und Einrichtungen die Sittlichkeit und das Wohl aller Bürger bezwecken. Vermöge Seiner Vorsehung ist Gott Regent und Lenker des Ganzen. Er entfernt Alles, was dem Weltplane schaden, begünstigt Alles, was ihn fördern kann. Am Liebsten wendet Philo in dieser Beziehung das von Plato entlehnte Bild eines himmlischen Wagenlenkers auf den Höchsten an. Von jeher hat man zwei Haupteinwürfe gegen den Glauben an eine göttliche Weltregierung gemacht: die Existenz des sittlichen und naturmäßigen Bösen, und die Thatsache, daß es den Tugendhaften sehr oft schlecht, den Bösen dagegen gut gehe. Philo sucht lezteren auf eine Weise zu entkräften, welche

zeigt, daß er nach altjüdischer Ansicht Unglück und Schuld für Wechselbegriffe ansieht: „wenn die Schlechten auch oft äußerlich glücklich seyen, so müsse man dieß der Langmuth Gottes zuschreiben, welcher zusehe, ob der Sünder sich nicht etwa bessern werde. Ferner seyen die Genüsse der Schlechten als gar keine wahren Güter zu betrachten. Ein Mensch, der von Herrschsucht, Wollust, Furcht, Bosheit beherrscht werde, könne trotz allem anscheinenden Ueberfluß sich keines Glücks erfreuen. Außerdem komme die göttliche Strafe, wenn oft auch spät, doch gewiß hintendrein. Wenn hie und da Gute zu leiden scheinen, so müsse man nicht vergessen, daß Gott, gleich mächtigen Königen, die ein unermeßliches Gebiet zu verwalten haben, nur im Großen die Aufsicht führe, und nicht auf jedes einzelne unbekannte Haupt Acht haben könne. Manchmal gehen auch einige Unschuldige mit den Schuldigen zu Grunde, um den Sterblichen die Strenge der göttlichen Gerechtigkeit recht fühlbar zu machen, damit sie sich desto eher bessern und nicht in die gleichen Frevel verfallen. Endlich sey es gewöhnlich nur trüglicher Schein, daß Gerechte leiden, sintemal Unglückliche, die vor menschlichen Augen unverschuldet dulden, vor Gott, der ins Verborgene schaut, Uebelthäter seyn können." Den Vorwurf des physischen Uebels sucht Philo mit noch auffallendern Gründen zu entkräften: „Einiges geschehe in der Natur durch Vorsehung, wie das Zusammenwirken der Elemente zum Bestehen des Weltganzen; Anderes hinwiederum nicht durch Vorsehung und aus Absicht, sondern bloß als nothwendige Folge und Verkettung von Zwecken, die Gott verfolge. So liegen Regen und Winde allerdings im Plane der göttlichen Vorsehung, nicht aber Donnerwetter, Ausbrüche feuerspeiender Berge, Erdbeben, Seuchen, Schneegestöber, Hagel, Reifen, die erst durch Etwas anderes, wie etwa durch zu große Verkältung oder Erhitzung der Luft entstehen." Der Haupteinwurf betrifft die Zulassung des sittlichen Bösen. Es fragt sich, wie der heilige und gerechte Gott, ohne dessen Willen Nichts in der Welt geschieht, und der nach Philo allwirksam ist, das Böse dulden könne. Bekanntlich entscheidet das alte Testament da und dort in dieser Beziehung zu Gunsten der Allmacht, auf Kosten der göttlichen Heiligkeit, durch Stellen, wie Exod. 7, 3.: „Ich will verhärten das Herz Pharao's" und ähnliche. Aus Philo's Schriften ersieht man, daß es unter den alexandrinischen

Juden eine starke Parthei gab, welche das Räthsel in gleichem Sinne löste, indem sie die Lehre eines unabänderlichen, göttlichen Rathschlusses aufstellte, dem Alles, was hier Unten geschieht, Böses wie Gutes dienen müsse. Es erhellt zugleich aus manchen Spuren, daß diese Parthei ihre Ansicht auf das Bild vom göttlichen Schicksalsbuche begründete, in welchem, nach vielen Stellen des alten Testaments, die Schicksale der Welt zum Voraus unwandelbar aufgeschrieben seyen. Philo bekämpft diese Ansicht als gottlos, und beruft sich auf die göttliche Zulassung und die menschliche Freiheit. Die Frage, wie Gott bei seiner Heiligkeit das Böse in der Welt dulden möge, beantwortet er mit dem Satze: Gott habe dem Menschen Freiheit gegeben und somit die Fähigkeit, gut oder böse zu handeln; wenn nun der Mensch auf die schlimme Seite sich neige, so geschehe dieß zwar wider den Willen des Höchsten, aber Er lasse es zu, um eines höhern Zwecks, d. h. um der ertheilten sittlichen Freiheit willen. Auf die zweite Frage, wie sich das sittliche Böse zu einer geregelten Weltregierung reime, die doch ohne festen, wohlgeordneten Plan nicht gedacht werden könne, entgegnet er: das schlechte Thun der Menschen ist zwar an und für sich dem göttlichen Willen zuwider, aber der Höchste weiß es, vermöge seiner Weisheit also zu lenken, daß es Seinen Zwecken dienen muß.

Aufs Stärkste spricht sich Philo darüber aus, daß Gott mit gleicher Liebe alle seine Geschöpfe umfasse, besonders aber die guten Menschen. Wer recht thut in allem Volke, der sey Ihm angenehm, und je besser Einer handle, desto mehr habe Derselbe sich der göttlichen Fürsorge zu erfreuen. So lehrt Philo als Philosoph, aber daneben behauptet er als Jude mit großer Bestimmtheit, daß der himmlische Vater von allen Nationen der Erde nur Israel zu seinem Eigenthum auserkoren habe, und die Erkornen seiner besondern Vorliebe würdige. „Wenn die Juden," sagt er, „auch von aller Welt verlassen sind, so wird doch Gott, nach Mosis Lehre, sich fortwährend ihrer Verlassenheit erbarmen, denn sie sind Sein Eigenthum, und dem Schöpfer und Vater aus dem ganzen Menschengeschlecht als seine Erstlinge auserkoren. Ursache dieses Vorzuges ist der Stammhäupter außerordentliche Tugend und Gerechtigkeit, welche, wie eine unsterbliche Pflanze, dauernd fortblühet und den Nachkommen unvergängliche Früchte des Heiles

trägt, auch wenn sie selber sündigen, nur nicht tödtlich." Diese Behauptung steht in schneidendem Widerspruch mit der sonst durch Philo vorgetragenen, rednerischen Blume von Gott, dem allgemeinen Vater aller Wesen, vor Dem nur Tugend und ein reines Herz gelte. Denn Tugend läßt sich bekanntlich nicht einem ganzen Volke, sondern nur einzelnen Menschen zuschreiben, und die israelitische Geschichte schildert die Abkömmlinge Abrahams keineswegs als Spiegel der Tugend. Philo fühlte den Widerspruch selbst. Nach gewohnter Weise sucht er ihn durch Idealisiren zu sühnen, indem er die Juden als Priester des ganzen Menschengeschlechts hinstellt, die ihre hohen Vorrechte nur zum Wohle aller andern Nationen besitzen sollen.

Außerordentlich hat sich Gott an den Patriarchen verherrlicht, die Er seiner liebevollsten Sorgfalt würdigte. Noch größere Dinge erwies Er Israel, so lange Moses an der Spitze des Volkes stand. Wunderbar ward dasselbe aus egyptischer Knechtschaft erlöst, durch die Wüste geführt, mit Himmelsbrod gesättigt, durch Wasser getränkt, das aus dem Felsen strömte. Philo bringt über die Urgeschichte des Volks viele einzelne Züge vor, die sich im Pentateuche nicht finden, sondern aus der mündlichen Ueberlieferung entnommen sind. Die früheren Wohlthaten, welche der Herr seinem auserkornen Volke erwiesen, sind indeß nur schwache Vorbilder einer weit glänzendern Zukunft, welche Philo, gleich den übrigen Juden, als nahe bevorstehend erwartete. Denn als der erhabene Gesetzgeber Israels aus der Endlichkeit abscheiden wollte, versammelte er sein Volk und sang ein Lied, das neben vielen Verweisen und Ermahnungen, welche sich auf die Gegenwart bezogen, Weissagungen einer herrlichen Zukunft enthielt, die in Erfüllung gehen müssen. Man sieht, Philo meint die messianischen Hoffnungen, die er bloß auf den Pentateuch gründet. Gleich den Palästinern glaubt er jedoch, daß, ehe die ersehnte Zeit des Heiles anbreche, unendliches Wehe vorangehen müsse. Seine Erwartungen von der Zukunft, welche sich zerstreut in seinen Werken finden, lassen sich ungefähr in folgende Sätze zusammenfassen.

Je näher die Menschheit ihrem von Gott gesteckten Ziele rückt, desto verderbter wird sie. Dieß gilt im Allgemeinen von allen Nationen, insbesondere aber von den Juden. Sünden aller Art, Unglauben, Ungehorsam gegen das mosaische Gesetz nehmen

unter ihnen furchtbar zu. Da erschöpft sich endlich die göttliche Geduld. Die Strafen, welche Moses, der Prophet, voraus verkündet hat, nehmen ihren Anfang; alle Uebel des Leibs und der Seele werden ausgeschüttet über das gottlose Volk: Mangel über alle Beschreibung, Hunger, daß der Vater seine Kinder auffrißt, Umkehrung des Naturlaufes, Sklaverei und Zerstreuung unter allen Nationen der Erde, Krankheiten der gräßlichsten Art, Furcht, Entsetzen, gänzliche Ausrottung der Frevler, vielleicht Verstoßung derselben in eine Hölle, die zu diesem besondern Zweck von Gott errichtet werden dürfte. Das Land Israel selbst wird zur Wüste. Ursache dieser furchtbaren Strafgerichte ist hauptsächlich die Verletzung der Sabbathgesetze (wegen der Stelle Levit. 26, 2. 34. 35.). Mitten in dem gränzenlosen Jammer werden einzelne fromme Proselyten gerettet. Philo drückt diesen Gedanken in einer Weise aus, die lebhaft an die Darstellung des Apostels Paulus erinnert. „Dann," sagt er, „wird der übergetretene Fremdling in hellem Glanze leuchten und von Jedermann gepriesen. Dagegen soll der Sohn des auserkornen Volks, weil er das Gepräge anererbten Adels verfälschte, hinabgestoßen werden zu Unterst in die Hölle und dichte Finsterniß, damit Alle, welche diese Proben göttlicher Strafgerechtigkeit schauen, sich warnen lassen und erfahren, daß Gott die Tugend, welche aus wildem Stamme emporsproßte, zu Gnaden annimmt, daß Er dagegen die Wurzel des ächten Stammes verwirft, während der eingepropfte Seitensprößling Ihm wohlgefällt, weil derselbe zahm wurde und zur Fruchtbarkeit umschlug."

„Beschämt durch das Glück der Proselyten, lassen sich jedoch Viele der bessern Juden warnen, thun Buße, und bekennen ihre Sünden, nicht nur mit dem Herzen vor Gott, sondern auch mit dem Munde vor den Menschen. Nun wendet sich das Schicksal; die Sonne des Heils geht auf nach langer Nacht. Die erste Wundergabe ist schneller Umschwung von mittelmäßiger Tugend, die sie durch eigene Thätigkeit in sich angeregt, zu vollendeter Heiligkeit, welche ihnen von Oben kommt. Die zweite ist die urplötzliche Befreiung der Juden, die vorher in aller Welt zerstreut waren. An Einem Tage strömen sie von den vier Seiten der Erde hin nach dem gelobten Lande, geführt von einer himmlischen Gestalt, welche nur den Erkornen sichtbar, von den

Heiden nicht geschaut wird. Die zerstörten Städte werden nun wieder aufgebaut, die Wüste bevölkert, von der Erde ist der Fluch genommen, der früher wegen der Sündenschuld der Menschen auf ihr lastete. Sie wird verjüngt und bringt unermeßlichen Ueberfluß hervor, die wilden Thiere ändern ihre Natur und werden zahm, alle Güter des Leibs und der Seele sind über die Glücklichen ausgegossen. Und nun kommt die Reihe des Duldens an die Widersacher des auserkornen Volks. Diese Elenden hatten vorher die Kinder Israel auf alle Weise geplagt, als wären sie von Gott verworfen und auf immer verlassen. Zwar lag diese ihre Bosheit im Plane Gottes und mußte Seinen Gerichten dienen, nichts desto weniger werden die Heiden jezt, ganz im Geiste des alten Testaments, gestraft. Ein Kriegsmann steht auf in Israel, ein starker, gewaltiger Held. Derselbe regiert sein Volk in Gerechtigkeit, aber an seinen Feinden nimmt er blutige Rache. An der Spitze der Streiter Israel zieht er aus und unterjocht die Heiden, die kaum zuvor noch stolze Herrn der Juden, von Nun an ihren Sklaven als Knechte dienen müssen".

So schildert Philo die Zukunft seines Volks. In dem Helden, der Israel regieren, die Feinde unterjochen werde, sah er ohne Zweifel den Messias, und da er demselben keine übernatürlichen Eigenschaften zuschreibt, so ist klar, daß er den Ersehnten für einen bloßen, obwohl hochbegabten, Menschen hielt. Dennoch übernimmt nach Philo's Darstellung, auch der Logos eine messianische Rolle. Beim ersten Blick leuchtet ein, daß jene himmlische Gestalt, welcher das Hauptwerk der Erlösung zugeschrieben wird, indem sie die zerstreuten Juden wunderbar aus der Knechtschaft in das Land der Väter zurückführen soll, der Wolkensäule von Exod. 14. nachgebildet ist. Nun wissen wir, daß die jüdischen Mystiker, Philo so gut wie der Verfasser des Buchs der Weisheit, die Sophia oder den Logos in der Wolkensäule thätig glaubten, also ist es auch im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Philo, kraft der Analogie, denselben Logos in dem Nachbilde der Wolkensäule d. h. in jener Gestalt, welche die Juden aus der Zerstreuung zurückführen soll, wieder fand. Ohnedem ist das ganze messianische Gemälde Philo's mosaischen Vorbildern, namentlich der Wunderführung Israels aus Egypten ins gelobte Land, nachgeformt. Leztere schreibt er aber dem Logos zu, folglich auch die Erstere. Die Person des Messias

selbst entnahm er aus der Stelle Num. 24, 7., wo es nach den Siebzig heißt: „ein Mann wird ausgehen aus seinem Samen, Derselbe soll über viele Heiden herrschen.“ Mit diesem „Manne“ konnte Philo den Logos nicht identifiziren, denn er stellte letztern viel zu hoch, als daß diese reine, überirdische Gestalt Fleisch und Blut hätte anziehen dürfen. In der Luft, am reinen Himmel sollte er schweben, nicht aber konnte er bleibend auf die unreine Erde niedersteigen. Hingegen sieht man, daß bei solchen Vorgängen Andere, die weniger dogmatische Bedenklichkeiten hatten, nur noch einen kleinen Schritt thun mußten, um Messias und Logos für Eines zu erklären.

Noch ist zu bemerken, daß Philo alle messianischen Hoffnungen ausschließend auf den Pentateuch gründet. Hauptstellen sind ihm Exod. 23, 28., Levit. 26., Num. 24, 7., Deuter. 28 und 30. Von sämmtlichen prophetischen Büchern des alten Testaments führt er in denjenigen seiner Schriften, welche von der Zukunft handeln, nur ein einziges Mal Ps. 120, 8., Jes. 54, 1., und zwar bloß beispielsweise an. Nun sind es aber bekanntlich die Schriften der Propheten, welche vom Messias weissagen. Im Pentateuch finden sich kaum einige bestimmte Andeutungen des Glaubens an einen künftigen Erretter. Da sich dennoch Philo bloß auf die Bücher Mosis beruft, so folgt klar, daß diese bei den alexandrinischen Mystikern in einem weit höhern Ansehen gestanden haben müssen, als die Schriften der Propheten. Denn die theuersten Lehren werden überall aus den geheiligsten Urkunden erwiesen. Dasselbe Ergebniß erhellt, wie wir früher gezeigt, auch aus andern Thatsachen. Uebrigens sind es durchaus keine persönliche Meinungen, die Philo über den Messias vorträgt. Wenn je sonst, schließt er sich gerade in diesem Punkte aufs Entschiedenste an die allgemeine Ueberzeugung seiner alexandrinischen Mitbürger an. Dafür bürgt, außer vielen andern Anzeigen, die Zuversichtlichkeit seines Tons, der jeden Zweifel als unmöglich niederschlägt, und noch mehr der Umstand, daß er da und dort in Vorstellungen hinüberschweift, die dem Volksglauben angehörig, mit seiner eigenen Ansicht im Widerspruche sind. Dieß ist z. B. der Fall, wenn er behauptet, daß am Ende der messianischen Wehen halsstarrige Juden in die Hölle und dichte Finsterniß verstoßen werden sollen.

denn sonst behandelt er die Hölle immer als einen abentheuerlichen Volkswahn.

Wir haben jetzt den Kreis religiöser Vorstellungen durchlaufen, die sich in Philo's Werken finden. Schon oben wurde gesagt, daß nicht er dieselben erfand, sondern daß sie sich lange vor ihm durch das Zusammenwirken eigenthümlicher Verhältnisse unter den alexandrinischen Juden ausgebildet hatten, weßhalb Philo diese Ansichten mit Tausenden seiner Glaubensgenossen theilte. Es ist noch übrig zu zeigen, daß sie zu Philo's Zeit bereits in höchst eigenthümlicher Art aufs Leben angewandt worden waren. Die Spitze der philonischen Philosophie beruht auf den Lehren von der Ungöttlichkeit der Materie, demgemäß von dem angebornen Verderbnisse des Fleisches, das unsere Seelen umkleidet, und der Gesellschaft, in der wir leben. Weil die Welt im Argen liegt, darum darf ihr Gott der Unendlichreine nicht nahen, sondern eine unübersteigliche Kluft trennt beide, und weil die heiligen Bücher gemäß dem harmlosen Glauben des Alterthums einen lebendigen Verkehr zwischen Gott und den Menschen aussprechen, müssen sie anders erklärt werden. So eng hängen diese Dogmen zusammen. Wollte man sie praktisch anwenden, so ergab sich die Anforderung an den Frommen, das verderbte Fleisch durch alle Mittel zu bekämpfen, die Welt zu fliehen und in abgeschiedener Einsamkeit zu leben. Nun! es bestand wirklich in Philo's Tagen eine zahlreiche Sekte unter den ägyptischen Juden, welche den Kampf gegen das Fleisch als Aufgabe des Lebens betrachtend, die Welt floh, in mönchischen Zellen hauste, die Bedürfnisse des Leibs auf das Nöthigste beschränkte, die Ehe als unerlaubten Genuß verwarf, und dabei die Allegorie im weitesten Umfange übte. Therapeuten nannten sie sich, ein Ausdruck, der ohne Zweifel ihren Beruf, die Schäden des Leibes und der Seele zu heilen und zugleich Gott auf die rechte Art zu ehren, sinnbildlich bezeichnen sollte. Doch wir wollen Philo selbst reden lassen, welcher der einzige Zeuge über die therapeutische Sekte ist.

„Die, welche sich dem Orden der Therapeuten anschließen wollen," sagt Philo, „treten zuvörderst ihr Vermögen an ihre Angehörigen ab, und fliehen dann, von keinem Reize mehr zurückgehalten, weg von Brüdern, Kindern, Weibern, Eltern, aus dem Orte, wo sie geboren und erzogen wurden. Denn sie kennen den lähmenden

Einfluß, welchen Gewohnheit gegen bessere Entschlüsse übt. — Fern von den Städten suchen sie einen stillen Wohnort in Gärten und entlegenen Landhäusern, um der Einsamkeit zu genießen, nicht aus Haß gegen die Menschen, sondern weil sie wissen, daß Umgang mit Andersgesinnten Verderben bringt. — Dieß Geschlecht ist über die ganze Erde verbreitet, in größter Anzahl jedoch finden sie sich in Aegypten, namentlich in der Umgegend von Alexandria. In der Nähe dieser Stadt ist ein schöner, auf einer sanften Anhöhe über dem See Maria gelegener Ort, wohin die edelsten der Therapeuten sich begeben. Die Häuser daselbst sind sehr einfach, nur auf die nothwendigsten Bedürfnisse berechnet, zum Schutz wider die Kälte, wie gegen die sommerliche Gluth der Sonne. Dieselben stehen nicht so nahe bei einander, wie in den Städten, denn Nachbarschaft ist beschwerlich für Leute, welche die Einsamkeit suchen; doch sind sie auch nicht allzuweit von einander entfernt, theils weil die Bewohner nicht jede Gemeinschaft aufgeben wollen, theils zum gegenseitigen Schutz wider einbrechende Räuber. In jedem Hause ist ein Heiligthum, Monasterion genannt, in welcher der Therapeute in tiefer Einsamkeit die Geheimnisse des geweihten Lebens übt. Sie bringen Nichts in dieselben, was zur Lebens Nothdurft gehört, keine Speise, keinen Trank, sondern beschäftigen sich dort allein mit (den mosaischen) Gesetzen und prophetischen Orakeln, durch welche Wissenschaft und Frömmigkeit gefördert werden. Das Andenken an Gott weicht nie aus ihren Seelen, so daß sie auch im Traume nichts Anderes, als die hohe Schönheit göttlicher Ideen schauen. Zweimal beten sie täglich, mit der Morgenröthe und gegen Abend. Wenn die Sonne emporsteigt, beten sie um wahrhaft guten Tag, nämlich daß himmlisches Licht in ihren Seelen aufgehen möge. Wenn die Sonne sich zum Niedergang neigt, bitten sie, daß ihren Seelen vergönnt werde, gänzlich befreit von den Banden der Sinnenorgane und der Außenwelt, in ihr innerstes Heiligthum sich zu versenken und die Wahrheit zu erschauen. Die Zeit zwischen Morgen und Abend wird von ihnen religiöser Betrachtung geweiht. Mit den heiligen Schriften beschäftigt, suchen sie Weisheit, indem sie jenen Urkunden einen tiefern Sinn unterlegen; denn sie halten die Worte für Sinnbilder einer verhüllten Wahrheit, die nur angedeutet, nicht ausgesprochen sey. Sie besitzen auch Schriften alter Weisen, der Stifter ihrer

Sekte, welche viele allegorische Denkmale hinterlassen haben. Außerdem machen sie selbst Loblieder auf Gott in verschiedenen Versarten. Sechs Tage lang sind sie auf diese Weise, jeder für sich, einsam in den oben beschriebenen Monasterien beschäftigt, ohne je die Schwelle des Hauses zu überschreiten, selbst ohne hinauszusehen. Am siebten kommen sie zusammen, und setzen sich nieder nach der Reihenfolge des Alters, in anständiger Stellung, die Hände inwärts gekehrt, die rechte zwischen Brust und Kinn, die linke an die Hüfte angeschmiegt. Der Aelteste und Erfahrenste erhebt sich sodann, und entwickelt den höhern Sinn der heiligen Schriften; die Andern hören ruhig zu, indem sie ihren Beifall blos mit Winken der Augen oder durch Neigen des Haupts zu erkennen geben. Die gemeinschaftliche Zelle, in welcher sie sich am siebten Tage versammeln, besteht aus zwei Flügeln, deren einer für die Männer, der andere für Weiber bestimmt ist. Denn auch Weiber befinden sich unter ihnen, die von demselben Eifer für Weisheit beseelt, die gleiche Lebensart ergriffen haben. Die Mauer zwischen beiden Abtheilungen des Betsaals erstreckt sich drei oder vier Ellen vom Boden aufwärts, der obere Raum bis zum Dache ist offen gelassen. Diese Einrichtung hat zwei Gründe: einmal damit der Anstand, der sich für Weiber ziemt, bewahrt werde, dann, damit Letztere die Stimme Dessen, der den religiösen Vortrag hält, leicht vernehmen können."

„Die Enthaltsamkeit achten sie für die Grundtugend, auf welche die andern aufgebaut werden müssen. Vor Sonnenuntergang nimmt keiner von ihnen Speise oder Trank zu sich, denn sie betrachten die Beschäftigung mit Weisheit als das einzige würdige Werk des Lichts, die körperliche Nothdurft dagegen als Sache der Finsterniß, weßhalb sie jener die Tage, dieser einen kurzen Theil der Nacht widmen. Einige unter ihnen, die brünstiger nach Weisheit streben, denken erst nach drei Tagen an Nahrung. Andere sind so ganz tiefer Beschauung hingegeben, die reichlich ihre Seelen nährt, daß sie doppelt so lange ausharren, und kaum am sechsten Tage nothdürftige Kost genießen. Den siebten Tag (Sabbath) betrachten sie als das heiligste Fest, an welchem sie dann nächst der Seele auch dem Leibe bessere Pflege gönnen. Ihre Kost ist einfach: Brod, als Zugemüse Salz, wer sich gütlich thun will, nimmt ein wenig Ysop dazu. Ihr Trank ist Quellwasser. — Ueppigkeit

betrachten sie als gleich schädlich für Seele und Leib. Zum Schutze gegen die Elemente gehören Kleider und Wohnung. Von letzterer haben wir bereits gesagt, daß sie schmucklos und nur auf das Bedürfniß berechnet sey. Ebenso verhält es sich mit ihrer Kleidung. Sie dient ihnen einzig als Schirm gegen Hitze und Kälte: im Winter ein dichtes Oberkleid aus zottigem Fell, im Sommer ein weißes leinenes Gewand."

Philo geht nun zur Beschreibung der therapeutischen Mahle über: „Noch höher als den einfachen Sabbat feiern sie den siebten. Dieser Tag wird begangen als Vorfeier des hocherhabenen Festes der Fünfzigen (Pfingsten). Nachdem sie sich versammelt, angethan mit weißen Gewändern, heiter, obgleich mit Ernst, reihen sie sich auf ein Zeichen des Obern (Ephemereuten nennt ihn Philo) in schöner Ordnung längs der Wand hin, heben Augen und Hände zum Himmel empor, jene, weil sie gewürdigt wurden, das wahrhaft Sehenswerthe zu schauen, diese, weil sie rein von Frevel und durch keinen ungerechten Erwerb befleckt sind, und flehen zu Gott, daß ihr Mahl Ihm angenehm seyn möge. Nach dem Gebet legen sie sich zu Tisch in einer Reihenfolge, welche durch die Zeit des Eintritts in die Gesellschaft bestimmt wird; denn nicht das natürliche Alter halten sie in Ehren — vielmehr gilt ihnen ein Mitglied, das als Greis in die Gesellschaft eingetreten, wie ein Kind — sondern Diejenigen haben den Vorzug, welche sich von Jugend auf der Beschauung geweiht. Auch Weiber feiern das Mahl mit, meist ältere, die nicht aus äußerem Zwang ihre Jungfrauschaft bewahrt, wie gewisse Priesterinnen der Griechen, sondern aus heiligem Eifer sich die Weisheit zur Lebensgefährtin erkoren und die Lüste des Körpers hintansetzten, nicht nach sterblichen Sprößlingen begierig, sondern nach unsterblichen, welche nur eine gottliebende Seele gebären kann, wenn der Vater der Welt seine geistigen Strahlen und mittelst ihrer, Erkenntniß höherer Weisheit über sie ausgießt."

„Die Theilnehmer des Mahls sind in zwei abgesonderte Reihen geordnet: rechts die Männer, links die Weiber. Bedient werden sie nicht von Sklaven, denn sie verabscheuen die Knechtschaft, als der Natur zuwider, welche Alle zur Freiheit bestimmt habe. Erst durch Ungerechtigkeit und Habsucht und den zügellosen Trieb mehr zu gelten als Andere, sey die Herrschaft über die Schwachen den

Gewaltigen in die Hände gespielt worden. Bei den therapeutischen Mahlen ist daher kein Knecht, Freie dienen, nicht auf Befehle harrend, sondern mit bereitwilligem Eifer den Wünschen zuvorkommend. Auch wird nicht der Nächste Beste zu diesem Dienste auserkoren, sondern die trefflichsten Jünglinge der Gesellschaft warten den Aeltern wie Söhne ihren Müttern und Vätern auf. Dieselben treten auch nicht aufgeschürzt, sondern mit hängendem Gewande in den Saal, um jede Spur zu entfernen, die an Sklaverei erinnern könnte. Wein wird nicht aufgetragen, sondern nur Quellwasser, kalt für die Mehrzahl, erwärmt für Diejenigen unter den Aeltern, die sich gütlich thun wollen. Auch keine blutige Speise kommt auf den Tisch, sondern Brod als Hauptgericht, als Zugemüse Salz, zum Ueberfluß ein wenig Ysop. Denn wie die Priester nur nüchtern opfern dürfen, so hat Diese nüchtern zu leben die Vernunft gelehrt."

„Vor dem Mahle herrscht die tiefste Stille im Saale. Keiner wagt es, einen Laut von sich zu geben oder stark zu athmen. Hierauf erhebt sich Einer und wirft Fragen über Sprüche der heiligen Schriften auf, oder löst solche, die von Andern gegeben sind. Die Uebrigen hängen am Munde des Redners, hören ihm ruhig zu. Wenn sie seine Worte verstehen, geben sie dieß mit einem Blicke zu erkennen, den Beifall drücken sie durch heitere Mienen, den Zweifel durch stilles Schütteln des Hauptes oder durch ein Zeichen mit der Fingerspitze der rechten Hand aus. Die zum Dienste herumstehenden Jünglinge horchen übrigens so gut auf, als die zum Mahle gelagerten Alten. Immer bedienen sie sich, in Erklärung des Schriftsinnes, der allegorischen Weise. Denn sie betrachten die ganze Gesetzgebung als ein organisches Wesen, indem sie den Leib mit den Worten, die Seele mit dem tiefern, unter den Worten verhüllten, Sinne vergleichen. Durch die Worte schaue der Geweihte, wie durch Glas hindurchblickend, hohe verborgene Gedanken."

„Wenn der Wortführer sich genugsam ausgesprochen, so klatschen alle mit den Händen zum Zeichen ihrer Zufriedenheit. Sofort erhebt sich ein Anderer, und singt einen Lobgesang auf Gott, der entweder von ihm selbst verfaßt ist, oder einem der alten Dichter des Ordens angehört; denn dieselben haben viele Lieder in allerlei Maaßen hinterlassen. Hat der Erste seinen Hymnus geendigt, so

singt der Nächste, und so der Reihe nach, die Uebrigen hören in größter Stille zu, nur die Endsylben der Verse singen sie als Chor mit. Nachdem alle durchgesungen, bringen die Jünglinge den obengenannten Tisch herein, auf welchem die hochheilige Speise liegt, nämlich gesäuertes Brod mit Salz und Ysop, zur Unterscheidung von dem geweihten Tische im heiligen Vorhofe (zu Jerusalem). Auf letzterem nämlich liegt ungesäuertes Brod mit Salz, ohne Beimischung von Ysop. Denn es ist billig, daß die reinsten und einfachsten Speisen ausschließliches Eigenthum des auserlesenen Priesterthums seyen, zur Belohnung ihres heiligen Dienstes. Die Andern mögen Immerhin nach Aehnlichem streben, aber ohne jenes (ungesäuerte) Brod zu genießen, das nur den Besten (den Leviten zu Jerusalem) als Zeichen ihres Vorrangs gebührt."

Leztere Worte sind ziemlich dunkel, doch werden sie durch den Zusammenhang aufgehellt. Ohne Zweifel will Philo sagen: erstlich das Mahl der Therapeuten ist ein heiliges, gottesdienstliches; zweitens das Brod, das sie genießen, ist den heiligen Schaubroden im Tempel zu Jerusalem nachgebildet; drittens, dennoch gestehen sie dem Tempeldienst den Vorzug zu, so fern sie statt des ungesäuerten Brodes, das nur den Leviten gebührt, gesäuertes genießen. Er fährt nun weiter so fort:

„Nach dem Mahle begehen sie die heilige Nachtfeier, und zwar auf folgende Weise. Alle erheben sich zusammen und bilden mitten im Saale zwei Chöre, deren einer aus Männern der andere aus Weibern besteht. Zu Führern und Vorsängern werden für beide die melodienreichsten Mitglieder gewählt. Sofort stimmen sie Hymnen an, bald zusammen singend, bald sich im Wechselgesange ablösend. Nachdem jedes der beiden Chöre für sich genug gesungen, mischen sich Männer und Weiber, wie bei bachchischen Festen, trunken in göttlicher Liebe durch einander, und werden ein Chor aus zweien, als Nachahmung der Feier, die einst am rothen Meere wegen der dort geschehenen Wunder begangen ward. Damals nämlich vereinten sich die israelitischen Männer und Weiber zu einem Chorus, Danklieder auf Gott den Erlöser singend, wobei Moses die Männer, Maria die Prophetin, des Gesetzgebers Schwester, die Weiber anführte. Diesen alten Chorus haben die Therapeuten zum Vorbild genommen bei ihrer Feier, in deren

Wechselgesängen der tiefe männliche Ton mit den hohen weiblichen Stimmen zur schönsten Harmonie verschmilzt. Schön sind dabei die Gedanken, schön die Ausdrücke, ehrwürdig die Theilnehmenden. Denn das gemeinsame Ziel der Gedanken, der Worte, der Sänger ist Frömmigkeit. So bringen sie die ganze Nacht hin in heiliger Trunkenheit, auf welche keine Beschwerde des Leibes noch Schlafsucht folgt; sondern lebhafter als sie waren, da die heilige Nachtfeier begann, wenden sie sich Morgens mit dem Gesichte und dem ganzen Körper gegen Aufgang, heben, sobald die Sonne emporsteigt, die Hände zum Himmel empor und flehen um hellen Schein der innern Sonne, um Wahrheit und Schärfe des geistigen Auges. Nach diesem Gebet zieht sich ein Jeder in seine stille Zelle zurück, um in gewohnter Weise der Beschauung zu leben u. s. w."

Dieß ist Alles, was wir von der höchst wichtigen Gesellschaft der Therapeuten wissen. Trotz dem übertriebenen Tone und den gesalbten Redensarten, welche empfindsamen Juden und schlechten Theologen eigen sind, und auch obige Schilderung entstellen, bekommt man doch ein ziemlich klares Bild vom Wesen der Therapeuten. Nur über die geheimnißvollen Mahle ist weitere Aufklärung nöthig. Sie werden von Philo deutlich als ein gottesdienstlicher Akt dargestellt, und zwar als der einzige, den die Sekte kannte und feierte. Denn da sie die ganze Woche einsam in ihren Zellen zubrachten, so bleibt für sonstigen gemeinsamen Gottesdienst kein Raum übrig. Weiter sieht man, daß sie das mosaische Gesetz, obwohl nur seinem geistigen Sinne nach, für die erhabenste Quelle göttlicher Offenbarungen ansahen. Es ist daher im höchsten Grade wahrscheinlich, daß auch jene Mahle, die ihren ganzen Cultus umfaßten, auf den Pentateuch — versteht sich durch Allegorie — begründet worden sind. Da vollends die Nachtfeier, welche mit dem heiligen Mahle des siebten Sabbats in genauer Verbindung steht, unbezweifelbar einem mosaischen Vorbilde nachgeahmt ist, so erhebt sich diese Vermuthung beinahe zur Gewißheit. Nun kennt das Judenthum keine andern heiligen Mahle, als das Passah. Demnach werden wir auf die Annahme hingetrieben, daß die therapeutischen Mahle eine Vergeistigung der gemeinen jüdischen Passahfeier seyen. Nur verbot ihnen ihre Ansicht von der Verderbniß des Fleisches, blutige Speisen zu genießen, sie sezten also an die Stelle des Lammes gottgeheiligtes Brod. Würden auch nicht deutlich Spuren

in obiger Schilderung darauf hinweisen, daß die Paschafeier den Mahlen des Ordens zu Grunde liege, so müßten wir dieß aus sonstigen Andeutungen bei Philo schließen. Lezterer berichtet uns an vielen Orten, die jüdischen Mystiker hätten im Pascha den Uebergang vom unvernünftigen Thun zum vernünftigen, aus der Sinnenwelt in das Reich des Geistes abgebildet gefunden. Das war es ja eben, was die Therapeuten als höchste Aufgabe des einsamen Lebens betrachteten; also ist anzunehmen, daß sie ihre Bestrebungen in den Festen, die überall Ideale bezeichnen, ausgedrückt haben werden. Außer dem einfachen Sabbat feierten die Therapeuten, nach Philo, den siebten, und zwar als Vorfeier des fünfzigsten Tages. Wäre dieser Beisatz nicht hinzugefügt, so müßte man aus Philo's Worten schließen, daß sie je den siebten Sabbat durch das ganze Jahr auf die angegebene Weise gefeiert hätten. So aber kann man nur an den siebten Sabbat, von Ostern an gerechnet, denken, welcher wirklich die Vorfeier der Pfingsten (τῆς πεντηκοστῆς des fünfzigsten) eines der größten jüdischen Feste ist. In der Nacht nun, die diesem hohen Feste vorangeht, bildeten die Therapeuten in heiliger Begeisterung jene Jubelchöre nach, die einst Moses und seine Schwester Maria nach dem Uebergang über das rothe Meer zum Dank für die nun vollendete Erlösung angestellt haben. Von selbst versteht es sich, daß diese Nachahmung, wie alle heiligen Handlungen der Sekte, einen tiefen mystischen Sinn hatte. Es ist nicht schwer, denselben zu enthüllen. Aegypten war für die jüdischen Mystiker Sinnbild des Leibs und seiner Lüste, oder des Bösen; der Auszug aus diesem Lande bezeichnet also mystisch den Uebergang der Seele aus der Gewalt der Sinnenwelt und ihrer verderblichen Mächte in das Gebiet der Tugenden, und jene Chöre bedeuten die Freude der Seele über diese Befreiung. Demnach wäre der geheime Sinn des ganzen von Philo beschriebenen Festes folgender: die Seele des Mystikers bereitet sich im Passah, oder seinem Abbilde, den therapeutischen Mahlen, auf den Austritt aus den Banden der Sinnlichkeit; durch göttliche Hülfe werden sodann ihre Fesseln mittelst des Durchgangs durch das rothe Meer der Ascese gesprengt, und nun freut sie sich in heiligen Chören, trunken von himmlischer Liebe und voll Danks gegen den rettenden Gott, der geschenkten Erlösung.

Wichtig ist die Angabe Philo's, daß die Therapeuten beim

Gebete sich nach Sonnenaufgang wendeten. Die altgläubigen Israeliten machten es anders. Schon von Daniel heißt es, daß er sein Fenster gegen Jerusalem zum Gebete geöffnet hatte, und in der That wendeten sich alle orthodoxen Juden bis auf den heutigen Tag beim Beten gegen Jerusalem. Hingegen finden wir denselben Gebrauch bei den Essenern (von welchen gleich die Rede seyn soll), und auch in der ältesten christlichen Kirche. Die Therapeuten gingen ohne Zweifel darum von der allgemeinen Sitte der übrigen Juden ab, weil sie in der Sonne das reinste Symbol des Unendlichen sahen, der das geistige Urlicht ist. Hierin stimmen sie mit Philo's Ansichten überein, ohne Zweifel aber auch in allen oder den meisten andern Lehren. Denn mit sehr starken Ausdrücken wird uns ja erzählt, daß sie die Allegorie trieben. Dieß will kraft dessen, was wir oben dargethan, so viel sagen: daß sie nicht etwa blos eine ähnliche Methode der Schrifterklärung befolgt wie Philo, sondern auch, daß sie dieselben Glaubenslehren, wie er, in den heiligen Urkunden gefunden hätten. Wüßten wir auch nicht, daß sie der Allegorie sich bedienten, so müßten wir auf eine genaue Uebereinstimmung zwischen seinen und ihren Ansichten schon aus dem einen Umstande schließen, weil er die Sekte der Therapeuten mit Lobsprüchen überschüttet. Gewiß thäte er dieß nicht, wenn er ihre Lebensweise nicht für trefflich, ihre Lehren für lautere Wahrheit hielte; d. h., er sah in ihnen Anhänger seiner eigenen Philosophie, darum pries er sie, während er Anders-Gläubige, wie z. B. die Verfechter des bloßen Wortsinnes, bitter angreift. Noch müssen wir die Frage berühren, wie die Gesellschaft der Therapeuten entstanden seyn möge. Es springt in die Augen, daß jüdische Elemente nicht hinreichen, um ihre eigenthümlichen Einrichtungen zu erklären. Wohlan! Philo und auch Josefus weisen uns auf fremde Vorbilder, auf die Pythagoräer hin. Man hat kein Recht, diese Angabe zu bezweifeln, denn sehr groß ist die Aehnlichkeit zwischen den Therapeuten und den Pythagoräern, wie leztere von den spätern Griechen und Römern geschildert werden. Auch begreift es sich, daß jüdische Mystiker unter den besondern Umständen, die in ihrer neuen Heimath Aegypten obwalteten, dazu kommen mochten, die pythagorischen Vereine nachzuahmen. Nächst den Werken Plato's hat die Lehre des Pythagoras den stärksten Beitrag zn jener vielgestaltigen Theosophie gegeben, zu welcher sich die

alexandrinischen Juden bekannten. Von dem samischen Philosophen wurde namentlich jene Zahlentheorie erborgt, mittelst welcher Philo und seine Glaubensgenossen der mosaischen Lehre von der Schöpfung, den strengen Sabbatgesetzen und vielen andern Vorschriften und Dogmen des Pentateuchs ein hellenisches Gewand anzulegen versuchten. Ueberdieß trieb die Trostlosigkeit der politischen Verhältnisse schwärmerische Gemüther von selbst aus dem entweihten öffentlichen Leben in die Einsamkeit zurück. Es war also nichts Außerordentliches, wenn einzelne überschwängliche Hellenisten die Welt verließen und nach dem Vorbilde der hochgefeierten Pythagoräer ascetische Gesellschaften stifteten. Uebrigens muß die Entstehung derselben weit über Philo's Tage hinaufreichen. Beweis dafür die oben mitgetheilten Stellen, wo Philo von alten (längst gestorbenen) Weisen, den Gründern der Sekte spricht, welche viele allegorische Denkmale hinterlassen hätten.

Mit vollkommenem Rechte dürfen wir die therapeutische Sekte als eines der auffallendsten Denkmale jenes merkwürdigen Umschwungs betrachten, den die jüdische Denkweise in Alexandrien genommen hat. Nur unter dem Einflusse so mächtig wirkender Verhältnisse, wie wir sie nachgewiesen, und nur auf einem fremden Boden, konnten aus einem Volke, das sonst so zähe am Hergebrachten hing, Gesellschaften hervorgehen, denen ein dem starren Judenthum fremder Geist aufgeprägt ist. Allein die geistige Umwälzung, welcher der therapeutische Orden sein Aufkommen verdankt, beschränkte sich nicht blos auf Aegypten, sondern bis nach dem Mutterlande des erkornen Volks hat sie ihre Strahlen ausgesendet. Wir kommen an eine noch merkwürdigere Erscheinung, als die des Therapeuten-Ordens. Schon geraume Zeit vor Jesus tritt in Palästina unter dem Namen „Essener“ eine Sekte auf, welche sich zur therapeutischen wie eine Zwillingsschwester, oder wie ein Kind zur Mutter verhält, und in Philo's Tagen so starken Anhang gewonnen hatte, daß er die Anzahl der Mitglieder auf 4000 schäzt. Wir haben über die Essener genauere Nachrichten als über die Therapeuten. Außer einigen Andeutungen bei Plinius, Porphyr, Epiphanius, berichten Philo und Josefus über sie; Letzterer gibt die besten Nachrichten und ist der reichhaltigste. Wir wollen das Wichtigste von dem, was er erzählt, mit steter Rücksicht auf die Aussagen der andern Zeugen, mittheilen.

„Vor den andern Sekten der Juden,“ berichtet Josephus*), „zeichnen sich die Essäer durch ihre Heiligkeit aus; inbrünstiger als die andern Mitglieder des Volks lieben sie sich unter einander. Die Lust verabscheuen sie als Sünde; Mäßigkeit und Beherrschung der Leidenschaften gilt ihnen als Wesen der Tugend. Der Ehe enthalten sie sich, dagegen nehmen sie die Kinder Anderer an, so lange dieselben noch zart und empfänglich sind, behandeln sie als eigene, und prägen ihnen die Grundsätze ein, denen sie selbst huldigen. Streben nach Reichthum ist bei ihnen unbekannt, sondern eine merkwürdige Gütergemeinschaft findet Statt, kraft deren keiner mehr besizt als der Andere. Wer in den Orden eintreten will, muß sein Vermögen der Gesellschaft übergeben. Deßhalb findet man unter den Essenern weder Arme, die in gedrückter Lage, noch Reiche, die bevorzugt wären, vielmehr bildet das Vermögen der Einzelnen, in eine Masse vereinigt, den gemeinsamen Besitz der Brüderschaft.“

Sofort folgen einige Sätze, welche der Erläuterung bedürfen. Josephus sagt: „Sie meiden das Oel nicht anders, als würden sie dadurch verunreinigt, kommt einem Essener Oel an den Körper wider seinen Willen, so reibt er sich sorgfältig ab.“ Dieser oft mißverstandene Gebrauch der palästinischen Mystiker hat ganz gewiß einen allegorischen Grund. Oel erscheint schon im alten Testament als Sinnbild der Gottwohlgefälligkeit, in Sprüchen wie Levit. 5, 11., Numer. 5, 14., wo es heißt: „Auf das Opfer, das man wegen einer Sünde darbringt, soll kein Oel gegossen, noch darf Weihrauch dabei angezündet werden; denn es ist ein Sündopfer.“ Dieselbe hohe Bedeutung legen dem Oele Philo und andere Alexandriner bei. Nun betrachteten die Essener, so gut wie die Therapeuten, den Leib als Anreiz und Kraft der Sünde, und folglich als eine unter dem Fluche Gottes stehende Masse. Darum weigerten sie sich, ihn mit Oele, dem Symbole göttlichen Segens, zu bestreichen, weil es dadurch entweiht worden wäre. Josefus fährt fort: „Auf Pflege des Körpers halten die Essener Nichts, doch tragen sie immer weiße Gewänder. Durch Wahl bestimmen sie die Verwalter des gemeinschaftlichen Vermögens, im Uebrigen muß Jeder dem Andern in Allem dienen. Es gibt keine

*) Im zweiten Buche des jüdischen Kriegs, achtes Kapitel.

Stadt, die ausschließlich von Anhängern der Sekte bewohnt wäre, sondern in allen wohnen ihrer etliche." Hier ist ein anscheinender Widerspruch zu heben. Philo berichtet einmal:*) „die Essener wohnen in Dörfern, und meiden die Städte," während er an andern Stellen die Aussage des Josephus bestätigt. Diese verschiedenen Angaben widerstreiten sich nur dem Scheine nach. Wir müssen uns die Sache so denken: Es bestand außer den ehelosen Essenern noch eine zweite Klasse von Verheiratheten. Leztere mögen nun vorzugsweise in Städten gewohnt haben. Gleicherweise gab es, wie wir gleich vernehmen werden, fast in allen Städten Judäas essenische Verwalter. Die große Masse der ehelosen Essener dagegen wohnte in stiller Zurückgezogenheit auf dem platten Lande, namentlich um das todte Meer herum.

Josefus berichtet nun weiter: „den Ordensgliedern, die von Auswärts herkommen, steht das Haus eines jeden Esseners offen und sie mögen darin schalten, wie in ihrem Eigenthume; sie gehen deßhalb auch zu solchen Genossen, welche sie vorher nie sahen, so ein, als wären es ihre nächsten Anverwandten. Darum nehmen die Essener auf Reisen keine Bedürfnisse irgend einer Art mit sich, nur Waffen tragen sie wegen der Räuber. Außerdem ist in jeder Stadt von Seiten des Ordens ein Verwalter wegen der Fremden aufgestellt, der denselben Kleider und Lebensmittel verabreicht. An Haltung des Leibes gleichen sie Knaben, die noch unter der Zucht des Lehrers stehen. Weder Kleider noch Schuhe wechseln sie je, bis dieselben ganz zerrissen oder von Alter abgenüzt sind. Nichts kaufen oder verkaufen sie unter einander, sondern Jeder gibt, was er hat, dem, der es braucht, und empfängt dafür, was er selbst bedarf. Aber auch ohne je an Ersatz zu denken, nimmt Einer vom Andern das Nöthige. Sie sind sehr eifrige Verehrer der Gottheit, ehe die Sonne aufgegangen, kommt über keines Esseners Lippe ein Wort, das sich auf alltägliche Dinge bezöge. Wenn die ersten Strahlen erglänzen, sprechen sie, gegen die Sonne gewandt, gewisse von den Vätern überlieferten Gebete, so daß es aussieht, als wollten sie den Aufgang der Sonne erflehen. Nach dem Morgengebet wird Jeder durch die Obern zu dem Geschäfte, das er versteht, abgesendet, um bis zur fünften Stunde angestrengt zu arbei-

*) Siehe meine Schrift über Philo II. 300 folg.

ten, worauf sie sich wieder am gemeinsamen Orte einfinden. Zuerst baden sie sich nun in kaltem Wasser, aber nicht an bloßem Leibe, vielmehr ist derselbe in Linnentücher eingehüllt *). Nach dem Baden versammeln sie sich in einem eigens dazu bestimmten Speisesaale, in welchen Keinem, der nicht zur Sekte gehört, der Zutritt gestattet ist. In so feierlicher Stimmung, als wäre es der Tempel, betreten sie diesen Raum. Nachdem sie sich in aller Stille zu Tisch gesezt, legt der Bäcker Jedem sein Brod vor, der Koch bringt Jedem ein Gefäß, in welchem ein einziges Gericht befindlich. Zuvor spricht jedoch der Priester das Tischgebet, vor welchem das Geringste zu genießen für Sünde gilt. Nach dem Mahle wird abermals gebetet, denn vor und nach dem Essen verehren sie Gott als Geber der Nahrung. Hierauf legen sie die Kleidung, welche sie bei Tische getragen, als eine heilige, ab, und wenden sich wieder zur Arbeit, bis die Abenddämmerung anbricht. Dann kehren sie zurück und speisen noch einmal in derselben Weise. Fremde Ordensbrüder, die etwa angekommen sind, essen dann mit. Kein Lärm oder lautes Reden ertönt je in dem Saale; Einer überläßt das Wort an den Andern, wie an Jeden die Reihe kommt. Auf Die, welche draußen sind, macht das Stillschweigen der Versammlung im Speisesaale einen fast geisterhaften Eindruck."

„Nichts thun sie ohne Befehl ihrer Obern. Nur zwei Dinge sind der Willkür überlassen: Hülfe leisten und Erbarmen üben. Jedem steht es frei, Bedürftigen beizuspringen und dem Hungernden das Brod zu brechen. Aber keineswegs dürfen sie an Verwandte, ohne Einwilligung der Obern, Schenkungen machen. Sie sind gerechte Verwalter des Zorns, Bekämpfer der Leidenschaft, Wächter des Glaubens, Thäter des Friedens. Ein Wort aus ihrem Munde ist fester als ein Eid, alltägliches Schwören verabscheuen sie, es scheint ihnen wie Meineid, denn wem man ohne den Namen Gottes nicht glauben dürfe, der sey schon gerichtet. Mit ungemeinem Fleiße durchforschen sie die Schriften

---

*) Hier zeigt sich ihre eigenthümliche Ascese ganz deutlich. Das Gesetz Mosis gebot Waschungen, auch der Mystik gefielen dieselben als Sinnbilder innerer Reinheit. Aber ihre Ansicht vom Leibe, dem fluchwürdigen, der keine Pflege verdient, widersprach. Also hüllten sie sich beim Baden, um Gesetz und eigene Ansichten zu vereinigen, in weiße Gewänder ein, damit das Wasser den bloßen Körper nicht berühre.

der Alten, um daraus wahrzunehmen, was für Leib und Seele frommt. Nach Anleitung derselben suchen sie heilkräftige Wurzeln und die Eigenschaften der Steine zu erkennen." Aus Philo fügen wir hier die Nachricht bei, daß die Essener gleich den Therapeuten die allegorische Auslegung der heiligen Schrift gebrauchten.

„Wer Mitglied des Ordens werden will," fährt Josefus fort, „erhält nicht ohne Weiteres Zutritt, sondern er muß ein ganzes Jahr außer der Gesellschaft bleiben, aber sich derselben Regel unterwerfen. Er erhält eine Hacke, eine Schürze, ein weißes Kleid. Hat er in der genannten Zeit hinreichende Proben von Enthaltsamkeit gegeben, so tritt er in einen höheren Grad der Ordensregel ein, nimmt Theil an den Waschungen mit reinem Wasser, wird aber noch nicht zu den gemeinsamen Mahlen zugelassen. Nach dieser ersten Probe wird er noch zwei volle Jahre geprüft. Ist er dann würdig erfunden, so erfolgt die förmliche Aufnahme in den Orden. Aber ehe er am gemeinsamen Tische ißt, muß er mit furchtbaren Eiden beschwören, daß er stets die Gottheit ehren, Menschen gegenüber das, was Recht ist, thun, Niemanden, sey es aus eigenem Antrieb oder auf fremden Befehl, verletzen, stets die Ungerechten hassen, den Gerechten beistehen, Treue gegen Jedermann, besonders gegen die Obrigkeit üben wolle, denn Niemand besitze Gewalt, sie sey ihm denn von Gott ertheilt. Ferner muß Jeder geloben, im Fall er zu Ansehen gelangen sollte, nie seine Macht zu mißbrauchen, noch seine Untergebene je in Kleidung oder anderem Schmucke überprunken zu wollen, stets Wahrheit zu lieben, Lügner zu entlarven, die Hände von Diebstahl, das Gewissen von unrechtem Erwerb rein zu halten, vor den Brüdern Nichts zu verheimlichen, Andern dagegen Nichts zu verrathen, auch wenn es das Leben kosten sollte, endlich keinem (Neueintretenden) die Lehre des Ordens anders mitzutheilen, als er sie selbst empfangen, an keiner Gewaltthat Theil zu nehmen, die Bücher der Gesellschaft und die Namen der Engel heilig zu bewahren. Dieß sind die Gelübde, welche jedes neue Mitglied beschwören muß."

„Wer grober Sünden überführt ist, wird aus dem Orden gestoßen. Der Ausgestoßene stirbt meist des elendesten Todes. Denn durch Eid und Regel gebunden, darf er von Fremden (Nicht-Essenern) keine Speise annehmen, muß daher von Kräutern

leben und stirbt dahin, von Hunger abgezehrt. Aus Erbarmen haben sie manchmal solche Ausgestoßene, die schon in den lezten Zügen lagen, wieder angenommen, überzeugt, daß die Qual, welche den Sünder dem Tode nahe brachte, hinlängliche Buße für seine Vergehungen sey. Ihre Gerichte sind sehr gewissenhaft. Zu einer Sitzung werden zum Mindesten hundert Mitglieder erfordert. Der richterliche Ausspruch ist unumstößlich. Nächst Gott verehren sie den Namen des Gesetzgebers über Alles. Wer Diesen lästert, wird mit dem Tode bestraft. Dem Alter und der Mehrzahl sich zu unterwerfen, gilt als Gesetz. Sitzen ihrer zehn beisammen, so wird Keiner sprechen, es sey denn mit Einwilligung der neun übrigen. Sie hüten sich vor Andern, oder nach der rechten Seite hin auszuspucken *). Aengstlicher als die übrigen Juden, meiden sie am Sabbathe jegliche Arbeit. Nicht bloß bereiten sie Tags zuvor alle Speise, um am Sabbath kein Feuer anzünden zu müssen, sondern sie wagen nicht einmal an diesem Tage ein Gefäß von der Stelle zu rühren, oder ihre Nothdurft zu verrichten. An den andern Tagen graben sie zu lezterem Behufe mit der Hacke, die jedem Neueingetretenen gegeben wird, ein fußtiefes Loch, überdecken dasselbe mit ihrem Gewande, um Gottes Licht nicht zu beleidigen, und brauchen die Grube als Abtritt, worauf sie die ausgegrabene Erde wieder über das Loch schütten. Dazu wählen sie die einsamsten Oerter. Obwohl die Entleerung des leiblichen Abgangs etwas Natürliches ist, sind sie doch gewohnt, nach derselben sich zu waschen, wie wenn sie verunreinigt wären."

„Nach der Zeit des Eintritts theilt sich die Gesellschaft in vier Grade. Die Neulinge stehen so tief unter den ältern Ordensgliedern, daß Diese, zufällig von einem Jener berührt, sich abwaschen, als ob sie von einem Fremden verunreinigt wären. Sie leben lange, Viele über hundert Jahre, eine Folge ihrer einfachen Lebensart, und wie ich glaube, ihrer Sittenzucht. Sie verachten den Schmerz und überwinden ihn durch Geistesstärke, ruhmvollen Tod achten sie für besser als das Leben. Im Kriege mit den

---

*) Der Grund des einen Gebrauchs ist, weil die natürlichen Absonderungen des Leibs, noch stärker als dieser selbst, für unrein angesehen werden, weßhalb kein Essener seinen Nächsten durch Anblick solcher Dinge beleidigen will. Der Grund des andern Gebrauchs beruht auf der Ansicht, daß die rechte Seite Gott geheiligt sey, wovon später.

Römern (unter Vespasian) haben sie die Kraft ihres Charakters bewährt. Man schraubte und dehnte sie auf der Folterbank, man verrenkte und sengte ihre Glieder; dennoch waren die Peiniger bei der grausamsten Anwendung der Werkzeuge nicht im Stande, ihnen eine Lästerung wider den Gesetzgeber abzupressen, oder auch nur den Genuß einer verbotenen Speise, oder irgend eine Schmeichelei gegen die Henker, selbst eine Thräne, abzulocken. Sie lächelten unter der Qual, spotteten Derer, welche die Folter anlegten, und ließen wohlgemuth das Leben, als ein Gut, das sie wieder erlangen würden. Denn fest steht bei ihnen der Glaube, der Leib sey zwar vergänglich und sein Stoff der Zerstörung verfallen, die Seele aber daure ewig fort. Durch einen kreatürlichen Reiz, lehren sie, seyen dieselben aus des reinsten Aethers Höhen herabgesunken, um im Leibe, wie in einem Kerker eingeschlossen zu werden; sobald aber die Bande des Fleisches gefallen, freue sie sich der Erlösung aus langer Knechtschaft, und steige empor *). Die abgeschiedenen Seelen der guten Menschen erhalten ihre Stätte jenseits des Oceans an einem Orte, frei von Regen, Schnee und Sonnenbrand, wo stets ein sanft kühlender Zephyr wehe; der Bösen dagegen harre eine finstere, kalte Höhle, voll ewiger Qualen. — Diese Lehre von der Seele ist es, welche Alle, die einmal von der Weisheit des Ordens gekostet haben, mit der Macht eines Zaubers ergreift und festhält. — Es gibt Leute unter den Essenern, die von Kindheit an durch vielfache Reinigungen geweiht und mit den heiligen Büchern und Aussprüchen von Propheten aufs Innigste vertraut, Einsicht in die Zukunft zu besitzen behaupten. In der That geschieht es selten, daß ihre Weissagungen falsch erfunden werden."

„Es existirt noch ein anderer Zweig des Essenerordens, der in Lebensweise, Gebräuchen und Regel mit dem bisher beschrie-

---

*) Es versteht sich von selbst, daß die Essener bei dieser Ansicht vom Leibe unmöglich an die Auferstehung des Fleisches glauben konnten. Daß sie wirklich dieses pharisäische Lehrstück verworfen haben, drückt nach meinem Gefühle Josefus durch eine geheime Andeutung aus, indem er sagt: ἔῤῥωται παῤ αὐτοῖς ἡ δόξα, φθαρτὰ μὲν εἶναι τὰ σώματα, καὶ τὴν ὕλην ȣ̓ μόνιμον αὐτοῖς. Der lezte Beisatz muß auf die Auferstehung anspielen, sonst wäre es eine unerträgliche Wiederholung.

denen übereinstimmt, in dem Punkte der Ehe aber abweichende Grundsätze hat. Die Angehörigen dieser Klasse sind der Ansicht, daß ein Eheloser die wichtigste Aufgabe des Lebens versäume, weil er es unterlasse, Nachkommenschaft zu erzielen, denn wenn alle so dächten, müßte das Menschengeschlecht bald aufhören. Drei Jahre lang prüfen sie ihre Bräute, erst wenn dieselben nach dreimaliger Reinigung als fähig zum Kinderzeugen erprobt sind, geht die Ehe vor sich. Während der Schwangerschaft berühren sie jedoch ihre Weiber nicht, zum Beweise, daß sie nicht aus Wollust, sondern um Kinder zu bekommen, geheirathet hätten. Ihre Frauen brauchen dieselben Waschungen, jedoch mit Hemden angethan, wie die Männer mit Schürzen."

Diesem merkwürdigen Zeugnisse über den Essenerorden sind aus sonstigen Stellen noch einige Züge beizufügen. Josefus erzählt an einem andern Orte: die Essäer hätten Alles von einem göttlichen Verhängnisse abgeleitet und geglaubt, daß, was der Mensch auch thue und was ihm widerfahre, von dorther komme. Das heißt, sie verwarfen die Freiheit. Diese Aussage des jüdischen Geschichtschreibers ist sehr allgemein, und läßt verschiedene Deutungen zu. Die wahre wird jedoch, so scheint es uns, durch eine entsprechende Stelle bei Philo gegeben, wo es heißt: „die Essener lehren, daß Gott der Urheber von allem Guten, aber von nichts Bösem sey." Ohne Zweifel will dieß besagen: Alles gute, was der Mensch thut oder erfährt, kommt von Oben, Alles Böse von der Creatur oder des Menschen eigener Thätigkeit. Ueberläßt Gott den Menschen sich selbst, so handelt er nothwendig böse, wirkt Er auf ihn ein, so ist sein Thun nothwendig gut. Somit ist die Freiheit aufgehoben, denn das Gute erfolgt dadurch, daß Gott eingreift, das Böse dadurch, daß Er sich vom Menschen zurückzieht. So aufgefaßt, stimmt die essenische Lehre vom Verhängniß vollkommen mit der alexandrinischen Mystik überein. Endlich berichtet Philo: „die Essener verwerfen blutige Opfer, denn als einzigen wahren Gottesdienst betrachten sie Reinheit des Herzens." Diese Angabe wird gleichfalls erläutert durch ein Zeugniß bei Josefus, welcher sagt:*) „die Essener schicken zwar Weihgeschenke an den Tempel, aber (blutige) Opfer bringen sie nicht dar, weil sie die Reinigungen,

*) Alterth. XVIII. I. 5.

die bei ihnen im Brauche sind, für besser halten, deßhalb betreten sie auch das gemeinsame Heiligthum der Nation niemals, sondern bringen für sich im Kreise ihrer Gesellschaft (unblutige) Opfer dar." Unter letztern Opfern versteht er ohne Zweifel die Waschungen und die andern heiligen Gebräuche. Diese wichtige Nachricht beweist aufs Deutlichste, welch großer Riß durch das Aufkommen des Essenerordens in das alte Judenthum gebrochen war. Es gab also eine, mehrere tausend Mitglieder zählende, Gesellschaft in Palästina, welche das Kleinod aller übrigen Juden, die Grundlage ihrer Nationalität, den Opferdienst zu Jerusalem, verwarf!

Kommen wir zur Hauptsache. Daß einiger Unterschied zwischen den Therapeuten und den Essenern bestehe, ist unläugbar. Kurz und treffend spricht Philo die Eigenthümlichkeit Beider mit dem Satze aus: die Essener seyen Praktiker, die Therapeuten Theoretiker. Und so verhält es sich. Die Therapeuten blieben in ihren Zellen, religiöser Beschauung obliegend. Die Essener dagegen trieben Ackerbau und unsträfliche, friedliche Handwerke. Darum bei Diesen die Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen Vermögens, denn fremdes Land konnten sie nicht bebauen, ohne Geld kein Acker- und Handwerksgeräthe anschaffen. Jeder Eintretende warf daher seinen Besitz in die Kasse der Gesellschaft, während nach Philo die Therapeuten ihr Vermögen den Anverwandten überließen. Doch müssen auch die Therapeutenklöster Einiges, wenn auch Weniges, besessen haben, woher hätten sie sonst Brod gehabt? Jene Verschiedenheit erklärt sich — so scheint es uns — ebensosehr aus dem praktischen Geiste des palästinischen Judenthums, als aus der Eigenthümlichkeit der Länder, wo Beide, Therapeuten und Essener, hausten. Diese wohnten auf heiligem Boden, im Lande der Verheißung. Moses hatte dasselbe zu sorgfältiger Bewirthung unter alle jüdischen Familien in gleichen Loosen vertheilt, und den Ackerbau zur geehrtesten Beschäftigung seines Volks gemacht. Die Essener, bei denen nächst Gott der Name des Gesetzgebers in höchstem Ansehen stand, wollten auch hierin seinen Vorschriften genügen. Anders stand die Sache mit den Therapeuten. Das Land, in welchem sie lebten, galt bei den Mystikern als Sinnbild der Gottlosigkeit. Demnach hatten sie auch keine Verpflichtung zum Anbaue desselben, im Gegentheil schien es ihnen gerathen, sich so fern als möglich von einem Boden

zu halten, der laut ihrer Lehre mit dem Fluche des Höchsten belastet war.

In allem Uebrigen sind Therapeuten und Essener sich gleich. Beide Sekten verwerfen die Ehe, und beide leben in Zurückgezogenheit von der Welt, auf gemeinschaftliche Kosten, beide dulden keine Sklaverei, beide kennen eine strenge Rangordnung nach der Zeit des Eintritts in die Gesellschaft, und verschiedene Grade der Einweihung, beide stehen unter Vorgesezten mit strenger Regel, beide haben dieselbe Kleidung *). Beide beten zu gleicher Zeit und auf dieselbe Weise, nämlich bei Sonnenaufgang und das Gesicht gegen die Sonne gewendet, beide feiern den Sabbath mehr als die übrigen Juden **), beide haben geheimnißvolle Mahle, denen gottesdienstlicher Werth beigelegt wurde. Beide waren der allegorischen Schriftauslegung zugethan, beide sahen in der Sonne ein Sinnbild des Höchsten, beide hatten dieselbe Ansicht vom Leibe, daß er nämlich die Quelle alles Uebels sey, beide stimmten in der Lehre von der Unsterblichkeit überein und läugneten gleichmäßig die Auferstehung des Fleisches, Liebe und Erbarmen gelten beiden Sekten als höchstes Gebot alles Handelns. Endlich was das Wichtigste, die Namen beider Sekten sind dieselben. Denn nach der richtigsten Ableitung stammt der Ausdruck Ἐσσαῖος von dem syrochaldäischen Worte Asa her, welches heilen bedeutet; er ist also eine wörtliche Uebersetzung von θεραπευτής.

Es ist nun sonnenklar, daß eine so umfassende Ueberstimmung nur durch Ableitung der einen Sekte von der andern erklärt werden kann. Entweder müssen die Essener die Muttergesellschaft seyn, welcher der therapeutische Orden nachgebildet worden, oder umgekehrt. Nun ist ersterer Fall undenkbar; denn wie sollte aus dem palästinischen, fremder Bildung sonst unzugänglichen, Volke eine Gesellschaft entstanden seyn, welche viele, offenbar durch Vermischung mosaischer und heidnischer Ideen bedingte Lehren bekennt; eine Gesellschaft, welche den Opferdienst im Tempel zu Jerusalem verwirft, und das Heiligthum, das der Stolz aller andern Juden ist, nicht betritt; eine Gesellschaft endlich, welche Ehe und Kinder-

*) Den Beweis hievon siehe in meinem Buche: „Philo und die alexandrinische Theosophie" II. 313.

**) Siehe ebendaselbst S. 314.

zeugung, nach dem mosaischen Gesetz und dem alten Glauben der Juden die höchste Pflicht des Mannes und zugleich Segnung Gottes, nicht gelten läßt. Dieser eine Grund ist stark genug, um den Essenern einen nichtpalästinischen Ursprung zuzuschreiben. Ein zweiter streitet noch mächtiger für dieselbe Ansicht. In der oben mitgetheilten Schilderung heißt es unter Anderem: Jeder, der in die höhern Grade des Essäismus eingeweiht werde, müsse mit furchtbaren Eiden beschwören, daß er, auch auf die Gefahr des Todes hin, keinem Auswärtigen das Geringste offenbaren, und dagegen später eintretenden Ordensbrüdern die Lehre der Sekte in derselben Gestalt, wie er sie empfangen, mittheilen wolle. Dieser Schwur sezt voraus: erstens, daß der Orden Lehren besaß, die mit dem gültigen Glauben des Landes nicht im Einklange standen, weßhalb ihre Enthüllung Gefahr bringen konnte, daher das strenge Verbot der Mittheilung an Auswärtige; zweitens, daß die eigenthümlichen Ansichten der Gesellschaft sich nicht selbstständig durch allmählige Fortbildung entwickelt hatten, weßhalb sie nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt werden konnten, daher die große Sorgfalt für die Reinheit der Tradition. Leztere ist nun ein untrüglicher Beweis ausländischen Ursprungs. Nirgends wird man in der Geschichte eine Lehre oder Anstalt finden, die sich auf selbstständigem Wege entwickelt hätte, und doch nur durch strenge Tradition fortgepflanzt worden wäre. Dagegen ist der essenische Schwur vollkommen begreiflich, wenn der Orden aus fremdem Ideenkreise stammte, wenn er somit einer Pflanze glich, die herausgerissen aus dem mütterlichen Boden, und in auswärtiges Land versezt, nicht mehr Zweige und Geschoße treibt, sondern mühsam bewahrt, aus der Hand des einen Besitzers in die des andern übergeht.

Es bleibt daher nichts anderes übrig, als die Essener von den Therapeuten abzuleiten. Eine Masse Gründe vereinigen sich zu Gunsten dieser Annahme. Unter den Juden Aegyptens fanden sich schon 200 Jahre vor Christus alle die Bedingungen beisammen, welche die Entstehung des Ordens der Therapeuten begreiflich machen. Ihre Mystik ist die gemeinsame Lehre der meisten Hellenisten. Die Verpflanzung aus Aegypten nach Palästina ist natürlich bei der Nähe beider Länder, bei dem häufigen Verkehr durch Handel und die gesezlichen Festreisen, endlich bei der, jedem Juden angeborenen Sehnsucht, seinen Glauben, seine Ansicht

von der väterlichen Religion, in dem Lande der Verheißung verbreitet zu sehen. *) Endlich fehlt es auch nicht an einzelnen historischen Zeugnissen, welche davon sprechen, daß die Allegorie aus Alexandrien nach Palästina eingeführt worden sey. **)

Das Geheimniß, mit welchem die Essener ihre Lehre umhüllten, war zur Zeit des jüdischen Geschichtsschreibers bereits durchbrochen. Man sieht dieß an Josefus eigenem Beispiel. Denn wie könnte er die Sitten, Gebräuche, zum Theil auch die Dogmen des Ordens so genau schildern, wenn in seinen Tagen das Wesen der Gesellschaft noch mit dichtem Schleier bedeckt gewesen wäre! Die Essener sind die Vertreter der palästinischen Mystik; allein bereits hatte sich damals diese ihre Lehre in weiteren Kreisen verbreitet, und zählte viele Anhänger unter dem übrigen Volke. Daher kommt es, daß auch solche Schriften, die nicht von Essenern verfaßt wurden, als Zeugen über die Dogmen des Ordens gebraucht werden können. Mehrere Denkmäler der Art sind auf uns gekommen, aus denen sich ein ziemlich klares Bild der essenischen Glaubensweise herstellen läßt.

Einige sichere Quellen berichten, daß die Essener nur die fünf Bücher Mosis als göttliche Offenbarung anerkannten, die Schriften der Propheten dagegen tief unter den Pentateuch herabsezten. Sie sahen in den Verfassern derselben nur fromme und begeisterte Männer, aber keine Verkündiger übernatürlicher Weisheit. Eine sehr wichtige Folge dieser ihrer Ansicht war, daß sie, wie wir tiefer unten zeigen werden, ihre Lehre vom Messias blos aus dem Pentateuche schöpften. Laut den oben mitgetheilten Stellen wandten sie blos die allegorische Erklärung auf die Bücher Mosis an; die ersten Kapitel der Genesis waren auch für sie, wie für die übrigen jüdischen Mystiker, die theuerste Fundgrube überschwenglicher Erkenntniß. Ueber die Existenz Gottes und die Erschaffung der Welt, sagt Philo, hätten sie am liebsten philosophirt. Die Ceremonialgesetze des Pentateuchs verwarf ihre Allegorie beinahe ganz, nur der Sabbath und einige Feste wurden geheiligt, aber in mystischem Sinne. Der Tempeldienst zu Jerusalem erschien ihnen als Greuel, besonders verabscheuten sie die blutigen Opfer. Endlich wissen wir, daß die Essener angenommen haben, der heilige

*) Noch bis auf diesen Tag finden sich die verschiedenen Lehrweisen des heutigen Judenthums in und um Jerusalem vereinigt.

**) Siehe meine Schrift über Philo II. 348 fg.

Geist wirke immer noch in derselben Art auf das jetzige Geschlecht, wie er in den Tagen der Urzeit auf die Propheten gewirkt. Ohne diese Annahme hätte ihre Religion keinen festen Boden gehabt. Ausdrücklich sagt Philo: die Essener behaupten, daß es unmöglich sey, ohne göttliche Erleuchtung den geheimen Sinn der mosaischen Gesetzgebung zu erforschen. Von solcher Einströmung himmlischen Lichtes leiteten sie auch die Gabe der Weissagung ab, welche viele Essener zu besitzen behaupteten, und von welcher Josefus seltsame Beispiele anführt.

Diese Ansichten stimmen genau mit der alexandrinischen Mystik überein. Einige eigenthümliche Züge zeichnen dagegen die essenische Lehre von Gott aus. Zwar halten sie, wie die Alexandriner, fest an dem Grundsatze, daß der Höchste ein Unendliches, und darum keinem menschlichen Sinne, weder dem Auge noch dem Ohre, erkennbares Wesen sey, dennoch schreiben sie Ihm menschliche Gestalt, versteht sich jedoch, eine viel herrlichere, als die unsrige, zu. In den Clementinen, einer Schrift des zweiten Jahrhunderts, von der sich mit Bestimmtheit beweisen läßt, daß sie die alte essenische Lehre enthält, findet sich folgende Stelle, die zugleich als Probe essenischer Allegorie dienen mag: *) „Stets schauen die Engel das Antliz des Vaters. Denn derselbige besizt eine Gestalt, wegen der ersten und einzigen Schönheit, (weil Er das Urbild aller Schönheit ist.) Auch hat Er alle Glieder wie wir, nur nicht zum Gebrauche. Nicht darum hat Er Augen, damit Er aus diesen Alles sehe, vielmehr sieht Er aus allen Theilen Seiner Gestalt; Sein Leib ist unendlich lichter, als der Geist, der in uns sieht, und glänzender als alles Licht, so daß die Sonne gegen Ihn wie Finsterniß erscheint. Auch nicht deßhalb hat Er Ohren, damit Er aus ihnen höre, denn Er hört, sinnt, bewegt, wirket, schaffet überall. Um der Menschen willen besizt Er die schönste Gestalt, damit Die, so reinen Herzens sind, Ihn zu schauen vermögen, auf daß sie sich freuen in ihren (irdischen) Leiden. Nach Seiner Gestalt hat Er gleichsam wie mit einem großen Gepräge, den Menschen geformt, damit derselbe über Alles herrsche und gebiete, und damit die Welt ihm dienstbar sey. Gott selbst ist das Weltall, sein Abbild aber (oder der Mikrokosmus) ist der Mensch. Nur ist jener unsicht-

*) Siehe meine Geschichte des Urchristenthums I. a., S. 292 fg.

bar, der Mensch dagegen sichtbar." Tiefer unten heißt es in derselben Stelle: „Ein Einziger ist der wahre Gott, und in der schönsten Gestalt führt Er den Vorsitz über das All; zweifach ist Er das Herz der obern und der untern Welt, welches die körperlose Lebenskraft von sich, als dem Mittelpunkte, ausströmend, die Gestirne, die Wohnungen des Himmels, der Luft, des Wassers, der Erde, des Feuers erfüllt. Gott erweist sich demnach als ein unendliches Wesen, schranckenlos in die Höhe, ungemessen in die Tiefe, unbegränzt in die Breite, und erstreckt so dreifach unendlich seine belebende und begeistigende Kraft. Dieses an sich nach allen Richtungen unendliche Wesen ist nothwendig ein Herz, das Den, der über Alles ist, in einer Gestalt enthält. Derselbige ist, wo Er sich findet, der Mittelpunkt eines unendlichen Kreises, aber auch zugleich die Gränze des Alls. Von Ihm laufen Strahlungen aus, welche die Natur des Unendlichen an sich tragen. Ein Strahl läuft von Ihm in die Höhe nach Oben, ein anderer in die Tiefe nach Unten, einer zur rechten, einer zur linken Hand, einer vorwärts, einer rückwärts. Hierauf schauend, als auf eine durchaus gleiche Zahl, schafft Er in sechs gleichen Zeiten die Welt, während Er doch seinem innersten Wesen nach Ruhe ist und die künftige unendliche Welt zum Abbilde hat. Er ist Anfang und Ende, denn in Ihm endigen sich die sechs unendlichen Strahlen, und von Ihm gehen sie aus." Neben hellenischen und orientalischen Elementen treten die mosaischen, in dem ersten Kapitel der Genesis vorgetragenen, Lehren stark in diesen sonderbaren, übel zusammenhängenden Sätzen hervor. Gott muß eine der menschlichen ähnliche, wiewohl viel herrlichere, Gestalt haben, offenbar weil es Genes. I. 27. heißt: „Gott schuf den Menschen, nach dem Bilde Gottes schuf Er ihn." Ferner die sechs Strahlen urweltlicher Emanation sind dazu erdacht, um die sechs Schöpfungstage des Pentateuchs mit der metaphysischen Unendlichkeit in Einklang zu bringen.

Gott wäre demnach, laut der alten essenischen Lehre, das unendliche, unergründliche Urwesen, das, um sich zu offenbaren, verschiedene Strahlen ausströmte, und als geoffenbarter Gott menschenähnliche Gestalt, jedoch erstens eine viel erhabenere, als die unsrige, und zweitens eine völlig unsichtbare annahm. Nun fragt es sich, wie jene zahlreichen Gotteserscheinungen zu verstehen seyen, die im Pentateuche erzählt werden. Diese Frage wurde von den palästini-

8*

schen Mystikern auf dieselbe Weise gelöst, wie von den Alexandrinern. Es sind zwei chaldäische Uebersetzungen (Targumim) des Pentateuchs und der Propheten auf uns gekommen, die, um Christi Tage schon im Gebrauche, viele mystische Lehren enthalten. Einem Rabbi Onkelos wird der Targum über den Pentateuch, dem Sohne Usiels, Jonathan, der Targum über die Propheten zugeschrieben. Beide haben die Eigenthümlichkeit, daß sie alle Stellen der Bibel, wo Gott als ein sichtbares Wesen dargestellt wird, mit großer Sorgfalt anders drehen, indem sie die Sichtbarkeit entfernen. Anderer Seits sind diese Targumisten offenbarunggläubig; wie alle übrigen Juden, hegen sie die feste Ueberzeugung, daß der Höchste im innigsten Verkehre mit den Patriarchen gestanden sey. Um nun den uralten Glauben an diese Verbindung, und die neu aufgekommene Lehre von der unendlichen, übersinnlichen Natur Gottes zu vereinigen, ergriffen sie dasselbe Auskunftsmittel, wie die Alexandriner, indem sie Mittelglieder zwischen Gott und die Welt einschoben. Außer den Stellen, wo der Herr persönlich auf Erden erscheint und handelt, — von welchen nachher gesprochen werden soll, kennen die heiligen Bücher ein doppeltes Eingreifen Gottes in die Endlichkeit: Jehova wohnt in der Mitte Israels, nach der Stelle Exod. XXV. 8: „sie sollen mir ein Heiligthum machen, daß ich wohne unter ihnen." Zweitens spricht der Herr oftmals mit den Stammvätern, oder den Häuptern des Volkes. An die Stelle dieser doppelten Aeußerung göttlicher Wirksamkeit haben die palästinischen Mystiker zwei jener phantastischen, aus Philo bekannten, Mittelglieder gesezt, denen sie die Namen Schechina und Memra geben. Der erstere Ausdruck ist abgeleitet von dem hebräischen Zeitwort Schachan, welches Wohnen bedeutet; der zweite von dem Zeitwort Amar, Reden. Memra entspricht daher vollkommen dem griechischen Worte Logos.

Es ist am besten, den Begriff, welchen die palästinischen Mystiker mit diesen Worten verbinden, aus einigen ihrer Aussprüche zu bestimmen. Die Stelle Exod. 23, 14. 15. (Gott sprach: mein Gesicht soll gehen, damit will ich dich leiten u. s. w.), übersezt Onkelos so: „Meine Schechina wird gehen, und ich will dir Ruhe schenken. Und Moses antwortete vor dem Herrn: Wenn deine Schechina nicht mit uns geht, so laß uns lieber nicht von hinnen ziehen." Ebenso sagt der Herr, nach Onkelo's Exod. 33, 20. zu Moses:

„Du kannst nicht schauen das Angesicht meiner Schechina." In diesen und andern Stellen wird die Schechina deutlich vom Herrn selbst unterschieden. Daß man sie als eine Lichtwolke dachte, geht hervor aus dem Spruche Exod. 40, 34. 38., welchen Onkelos so wiedergibt: „Eine Wolke bedeckte das Stiftszelt und die Herrlichkeit (Jekara, ein anderer Ausdruck für Schechina) des Herrn erfüllte die Hütte. Die Wolke der Herrlichkeit des Herrn war über dem Stiftszelte bei Tag und ein Gesicht des Feuers in demselben bei Nacht." Noch deutlicher spricht sich hierüber Josefus aus, der genau mit den Lehren der Essener bekannt — denn er war eine Zeit lang Mitglied des Ordens — oft in ihrem Sinne redet. Die Einweihung des Tempels durch Salomo beschreibt er folgendermaßen: *) „Nachdem die Priester Alles im Innern des Tempels angeordnet, und sodann das Heiligthum verlassen hatten, wogte alsobald eine dichte Wolke, doch nicht trüb und dick, wie solche zu Winterszeit und bei Regenwetter vorkommen, sondern fein und gelinde, über den Tempel her. Die Augen der Priester wurden durch sie also verdunkelt, daß Keiner den Andern sehen konnte, was die Anwesenden in dem Glauben bestärkte, Gott sey auf den Tempel herniedergestiegen und habe denselben zu seinem Wohnsitze auserkoren. König Salomo erhob sich nun von seinem Throne und betete also: Du o Herr hast zwar eine ewige Wohnung — das ganze Weltgebäude, Himmel, Erde, Luft und Meer, wie wir wohl wissen. Alles dieß erfüllest Du, ohne von ihm befaßt zu werden. Dennoch hab ich diesen Tempel erbaut, daß er Deinen Namen führe, und damit wir hier Opfer darbringen und unsere Gebete zu Dir in die Höhe hinaufsenden, in der gewissen Zuversicht, als seyest Du hier gegenwärtig, und entziehest Dich den Deinen nicht." Weiter unten legt vollends Josefus dem betenden König folgende Worte in den Mund: „Ich flehe Dich an, daß Du einen Theil Deines Geistes auf immer hier wohnen lassest, damit es scheine, als weilest Du auch auf Erden; denn freilich für Dich sind die Himmel und was in ihnen ist, mit all' ihrer Tiefe, eine zu kleine Wohnung, wie viel mehr dieß geringe Heiligthum; dennoch fleh' ich zu Dir, Du wollest dieses Haus als Deine Wohnung betrachten." Dieß ist ganz im Geiste der Mystik jener Zeiten

*) Alterthum VIII. 4, 2.

gesprochen: Gott erfüllt die ganze Welt, aber sie umfaßt sein volles Wesen nicht, weil Er unendlich ist; dennoch hat Er einen bestimmten Raum zu Seiner Wohnung auserkohren, indem Er einen Theil seines ewigen Wesens, oder eine Ausströmung seiner Allmacht dorthin sendet.

In allen jüdischen Schriften, alten wie spätern, kommt die Schechina in gleicher oder ähnlicher Eigenschaft vor. Nicht so verhält es sich mit der Memra, die nur bei jenen Targumisten gefunden wird. Wo einer mündlichen Offenbarung Gottes an die Menschen in den heiligen Büchern Erwähnung geschieht, brauchen Onkelos und Jonathan Ben Usiel gewöhnlich den Ausdruck: die Memra des Herrn habe mit Dem und Jenem geredet. Aus der Vergleichung vieler Stellen des ersten Targumisten ergibt sich mit Sicherheit, daß Onkelos die Memra für ein von Gott verschiedenes, aus Ihm geströmtes Wesen hielt. Bei Jonathan erscheint sie ebenso; zugleich wird sie höchst wahrscheinlich von diesem Targumisten mit dem heiligen Geiste identifizirt und bestimmt für die Wunderführerin Israels durch die Wüste erklärt. Die chaldäischen Uebersetzer behandeln also die Memra ganz auf dieselbe Weise, wie Philo und die alexandrinischen Mystiker den Logos; die Aehnlichkeit erstreckt sich bis aufs Wort, denn Memra ist, wie wir bereits gesagt, ein aramäischer Ausdruck für den griechischen Logos. Man kann daher nicht bezweifeln, daß die Lehre von der Memra aus Aegypten nach Palästina herübergewandert ist. Aber ob sie auch gerade bei den Essenern im Brauche war, dafür bürgt kein ausdrückliches Zeugniß, wohl aber ein bündiger Schluß. Josefus berichtet, daß es zu seiner Zeit drei Glaubensbekenntnisse (und nicht mehr) unter den Juden gegeben habe: das pharisäische, sadduzäische, essenische. Nun geht aus beiden eben angeführten Targumim, Büchern, die in Jesu Tagen sehr verbreitet waren, und sogar gottesdienstliche Geltung besaßen, unwidersprechlich hervor, daß die Lehre von der göttlichen Memra von Vielen angenommen seyn mußte: aber nicht von den Sadduzäern, denn Diese hielten sich bloß an den Wortsinn der heiligen Bücher, welche von der Memra nichts wissen; auch nicht von den strengen Pharisäern, denn in keinem rabbinischen Denkmale, auch in dem bändereichen Talmud nicht, wird das Wort Memra genannt; Nichts bleibt also übrig, als sie den Essenern zuzuschreiben, worauf noch so viele andere Spuren hindeuten.

Nicht alle Gotteserscheinungen im Pentateuch und den andern Urkunden werden jedoch von den Targumisten durch Einschiebung der Memra oder Schechina erklärt. In der That ginge Dieß ohne Gewaltthat nicht überall an, denn zu bestimmt heißt es oft: der Herr selbst habe gehandelt, sey selbsthernieder gekommen. Dennoch durften die Mystiker in solchen Stellen nicht den höchsten Gott auftreten lassen, weil sie nimmermehr seine Unsichtbarkeit aufgeben wollten. Der biblische Text half ihnen aus dieser Verlegenheit. Oefters wird im Pentateuch *) auf höchst bedeutsame Weise von einem Engel des Herrn gesprochen, der häufig als Wunderführer des Volks erscheint. Von ebendemselben heißt es sogar Exod. **XXIII**. 21: „Mein Name (der Name Jehovah) ist auf ihm." Aus solchen Aussprüchen mochte man den Beweis führen, daß die Bücher Mosis einen Engel der erhabensten Art kennen, welcher der Stellvertreter Jehovahs, oder der geoffenbarte Gott sey, und überall da unterschoben werden müsse, wo der Buchstabe des Pentateuchs den Herrn selbst auftreten lasse. So verstand Onkelos die Sache, denn er übersezt die Worte Genesis **XXXII**., 30. (Jakob hieß die Stätte Peniel, denn ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut) auf folgende unzweideutige Weise: „Ich habe den Engel des Herrn von Angesicht zu Angesicht gesehen." Alle alten jüdischen Denkmäler, mystische wie pharisäische, der Talmud und die Midraschia, namentlich aber der Sohar, welcher die Lehre der spätern Essener enthält, reden von einem Engel des Herrn, auf den sie die Worte (Exod. **XXIII**. 21) „Mein Name ist auf ihm" anwenden. Metatron wird derselbe genannt, ein Ausdruck, der allem Anschein nach aus dem griechischen Worte *μετὰ θρόνον* (*θεȣ̃*) verketzert ist. Er sollte der Engel seyn, der zunächst am Throne Gottes steht, und als der erste himmlische Beamte betrachtet werden muß. Viele griechische Worte sind auf dieselbe Weise in die hebräische Mystik übergegangen. **) Daß nun schon bei den alten Essenern der Name Metatron für den Stellvertreter Gottes im Brauche war, ist zwar sehr wahrscheinlich, doch läßt es sich nicht mit gleichzeitigen Beweisstellen belegen. Dagegen unterliegt keinem Zweifel, daß sie die betreffende Lehre, für welche Onkelos zeugt, gekannt haben.

*) Wie Exod. III. 2. XIV. 19. XXIII. 20. Num. XX. 16.

**) Z. B. die Ausdrücke: Katigor, Paraklit, Nikolaus, Armillus, Sandalphon, Sephira, Kosmokrator u. s. w.

Epiphanius berichtet nämlich von den ersten Judenchristen oder Ebioniten: „Seit diese Sekte von der Kezerei des Elrai (eines essenischen Lehrers) angesteckt worden, habe sie gelehrt: eine himmlische Gestalt, vor allen andern geschaffen, hoch erhaben über die Engel, und Herr über Alles, zeige sich hier Unten, wenn sie wolle; sie sey in Adam erschienen, sey mit einem Leibe begleitet zu den Patriarchen gekommen" u. s. w. Gewiß ist dieß die Gestalt, welche Onkelos Genesis XXXII. 30. meint.

Noch ist eine andere Reihe von Emanationen übrig, mit welchen die palästinische Mystik den Höchsten umgab. Indem Philo und die Alexandriner alle möglichen göttlichen Eigenschaften auf den Logos häufen, lösen sie, genau besehen, die göttliche Einheit, die von Moses so stark eingeprägt wird, in eine Zweiheit auf. Philo verhehlt dieß in einzelnen unbewachten Augenblicken selbst nicht, nennt er ja den Logos mehr als einmal den zweiten Gott! Weiter erstreckte sich jedoch bei den Alexandrinern die Trennung des Urwesens nicht. Die Elemente zu andern göttlichen Gestalten, die sich etwa im Volksglauben fanden, wurden mit dem einen Logos vereinigt, die Sophia z. B. und der heilige Geist für verschiedene Bezeichnungen seiner Wirksamkeit erklärt. Nicht so verhielt es sich bei den palästinischen Mystikern. Der heilige Geist hatte im Bewußtseyn des palästinischen Volks, von alten Zeiten her, eine so feste Stelle eingenommen, daß er seinen anererbten Platz behauptete, als die neue Lehre vom Sohne aus Aegypten eingeführt wurde. So geschah es, daß die essenische Mystik, statt der philonischen Zweiheit, eine Dreiheit göttlicher Gestalten annahm. Die Sache ist so wichtig, daß es wohl der Mühe verlohnt, etliche Zeugen abzuhören. Origenes wünschte die hebräische Sprache zu erlernen. Zu diesem Zwecke bediente er sich eines palästinischen Rabbiners, der vom Christenthum nichts wissen wollte, aber anderer Seits, wie wir gleich sehen werden, mit der jüdischen Geheimlehre vertraut war. Dieser nämliche Rabbiner, sagt nun Origenes, hätte ihm berichtet, daß die Juden von den zwei Seraphim, welche Jesaias 6, 3., rufen: heilig, heilig, heilig ist der Herr Sebaoth, den einen für den eingeborenen Sohn Gottes, den andern für den heiligen Geist erklären.*

*) Origenes opp. I. 61.

Aufs Wort stimmen hiemit mehrere Stellen in dem uralten juden-christlichen Buche, die Himmelfahrt des Esaias betitelt, überein. Der Verfasser desselben sieht in der Entzückung zwei himmlische Wesen, denen alle übrige Bewohner der obern Welt göttliche Verehrung zollen, und von denen das Eine, der Sohn, rechts vom Vater des Alls, das Andere, der Geist, links von Ihm seinen Sitz einnimmt. Beim ersten oberflächlichen Anblick könnte man einwenden, der unbekannte Urheber jener Schrift werde diese seine Ansichten aus der christlichen Lehre, nicht aus dem Judenthum, entlehnt haben. Allein erstlich wird in den christlichen Urkunden nirgends der heilige Geist als eine Person dargestellt, die zur Linken Gottes sitze; fürs zweite findet sich in dem Buche Henoch, das weit über die Tage Jesu hinauf reicht, dieselbe Schilderung der drei göttlichen Gestalten. *) Es ist daher kein Zweifel darüber möglich, daß leztere dem vorchristlichen Judenthum angehören.

Das mosaische Gesetz hebt die Lehre von der Einheit Gottes mit solchem Nachdruck hervor, daß nothwendig Versuche gemacht werden mußten, jene drei Wesen, wenn auch künstlich, in eine Einheit aufzulösen. Geschlechtliche Verhältnisse, die im Oriente längst auf die Gottheit übergetragen worden waren, wurden von der palästinischen Mystik zu diesem Zwecke benuzt. Und zwar schlug sie einen doppelten Weg ein. Die eine Parthei erklärte Gott für ein mannweibliches Urwesen, das zwei Gestalten in sich vereinige; die männliche heiße der Vater, die weibliche, sonst Weisheit oder der heilige Geist genannt, die Mutter. Aus ihrem geschlechtlichen Verkehre sey, als Frucht Beider, die dritte göttliche Gestalt, oder der Sohn entstanden. In den Clementinen finden sich einige Stellen, welche zeigen, wie diese Ansicht auf das alte Testament aufgeimpft worden ist: „Gott sprach zur Weisheit, oder seinem Geiste (Genesis I. 26.) lasset uns einen Menschen machen, darauf ward der erste Mensch, ein Mannweib, als Abbild der göttlichen mannweiblichen Natur geformt.“ So ward von den Mystikern die Mehrzahl in jener berühmten Stelle benüzt, welche schon so verschiedene Auslegungen erfahren hat. Nicht blos die Clementinen bekennen die Lehre vom mannweiblichen Urwesen. Fast alle Väter des zweiten Jahrhunderts schreiben sie dem Simon Magus zu, der

*) Den Beweis sehe man in meiner Geschichte des Urchristenth. I. a. 335.

bekanntlich in der Apostelgeschichte angeführt wird, und dessen Geschichte mit der Zeit zu den abentheuerlichsten Mährchen ausgesponnen worden ist. Dieser Betrüger habe sich, berichten sie einstimmig, für den höchsten Vater, sein Kebsweib dagegen, eine gewisse Helena, für den ersten Gedanken, oder die Mutter, ausgegeben. Aus ihrer vorweltlichen Umarmung seyen dann die Engel und alle Geschöpfe hervorgegangen. Mag Simon Dieß wirklich behauptet haben oder nicht: jedenfalls ist sicher, daß ihm jene Väter nie eine so ausschweifende Meinung beigemessen hätten, wenn dieselbe nicht in der (jüdischen) Philosophie jener Zeiten begründet war. Im Evangelium der Hebräer, einer von essenischen Judenchristen verfaßten Schrift, die so alt ist, als die canonischen Evangelien, wird obige Lehre sogar auf Jesum Christum angewandt. Laut dem doppelten Zeugnisse des Hieronymus und Origenes stand in diesem ketzerischen Buche folgende Stelle: „der Erlöser sprach, meine Mutter, der heilige Geist, nahm mich an einem meiner Haare und führte mich auf den großen Berg Thabor.“ Der Sohar endlich stellt Gott überall als den Vater, den heiligen Geist als die Mutter, die Frucht Beider, den ersten Adam, Adam Kadmon genannt, als den Sohn dar.

Eine zweite essenische Parthei faßte das Verhältniß der Drei in anderer, aber ähnlicher, Weise auf. Ihr zu Folge floß aus dem einen Urwesen der Adam Kadmon aus, ein Mannweib, dessen Geschlechter sich dann trennten; die eine männliche Hälfte wurde zum Sohn, die weibliche zum heiligen Geist, Beide gleich an Gestalt, 96 Meilen hoch, 24 breit, nach dem Maaße der Wolkensäule von Exod. XII. So lehrte, nach Epiphanius, der essenische Prophet Elxai. Aehnliche Elemente lassen sich sogar in Philo's Theosophie nachweisen. Oft nennt er den göttlichen Logos Sohn Gottes, oder den Erstgeborenen, der nicht erschaffen, wie die übrige Creatur, sondern in Ewigkeit gezeugt sey. Diese Ausdrücke gehören nicht Philo selbst an, denn sie passen nimmermehr zu der platonischen Färbung der Logos, die ihm sonst vorzugsweise gefällt; also hat er sie von älteren Allegoristen, seinen Vorgängern, empfangen. Nun behaupten wir getrost, daß Die, welche dem Logos zuerst jene Namen gaben, nothwendig geschlechtliche Verhältnisse in der Gottheit angenommen haben müssen.

Lange vor den nicänischen Beschlüssen, welche die christliche

Kirche mit dem Dogma der Dreieinigkeit des höchsten Wesens beschenkt haben, sind also von den jüdischen Mystikern ähnliche Versuche gemacht worden, und zwar aus denselben Gründen. Die christlichen Väter hatten die drei göttlichen Personen, den Vater, den Sohn, den Geist, durch die Ueberlieferung empfangen. Anderseits galt die Lehre des alten Testaments von der Einheit des Höchsten als Glaubensartikel; das war ein Gegensatz, der nur durch einen Machtspruch versöhnt werden konnte. Also proklamirte man in den Kirchenversammlungen des vierten Jahrhunderts die Einheit in der Dreiheit. Nun in demselben Falle befanden sich Lange zuvor die jüdischen Mystiker. Auch in ihrem Bewußtseyn hatten sich neben dem Höchsten zwei andere Wesen göttlicher Art festgesezt. Anderer Seits hatten sie noch mehr Ursache, als die Christen, die mosaische Lehre von der Einheit aufrecht zu halten. Also suchten sie einen Ausweg, indem sie geschlechtliche Verhältnisse auf die Gottheit übertrugen. In der christlichen Kirche fand dieses Mittel keinen Eingang, ohne Zweifel, weil unsere Glaubenslehre zu keusch dazu ist. Indessen kommen in einigen alten Denkmälern jüdischer Mystiker Aussprüche vor, die sehr stark an die christliche Begriffsbestimmung der Dreieinigkeit erinnern. Gewisse, dem Mager Simon zugeschriebene, Schriften waren zu Anfang des zweiten Jahrhunderts im Umlauf, welche, nach dem Zeugnisse des Irenäus und anderer Väter, folgenden Satz enthielten: „er, Simon, sey es, der unter den Juden als Sohn, in Samaria als Vater, unter den andern Nationen als heiliger Geist sich verkörpert habe.“ Die christlichen Theologen rechtfertigten ferner von jeher die Dreieinigkeit aus Genesis **XVIII.** 1. 2., wo der Herr dem Patriarchen in Gestalt von drei Männern erscheint. Gerade über diese Bibelstelle äußert sich Philo so: „Wenn die Seele, von göttlichen Strahlen, wie am hellen Mittag, umleuchtet, durch und durch mit übersinnlichem Lichte angefüllt ist, so empfängt sie eine dreigestaltige Anschauung Eines Wesen; die eine Gestalt ist der Seyende, die andern beiden erscheinen wie Schatten, die von jenem ausgehen.“ Der Sohar vollends lehrt die Dreieinigkeit in den stärksten Ausdrücken.

Emanationen spielen, wie man sieht, eine bedeutende Rolle im essenischen Dogma von Gott. Daß dieß nicht minder der Fall war mit ihrer Engellehre, kann man aus der Nachricht bei Josefus schließen, wo er sagt, mit den furchtbarsten Eidschwüren hätten sie

geloben müssen, die Namen der Engel geheim zu halten. Es finden sich deutliche Spuren, daß die palästinischen Mystiker eine lange Reihe von Aeonen oder himmlischen Geistern aus dem Urwesen ausfließen ließen, die dann verschiedene Klassen oder Hierarchien, eine über der andern, bildeten. Auch an böse Engel glaubten sie, so wie an Besitzungen der Menschen durch Dämonen. Mit geheimnißvollen Mitteln, Wurzeln, Steinen, trieben sie diese Teufel aus den Menschen, wovon Josefus mehrere Beispiele erzählt. Im höchsten Grade ist es ferner wahrscheinlich, daß sie den Gegensatz zwischen bösen und guten Geistern für einen uranfänglichen hielten. Die von den Essenern ausgegangenen Judenchristen, berichtet Epiphanius, hätten gelehrt: „zwei Herrscher seyen von Gott geordnet: der Teufel und der Messias, Jenem sey diese Welt zugetheilt, dem Messias die kommende." Es gab also nach dieser Ansicht von Anfang an zwei Untergötter, einen guten und einen bösen. Bei ihrer Ansicht vom Fleische mußten die Essener diese gefährliche Lehre sich aneignen. Denn da sie alles Böse von der Materie ableiteten, da ferner die Materie so alt ist, als die Welt, so blieb ihnen nichts Anderes übrig als von Anfang an, neben das gute Wesen ein böses, neben das Licht die Finsterniß zu setzen. Doch gaben sie darum die Einheit nicht auf, weßhalb sie freilich genöthigt waren, einen Keim der Finsterniß in die Gottheit selbst zu verlegen. Sie stellten zu diesem Zwecke das höchste Wesen unter dem Bilde eines Menschen dar, der zwei entgegengesezte Urkräfte in sich vereinige. Auf der rechten Seite wohnt die gute, lichte Kraft, der Sohn, der Geist, auf der linken die böse, der Satan. Wir haben hier den Grund, warum die Essener nur auf die linke, nicht auf die rechte Seite ausspuckten; denn diese ist Gott geheiligt, jene gehört dem Teufel an. Von ihnen ging dieselbe Ansicht zu den jüdischen Gnostikern des zweiten Jahrhunderts über. „Nach der Lehre des Sekundus," sagt Irenäus, „fließt das Rechte und das Linke aus dem Einen hervor, das Eine ist in der Mitte und zieht das Rechte an, nennt es Licht und freut sich desselben; die linke Seite dagegen stoßt es fort, als gehörte das Linke nicht zu dem Einen." Auch in den Clementinen kehrt diese Lehre wieder, und der Sohar trägt sie an unzähligen Stellen vor.

Durch Emanationen ist auch die sichtbare Welt entstanden. Die palästinischen Mystiker nahmen bald sieben Ausstrahlungen

an, wegen der sieben Schöpfungstage, bald zehen. Leztere Rechnung ist bei weitem die gewöhnlichste. Nach dem griechischen Worte σφαῖρα nannten sie die zehn Schöpfungsakte Sephirot. Den Grund, warum gerade zehn gezählt wurden, finden wir in einer künstlichen Vereinigung der Logoslehre mit den zehn Geboten auf Sinai. Diesen, welche als die Ordnungen der geistigen Welt galten, sollten eben so viele Gesetze der Körperwelt entsprechen. Nun heißt es in dem Schöpfungskapitel (Genes. I.) neunmal: Gott sprach es werde (Vajomer Elohim). Um die gewünschte Zahl voll zu machen, wurde daher das erste Wort der Bibel „Bereschit," ebenfalls für ein Vajomer erklärt, und so hatten sie zehn Schöpfungsworte, genau übereinstimmend mit den zehn Sprüchen auf Sinai. Wie der Name andeutet, dachten sie sich die Sephirot als ebensoviele feurige Kreise, die in verschiedenen Abstufungen von dem Urlichte oder der Gottheit ausströmen.

Philo berichtet uns, daß die Essener mit besonderer Vorliebe über die Schöpfungsgeschichte spekulirt hätten. Auch der Talmud bezeugt dieß, indem er erzählt, Forschungen über die ersten Kapitel des Pentateuchs und die Visionen zu Anfang des Propheten Ezechiel — von den Rabbinern Maaseh Bereschit und Merkabah genannt — seyen der Hauptgegenstand der jüdischen Geheimlehre gewesen. In den spätern kabbalistischen Büchern kann man kaum eine Seite lesen, ohne auf das Wort Sephira zu stoßen. Schon in der Blüthezeit des Ordens (vor der Zerstörung Jerusalems) mag die Neigung der Essäer zu solchen dunkeln Forschungen abentheuerliche Auswüchse genug hervorgebracht haben, die wir, aus Mangel an Quellen, nicht kennen. Mehrere derselben werden wir jedoch später bei einigen Judenchristen des zweiten Jahrhunderts finden, die, unter dem Namen Gnostiker bekannt, essenische Träumereien auf das Christenthum zu impfen suchten.

Gleich den Pharisäern zogen auch die Essener die Ideenlehre in das Dogma von der Schöpfung herein, indem sie behaupteten: die untere Welt, die sich unseren Sinnen darbietet, sey mittelst der Sefiroth, nach dem Vorbilde einer oberen, unsichtbaren, ausgeprägt worden; nur mischte sich hiebei Hang zum Abentheuerlichen ein. Die idealen Vorbilder wurden nicht blos auf die ewigen Werke der Natur beschränkt, sondern bis zu den zufälligen Erzeugnissen menschlicher Willkür herab ausgedehnt. Himmlische Geräthschaften,

Wagen, Altäre, Städte, Tempel, Paläste, Schulen sollte es Droben geben, und was auf Erden ist, mußte seinen Doppelgänger in der obern Welt besitzen. Dasjenige irdische Wesen, welches nach dem erhabensten Vorbilde ausgeprägt ward, ist der Mensch. Denn Gott selbst ist der Urtypus desselben. Um dieses überschwänglichen Ursprungs willen, muß der Mensch als Krone und König der niederen Schöpfung betrachtet werden. Wie die Alexandriner in den oben mitgetheilten Stellen, beliebten die Essener eine dreifache Eintheilung unserer Natur: in Geist, höhere Seele und niedere Seele. Der edelste Theil, oder der Geist, ward genannt Reschamah, mit einem Worte, das aus Genes. II. 7. entlehnt ist: „Gott blies in seine Nase den Hauch (Neschamah) des Lebens. Der zweite Theil heißt Ruach, nach Stellen, wie Genes. VI. 17., der dritte Bestandtheil, oder die thierische Seele, erhielt die Benennung Nephesch aus Stellen, wie Genes. IX. 4., Deuter. XII. 23. wo geschrieben steht: „Die Seele alles Fleisches ist Blut." Den Grund, warum der Ausdruck Nephesch eine so niedrige Bedeutung annehmen mußte, haben wir oben enthüllt. *) Die beiden ersten Glieder unserer geistigen Natur stammen aus der obern Welt, sie bilden zusammen den „wahren" oder auch den „innern" Menschen. **) Der dritte Bestandtheil kam erst beim Eintritt in die Zeitlichkeit hinzu. Die Geister der Menschen sind nämlich, nach der essenischen Lehre, nicht durch den Akt der elterlichen Zeugung entstanden, sondern sie lebten zuvor in den Sphären des Himmels, unter den Engeln. Eine That der Sünde ist es, was bewirkte, daß sie aus den seligen Höhen herabstiegen und sich in Leibesbande einschließen ließen. Es ging ihnen, wie jenen Kindern Gottes, von welchen es Genes. VI. 6. heißt: „sie sahen die Töchter der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten." Auf gleiche Weise ist die Seele jedes Menschen durch sündliche Liebe zum Fleische auf die irdische Welt herabgezogen worden. Dafür folgte aber auch die Strafe auf dem Fuße nach. Denn der Leib, in den sie fuhr, ist aus der finstern Materie geformt, welche der linken Seite des Alls, dem Satan angehört, und deßhalb allen schlimmen Leidenschaften unterliegt.

---

*) Siehe Seite 76.

**) Ὁ ἔσω ἄνθρωπος, wie Paulus sagt.

Von seinen furchtbaren Banden umfangen, kann daher die Seele nur Böses wirken. Sie ist sein Sklave und besizt keine eigene Kraft, die Bande zu sprengen, wenn ihr nicht von Oben, aus der rechten Seite, göttliches Licht und himmlische Stärke zuströmt. Es gibt darum, nach der essenischen Lehre, keine sittliche Freiheit. Sobald die im Körper eingeschlossene Seele aus sich heraus handelt, ist all ihr Thun nothwendig böse. Soll sie Tugend üben können, so muß ihr vorher Hülfe von Gott zu Theil werden; dieß ist aber nicht in unserer Gewalt. Folglich hängt es einzig von dem unabänderlichen Rathschluß des Höchsten ab, ob wir zur Zahl der Auserkorenen oder der Verworfenen gehören. Unser eigenes Rennen und Treiben nüzt nichts. Sowie aber die erlösende Kraft aus dem Himmel auf die Seele einströmt, ist eben damit der Friede zwischen ihr und dem Leibe gebrochen, ein unausgesezter Kampf mit diesem schlimmen Gegner beginnt. Deßhalb zieht der Fromme, in dessen Seele der himmlische Zug mächtig geworden, sich von der Welt zurück, beschränkt die Bedürfnisse des Körpers auf das niedrigste Maaß, meidet den fleischlichen Umgang mit Weibern, als sündhafte Wollust, und hofft im Tode die Befreiung aus schwerer Knechtschaft. Wer so gelebt, Dessen Seele schwingt sich, nachdem sie vom Leibe geschieden ist, freudig in die Lüfte empor, und geht ein in das Paradies, aus dem sie stammt, während die Seelen der Sklaven und Freunde des Fleisches, oder der Gottlosen, nach dem Tode in die Hölle verstoßen werden. Indessen bewirkt nicht blos der Kampf mit dem Leibe unsere Erlösung; das Erbarmen des himmlischen Vaters hat uns zu diesem Zwecke durch die Hand seines großen Propheten noch andere Mittel geoffenbart, deren Kraft auf göttlicher Einsetzung beruht. Solcher Art sind: genaue Beobachtung der Sabbatfeier und dann die Waschungen mit reinem Wasser, oder die Taufe; denn Wasser ist das Vehikel des heiligen, die Seele läuternden Geistes, laut der Stelle Genes. I. 2.: „Der Geist Gottes schwebete über den Wassern.“ Blutige Opfer dagegen helfen nichts für das ewige Heil des Menschen, und die betreffenden Aussprüche der Bücher Mosis, die von solchen Opfern zu handeln scheinen, sind geistig zu erklären. Denn wie sollte auch dem Höchsten Blut von Farren und Böcken gefallen, da das Gesetz uns deutlich sagt: Blut sey die Nephesch, d. h. die thierische Kraft alles Fleisches. Es muß daher dem Satan, der

linken Seite, verfallen seyn. Aus diesem Grunde geschah es, daß die Essener den steinernen Tempel zu Jerusalem nicht betraten: ein Widerwille, der zu einer merkwürdigen Allegorie Anlaß gab. Wir haben nämlich deutliche Spuren, daß die Essener, als Gegensatz gegen das steinerne Heiligthum zu Jerusalem, das Bild eines geistigen Tempelbaues aufstellten, der im Innern des Menschen emporgerichtet werden müsse. Wahrscheinlich waren auch Symbole bei ihnen im Gebrauche, die auf geistige Baukunst, oder wenn man so sagen will, auf geistige Maurerei sich bezogen. Daher stammt die höchst eigenthümliche Bedeutung des Worts „Erbauen," das im neuen Testamente oft in einer Weise gebraucht wird, die uns zwingt, auf eine frühere, und von Andern ausgebildete, allegorische Entwicklung zu schließen. Statt der Ceremonien des Pharisäismus, statt der Opfer, welche die Leviten und Pharisäer im Tempel zu Jerusalem darbrachten, verlangt also die essenische Lehre einen Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit. Nicht minder sind die Tugenden, welche sie predigt, denjenigen entgegengesezt, welche die Welt erhebt; sie wurzeln alle in der Resignation, in der Ueberwindung des innern Feindes, der unsere Seele in Banden hält. Aeußerlich gibt sich die Heiligkeit des frommen Esseners durch Ertödtung des Leibes, durch Magerkeit des Fleisches zu erkennen, innerlich wohnen in ihm, als die edelsten Früchte ächter Frömmigkeit, Demuth, Glaube, Liebe. Darum sagt Josefus von ihnen, nichts thun sie ohne Befehl ihrer Obern, außer zwei Dingen, die jedem freistehen: Hülfe leisten und Erbarmen üben; darum berichtet er weiter: sie gleichen an demüthiger Haltung Knaben, die noch unter der Zucht des Lehrers stehen; darum nennt er sie endlich „gerechte Verwalter des Zorns, Bekämpfer der Leidenschaften, Wächter des Glaubens, Thäter des Friedens."

Die Essener beschränkten jedoch nicht alle Hoffnungen des Frommen auf den Himmel. Gleich allen andern Juden erwarteten sie auf Erden eine nahe bevorstehende seelige Zukunft, mit andern Worten, sie glaubten an den verheißenen Erretter Israels. Und zwar haben sie der Lehre vom Messias eine eigenthümliche Gestalt gegeben, die sehr bedeutenden Einfluß auf das Christenthum übte. Früher wurde gesagt, daß Moses in der jüdischen Sage als Muster jeglicher Vollkommenheit prangte. Viele hielten ihn für einen Gottmenschen. Kein Lob schien hinreichend, um seine Tugend würdig zu

preisen, mit einem Worte: er stand als Ideal am Eingange der jüdischen Geschichte da. Ein ähnliches Gebilde, auf das die Einbildungskraft der Juden allen denkbaren Glanz häufte, war aber auch der Messias. Nun ist menschliche Phantasie nicht reich genug, um zwei wesentlich verschiedene Urbilder höchster Tugend neben einander aufzustellen. Deßhalb mußten die beiden Ideale allmählig sich verschmelzen; ein Unterschied zwischen ihnen konnte nur darin bestehen, daß der Messias, als der Künftige, die Vollkommenheiten des Gesetzgebers, als des Gewesenen, noch in einem höheren Grade besitzen mochte. Das heißt mit andern Worten: es läßt sich zum Voraus erwarten, daß eine Parthei der Juden sich den Messias als einen ins Ueberschwängliche vergeistigten Messias gedacht haben werde. Zu diesem allgemeinen Grunde kam noch ein besonderer, auf die heiligen Urkunden selbst gestützter. Im fünften Buche des Pentateuchs, Kap. XVIII. 15, spricht der Gesetzgeber zu seinem Volke: Einen Propheten wie mich, wird der Herr dein Gott dir erwecken aus dir und deinen Brüdern, dem sollt ihr gehorchen. Und weiter heißt es ebendaselbst (Kap. XXXIV. 10): Und es stund hinfort kein Prophet mehr auf in Israel, wie Mose, den der Herr erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht. Man schloß nun so: keiner von den Propheten, welche die israelitische Geschichte aufführt, ist Mosi an Werth zu vergleichen, laut der Worte, Deuter. 34, 10. Dennoch soll Einer kommen, wie er, wegen Deut. XVIII. 15. Dieser Künftige kann kein Anderer seyn, als der Messias. So deuteten den Spruch Viele von Denen, welche sonst ihren Lehrbegriff vom Messias aus den Propheten und den Psalmen schöpften. Eine Parthei aber mußte so folgern, weil sie den Pentateuch als die einzige Quelle göttlicher Offenbarung betrachtete, nämlich eben die Essener, oder die palästinischen Mystiker. Es gibt keine andere Stelle in den Büchern des alten Testaments, welche um Christi Zeit so entschieden, und von so Vielen auf den Messias bezogen worden wäre, als der Spruch Deut. XVIII. 15. Eine Masse von Beweisen kann man dafür führen. *) Und zwar wurde dem Spruche die weiteste Ausdehnung gegeben: der Messias sollte dasselbe

*) Siehe meine Geschichte des Urchristenthums, Jahrhundert des Heils II. 324 und fg.

thun und leiden, dieselben Schicksale, dieselbe Geschichte haben, wie Moses, nur in höherem Maaße, in verklärter Gestalt. Moses war gewissermaßen der Anfang dieser Welt, der Messias ist ihre Vollendung. Die Befreiung Israels durch Moses erfolgte am 15. Nisan (dem Ostertage); das Heil durch den Messias wird am gleichen Tage stattfinden. Aus vielen Belegstellen nur eine: *) „Im Nisan sind unsere Väter aus Aegypten befreit worden, im Nisan werden wir einst in des Messias Tagen erlöst." Diese Ansicht ging von den Juden in die älteste christliche Kirche über. Hieronymus zeugt dafür: **) „Es ist eine alte Ueberlieferung der Juden, daß der Messias um Mitternacht kommen werde, und zwar zu derselben Zeit (am gleichen Tage), da das Passah in Aegypten eingesezt ward, da der Würgengel kam und der Herr an den Gezelten vorüberging. Daher stammt der apostolische Gebrauch in unserer Kirche, daß man das Volk an der Vorfeier des Osterfestes nicht vor Mitternacht entläßt, weil wir erwarten, Christus möchte (zum zweitenmal um diese Stunde) kommen." Mehrere der ältesten Väter beglaubigen die Aussage des Hieronymus. Die zweite Erlösung wird jedoch der ersten nicht blos darin gleich seyn, daß beide zur gleichen Zeit erfolgen, sondern auch die Wunder, die dem Auszuge aus Aegypten vorangingen, oder in der Wüste geschahen, erneuern sich unter dem Messias. So schon der Targumist Jonathan Ben Usiel zu Hosea II. 14. 15: „Ich will der Kirche Israel, spricht der Herr, Wunder thun und Zeichen, wie ich ihr gethan habe in der Wüste durch meine Knechte — sie sollen meinem Worte gehorchen, wie in den Tagen der Vorzeit; ja ich will Wunder und herrliche Thaten verrichten, wie dergleichen geschahen in den Tagen, da Israel aus Aegypten herauf zog." Deßgleichen Ebenderselbe zu Zach. X. 11.: „Wunder und große Thaten sollen geschehen, wie sie einst ihren Vätern zu Theil wurden auf dem Meere; sie werden schauen die Bestrafung ihrer Feinde, in gleicher Art, wie einst die Männer Pharaos untersanken im Schilfmeere." Hierin liegt der Grund, warum auch die Offenbarung Johannis die Plagen Aegyptens bei der damals allgemein erwarteten zweiten Ankunft Christi wiederholt werden läßt.

*) Talmud Rosch-Haschana S. 11 a., ebenso Sohar zu Exod. S. 49, Spalte 195.

**) Commentar zu Matth. XXV. 5.

Aber nicht blos die Wunder, welche der Herr einst in Aegypten gewirkt, sollen wiederkehren, sondern der Messias wird auch gerade so handeln, wie Moses. In einer rabbinischen Schrift *) findet sich folgende Stelle, deren vorchristliches Alter durch das neue Testament selbst bewahrheitet wird: „Wie der erste Erlöser (Moses) war, so soll auch der zweite Erlöser (der Messias) seyn. Was that der erste Erlöser? Es stehet von ihm geschrieben (Exod. **IV.** 20): Also nahm Moses sein Weib und seine Söhne und sezte sie auf einen Esel und zog wieder in Aegyptenland. So wird es auch der lezte Erlöser machen, wie geschrieben steht (Zach. **IX.** 9.): Siehe dein König kommt zu dir und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der Eselin. Was that der erste Erlöser? Er ließ Manna vom Himmel herabfallen, nach dem Spruche Exod. **XVI.** 4. Also wird auch der lezte Erlöser Ueberfluß des Brodes auf Erden seyn, nach der Psalmstelle (72, 16): Ueberfluß des Getraides wird auf Erden seyn. Deßgleichen wie der erste Erlöser einen Brunnen aus der Erde aufsteigen ließ, so wird auch der lezte Erlöser, welcher der König Messias ist, Wasser heraufsteigen lassen, wie geschrieben stehet (Joel **III.** 23): Zur selbigen Zeit sollen alle Bäche in Juda voll Wasser seyn, und eine Quelle wird vom Hause des Herrn ausgehen, die den Strom Sittim wässert." Wer unsere Evangelien mit Aufmerksamkeit gelesen hat, dem muß sogleich einleuchten, daß diese rabbinischen Stellen den Grundriß angeben, nach welchen jene entworfen sind. Auch der dritte Zug, die Wasserquelle aus dem Tempel, die in den Evangelien keine Entsprechung hat, wiederholt sich wenigstens in der Offenbarung Johannis. Weiter lehren die jüdischen Mystiker: wie Moses eine Zeit lang verschwunden und dann wieder erschienen sey, so werde auch der Messias auf kurze Zeit verschwinden und dann zurückkehren. Die Zeit des Verschwindens Beider bestimmen sie nach einer Daniel'schen Rechnung auf 45 Tage. Wir vermuthen, daß diese Ansicht Einfluß geübt hat auf die Nachricht der Apostelgeschichte **I.** 3, wo es heißt: Christus sey vierzig Tage lang abwechselnd seinen Jüngern erschienen und wieder verschwunden.

---

*) Midrasch zu Koheleth **I.** 9; siehe meine Schrift Jahrhundert des Heils **II.** 338.

Ein dreifacher Loorbeerkranz wird in der jüdischen Sage um das Haupt Mosis gewunden, indem sie behauptet, er habe die Aemter des Königs, des Propheten und Gesetzgebers und des Hohenpriesters gehabt. Nach diesen Gesichtspunkten theilt Philo das Leben Mosis ein. Dieselben drei Aemter soll auch der Messias, nach der mystischen Lehre, in seiner Person vereinigen. Darum wird auch im n. T. Christus bald als König, bald als Prophet, bald als Hohenpriester dargestellt. Indeß soll der Messias in einem weit erhabenern Style Gesetzgeber seyn, als Moses. Dieser hat ein Gesetz gegeben, das nur die äußerliche Zucht aufrecht erhält, nicht das Innere des Menschen bessern kann. Unter dem Messias wird es anders seyn, dann schließt Gott einen neuen Bund mit den Menschen, der die Unreinheit aus den Herzen entfernt. Deßhalb wird das mosaische Gesetz unter dem Messias aufgehoben und ein geistiges, statt des äußerlichen, dem auserkorenen Volke ertheilt werden. In diesem Sinne übersezt der Targumist Jonathan Ben Usiel die Worte Jes. XII. 3 (ihr werdet Wasser schöpfen mit Freuden aus dem Borne des Heils) also: „Ihr werdet eine neue Lehre mit Freuden von den Auserwählten der Gerechten empfangen.“ Indem die Essener sich vom Tempeldienste und den Opfern zu Jerusalem ferne hielten, hatten sie bereits einen wichtigen Theil des mosaischen Gesetzes aufgegeben, sie mußten also erwarten, daß der Messias ihre Ansicht bestätigen und daß er dem erkornen Volke ein neues, geistiges Gesetz geben werde.

Auch Hohenpriester ist der Messias, gleich Mose. Darum sagt der alte Targumist zu Zach. IV. 12. 13: „Siehe ein Mann, Messias ist sein Name — sitzen wird er auf seinem Throne und herrschen (als König), auch Hohenpriester wird er seyn auf seinem Throne.“ Nur bekleidet der Messias diese heiligen Aemter abermal in viel höherem Sinne, als Moses. So rein er auch selbst war, konnte doch Moses die Sünden des Volks nicht versühnen, sondern sie blieben den Israeliten behalten. Anders wird es unter dem Messias seyn. So Jonathan zu Jes. 53, 4: „Der Messias wird Fürbitte einlegen für unsere Missethaten, und um seinetwillen werden unsere Frevel vergeben;“ und ebenderselbe zu Zach. XIII. 1: „Zu jener Zeit soll die Lehre des Gesetzes für das Haus Davids und die Bewohner von Jerusalem offen seyn, wie ein Wasserbronnen, und ich, spricht der Herr, will ihre Sünden vergeben.“

Israels Gesetzgeber sang mit allem Volke ein Lied nach der wunderbaren Rettung aus dem Schilfmeere, er sang ein zweites vor dem Abschied aus der Zeitlichkeit, als seine hohe Seele hinweggenommen werden sollte. Auch unter dem Messias werden die Erlösten ein Lied singen, das zum Unterschied von den beiden alten mosaischen, den Namen „neues Lied" erhält. Deßhalb heißt es im Targum Jonathan zu Esaias 26, 1: „Zu jener Zeit werden die Erlösten ein neues Lied singen im Lande des Hauses Jakob." Auch diese Meinung ist in die Apokalypse übergegangen, man vergleiche die Stellen 5, 9. 14, 3. 15, 3. Selbst der Wunderstab, mit welchem Moses die Wasser des Schilfmeeres geschlagen, die Plagen über Aegyptenland gebracht und den Brunnquell aus dem Felsen gelockt hat, soll nach der Aussage einiger alten Lehrer in die Hände des Messias übergehen. Die Dauer seiner Regierung wurde gleichfalls nach einem mosaischen Vorbilde bestimmt. Einige rechnen 40 Jahre, nach der Zeit, während welcher Moses das Volk in der Wüste führte, andere dagegen 400 Jahre, entsprechend den vier Jahrhunderten, welche die Kinder Israels unter ägyptischem Joche zugebracht haben. Leztere Rechnung findet sich in dem vierten Buche Esdrä.

So mächtig wirkte die Geschichte Mosis auf die Lehre vom Messias ein. Darum heißt es auch in den, von einem essenischen Judenchristen verfaßten, Rekognitionen: *) Jesus habe sich dadurch aufs Kräftigste als den Gesalbten des Herrn erwiesen, weil seine Thaten dem Vorbilde Mosis entsprochen hätten. In der That stimmt die evangelische Ueberlieferung von den Schicksalen Jesu Christi sehr genau mit der traditionellen Lebensgeschichte des Gesetzgebers überein, aber nicht darum, weil in Wirklichkeit seine Thaten denen Mosis glichen, sondern weil wegen der berühmten Stelle Deut. XVIII. 15 (ein Prophet wie du) schon sehr frühe eine Menge Erzählungen aus dem angeblichen Leben Jesu mosaischen Vorbildern nachgedichtet worden sind. Wir betreten hier die geheime Werkstätte der ältesten, christlichen Sagenbildung. Zur Zeit Jesu lief unter den Juden eine nicht blos auf den Buchstaben des Pentateuchs, sondern auch auf die mündliche Ueberlieferung begründete Sagengeschichte Mosis um, welche sich Zug um Zug in

*) Buch V. 10, bei Cotelerius I. Seite 549; siehe meine Schrift Jahrhundert des Heils II. 351.

den drei ersten Evangelien wiederholt. Ueber die Geburt des Gesetzgebers trug man sich mit folgender, schon bei Josefus angedeuteten Erzählung: „Einst träumte Pharao, der König von Aegypten, in der Nacht, er sähe eine Wage vor sich, in deren einer Schaale sein ganzes Reich, in der andern ein Lamm erschien; plötzlich ward die Schaale des Lammes schwerer und sank nieder, also daß Aegypten zu leicht erfunden ward. Erschreckt wachte der König auf, schickte hin nach allen Magern seines Landes und erzählte ihnen den Traum. Da erhoben die Häupter der ägyptischen Mager, die Söhne Bileams des großen Zauberers, ihre Stimme und sprachen: dein Gesicht, o König! bedeutet, daß ein Knabe in dem Volke Israel geboren werden soll, dessen Hand Aegypten erdrücken wird. Auf ihren Rath wies nun Pharao, um das vorausverkündigte Schicksal abzuwenden, zuerst die Wehemütter an, daß sie die neugeborenen israelitischen Knäblein umbringen sollten. Als dieß Nichts fruchtete, erließ er den Befehl, Alle Kinder männlichen Geschlechts gleich nach der Geburt ins Wasser zu werfen. Zwei Jahre lang ward dieser Blutbefehl vollstreckt, im dritten Jahre wurde Moses geboren und auf wunderbare Weise durch den Herrn gerettet. Das verkündigte Schicksal ging in Erfüllung.“ Josefus fügt in seinen jüdischen Alterthümern noch folgenden Zug bei: Amram, der Vater Mosis, fürchtete, das ganze Volk möchte, wegen jenes grausamen Mordbefehls, im Laufe eines Menschenalters, aus Mangel an Nachkommenschaft aussterben. Er wandte sich daher im Gebete zu Gott, der sein Flehen gnädig erhörte, ihm im Traume erschien und das Beste, in Betracht der Zukunft, verhieß. Nun dieselbe Sage wiederholt sich im zweiten Kapitel des Matthäus, wo wir lesen, daß Herodes, welcher den Juden wie ein zweiter Pharao erschien, durch die Aussage der Mager erschreckt, nach Bethlehem geschickt und alle jüdischen Knäblein daselbst umgebracht habe. Matthäus erzählt am genannten Orte, alle Kinder von zwei Jahren und darunter seyen getödtet worden. Diese, sonst unbegreifliche Behauptung, wird durch jene Sage erklärt. Zwei Jahre lang, heißt es dort, seyen alle neugeborenen Knaben ermordet worden. Damit Christus seinem Vorbilde Moses genau entspreche, mußte der Blutbefehl des neuen Pharao ebenfalls die ganze Nachkommenschaft von zwei Jahren treffen.

Bileam, dessen Söhne in obiger Erzählung als bittere Feinde

Mosis auftreten, spielte in dem mosaischen Sagekreise eine große Rolle. Im Pentateuche (Num. XXIV. 17.) wird demselben folgende Prophezeiung in Mund gelegt: Ich werde ihn sehen, aber jetzt nicht, ich werde ihn schauen, aber nicht von Nahem. Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen, ein Scepter aus Israel erscheinen, derselbige wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter und zerstören alle Kinder Seth. Um dieses Spruches willen behaupteten die alten jüdischen Mystiker, daß einst ein großer Stern am Himmel aufsteigen werde, um die Ankunft des Messias der Welt zu verkündigen. Etwa achtzig Jahre nach Jesus trat ein falscher Messias unter den Juden auf, der sich nach jener Stelle des Pentateuchs den Sohn des Sternes nannte, und einen großen Aufstand anzündete. Er scheint einen Cometen, der damals am Himmel stand, für seine Zwecke benützt und für den Stern erklärt zu haben, der ihn als Messias bestätige. Die jüdische Sage schmückte die Weissagung Bileams weiter aus. Die Worte: ich werde ihn sehen, aber jetzt nicht, ich werde ihn schauen, aber nicht von Nahem sollten buchstäblich in Erfüllung gehen. Bileam, so lautet die alte Ueberlieferung, war ein großer Zauberer; damit die geheime Wissenschaft, die er erforscht, nicht mit seinem Tode untergehe, stiftete er im Morgenlande oder Mesopotamien eine Schule von Magern, die sich bis zur Zerstörung von Jerusalem fortpflanzte. In dieser Schule erhielt sich die Prophezeiung des Meisters und die Kunde des Sternes, aber auch der Auftrag, sobald der Judenmessias erscheine, seine vom Sterne beglaubigte Ankunft den Menschen zu verkündigen. Durch die Augen der Mager, seiner Schüler, sollte so der Meister nicht von Nahem, den Stern des Heiles schauen. Nun bei Matthäus finden wir den Stern, und auch die Mager aus dem Morgenlande sind bei der Hand, um die Bedeutung des himmlischen Zeichens zn enträthseln, das erstaunte Jerusalem von der erfolgten Ankunft des Ersehnten zu benachrichtigen. Der erste Erlöser Israels ist ferner in Aegypten erstanden. Auch den zweiten Erlöser läßt das Matthäus-Evangelium von dorther kommen. Denn es heißt ja daselbst, Josephus sey mit dem heiligen Knaben nach Aegypten geflohen, von wo er erst, nachdem die Gefahr der grausamen Verfolgung des neuen Pharao Herodes beseitigt war, in's Land Juda zurückgekommen. Ueber die Heimreise berichtet

Matthäus Folgendes: *) „Als Herodes gestorben war, siehe da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Traume in Aegyptenland und sprach: stehe auf und nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir und zeuch hin in das Land Israel, denn gestorben sind Die, welche der Seele des Kindleins nachstellten. Und Joseph stund auf, nahm das Kindlein sammt seiner Mutter und kam wieder in das Land Israel." Fast in denselben Worten steht Exodus IV. 19. Folgendes von Moses geschrieben: „Der HErr sprach in Midian zu Moses, stehe auf, gehe nach Aegypten, denn gestorben sind alle die deiner Seele nachstellten. Da nahm Moses sein Weib und die Kinder, setzte sie auf Esel und kam wieder in das Land Aegypten."

Nach der alten jüdischen Sage, hielt sich Moses lange einsam in der Wüste auf, um göttlicher Beschauung obzuliegen. Das Gleiche thut JEsus in den drei ersten Evangelien. Von Moses heißt es: er habe vierzig Tage lang kein Brod gegessen und kein Wasser getrunken. Ganz so fastet Christus vierzig Tage lang bei Matthäus, Markus, und Lukas. Der große Gesetzgeber Israels wäre kein Gottmensch gewesen, als welchen ihn die jüdische Ueberlieferung darstellt, hätte er nicht mit dem Satan gekämpft und ihn überwunden. Denn der Böse kann keinen reinen Geist unangetastet lassen. Darum berichtet die Sage von vielen Kämpfen, die Moses siegreich gegen den Teufel bestanden. Gleicherweise triumphirt bei den drei ersten Evangelisten Jesus über die listigen Anfälle des Teufels. Moses gab dem auserkornen Volke, als es in der Wüste hungerte, wunderbares Brod vom Himmel. Auch in den Evangelien lesen wir, daß Jesus einst das hungernde Volk in der Wüste wie durch ein Wunder speiste. Der Pentateuch berichtet uns, wie Moses einst mit den Israeliten über das Schilfmeer gezogen sey. Die spätere Ueberlieferung stellte dieß so dar, als wäre er nicht auf dem trockenen Boden des Meeres, von welchem die Wasser durch göttliche Fügung zurückgetreten, sondern als wäre er über die Fluthen selbst dahingeschritten. Auch Jesus wandelt in sämmtlichen Evangelien über die Wasser des galiläischen Meeres hin. Als Moses vom Berge Sinai nach vierzigtägigem Fasten herabstieg, war sein Antlitz also von göttlichem Lichtglanze

---

*) Matth. II. 19. 20.

verklärt, daß die Juden ihn nicht anschauen konnten. Dieses Wunder ward von der jüdischen Sage vielfach gefeiert. Philo beschreibt es z. B. folgendermaßen: *) „Moses bestieg auf Gottes Befehl einen hohen sonst unzugänglichen Berg, blieb die ganze Zeit daselbst ohne Nahrung, und nach vierzig Tagen kam er wieder herunter, viel schöner von Antlitz als er war, da er hinanstieg, so daß Alle, die ihn sahen, erstaunten und das Leuchten des sonnenähnlichen Glanzes, der ihnen entgegenstrahlte, nicht ertragen konnten." In der jüdischen Ueberlieferung wurde das Leuchten des Angesichts, wie man aus vielen Stellen beweisen kann, zum allgemeinen Zeichen göttlicher Begeisterung. Auf gleiche Weise wird in den drei ersten Evangelien Jesus verklärt. Moses und Elias umgeben ihn bei diesem feierlichen Akt; denn laut der jüdischen Geheimlehre sind die drei: Moses, Elias, der Messias, Verkörperungen Eines Geistes.

Weil Moses die vielen Geschäfte seines hohen Berufes nicht allein versehen konnte, erzählt uns der Pentateuch, seyen ihm die zwölf Häupter der Stämme und die siebzig Aeltesten beigestanden. Erstere führten in der Sage den Namen Apostel, wie man aus einer vollkommen beglaubigten Thatsache des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ersieht. Als nämlich ums Jahr 160—170 das jüdische Patriarchat zu Tiberias errichtet wurde, stellte man dem Patriarchen, der in Mosis Fußstapfen trat, nach dem Muster der zwölf Stämmeshäupter einen Rath von zwölf Beamten zur Seite, welche Apostel genannt wurden. **) In gleicher Art hat Jesus zwölf Apostel nach dem Vorbilde der zwölf Stammeshäupter***) eingesetzt, und auch die Siebenzig Aeltesten kehren wenigstens bei Lukas in der Person der siebenzig Jünger wieder.

Auf geheimnißvolle Weise verkündigt das fünfte Buch des Pentateuchs den Tod des Gesetzgebers: „Also starb Mose der Knecht des HErrn im Lande der Moabiter, und der Herr begrub ihn im Thale gegen das Haus Peors. Und Niemand hat sein Grab erfahren, bis auf den heutigen Tag." Aus dem Umstande, daß Niemand Mosis Grab gesehen, zog die jüdische Tradition eigen-

---

*) Opp. II. 146.

**) Quos ipsi (Judæi) apostolos vocant, heißt es im theodosianischen Gesetzbuch, Ausgabe von Ritter, Theil VI. a. S. 251.

***) Deutlich ist dieß gesagt Matth. XIX. 28.

thümliche Schlüsse, namentlich den: der Gesetzgeber sey nicht gestorben wie andere Menschen, sondern von der Erde in Himmel entrückt worden. Eigene Bücher liefen in Jesu Christi Zeit über die Himmelfahrt Mosis um. Josefus sagt darüber: *) „Als Moses dahingieng, wo er verschwinden sollte, folgte ihm die ganze Gemeinde weinend. Den Fernsten winkte er mit der Hand, ruhig zu bleiben, die Nähern bat er mündlich, sie möchten ihm nicht folgen und dadurch seinen Abschied bitter machen. Das Volk glaubte, auch hierin seinem Willen gehorchen zu müssen und blieb zurück unter gegenseitigem Wehklagen. Nur der Rath der Aeltesten begleitete ihn fürder, sammt Eleazar dem Hohenpriester und Josua dem Feldhauptmann. Als sie auf dem Berge Abaris angekommen waren, der gegenüber von Jericho liegt und eine herrliche Aussicht auf die fruchtbarsten Gegenden des Landes Kanaan gewährt, entließ Moses auch den Rath. Während er nun noch Eleazar und Josua umarmt und von ihnen Abschied nimmt, erscheint plötzlich über ihm eine Wolke, und Moses verschwindet in einer Vertiefung. Er selbst hat in den heiligen Büchern niedergeschrieben, daß er gestorben, weil er fürchtete, das Volk möchte wegen seiner beispiellosen Tugenden zu behaupten wagen, er sey zu der Gottheit aufgestiegen." Der Jude stellt seine Worte auf Schrauben; kaum kann man entscheiden, ob er an Mosis Tod oder seine Himmelfahrt glaubt. Nur so viel geht aus dem Gerede hervor, daß zu jener Zeit Viele angenommen haben müssen, Moses sey nicht gestorben, sondern gen Himmel gefahren. Etwas stärker lüftet Philo den Schleier in seinem Bericht von Mosis letzten Augenblicken: **) „Da der Gesetzgeber eben emporgehoben werden sollte, und schon den Anlauf genommen hatte, um auffliegend sich in Himmel zu schwingen, weissagte er, von göttlichem Hauche angeweht, obwohl er noch lebte, von sich selbst als einem Gestorbenen, sagte wie er verschieden sey, da er doch nicht verschieden war, wie er begraben worden, da doch Niemand sich dabei befand" u. s. w. Endlich Clemens von Alexandrien spricht, nach jüdischen Sagen, das Wort des Räthsels aus: ***) „Als Moses in Himmel emporgehoben ward, sah Josua, der Sohn Nun,

*) Alterth. IV. 8, 48.
**) Opp. II. 179.
***) Opp. II, 806.

ein doppeltes Bild von ihm; er gewahrte eine Gestalt, die von Engeln umgeben dastand, und wiederum erblickte er Jemand auf den Bergen, der Begräbniß verlangte in den Schlünden. Josua sah dieses Schauspiel vom Geiste erhoben unten am Fuße des Berges zugleich mit Kaleb. Aber doch schauten Beide nicht Dasselbe, sondern Kaleb, der viel schweren Stoff mit sich brachte, sah nur Körperliches und trat auch wieder bald zurück. Josua dagegen konnte nachher, als er zu den Israeliten zurückkam, von dem Glanze erzählen, den er geschaut; denn er war viel fähiger (in die Geheimnisse einzudringen, als der andere, Kaleb), dieweil er viel reiner war". Das heißt: nur der gemeine Sinn wähnt, Moses sey gestorben wie andere Menschen, die Hellsehenden, die Mystiker wissen, daß er in Himmel entrückt worden ist. In allen diesen Stellen ist von einem „Emporgehoben werden," „Verschwinden," „Aufsteigen" Mosis die Rede. Nun auf dieselbe Weise, meist in denselben Worten, wird von Lukas und Markus *) die Himmelfahrt Jesu geschildert; was um so auffallender, weil das alte Testament viel glänzendere Beispiele der Entrückung von der Erde darbot. Warum ließ die alte christliche Ueberlieferung unsern Herrn nicht gleich Elias auf einem Feuerwagen mit glutstrahlenden Rossen gen Himmel fahren? Offenbar sollte der Akt durch jene schlichte Darstellung der Entrückung Mosis gleichgemacht werden!

Einige Züge aus dem Sagenkreise Moses werden im neuen Testament nicht auf Christus selbst, sondern auf seine Apostel angewendet. Num. XI. 17. spricht Johovah: Er wolle vom Geiste, der auf Moses sey nehmen und auf die Aeltesten übertragen. Deßgleichen heißt es von Josua (Deuter. 34. 9.), er sey erfüllet worden mit dem Geiste der Weisheit, weil Moses seine Hand auf ihn gelegt habe. Glänzend schmückte die jüdische Ueberlieferung diese Stellen aus, und aus ihnen stammt ohne Zweifel auch der alte christliche Gebrauch, den heiligen Geist durch Hände-Auflegung an Andere mitzutheilen. Ueber die Wahl der Siebenzig Aeltesten, die von den Juden Apostel genannt wurden, findet sich in den ältesten rabbinischen Büchern folgende Sage: **) „Als Gott Mose befohlen, siebenzig Aelteste auszulesen, sprach der Gesetzgeber: was soll ich thun? siehe auf

*) Marc. 16, 19. Luc. 24, 51. Apostelgesch. I. 9,

**) Siehe meine Schrift „Jahrhundert des Heils II. 389.

zehn Stämme kommen sechs, auf die zwei übrigen aber nur fünfe! Kein Stamm wird es dulden, daß aus ihm nur fünfe erkoren werden. Deßhalb nahm nun Moses siebenzig Looszettel, auf welche er das Wort „Aeltester" schrieb, auf zwei andere aber schrieb er gar nichts und warf dann alle zusammen in die Urne. Wer nun einen Zettel zog, auf welchem das Wort „Aeltester" stand, zu dem sprach Moses: der Herr hat dich geheiligt; wer dagegen einen unbeschriebenen Zettel nahm, zu dem sagte Moses: es kommt vom Himmel, was kann ich machen." Auf dieselbe Art wird Apostelgeschichte I. 26. Matthias durch Looswerfen zum Apostel gewählt. Die jüdische Ueberlieferung erzählt weiter: *) Moses sey von Pharao Nechephres, dem Könige Aegyptens in's Gefängniß geworfen worden, weil er Freigebung der Kinder Israel verlangte; bei Nacht habe sich jedoch das Gefängniß, nach dem Willen Gottes, von selbst geöffnet, und Moses seye frei herausgetreten. Dieß ist offenbar dieselbe Sage, die sich Apostelgeschichte V. 19. und XII. 6. an den Personen des Petrus und seiner Genossen wiederholt.

Noch gibt es ein anderes mosaisches Vorbild, aus welchem die dunkelste Stelle der Apostelgeschichte klares Licht empfängt. Die Synagoge lehrte bekanntlich ein jüngstes Gericht, an welchem alle Nationen der Erde, Heiden wie Juden, vor dem Herrn der Welt Rechenschaft über ihre Thaten geben und den Lohn für ihre Sünden empfangen werden. Nun ist es ein den Juden wohl bekannter Rechtsgrundsatz, daß ohne Gesetz auch keine Sünde seyn kann. Nach welchem Gesetze sollten die Heiden einst gerichtet werden? das war die Frage. Sie behaupteten einstimmig: nach dem mosaischen. Deßhalb mußten sie aber annehmen, daß die Gesetzgebung vom Sinai den übrigen Völkern der Erde so gut als den Juden bekannt geworden sey. Wirklich findet sich bei ihnen über den Hergang auf dem Sinai folgende uralte Ueberlieferung: als Moses den Berg bestiegen hatte, ertönten in verschiedenen Absätzen furchtbare, über den ganzen Erdkreis hin vernehmliche, Posaunentöne, zur Einleitung des hohen Aktes. Diese Posaunenstöße wiederholen sich einst am jüngsten Tage, ehe das Gericht beginnt, denn das Weltgericht ist der Beschluß der himmlischen Gesetzgebung, die auf dem Sinai begonnen. Nachdem die Töne der himmlischen Posaune

*) Siehe meine Schrift „Jahrhundert des Heils." II. 390.

damals die Israeliten, welche unten am Berge standen, wie die übrigen Bewohner der Erde darauf aufmerksam gemacht hatten, daß etwas Außerordentliches vorgehe, stiegen von Oben auf den Berg Feuerflammen hernieder, unter welchen der heilige Geist verborgen war. Alsbald erfolgte eine allgemeine Ausgießung desselben für alle Geschlechter Israels. Sämmtliche Propheten, die je unter dem auserkornen Volke erstanden, haben dort ihren Antheil des heiligen Geistes empfangen.*) Das war die erste Wunderwirkung auf dem Sinai. Die zweite noch erhabenere bestand in der Verkündigung der zehn Gebote. Ebenfalls vom heiligen Geiste ausgesprochen, erschollen dieselben über die ganze Welt hin, so deutlich, daß sie von jeglichem Volke verstanden wurden. Dieß geschah so: wie ein Feuerstrom gieng zuerst die Stimme eines jeden Gebots aus, dann ward sie in der Luft getheilt in sieben, und diese wiederum zerspalteten sich je in zehn feurige Zungen, deren jede eine in der Welt übliche Sprache darstellte, also daß sämmtliche Nationen der Erden (deren es nach der Judenlehre siebenzig sind), die Worte der zehn Gebote in ihrer eigenen Mundart vernahmen. Demnach hat der heilige Geist damals, als seine allgemeine Ausgießung für die Zeiten des alten Bundes erfolgte, in den verschiedenen Zungen der Welt gesprochen. Alle diese Wunder aber erfolgten am Pfingsttage. Es ist nämlich eine von allen Juden gleichmäßig zugestandene Ueberlieferung, daß die Gesetzgebung auf Sinai am Pfingstfeste ertheilt worden sey.**) Wendet man nun den fruchtbaren Grundsatz: daß der ersehnte Erretter Mosi in Allem gleichen werde, auf die eben entwickelte Lehre vom Akte auf Sinai an, so ergiebt sich folgende Regel: sobald der Messias erschienen ist, und statt des alten fleischlichen Gesetzes ein neues Geistiges der Welt verleiht, wird an einem zweiten Pfingsttage eine abermalige Ausgießung des heiligen Geistes stattfinden, und wie zur Zeit des Gesetzgebers wird dann der heilige Geist von Neuem in Zungen reden. Wohlan! der Bericht Apostelgeschichte II. 1. u. flg., entspricht auf's Wort dieser Voraussetzuug. Das neue Testament enthält noch eine zweite Darstellung von der Sprachengabe, im ersten Briefe Pauli an die

*) Siehe oben. Seite 26.

**) Das vorchristliche Alter aller dieser Meinungen ist nachgewiesen in meiner Schrift: „Jahrhundert des Heils." II. S. 390 und flg.

Corinther Cap. XIV. Der Apostel legt hier dem Zungenreden einen sehr zweideutigen Werth bei, er sagt namentlich, wer so rede, sey dem Zuhörer wie ein Mann, der gar nicht spreche, er vergleicht den Wunderredner mit einer Lyra, die keinen Akkord anschlage, er behauptet endlich, die Sprachengabe nütze nur Dem, der sie besitze, keineswegs der Gemeinde, wenn nicht ein Dollmetscher da sey, der die Geheimnisse des Erstern in die gemeinverständliche Sprache übertrage. Kurz nach seiner Darstellung kann man die Sprachengabe kaum für etwas Anderes halten, als für das Ausstoßen unartikulirter Töne, in denen sich ein gesteigertes Gefühl Luft machte. Nimmermehr läßt sich diese Schilderung des Augenzeugen mit dem Berichte von Apostelgeschichte II. vereinigen. Das Wort des Räthsels liegt darin, daß Paulus beschreibt, was er selbst gesehen, während jene Sagenerzählung alten mosaischen Vorbildern nachgedichtet ist.

Der Grundsatz: „ein Prophete wie du," wurde auch auf die Lehre von Gegenkämpfer des Messias ausgedehnt. Den prophetischen Messias bekämpft Gog und Magog, dem Danielschen widerstreben die Reiche der Welt, dem mosaischen steht ein zweiter Bileam entgegen. Laut dem jüdischen Sagenkreise war Bileam die Seele aller Ränke, die gegen Moses angezettelt wurden, mit ihm hatte der Gesetzgeber sein Leben lang zu kämpfen. Die beiden Mager Jannes und Jambres, welche dem Könige Pharao den Rath gaben, die Knäblein umzubringen, waren Söhne Bileams: eine Ueberlieferung, auf welche auch im zweiten Briefe an Timotheum III. 8. angespielt wird. Schon der Pentateuch berichtet, daß Bileam ein großer Prophet und Seher der Zukunft gewesen sey. Die jüdische Sage gieng noch weiter: alle Schicksale des Messias, sammt der ganzen Geschichte Israels, soll er voraus verkündigt haben. Trotz dieser außerordentlichen Gabe des heiligen Geistes, war Bileam grundböse, und wollte aus eigenem selbstischen Antriebe dem erkorenen Volke fluchen, während er es segnen sollte; er ist deßhalb das Vorbild der Sünde wider den heiligen Geist, von welcher Christus Matth. XII. 31. sagt, sie könne weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden. Die jüdischen Schriften sind voll Verwünschungen gegen ihn; gewöhnlich wird er der Gottlose genannt. So in einer merkwürdigen Stelle des ältesten der talmudischen Bücher, Pirke Afoth *):

*) Cap. V. 19.

„Wem folgende drei Stücke zukommen: ein gutes Auge, ein demüthiger Geist, eine ruhige, begierdelose Seele, der ist einer von den Söhnen unseres Vaters Abraham. An wem sich aber folgende drei Stücke finden, der ist einer von den Schülern Bileams, des Gottlosen: ein böses Auge, ein stolzer Geist, eine wollüstige Seele; Solches sind die Kennzeichen der Schüler Bileams, des Gottlosen. Der Unterschied zwischen Beiden ist dieser: die Kinder unseres Vaters Abraham erben in dieser und in jener Welt, wie geschrieben stehet (Sprichwörter **VIII.** 21): Ich will erben lassen meine Liebhaber was da beständig ist (in dieser Welt) und will ihre Schatzkammern füllen (in jener Welt). Die Kinder Bileams dagegen werden die Hölle erben und hinunterfahren in die Grube des Verderbens, nach dem Spruche (Ps. 55, 24): Du wirst sie hinunterstoßen in die Grube des Verderbens, die Blutdürstigen und Falschen werden ihr Leben nicht zur Hälfte bringen." Bileam erscheint hier als Sohn des Teufels, als Verkörperung des Bösen. Ebenso in einigen Stellen des neuen Testaments, wie 2 Petr. **II.** 15., Brief Judä V. 11., Offenb. Joh. **II.**, 6. 14. 15. Nichts ist daher natürlicher, als daß man Bileam vollends zum Vorbilde des Antichrists, des großen messianischen Gegners, umstempelte. Dieß ist auf doppelte Weise geschehen, erstens indem man ihn den treusten Freunden des Messias entgegenstellte. Zu dieser Wendung gab eine alte mosaische Sage Anlaß, welche uns in einem der spätern Targumim aufbewahrt worden ist. *) Bei dem Siege, welchen die Kinder Israel unter Anführung des Hohenpriesters Pinehas über Midian erfochten, ward, nach 4 Mosis 31, 8. auch Bileam, der Sohn Beor, erschlagen. Hiebei ging es nach jener Sage so zu: „Als Bileam der Sünder gewahrte, wie der Hohepriester Pinehas mit Macht auf ihn eindrang, da suchte er seine Rettung in Zauberkünsten, kraft deren er wie ein Vogel in die Lüfte empor flog; sogleich sprach Pinehas den hochheiligen Namen (Jehova) aus, und flog in Kraft dieses Namens dem Sohne Beors nach, ergriff ihn beim Schopfe, stürzte ihn nieder aus den Lüften, entblößte sein Schwert und wollte ihn tödten. Da erhob Bileam seine Stimme mit Bitten und Flehen und sprach zu Pinehas: wenn du mein schonest, so schwöre ich

*) Siehe Jahrhundert des Heils **II.** 404.

dir, daß ich alle Tage meines Lebens deinem Volke nicht mehr fluchen werde. Pinehas erwiderte: Bist du nicht Laban der Syrer, *) der Jakob unsern Vater vernichten wollte? Bist du nicht später in Aegyptenland gezogen, um dort den Saamen Israels zu verderben? Hast du nicht, als wir ausgewandert waren, Amalek den Gottlosen uns auf den Hals geschickt? Bist du nicht selbst gekommen, uns zu fluchen? und als du sahest, daß dein Werk vergeblich war, und daß das Wort des Herrn dich nicht erhörte, da gabst du dem Könige Balak den bösen Rath, die Töchter seines Volks in unsern Weg zu stellen, damit sie unsere Jünglinge zur Unzucht verführeten, worüber vierundzwanzigtausend derselben sterben mußten. Wegen dieser Sünden ist es unmöglich, dir das Leben zu schenken. Dieß gesprochen, zog Pinehas sein Schwert und erwürgte den Zauberer." Wir haben hier das Vorbild eines im zweiten christlichen Jahrhundert allgemein verbreiteten Sagenkreises von den Kämpfen Simons des Magers und des Apostelfürsten Petrus. Wie Pinehas, der Gehülfe Mosis, den syrischen Zauberer überwindet, so besiegt nach jenen Sagen Petrus, der erste Apostel Jesu, den Mager Simon, das Abbild des ältern Bösewichts. Wie Bileam durch schwarze Kunst in die Lüfte fliegt, um der Kraft seines gottbegeisterten Feindes zu entrinnen, so auch der Mager. Wie jener durch Pinehas niedergestürzt wird und seine schuldbefleckte Seele unter den Händen des Hohenpriesters aushaucht, so wird auch Simon durch das Gebet des Petrus aus den Lüften herabgeschleudert. Die Rekognitionen, welche den ganzen Sagenkreis von Simon und Petrus ausführlich enthalten, gestehen naiv genug ein, daß das, was einst die ägyptischen Mager (deren Haupt Bileam) gegen Moses gethan, Vorbild des Kampfes sey, den der Apostelfürst gegen Simon, den Mager, bestanden haben soll.

Nach einer andern Darstellung erscheint zweitens Bileam, oder vielmehr sein künftiger Doppelgänger, selbst als Gegner des Gesalbten. Hieher gehört eine merkwürdige Stelle im Targum Jonathan Ben Usiel zu Jes. XI. 4, wo es heißt: „Der Messias wird mit dem Worte seines Mundes die Sünder der Erde schlagen und mit dem Hauche seiner Lippen wird er tödten Armillus den Gottlosen." Lezterer Name, der den Erklärern schon viel zu schaffen

*) Vermöge der Seelenwanderung, von welcher Seite 33 die Rede war.

gemacht hat, ist eine verketzerte chaldäische Form des griechischen Worts ἐρημόλαος, das hinwiederum eine genaue Uebersetzung von Bileam *) ist. Die jüdischen Mystiker liebten es, geheimnißvolle hebräische Namen, damit das Räthsel schwerer zu lösen sey, aus griechischen Elementen zusammenzusetzen. Auf ähnliche Weise wird Bileam in der Apokalypse (II. 6 und 15) durch Νικόλαος wiedergegeben. Unter dem Antichrist Armillus ist also Bileam verborgen, nicht minder unter dem Thiere mit zwei Hörnern, dessen Zahl 666 seyn soll, Offenbarung Johannis XIII. 11—18. Alle andern Erklärungen, die man seit Jahrhunderten von dieser schwierigsten Stelle des neuen Testaments gegeben, sind falsch. Das was von dem Thiere mit zwei Hörnern, oder dem Lügenpropheten in der Apokalypse erzählt wird, paßt nur auf Bileam und sonst auf keinen andern. Er ist vorzugsweise der falsche Prophet des alten Bundes; ihm kommen zwei Hörner zu, wie dem Lamme, denn er ist das teuflische Gegenbild desselben, halb aus höllischem, halb aus menschlichem Wesen bestehend, wie Christus halb aus göttlichem halb aus irdischem. Ihm kommt es auch vorzugsweise zu, das Reich der Ungerechtigkeit, als schützender Dämon, zu wahren. Pharao war für die alten Zeiten das Muster eines Tyrannen, ihn unterstüzte Bileam durch seine höllischen Künste im Kampfe gegen Israel; ein gleicher Lügenprophet sollte auch den römischen Kaiserstuhl in dem bevorstehenden Streite zwischen dem Messias und seinem Gegenkönige mit seinen höllisch-geistlichen Waffen vertheidigen. Die Sage hatte sich damals verbreitet, Nero sey, obgleich erschlagen, doch am Leben geblieben. Ohne Zweifel glaubte man, irgend ein teuflischer Zauberer, ein neuer Bileam, habe ihn durch schwarze Kunst zum Verderben der Menschheit gerettet. Endlich die Wunderwerke, welche Apokal. XIII. 13—17 dem zweiköpfigen Thiere beigemessen werden, sind dieselben mit denen, welche die mosaische Sage Bileam zuschrieb. **) Zu diesen historischen Gründen kommt als Vollendung ein arithmetischer. Die Hauptstelle in den Büchern des alten Bundes über Bileam findet sich Jos. XIII. 22, wo es heißt: die Kinder Israel erschlugen auch Bileam, den Sohn Beor, den Zauberer (Bileam Ben Beor Kosem). Hier ist sein ganzer Titel

---

*) בלעם heißt Verheerer des Volks, gerade wie ἐρημόλαος.

**) Siehe Jahrhundert des Heils II. 408.

angegeben. Rechnet man die Summe lezterer Worte nach der hebräischen Zählweise zusammen, so kommt die Zahl sechshundert sechsundsechzig heraus. *) Es kann daher gar kein Zweifel obwalten, daß unter dem Antichrist der Apokalypse Bileam angedeutet sey. So vollkommen ist in der essenischen Lehre vom Messias das mosaische Vorbild nach allen Seiten ausgeprägt worden. Man konnte dem Grundsatze (Deut. XVIII. 15) kaum eine weitere Ausdehnung geben.

Wir haben noch eine zweite Form des mystischen Messiasbegriffs übrig. Wie die prophetische Lehre vom Gesalbten, als einem großen Helden, zur Daniel'schen Idee einer himmlischen Gestalt verklärt ward, so wurde auch der mosaische Erretter in ein überschwängliches Wesen vergeistigt. Nach dieser Auffassung erscheint nicht der Prophet, den Moses Deut. XVIII. 15. verheißt, als der Verheißene, sondern derselbe ist Eins mit dem himmlischen Adam, den der Vater und die Mutter der Welt, Genes. I. 26., zeugen, er ist der Sohn des Ewigen, die dritte Gestalt aus der himmlischen Dreiheit. Seine Aufgabe ist auch nicht blos, ein neues Gesetz zu ertheilen, oder das erkorene Volk aus der Knechtschaft zu befreien, wie Moses, sondern die Welt soll er erneuern, das einst verlorene Paradies wieder herstellen. Oben haben wir gezeigt, daß die jüdischen Mystiker einen doppelten Adam unterschieden, den himmlischen des ersten Kapitels der Genesis, und den irdischen, aus einem Erdenkloße geformten, des zweiten. Als der Leztere sündigte, ward der Gottessohn, sein Urbild, entrückt, das Paradies verschlossen, die Erde dem Fluche unterworfen, doch hat der Ewige schon damals beschlossen, daß der himmlische Adam einst am Ende der Zeiten wiederkehren sollte, um die Welt zu erneuern und den seligen Zustand des Paradieses herzustellen. Auch in der Zwischenzeit ist der himmlische Adam, wiewohl vorübergehend, in die Endlichkeit eingekehrt, um das große Werk künftiger Erlösung vorzubereiten. Uebereinstimmend mit dem früher aus Epiphanius angezogenen Zeugniß über den Lehrbegriff der essenischen Ebioniten, sagen auch die Clementinen: Adam Messias wechsle von Anfang an zugleich mit dem Namen die Gestalt, durchlaufe so die Welten, bis seine

---

*) Die genauen Beweise für alle diese Behauptungen siehe ebendaselbst 401 u. fg.

Zeit gekommen, bis er durch göttliche Barmherzigkeit gesalbt, seine Ruhestätte finde. *) Auch nach Philo ist der Logos eins mit dem Adam des göttlichen Ebenbilds, er ist den Vätern erschienen, hat das Volk durch die Wüste geführt, hat es als geistlicher Fels begleitet, wie nicht minder der Apostel Paulus 1 Cor. X. 4. lehrt. Nach einem uralten jüdischen Apokryphon, betitelt „das Gebet Josephs," aus welchem Origenes mehrere Stellen mittheilt, wäre derselbe Adam sogar in der Person Jakobs Fleisch geworden und hätte demnach nicht blos vorübergehend auf Erden gewohnt. Dieses Buch läßt nämlich Jakob also sprechen: „Ich, der ich zu euch rede, ich Jakob und Israel, bin ein Engel Gottes und ein uranfänglicher Geist, auch Abraham und Isaak wurden, wie ich, vor allen andern Werken Gottes geschaffen. Ich, der ich von den Menschen Jakob genannt werde, heiße eigentlich Israel; so nannte mich Gott, als den Mann, der da Gott schaut: denn ich bin der Erstgeborene unter Allem, was Leben von Gott empfing. — Als ich aus Mesopotamien nach Hause kehrte, kam Uriel, der Engel Gottes, und rühmte sich, auf die Erde herabgestiegen zu seyn und unter den Menschen gewohnt zu haben, auch sey er Jakob genannt worden. So eiferte, stritt und rang er mit mir, indem er behauptete, sein Name, als der eines Wesens, das über allen Engeln stehe, müsse den Vorrang haben, vor dem meinigen. Aber ich sagte ihm gleich seinen wahren Namen, und welchen Rang er unter den Engeln einnehme, indem ich sprach: Bist du nicht Uriel, der achte nach mir, und bin ich nicht Israel, der Erzengel über die Kräfte des Herrn, der oberste Anführer unter den Söhnen Gottes, bin ich nicht Israel, der bekleidet ist mit dem ersten Amte des Dienstes im Angesicht Gottes, rufe ich ihn nicht an mit dem unverwüstlichen Namen." Das heißt, er sey eine von den zwei Gestalten, welche das Trishagion rufen, wovon oben gehandelt ward, *) nämlich der Sohn.

Man sieht aus diesen und ähnlichen Stellen, daß die Juden zur Zeit Jesu gehörig darauf vorbereitet waren, die Fleischwerdung des Adam Messias in der Person irgend eines Menschen natürlich zu finden. Indessen als Jesus auftrat, als Er ganz nach den

---

*) Jahrhundert des Heils II. 420.

**) Siehe Seite 120.

Begriffen jener Zeit von einem Theile seiner Volksgenossen für den Ersehnten erklärt ward, schien der Abstand zwischen der Knechtsgestalt, in der Er erschien, und der göttlichen Kraft, welche man Ihm beilegte, so groß, daß auch die Gläubigen versucht wurden, zur Ausfüllung der Kluft Mittelzustände einzureihen. Wirklich läßt die Himmelfahrt des Esaias eine Schrift, die ums Jahr 64 unserer Zeitrechnung von einem Judenchristen verfaßt wurde, unsern Herrn auf seiner Bahn aus dem obersten Himmel in die Endlichkeit herab verschiedene Verkörperungen durchlaufen, von welchen die spätern immer unvollkommener sind, als die frühern, bis Er endlich als gewöhnlicher Mensch auf Erden ankömmt. Die alte essenische Allegorie über die Wanderung Israels aus Aegypten nach Canaan, bot noch eine andere Abstufung dar. Wir haben früher gesagt, daß jener Zug als der allmählige Uebergang des Mysten aus der Sinnlichkeit in das Reich des Himmels dargestellt worden ist. Nun zählt der Pentateuch 42 Lagerplätze *) auf, in welchen die Kinder Israel während der Fahrt aus Aegypten nach Canaan verweilten. Allegorisch gedeutet hieß dieß so viel als: in 42 Stufen geht der Geist aus den Banden des Leibes in die himmlische Heimath über. Diese Rechnung konnte man aber auch umwenden und den Satz daraus bilden: in 42 Uebergängen steigt der reinste Himmelsbewohner, der Adam Messias, aus den seeligen Höhen in die Endlichkeit herab; mit andern Worten, durch 42 Geschlechtsfolgen hindurch wird der Logos Fleisch. Eben diese Rechnung findet sich nun in der Geschlechtstafel Christi bei Matth. I. 1. u. fg., welche nur auf die angezeigte mystische Weise eine genügende Erklärung erhält. Origenes **) ist es, der uns den Schlüssel dazu aufbewahrt hat.

Wenn nun der Messias erschienen ist, wird er die Welt wiederherstellen, d. h. den seeligen Zustand des Paradieses, in dem sich die ersten Menschen vor der Sünde befanden, wird er zurückführen. In diesem Sinne lassen die Rekognitionen den Apostelfürsten Petrus sagen: „Unter den Juden hat sich von Anbeginn an die wahre Ueberlieferung erhalten, daß einst der Mann komme, durch den Alles wieder hergestellt werden solle." Ebenso heißt es

*) Siehe Num. XXXIII.

**) Opp. II. 375, b. unten. Vergleiche meine Schrift Jahrhundert des Heils II. 429, wo Alles hergehörige mit den gehörigen Beweisen belegt ist.

in einem andern alten jüdischen Apokryphon: „Dann wird der Herr, Vater und Gott, nachdem zuvor die Unordnung durch die gute Kraft besiegt, der Irrwahn (durch das Licht) überwunden, die Bosheit (durch reinigende Glut) ausgeläutert ist, seine Welt auf den alten (seligen) Stand zurückbringen". Bekanntlich stellt das neue Testament dieselbe Lehre mit den Worten παλιγγενεσία (Wiedergeburt) Matth. XIX, 28. und ἀποκατάςασις πάντων (Herstellung der Dinge) Apostelgesch. III. 21. auf. Aeltere rabbinische Schriften lassen sich so darüber vernehmen: „Der hochgelobte Gott wird in der künftigen Zeit mit den Gerechten im Garten herumwandeln. Und wenn die Gerechten Ihn sehen, werden sie sich zwar Anfangs vor Ihm fürchten, aber der Herr spricht dann zu ihnen, was fürchtet ihr Euch vor mir, siehe ich bin wie Euer Einer"! Ebenso an einem andern Orte: „Alle Dinge sind im Anfange vollkommen erschaffen worden, allein sie wurden verdorben durch die Sünde Adams, sie werden jedoch wieder hergestellt, wenn der Sohn Pherez (d. i. der Messias) kommt." Nun kehren auch die Vorzüge wieder, welche Adam vor seinem Falle besaß: der übernatürliche Glanz, der von seinem Antlitz leuchtete, der Seelenfriede, die Unsterblichkeit, denn der Tod herrscht von Nun an nicht mehr. Auch die Erde wird von dem Fluche erlöst, der auf ihr in Folge der Versündigung des Stammelternpaares lastete. Von selbst gibt sie nun in reichlicher Fülle ihre Früchte. Die jüdischen Mystiker trugen sich mit der Ueberlieferung, daß nach dem Sündenfall das himmlische Heer der Gestirne in Unordnung gerathen sey, daß Sonne und Mond den größten Theil ihres Glanzes verloren hätten. Auch sie werden nun in die alte Herrlichkeit wieder eingesetzt. Darum übersetzt der Targumist Jonathan die Stelle Jesaias XXX. 26. also: „Der Mond wird leuchten wie die Sonne und die Sonne soll dreihundert drei und vierzigmal heller strahlen als jetzt, gerade wie der Glanz der sieben Tage (d. h. so wie sie einst glänzte in der heiligen Woche des Weltanfangs), zu der Zeit nemlich, wenn der Herr die Gefangenschaft seines Volkes beenden wird." Verglichen mit dem jetzigen Zustande, ist dann Alles anders, das Alte vorüber, das Neue gekommen, nach dem Ausspruche des Jesaias (43. 19.): Siehe ich will ein Neues machen. Die jüdischen Lehrer nennen daher, übereinstimmend mit Stellen der Apokalypse, diesen Stand der Dinge die neue Welt.

Außer dem Adam des Ebenbildes, der in der palästinischen Mystik eine so hohe Rolle spielte und zum Messias erhoben wurde, erwähnt der Text des ersten Kapitels der Genesis eine andere himmlische Gestalt. Denn es heißt Genes. I, 2: der Geist Gottes schwebete über den Wassern. Diesen Geist brachten die Mystiker in innige Verbindung mit dem Adam Messias. In einer Reihe von Stellen wird der Satz ausgesprochen, daß der Geist Gottes, welcher über den Wassern schwebte, dem Messias angehöre. *) Das Gleiche besagen einige von Hieronymus aus dem apokryphischen Evangelium der Nazarener angeführten Sätze, die so lauten: „es geschah, als der Herr Jesus vom Jordan heraufstieg, strömte der ganze Quell des heiligen Geistes auf Ihn herab, ruhete auf Ihm und sprach: mein Sohn, in allen Propheten habe ich dich erwartet, daß du kämest, damit ich auf dir ruhen könnte, denn du bist meine Ruhestätte, du mein erstgeborener Sohn, der in Ewigkeit herrschet". Vom Schweben des heiligen Geistes über den Wassern der Urwelt brauchten die jüdischen Mystiker ein Bild, das auf die Darstellung des neuen Testaments Einfluß gehabt hat. „Es heißt nicht," so lautet eine rabbinische Stelle, „der heil. Geist wehete, sondern er schwebete oder flog, wie ein Vogel, dessen Schwingen das Wasser fast berühren, aber doch nicht ganz." Noch deutlicher drückt sich ein zweites Zeugniß aus **): „der Geist Gottes schwebte über den Wassern wie eine Taube, die über ihren Jungen brütet, und sie doch nicht berührt." Man begreift jetzt, warum Math. III, 16 und Luc. III, 22 gesagt wird, der heil. Geist sey, wie eine Taube auf Jesum herabgefahren.

Aus der Lehre, daß der Geist Gottes von Genes. I, 2, der über den Wassern schwebte, dem Messias Adam geheiligt sey, zogen die palästinischen Mystiker folgenden Schluß: Wasser sey ein hochheiliges Symbol, und der rechte Gebrauch desselben diene dazu, den Menschen gottwohlgefällig zu machen und die Ankunft des Ersehnten sammt der Wiedergeburt aller Dinge zu beschleunigen. Daher bei den Essenern die große Verehrung dieses Elements und ihre mystischen Taufen, welche sie, laut der früher angeführten Stelle aus Josefus, weit über alle Opfer und Ceremonien des

---

*) Siehe Jahrhundert des Heils S. 433.

**) Siehe ebendaselbst.

pharisäischen Judenthums erhoben. Ueber die spätern Abkömmlinge des Essenerordens, die Samsäer und Elcesaiten berichtet Epiphanius *): „göttlich verehren sie das Wasser, indem sie beinahe behaupten, das Leben stamme aus demselben, ihr hauptsächlichster Gottesdienst besteht daher in Waschungen oder Taufen." Von den Essenern ist dieselbe Ansicht zu den Ebioniten übergegangen, welche das Wasser als den Urborn des Lebens, als die himmlische Kraft einer neuen Geburt über Alles feierten. Folgender geheime Gedankenhang liegt nämlich dieser überschwenglichen Verehrung zu Grunde: das Himmelreich, das unter dem Messias Adam anbricht, ist eine neue Schöpfung der Welt, wer in dasselbe eintreten will, muß daher gleichsam wiedergeboren werden; wiedergeboren wird aber der Mensch nur durch jenes schöpferische Wasser des Anfangs, das Geist und Leib erneuert. Wir haben hiemit zugleich den wahren historischen Ursprung der christlichen Taufe aufgehellt, einen Ursprung, der den ältesten Vätern nicht verborgen war. Mehrere deuten auf Genes. I, 1. hin. **)

Auch dem Messias Adam sollte, wie nach den andern Formen der Lehre vom Gesalbten, ein eigener Widersacher entgegenstehen. Es ist dieß der Teufel, die alte Schlange, ***) welche Adam und Eva verführt hat. Mit dem Auftreten des Messias ist sein Reich zu Ende, er wird gebunden und für immer in den Abgrund geschleudert. So lehren, außer der Apokalypse, mehrere alte jüdische Zeugniße. Andere lassen ihn vom Messias in der künftigen Welt geschlachtet werden. Von Nun an gibt es keine Verführung, keinen Wandel mehr, in alle Ewigkeit leben die Erlösten des Herrn und genießen dasselbe Glück, das dem ersten Menschen für die kurze Zeit seiner Unschuld zu Theil geworden war.

Wir haben hiemit ein, so weit die Quellen es erlaubten, möglich genaues Bild von den geistigen Zuständen des jüdischen Volkes in der Epoche der Erscheinung Christi gegeben. Der Kraft und Innigkeit des religiösen Glauben schadete die Trennung in

*) Opp. S. 461.

**) Siehe Jahrhundert des Heils 435.

***) So nennt ihn die Offenbarung Johannis: ὁ ὄφις ἀρχαῖος.

drei Sekten Nichts. Beweis dafür die große Entschiedenheit, mit welcher die jüdische Nationalität sich zu einer Zeit geltend machte, wo die andern Völker Asiens und Europas das Gepräge eigenthümlichen Charakters verloren hatten. Vielmehr war es gerade der Sekten-Eifer, welcher den Juden jene Energie verlieh, die von August bis auf Vespasian in zahllosen Aufständen und Kämpfen auf Tod und Leben sich bethätigte. Am wenigsten wirkte der Sadduzäismus, denn seine nur aufs Verneinen gerichtete kühle Ueberzeugung vermochte es nicht, Leidenschaften, die Mütter der Thaten, hervorzurufen. Desto mehr Lebenskraft strömte vom Pharisäismus und Essäismus aus. Als zwei höchst regsame Mächte, auf dem engen Raume einer kleinen Provinz zusammengedrängt, mußten diese beiden Glaubensweisen auf einander Einfluß üben. So sehr die Pharisäer sich abmühten, alle fremden Elemente fern zu halten, und das Leben der Nation ihrer Regel zu unterwerfen, und obgleich es ihnen gelungen war, den großen Haufen an sich zu fesseln, scheint es doch, als hätten ihnen die Essener in geistiger Beziehung zur Zeit Jesu den Rang abgelaufen gehabt. Gewiß ist, daß die allgemeine Meinung der angesehensten Judäer dem Essäismus die Palme zuerkannte, daß sie ihn für die schönste und glänzendste Frucht des Judenthums hielt. Eine Menge Anzeigen bürgen hiefür. Philo sagt: *) „die blutgierigsten Tyrannen Judäas, welche sonst ihre Unterthanen mit unsäglicher Grausamkeit, wie wilde Thiere, zerfleischten, konnten den Essenern Nichts anhaben. Sie mußten ihre Mahle und ihre über alles Lob erhabene Gemeinschaft ehren." Noch stärker zeugt Josefus dafür. Ueberall wo er in seinen, für römische und griechische Leser berechneten Geschichtsbüchern selbst Reden hält, oder jüdischen Zeitgenossen solche in Mund legt, werden glänzende Lehren des Essäismus angebracht. Deutlich sieht man, daß er diesen Ansichten einen blendenden Glanz und darum auch die Fähigkeit zutraut, die Achtung der Heiden zu erzwingen. Schon war damals der Gebrauch in Judäa aufgekommen, daß die angesehensten Männer auf einige Zeit dem Orden beitraten, obgleich sie sich sonst freie Hand hielten, oder zum Voraus entschlossen waren, eine andere Sekte zu erwählen. Auf diese Weise durchlief Josefus selbst —

*) Opp II. 459.

und zwar gewiß nicht als der erste — den essenischen Orden. Freilich wurde er zulezt Pharisäer, ohne Zweifel weil der eitle Abkömmling von Hohenpriestern und Königen nach den höchsten Würden strebte. Denn wer eine politische Rolle in Judäa spielen wollte, mußte es mit der Parthei des Tempels und seiner reichgefüllten Schatzkammer, d. h. mit den Pharisäern und Leviten halten. Dagegen blieb er, wenn nicht als Staatsbürger und Politiker, so doch als Mensch und Schriftsteller dem essenischen Dogma dienstbar. Wo es angeht, brüstet er sich mit essenischen Lehren, übt die Allegorie in bedeutendem Umfange. Mit gleicher Macht, wie auf Josefus hat die essenische Schule auch auf die große Mehrheit der andern gebildeten Juden gewirkt, die geistige Athmosphäre der Nation wurde mit essenischen Elementen angefüllt. Daher kommt es, daß fast alle jüdische Schriften aus jener Zeit, die nicht von eigentlichen Mitgliedern des Ordens *) verfaßt sind, einzelne Anklänge aus dem Essäismus enthalten. Das Buch Henoch, und noch mehr die Targumim, welche als gottesdienstliche Werke viel zu bedeuten haben, schließen sich da und dort an das essenische Dogma an. Selbst in den Schoos der Pharisäismus ist dasselbe eingedrungen. In der Mischnah, im Talmud finden sich zahlreiche Spuren, daß einzelne Rabbinen der Geheimlehre zugethan waren. Besonders scheint sich die essenische Lehre vom Messias allgemeinen Beifalls erfreut zu haben. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß in allen jüdischen Schriften, späteren wie älteren, Aussprüche über den Erretter vorkommen, die unzweifelbar aus essenischer Wurzel stammen.

Wer nicht einsieht, daß dieser Orden als der große Vorläufer des Christenthums betrachtet werden muß, daß er es ist, der den Boden für die Ausbreitung unserer Kirche zubereitete, dem ist nicht zu helfen, er möge von der Geschichte ferne bleiben, denn aller historische Sinn geht ihm ab. Schon die ältesten Väter haben den engen Zusammenhang zwischen dem Essäismus und dem Christenthum, freilich auf ihre Weise, geahnt: Eusebius und viele folgende Kirchenlehrer, bis auf Photius, welcher tiefer blickte, wollen uns glauben machen, daß die ägyptischen Essener, welche Philo unter dem Namen Therapeuten beschreibt, Christen gewesen seyen. Selbst

*) Von Essenern ist leider keine Schrift auf uns gekommen.

Philo wird von Einigen zum Christen umgestempelt. Die historische Unrichtigkeit dieser Behauptung ist zweifellos, doch liegt ihr etwas Wahres zu Grund, nemlich das Gefühl, daß ein geheimes Band zwischen Christenthum und Essäismus statt finde. Welthistorische Bewegungen fallen nicht, wie gewisse Theologen sich einbilden, ganz fertig vom Himmel herunter, gleich Schnee und Regen, sondern die Menschheit muß von Weitem her für sie empfänglich gemacht seyn, sonst geht auch das Größte spurlos vorüber.

Die eigenthümliche Entwicklung, welche die jüdische Denkweise vor Jesus erhalten, hatte jedoch nicht blos für das Saatkorn der neuen Religion einen fruchtbaren Boden geschaffen, sondern auch die Ausbreitung unserer Kirche unter den Heiden war durch die günstige Aufnahme vorbereitet, welche die verschiedenen Formen des mosaischen Glaubens längst in den meisten Provinzen des römischen Reichs gefunden hatten. Die geographisch nächste Eroberung des spätern Judenthums ist Samaria. In dieser zwischen Galiläa und Judäa gelegenen Provinz hatte der assyrische König Salmanaßar, nachdem er dem Reiche Ephraim ein Ende gemacht, die Hauptstadt erobert, den größten Theil der Bevölkerung in die Sklaverei geführt, oberasiatische Heiden, Cuthäer genannt, angesiedelt, welche sich mit den zurückgebliebenen Ueberresten von Israelitischer Abstammung vermischten. In Folge der Kreuzung des Bluts entstand eine aus mosaischen und heidnischen Elementen zusammengesezte Religion. Diesen Zustand der Dinge fanden die Judäer, als sie unter Cyrus nach Palästina zurückgekehrt waren, in dem Nachbarlande vor. Ihr rechtglaubiger Eifer ward dadurch in Feuer und Flammen gesezt; mit unversöhnlichem Hasse verfolgten sie das Mischvolk, wie denn Feindschaft unter Verwandten und ehemaligen Freunden immer am giftigsten zu seyn pflegt. Samariter oder Cuthäer galt bei den Juden als größtes Schimpfwort, kein Jude pflegte Umgang mit einem Samariten, betrat sein Haus, oder brach ihm das Brod; sie verabscheuten dieselben noch viel ärger als die Heiden. Der gleiche Haß dauerte fort, auch als in Samaria in Folge eines besondern Ereignisses die mosaische Lehre den vollständigsten Sieg errang. Zügelloser Ehrgeiz herrschte gegen das Ende der persischen Monarchie in der Familie der Hohenpriester zu Jerusalem, und brachte die schändlichsten Greuel hervor. Der Hohenpriester Johannes ermordete

seinen leiblichen Bruder Jesus im Tempel, aus Eifersucht. Der Sohn und Nachfolger des Mörders, Jaddo, hatte einen Bruder Namens Manasse, der vielleicht ein gleiches Schicksal befürchtete, wie das, welches seinem Oheim Jesus wiederfahren war, vielleicht auch mit fremder Hülfe, durch Verdrängung seines Bruders Jaddo, den hohenpriesterlichen Stuhl selbst zu erwerben beschlossen hatte. Sey dem wie ihm wolle: um sich eine sichere Stütze zu verschaffen, heurathete Manasse die Tochter des persischen Statthalters von Judäa, Sanaballetes, eines gebornen Euthäers. Diese Ehe, welche den ausdrücklichen Geboten Mosis zuwider war, mußte die Juden um so stärker erbittern, weil die Verletzung des väterlichen Gesezes von einem Mitglied der hohenpriesterlichen Familie, der natürlichen Wächterin der Verfassung, ausgieng. Große Aufregung entstand in Jerusalem, man ließ dem Abtrünnigen die Wahl, entweder sein Weib aufzugeben, oder das Land zu räumen. In dieser Noth wandte sich Manasse, Schutz suchend, an seinen Schwäher Sanaballetes, der ihm entweder den Stuhl von Jerusalem oder eine andere vollgültige Entschädigung versprach. Bald darauf wurde die Schlacht von Arbela zwischen den Macedonen unter Alexander und dem Perserkönige geschlagen, und endigte mit einer gänzlichen Niederlage des Leztern. Darius Codomannus floh, Weib und Kinder den Händen des Siegers überlassend. Seine Flucht wurde für die vorderasiatischen Satrapen zum Losungswort des Abfalls von einem Gebieter, dem das Glück den Rücken gekehrt. Auch Sanaballetes gieng zu dem siegreichen Alexander über, und wußte von ihm die Erlaubniß auszuwirken, daß er für seinen Schwiegersohn Manasse ein eigenes, dem jerusalemschen nachgebildetes, Hohenpriesterthum in Samaria errichten und einen zweiten Tempel auf dem Berge Garizim erbauen dürfe. Das neue Heiligthum kam zu Stande und Manasse, der jezt als glücklicher Nebenbuhler der jerusalemischen Hierarchie auftrat, wurde zum Hohenpriester auf Garizim eingesezt. Mit großer Sorgfalt ahmte er die jerusalemschen Einrichtungen nach, errichtete eine Levitenkaste, führte das mosaische Gesez in seiner ganzen Strenge ein, und geberdete sich in Allem wie ein rechtglaubiger Jude, außer daß er seinen eigenen Tempel für den einzigen, Gott wohlgefälligen erklärte, den zu Jerusalem dagegen verdammte. Seitdem blieben die Samaritaner

eifrige Anhänger des mosaischen Gesezes. Die Einführung ihres Glaubens unter dem Nachbarvolke hätte vielleicht unter andern Umständen den alten Haß der Judäer wider die Samaritaner entwaffnet, jezt aber schürte die Eifersucht der jerusalemischen Leviten gegen den kezerischen zweiten Tempel auf Garizim die Wuth nur noch stärker an. Aus Mangel an Quellen wissen wir nicht, wie das samaritanische Judenthum sich in der Folgezeit entfaltet hat; so viel geht aber aus sicheren Nachrichten hervor, daß in den Tagen Jesu unter den Samaritanern eine Glaubenslehre herrschte, welche in den wesentlichsten Punkten mit dem eßenischen Dogma übereinstimmt. *) Sie deuteten alle Stellen des Pentateuchs, in welchen von Gott als einem sichtbaren Wesen gesprochen wird, in anderem Sinne, indem sie die Sichtbarkeit des Höchsten und alle menschenähnliche Eigenschaften, die Ihm sonst zugeschrieben werden, entfernten; sie kennen ein System von göttlichen Kräften, die aus Ihm abgeflossen seyn sollen; sie feiern Moses über Alles, erkennen nur seine fünf Bücher als Offenbarungsquellen an, mit Verwerfung der Propheten; sie leugnen die fleischliche Auferstehung der Pharisäer, und behaupten, daß die Seelen nach dem leiblichen Tode in ein von dem jezigen ganz verschiedenes Leben übergehen. Auch in der Lehre vom Messias schließen sie sich an den eßenischen Begriff an. Sie nannten ihn den Wiederhersteller der Welt (Hatahef) und als die wichtigste Weissagung auf ihn, erschien ihnen die Stelle Deut. XVIII, 15. einen Propheten, wie du, wird der Herr dein Gott dir erwecken. Kurz, ganz geistige Ansichten vom Messias waren unter den Samaritanern zur Zeit Jesu im Umlaufe. Auch fehlte es nicht an einzelnen Schwärmern, die sich in diesem Sinne für den verheißenen Propheten von Deut. XVIII, 15. erklärten. Als Solche traten im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung Dositheus, Simon der Mager **) und dessen Schüler

*) Hauptquelle für die Glaubenslehre dieses Volks ist die samaritanische Uebersezung des Pentateuch's. Man vergleiche auch die Dissertation von Gesenius de pentateuchi samarit. indole.

**) Derselbe, von dem die Apostelgeschichte Kap. VIII. 10. erzählt, er habe die große Kraft Gottes zu seyn vorgegeben. Man ersieht aus dieser wichtigen Stelle, daß die Samariter gleich den Essenern an göttliche Emationen glaub-

Menander auf. Alle drei wußten sich Partheien zu sammeln, von welchen sie für den Messias gehalten und zum Theil göttlich verehrt wurden, und dieser ihr Anhang überlebte sie um mehrere hundert Jahre. Justinus, Irenäus, Origenes, Eusebius sprechen als Augenzeugen von einzelnen Bekennern des Dositheus, des Menander, des Magers Simon. Schade, daß ihre Geschichte bei den Kirchenvätern von so vielen Mährchen entstellt ist; sie würde sonst vielleicht merkwürdige Vergleichungspunkte mit dem Christenthum darbieten.

Woher nun diese Uebereinstimmung des samaritanischen Dogma's mit dem essenischen? Da die Essener Juden, und folglich Mitglieder eines Volkes waren, welches gegenseitiger Haß streng von den Samaritanern trennte, so ist es ganz unwahrscheinlich, daß Leztere ihre Glaubenslehren von jenem Orden entlehnt haben sollten. Dagegen wissen wir, daß unter Alexander und Ptolemäus Lagi, außer den jüdischen Colonien, auch viele Samaritaner nach Aegypten verpflanzt worden sind. *) Ohne Zweifel stammt aus diesem Lande, mit welchem die Samaritaner so gut als die Judäer, in stetem Verkehr lebten, ihre eigenthümliche Theologie, und folglich sind die samaritanische Lehre und der Essäismus gleichsam von der Mutter her verwandt. Ich will hier darauf aufmerksam machen, daß die Samaritaner im neuen Testamente überall höchst günstig behandelt werden. Diese Sympathie hat nach meinem Gefühl einen weit tieferen Grund, als der ist, den man gewöhnlich unterlegt, sie scheint auf ein dunkles Bewußtseyn gemeinschaftlicher Ueberzeugungen hinzudeuten.

Die Einführung des mosaischen Gesezes in Samarien unter dem Hohenpriester Manasse war eine Eroberung im Großen. Kleinere Erwerbungen hatte das Judenthum zur Zeit Jesu in allen Theilen der römischen Welt gemacht, durch einzelne Juden-Colonien, die überall hin ausgesandt worden waren. In Syrien befanden sich seit Seleukus Nikanor Tausende von jüdischen Ansiedlern, ein großer Theil der Bevölkerung von Antiochien, der prächtigen Hauptstadt dieser Provinz, bestand aus Juden. Von

---

ten, wofür auch die, zum Theil oben berührten, Aussprüche bürgen, welche mehrere Väter aus Simon's ächten oder angeblichen Schriften mittheilen.

*) Siehe Josephus Alterth. XI. 8, 6. XII. 1. XIII. 3, 4.

den jüdischen Colonien in Aegypten ist oben gesprochen worden. Philo schätzt ihre Zahl auf eine Million. Nach Phrygien und Lydien schickte Antiochus der Große jüdische Anpflanzer, und von diesen beiden Ländern aus verbreiteten sie sich nicht nur über ganz Kleinasien, sondern auch über Hellas. Nach Rom wurden die ersten Juden als Kriegsgefangene von Pompejus gebracht; sie erhielten später die Freiheit, *) empfingen von Cäsar die Erlaubniß, Synagogen zu bauen, sammt anderen Vorrechten, und nahmen bald den größten Theil des Stadtviertels jenseits der Tiber ein. Strabo erzählt **) zu seiner Zeit habe es kaum eine Stadt im ganzen römischen Reiche gegeben, in der nicht Juden wohnten.

Diese rasche Ausdehnuug des Judenthums wurde nicht blos durch die fabelhafte Fruchtbarkeit der jüdischen Ehen befördert, sondern auch Zuwachs von fremdem Blute trug dazu bei. Wie alle andern Völker, die an die Einheit Gottes glauben, waren auch die Juden eifrig bemüht, durch Bekehrungen unter Götzendienern ihre Religion zur allgemeinen zu machen. Und zwar gestatteten sie, um den Zugang zu erleichtern, zwei Klassen des Uebertritts. Wer sich beschneiden ließ und alle Lasten des mosaischen Gesetzes übernahm, wurde ein Proselyte der Gerechtigkeit ***) genannt, und für einen vollkommenen Juden gehalten. Einem milderen Grade unterwarf sich die Klasse Derer, welche Proselyten des Thores †) hießen. Man forderte von ihnen bloß Heilighaltung der sogenannten Noachischen Gebote und Verbote: dem Götzendienst, der Gotteslästerung, der Vergießung von Menschenblut, der Hurerei, dem Diebstahl, dem Genuß von Thieren, in welchen noch Blut ist, zu entsagen, den Sabbath zu heiligen, und Gerechtigkeit zu üben. Bekanntlich tadelt Jesus in den Evangelien ††) die rabbinische Sucht Proselyten zu machen. Diese Leidenschaft wurde durch den oben geschilderten Verfall der heidnischen Religion und das rege gewordene Bedürfniß nach geheimen orientalischen Culten außerordentlich begünstigt. In allen Theilen des römischen Reichs, besonders

---

*) Daher ihr Beiname Libertini, Apostelgeschichte, VI. 9. Tacitus Annalen II. 85. Philo de legatione ad Cajum. Seite 1014.

**) Geogr. XIV. 12.

***) Ger Hazzedek.

†) Ger Haschaar nach Exod. XX. 10, Deuter. V. 14.

††) Wie Matth. XXIII, 15.

in der Hauptstadt, gab es Einzelne, die vollkommen zum Judenthum übertraten, und sich beschneiden ließen. Ungleich größer war jedoch die Zahl Derer, welche Proselyten des zweiten Grades wurden. Namentlich warfen sich Tausende von heidnischen Weibern dem neuen Glauben in die Arme. Die römischen Dichter des ersten und zweiten kaiserlichen Jahrhunderts sind voll der bittersten Ausfälle auf das rasche Ueberhandnehmen der jüdischen Heiligthümer. Viele Heiden verbanden auch den neuen Aberglauben mit dem alten, feierten jüdische Ceremonien und Feste, vertrauten jüdischen Magern und Beschwörern, ohne sich darum vom Götzendienste ganz los zu reißen. In Seneka's Tagen war bereits die Ausbreitung des mosaischen Glaubens so weit gediehen, daß dieser Philosoph in einem Anfalle von Unmuth ausruft: *) die Besiegten haben den Siegern ihr Joch auferlegt, in alle Länder ist der Wahn des verruchten Volkes eingedrungen. Diese Verhältnisse bestimmten sogar die römische Gesetzgebung zu beschränkenden Maßregeln gegen den Bekehrungseifer der Juden. Julius Cäsar hatte ihnen früher, wie gesagt, vollkommen freie Religionsübung in allen Provinzen zugestanden, die spätern Imperatoren bestätigten die, von ihrem Vorgänger ertheilten Privilegien, aber Claudius sah sich bereits genöthigt, den Juden strenge zu untersagen, daß sie den religiösen Glauben der übrigen Nationen des Reichs herabsetzen oder bekämpfen sollten. **) Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß wir bei denjenigen Heiden, die ihrem Götzendienst treu blieben, einen wüthenden Judenhaß finden, besonders bei den Aegyptern und Syriern, weil hier die meisten Berührungen zwischen Heiden und Juden stattfanden, weßhalb auch der religiöse Kampf am heftigsten war. Die philosophisch gebildeten Griechen verhöhnten die Juden als Träumer und Narren, der Stolz römischer Patricier setzte ihren kühnen Nationalhoffnungen, die so schlecht zu dem erniedrigten politischen Zustande des Judenvolks zu passen schienen, kalte Verachtung entgegen.

Da das Judenthum sich zur Zeit Jesu, wie wir aus Josefus wissen, in drei Sekten getheilt hatte, so fragt es sich, welche von

---

*) In einem Bruchstücke bei Augustin de civitate Dei. VI. 11.

**) Josephus Alterth. XIX. 5. 3.

diesen drei Formen unter den Heiden Eingang gefunden. Wahrscheinlich ist, daß die Pharisäer am meisten Bekehrungen machten. Man kann dieß aus Stellen, wie Matth. XXIII. 15. schließen. Allein auch die mystische Lehre hatte ihren großen Antheil an den fremden Eroberungen. Hiefür bürgt der von Paulus geschilderte Zustand der korinthischen Gemeinde, in welcher es eine ursprünglich jüdische Parthei gab, die das Lehrstück von der Auferstehung des Fleisches verwarf. Sicherlich waren dieß keine Bezweifler der Unsterblichkeit, denn solche Menschen wären nie Christen geworden, sondern sie läugneten blos das bekannte pharisäische Dogma, daß die Todten am Ende der irdischen Dinge wieder mit demselben Leibe, den wir jetzt herumtragen, bekleidet, ins Leben zurückkehren sollen. Jene Korinther können also unmöglich dem pharisäischen Lehrbegriff angehängt haben, sondern allem Anschein nach dem alexandrinischen oder essenischen, welcher ebenfalls von der Auferstehung des Fleisches nichts wissen wollte. Auf dasselbe Resultat weisen Zeugnisse in andern Briefen Pauli hin, besonders in dem an die Colosser gerichteten. Denn offenbar fand der Apostel unter den dortigen Juden essenische Spekulationen *) vor. Auch die Stellen 1 Timoth. IV. 3. 7. und VI. 20. verrathen gleiche Einflüsse. Endlich ist nicht zu übersehen, daß die römischen Satyriker das eingedrungene Judenthum vorzugsweise als eine Geheimlehre behandeln. **) Das paßt nicht auf die pharisäische Lehre, sondern weit besser auf den Essäismus. Jedenfalls theilten aber alle zum Judenthum bekehrten Heiden, mögen sie nun der einen oder andern Form zugethan gewesen seyn, den Glauben an den ersehnten Erretter Israels, und erwarteten seine nahe Zukunft. Denn hierüber waren alle Juden einig.

Indem die Synagoge diesen Glauben unter den Völkern des römischen Reichs ausbreitete, hat sie, ohne es zu ahnen, für eine höhere Macht gearbeitet. Denn er ist es hauptsächlich, der das schnelle Aufblühen der christlichen Kirche beförderte. Man darf jede jüdische Colonie im römischen Reich wie einen Vorposten betrachten, der in das Gebiet der Heiden vorangeschoben war, um die künftige, christliche Eroberung möglich zu machen. Wo die Boten des Evangeliums hinkamen, fanden sie Anfangs nicht nur

*) Man vergleiche besonders die Stelle Coloß. II. 16 u. ffg.

**) So z. B. Juvenal Satyre XIV. Vers 96 und folgende.

politischen Schutz — weil die christliche Lehre lange Zeit als eine Sekte des Judenthums angesehen ward, das öffentliche Duldung genoß — sondern auch eine befreundete Stimmung der Gemüther. Denn wer je, wenn auch noch so oberflächlich mit der jüdischen Glaubenslehre bekannt war, wußte, daß um jene Zeit, gemäß den alten Weissagungen, der Gesalbte des Herrn aus dem Himmel niedersteigen sollte, um das versunkene Menschengeschlecht zu erlösen. Wie seltsam und anstößig hätte ohne diesen Vorschub in den Ohren von Griechen und Römern die Kunde von Jesu als dem menschgewordenen Sohne Gottes geklungen! Die Sache verhielt sich so: Jene Judencolonien glichen elektrischen Leitern, die sich über die ganze Fläche der römischen Welt erstreckten. Sobald der zündende Funke gefallen war, konnte er von diesen Leitern aus das religiös abgestorbene Reich mit neuem Leben durchglühen.

Ehe wir uns zur Lebensgeschichte Jesu wenden, müssen wir Einiges über die Quellen derselben, die heiligen Bücher unserer Kirche, sagen.

Drittes Kapitel.

Die Schriften des neuen Bundes.

Jesus Christus hat, obgleich sein Blick die ferne Zukunft umfaßte, doch nichts geschrieben, aus Gründen, die wir später anzudeuten suchen werden. Hingegen erkannte Er die Schriften des alten Bundes als göttliche Urkunden an. Darum geschah es, daß die christliche Kirche von Anfang an diesen Büchern die gleiche Verehrung zollte, wie die Juden; lange Zeit waren sie sogar die einzige geschriebene Offenbarungsquelle der neuen Kirche, und zwar darum, weil die Kunde von den Lehren, Thaten und Schicksalen unseres Erlösers viele Jahre lang blos mündlich fortgepflanzt worden ist. Die Evangelien sind erst gegen das Ende des ersten Jahrhunderts zusammengestellt, die apostolischen Briefe, obgleich früher geschrieben, doch erst später zu einem Ganzen vereinigt worden. Auch als die Schriften des neuen Bundes gesammelt und von den Christen als Träger himmlischer Weisheit anerkannt waren, erhielt sich dennoch neben ihnen schon durch die Allmacht der Gewohnheit die Sammlung der alttestamentlichen Bücher in gleicher Geltung.

Diese Thatsache hat sehr wichtige Folgen für die Entwicklung der christlichen Kirche gehabt, denn vermöge des anererbten Glaubens an den göttlichen Werth der jüdischen Urkunden, sind mit der Zeit eine Masse alttestamentlicher Begriffe, wie das levitische Priesterthum, viele Ceremonien und andere Gebräuche, in das Christenthum herübergekommen.

Es ist nicht die geringste Spur vorhanden, daß die Apostel, als sie in die Welt auszogen, um den neuen Glauben zu verkündigen, mit einer umständlichen Erzählung der Geschichte Jesu begonnen hätten. Sie hielten sich an die hervorstechendsten Thatsachen seines Lebens, um zu beweisen, daß Er wirklich der von den Propheten verkündigte Messias sey. Eine ausführliche Darstellung seiner Schicksale mag der Neugierde Einzelner, die sich an die Apostel und andere Augenzeugen wandten, sowie dem Gerüchte von den Vorgängen in Judäa überlassen gewesen seyn, das den Glaubensboten sicherlich überall hin voraneilte. Aus den Briefen sämmtlicher Apostel, namentlich aus den zahlreichen Schreiben Pauli, ersieht man klar, daß ihre Lehrthätigkeit vielmehr von einer dogmatischen als geschichtlichen Grundlage ausgieng. Alles dreht sich bei Paulus um den Beweis, daß Jesus durch seine wunderbare Auferstehung aufs Kräftigste als Sohn Gottes bestätigt worden sey. Nur über die Einsetzung des Abendmahls und die verschiedenen Erscheinungen des Erstandenen theilt er einige Nachrichten mit. Im Uebrigen enthalten seine Briefe, wie die der andern Apostel, Ermahnungen und Lehren, und zwar letztere beinahe immer durch Schlüsse aus Ansichten, die damals allgemein unter den Juden verbreitet und von denselben zugestanden waren. In der That genügte für jene Zeiten der Beweis, daß Jesus sich selbst durch ein sündloses Leben als den Erwarteten bethätigt, und daß Gott Ihn in dieser Würde durch das Wunder der Auferstehung bekräftigt habe. Das Uebrige verstand sich von selbst. Denn da der Begriff des Messias bei den Juden, wie aus dem vorhergehenden Kapitel erhellt, bis in die einzelnsten Züge ausgesponnen war, so hieß für sie der Satz: Jesus sey der Verheißene, soviel: als jene Erwartungen, die der Volksglaube geschaffen, gälten von ihm und müssen sich darum auch in seiner Lebensgeschichte verwirklicht haben.

Wenn nicht alle Anzeigen täuschen, hat es vor der Zerstörung Jerusalems keine schriftlich abgefaßte Lebensgeschichte Jesu gegeben.

Unter dem kleinen und einfachen Kreise der Anhänger Jesu befanden sich damals keine oder nur sehr wenige Gelehrte, namentlich keine Historiker, und selbst wenn Solche vorhanden gewesen wären, hätten sie keine Aufforderung gehabt, ihren Fleiß der Abfassung einer Geschichte Jesu zuzuwenden. Denn da noch viele Augenzeugen lebten, hielt sich die Gemeinde an die mündlichen Aussagen Dieser, und fühlte kaum ein Bedürfniß nach schriftlicher Belehrung über die Schicksale des Gekreuzigten. Erst als die erste und zweite Generation vorüber und die große Mehrheit der Augenzeugen gestorben war, als zugleich die wachsende Ausdehnung der neuen Kirche schriftliche Nachrichten über die Geschichte des Erlösers wünschenswerth machte, wurde das Verlangen nach Evangelien rege. Aber zugleich hatte ein Ereigniß, das indeß eingetreten war, die Befriedigung dieses Bedürfnisses sehr erschwert. Jerusalem, die Wiege unserer Kirche, der Mittelpunkt, von welchem die erste Verkündigung des neuen Glaubens ausgieng, der Sitz der Apostel und der Muttergemeinde versank im Jahre 70 in Staub und Asche. Hier hatte Jesus selbst sich oftmals und längere Zeit aufgehalten; hier war Er gestorben und wieder erstanden; die meisten und treusten Ueberlieferungen aus seiner Lebensgeschichte knüpften sich an diesen Ort. Mit dem Untergange der Stadt, der nichts als Trümmer, und die Gräber einer fast ausgerotteten Bevölkerung zurückließ, konnte es nicht fehlen, daß auch sehr viele jener Erinnerungen verschwanden. Von den Gegenden, wo Christus einst geweilt, und wo daher das Gedächtniß seiner Schicksale sich am Ehesten erhalten mochte, war nur Galiläa gänzlicher Verheerung entgangen. In dieser Provinz bildeten sich daher die ersten Anfänge der evangelischen Geschichtschreibung, und zwar auf eine Weise, wie die Historie sich unter gleichen Umständen, d. h. ohne künstliche Hülfsmittel, ohne Gelehrte, blos aus dem Schooße des Volkes heraus überall entwickelt. Jede Erzählung von den Schicksalen irgend eines bedeutenden Mannes löst sich im Munde der Menge in einzelne abgerissene Bilder — in sogenannte Anekdoten — auf. Man nehme im 18ten und 19ten Jahrhundert dieselben Verhältnisse an, wie sie zu Ende des ersten Jahrhunderts unter der heranwachsenden Christengemeinde bestanden, man denke sich also den Einfluß der Presse, des Buchhandels, der Zeitungen, sowie die Rührigkeit einer allzeit schreibfertigen Gelehrtenkaste hinweg, so wird sich alsbald die Geschichte der ausgezeichnetsten Männar

unserer Zeit, kurz nach ihrem Tode, ja schon während ihres Lebens in eine Reihe von Anekdoten auflösen, die unter der Menge von Mund zu Mund gehen. Nach und nach werden vielleicht mehrere derselben von irgend einem Volksmanne aufgeschrieben und zusammengestellt. Trotz allen jenen künstlichen Einrichtungen, welche unsere Zeit von dem ersten christlichen Jahrhundert unterscheiden, gibt es noch jetzt einzelne Lebensbeschreibungen der Art, die aus der Mitte des Volks hervorgegangen sind.

Die evangelische Geschichte ist auf diesem eben beschriebenen, einfachsten Wege entstanden.

Es springt in die Augen, daß ein solcher Ursprung, was die Sicherheit der Nachrichten betrifft, mit großen Nachtheilen verknüpft ist. Die mündliche Ueberlieferung, oder die Sage, erfaßt nur die hervorstechendsten Züge des Lebens ihrer Helden, sie bekümmert sich wenig um die allmählige Entwicklung des Charakters derselben, sie übersieht den Zusammenhang eines Ereignisses mit dem andern, sie vernachläßigt endlich die wichtigsten Gränzmarken aller Geschichte: den Ort und die Stunde. Hiezu kommt noch ein anderer bedeutender Uebelstand. Wer hat nicht schon selbst die Erfahrung gemacht, daß allen Nachrichten, die eine Zeitlang durch den Mund der Menschen gelaufen sind, nothwendig fremdartige Bestandtheile sich anhängen. Jeder Erzähler thut, oft ohne es selbst zu wissen, Etwas von seiner eigenen Farbe hinzu. Dieß gilt nicht bloß von einzelnen Menschen, sondern selbst von Nationen. Je entschiedener die Eigenthümlichkeit eines Volkes ist, desto schärfer wird es diese Sinnesart in seinen Sagen und Ueberlieferungen ausprägen. Nun gab es vielleicht nie ein Volk, das so ganz in einer Gedankenwelt lebte, wie das jüdische, aus dessen Schooße die christliche Kirche hervorgieng. Welches vielgestaltige, bis ins Kleinste ausgemalte Bild von dem Erwarteten lebte in ihren Köpfen! und wie hätten daher die alten Judenchristen der Versuchung widerstehen sollen, Charakterzüge, die allein der ideellen Persönlichkeit des Ersehnten angehörten, in die Sagengeschichte Desjenigen zu verweben, den sie für den wirklich erschienenen Messias hielten. Außerordentlich groß ist der Einfluß dieses Umstands auf die Gestaltung der Evangelien gewesen.

Etwa ums Jahr 80 unserer Zeitrechnung liefen unter den Judenchristen Galiläas nicht blos einzelne, schriftlich abgefaßte,

Sagen über Jesu Geschichte herum, sondern es waren auch bereits Versuche gemacht worden, solche abgerissene Stücke zusammenzustellen. Man sieht dieß aus der Vorrede zum dritten Evangelium, dem wir jezt unsere Aufmerksamkeit schenken müssen. Ein angesehener Römer, vielleicht ein Beamter, mit Namen Theophilus, der für das Christenthum gewonnen war, wünschte damals genauere Nachrichten über die Schicksale des Stifters der neuen Kirche zu erhalten, und scheint sich deßhalb an einen Freund, der in der Nähe des Schauplatzes der Thaten Jesu, etwa in Syrien lebte, gewendet zu haben. Um dem Verlangen seines Gönners zu genügen, stellte der uns sonst gänzlich unbekannte Freund des Theophilus aus den Hülfsmitteln, welche er in jenen Gegenden vorfand, eine Beschreibung der Geschichte Jesu und seiner Apostel in zwei kleinen Schriften zusammen, welche jezt, die eine unter dem Namen des Evangeliums Lucä, die andere unter dem Titel der Apostelgeschichte, einen Theil unserer heiligen Bücher ausmachen. Außer den wenigen Worten, welche die Vorreden des Evangeliums und der Apostelgeschichte bilden, hat er nichts Eigenes beigefügt, sondern läßt durchaus seine Quellen selbst reden. Diese bestanden theils in den eben beschriebenen abgerissenen Sagen, die er, wie wir sagten, bereits in schriftlicher Gestalt vorfand, theils in etlichen, von Vorgängern versuchten Bearbeitungen derselben, endlich in zwei köstlichen Urkunden, die über die Zerstörung Jerusalems hinaufreichen: wir meinen die Rede des ersten Märtyrers der christlichen Kirche, Stephanus, Apostelgeschichte VII., 2—53., die, wenn nicht alle Spuren täuschen, bald nach der That aufgeschrieben worden seyn muß, und ein treues Bild des Zustandes der ältesten Kirche gibt. Von gleichem Werth ist der Bericht von Pauli Thaten, der den zweiten Theil der Apostelgeschichte umfaßt und von Kap. 13. bis zu Ende des Buches reicht. Der Verfasser desselben gibt sich aufs Deutlichste als einen Augenzeugen zu erkennen, indem er öfter von sich in der ersten Person redet. Wahrscheinlich rührt dieses wichtige Bruchstück von dem Arzte Lukas her, der nach mehreren Stellen der Paulinischen Briefe *) ein Genosse und Begleiter des Heidenapostels war. Eine dunkle Ueberlieferung hievon erhielt sich in der alten Kirche, und gab sehr bald zu dem, mit großer Einstimmigkeit von den frühesten Vätern wiederholten, Irrthum

*) Coloss. IV., 14, Philemon. 24, 2 Timoth. IV., 11.

Anlaß, als sey jener Lukas der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte, was nach den klarsten inneren Beweisen nimmermehr der Fall seyn kann.

Das dritte Evangelium war ursprünglich eine Privatschrift, blos für Theophilus bestimmt, und lange Zeit mag es in den Händen dieses Mannes und seiner Familie geblieben seyn, ohne dem öffentlichen Gebrauche der Christen zu dienen. Aber das Verlangen nach schriftlicher Darstellung der Geschichte Jesu war damals, wie wir sagten, unter den Gemeinden bereits rege geworden. Ein anderer, uns ebenfalls unbekannter Christ, kam daher — wie es scheint, geraume Zeit nach Abfassung des dritten Evangeliums — diesem Bedürfnisse entgegen, indem er das erste Evangelium, zum Theil aus denselben Quellen, wie die waren, welche der Ordner des dritten benüzte, zum Theil auch aus andern, aber ähnlichen, welche dieser nicht kannte, zusammenstellte. Hieraus erklärt es sich, warum das erste Evangelium mit dem dritten — bei sonstigen bedeutenden Abweichungen — oft bis aufs Wort übereinstimmt. Seine spätere Abfassung verräth sich deutlich genug durch die Einmischung jüngerer und trüberer Sagen, welche in der Zwischenzeit in die evangelische Ueberlieferung eingedrungen waren, und von dem Sammler des ersten Evangeliums arglos aufgenommen wurden. Dennoch ist dieses Geschichtbuch ohne Zweifel das erste gewesen, das zum gemeinsamen Gebrauche der Christen diente, während das andere — obgleich früher abgefaßt — vielleicht Jahre lang im Privatbesitze verborgen lag. Mit der Zeit wurde jedoch auch das dritte Evangelium Gemeingut der Christen, und somit hatte die christliche Kirche zwei Lebensbeschreibungen des Herrn, die nicht durchaus mit einander stimmten, was ein fühlbarer Uebelstand war. Um demselben abzuhelfen, unternahm es ein Unbekannter zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, etwa in den Jahren 110 bis 120, einen Auszug aus den zwei vorhandenen Evangelien zu machen, der das Wichtigste Beider vereinige. Weil damals noch einzelne schriftliche Sagen vorhanden waren, die sich in de. Evangelien, welche er auszog, nicht fanden, so nahm er einige wenige solcher Zusätze in seine Arbeit auf, um ihr neben der Brauchbarkeit eines guten Auszugs aus den beiden älteren Evangelien, noch einen besondern Werth zu verschaffen. Doch gehören nur etwa 24 Verse ihm eigenthümlich zu, alles andere hat er aus den beiden Vorgängern entlehnt. Diese

Arbeit trägt jezt den Namen des Apostelschülers Markus und nimmt unter den Evangelien bekanntlich die zweite Stelle ein.

Vorliegende Ansicht über die Entstehung der evangelischen Geschichtsbücher gründet sich nicht auf Zeugnisse des Alterthums, sondern auf genaue Untersuchungen ihrer Natur und Zusammensetzung, ist aber nichts desto weniger so sicher, als man nur immer bei solchen Fragen verlangen kann. Die kirchliche Ueberlieferung lautet allerdings ganz anders. Ihr zu Folge ist das erste Evangelium von dem Apostel Jesu Christi Matthäus als Augenzeugen aller in dem Buche geschilderten Begebenheiten abgefaßt, das zweite von dem Apostelschüler Markus, dessen Namen Petr. I., 5, 13. und Apostelgesch. XII., 12. 25. vorkommt, nach den Angaben des Apostelfürsten Petrus, das dritte endlich von dem Freunde und Begleiter Pauli nach den Aussagen des Heidenapostels niedergeschrieben worden. Allein die eigene Beschaffenheit der Evangelien, die als die besten Zeugen betrachtet werden müssen, widerstreitet diesen Angaben der Väter aufs Bestimmteste. Andererseits ist es nicht schwer, nachzuweisen, wie die alte Kirche dazu kommen mochte, jenen Büchern eine so erwünschte Entstehung beizumessen. In allen bekannten Religionen wiederholt sich die Erscheinung, daß wichtige Glaubensurkunden den Stiftern selbst oder ihren nächsten Freunden zugeschrieben werden. Es ist daher ganz natürlich, daß auch die Christen ihre Evangelien mittelbar oder unmittelbar auf die Apostel zurückführten. Somit fragt sich nur, warum gerade jene drei Namen als Verfasser der drei ersten Evangelien beliebt wurden. Wie wir schon sagten, liegt der Angabe, als sey Lukas der Urheber des dritten Evangeliums, eine historische Spur zu Grund, sofern allem Anschein nach der zweite Haupttheil der Apostelgeschichte wirklich von dem Begleiter Pauli herrührt, der diesen Namen trug; Anlaß genug für die arglose Einfalt der ältesten Kirche, um schon frühe das ganze dritte Evangelium sammt der Apostelgeschichte auf Lukas selbst zurückzuführen. Da die Ueberlieferung sich erhalten hatte, daß Lukas ein steter Gefährte des Heidenapostels gewesen und da die Christen wünschen mußten, ihre Geschichtsbücher durch die ausdrückliche Genehmigung von Aposteln des Herrn bestätigt zu wissen, so nahm man unbedenklich an, daß jener Lukas das Evangelium, welches man ihm beilegte, unter Mitwirkung seines Lehrers Paulus abgefaßt habe. Auf diese Weise besaß man ein Evangelium, das sich rühmen durfte, von dem Heidenapostel gutgeheißen

zu seyn. Allein noch höher als Paulus wurde von einem großen Theile der ältesten Gemeindemitglieder Petrus geschäzt, es herrschte sogar eine merkliche Eifersucht zwischen den Petrinern und Paulinern, die, wie später gezeigt werden soll, bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts verfolgt werden kann. Christen, welche für Petrus Parthei nahmen, lag der Gedanke sehr nahe, daß wenn Paulus ein eigenes Evangelium habe, auch Petrus das seinige zu besitzen verdiene. Was man für recht hielt, galt bald auch für wirklich, wie es fast immer in solchen Fällen geschieht. Allmählig ward daher das zweite Evangelium Petro zugeschrieben, aber nicht unmittelbar, sondern durch die Hand eines Dritten, weil auch Paulus das seinige nicht selbst verfaßt, sondern durch Lukas besorgt haben sollte. Nun kannte man keinen Freund des Judenapostels, der mit diesem in so innigem Verhältnisse stand, als Markus; denn lezterer wird von Petrus im ersten Briefe (V., 13.) mein Sohn genannt. Also mußte dieser Markus der Urheber des zweiten Evangeliums nach Petri Angaben seyn. Allen Anzeigen nach beruht die behauptete Verfasserschaft des zweiten Evangeliums auf folgendem Schluß: das zweite Evangelium entspricht genau dem dritten, folglich stammt es aus dem Munde eines Apostels, und zwar dessen, der neben Paulus auch sein eigenes Evangelium zu besitzen verdient, also des Petrus, aber nicht unmittelbar, denn auch das dritte rührt ja nicht von Pauli eigener Hand her, sondern durch einen dritten, folglich durch den, welchen Petrus seinen Sohn nennt, d. h. durch Markus.

Noch ist der Name des ersten Evangeliums zu erklären übrig. Wir haben gesagt, daß dieses Geschichtsbuch, obgleich das dritte, dem Lukas zugeschriebene, ohne Zweifel älter ist, doch früher als die andern in Umlauf kam, und dem Gebrauche der christlichen Gemeinden diente. Es hatte somit den Ruhm des Alters für sich, was in jenen Zeiten ein großer Vorzug war, der einen noch erlauchteren Ursprung, als den der übrigen, zu rechtfertigen schien. Man schrieb es daher einem der Apostel selbst unmittelbar zu; und zwar gerade dem Matthäus, wie uns scheint, wegen der Stelle von der Berufung des Zöllners, Matth. IX., 9—17. Hier wird erzählt, Jesus habe einen Mann, der am Zollbanke saß, Namens Matthäus, zur Nachfolge aufgefordert und als Apostel angenommen. Die andern beiden Evangelisten (Markus und Lukas) erzählen dieselbe Geschichte, allein sie nennen den Berufenen nicht

Matthäus, sondern Levi. Hier galt es einen Widerspruch zu vereinigen. Uns scheint, die älteste Kirche habe dieß auf folgende Weise gethan: Levi und Matthäus seyen verschiedene Namen eines Mannes, aber der älteste und erste Evangelist habe seine guten Gründe gehabt, den Berufenen gerade mit dem von ihm gewählten Namen zu bezeichnen. Die Andern brauchen einen Namen, der unter den Juden der gewöhnliche des Apostels gewesen, Jener dagegen den eigenthümlichen, den ihm Christus selbst gegeben. Darüber dürfe man sich nicht wundern, denn Matthäus sey selbst der erste Evangelist, er müsse daher Alles am Besten wissen.

Eine solche Art zu schließen, erscheint zwar in unsern Zeiten höchst sonderbar, allein in der ältesten Kirche kommen noch andere Beispiele der Art vor. Uebrigens geben wir diese Ansicht über die Namen der drei Evangelien nicht für eine erwiesene Thatsache aus, sie erscheint uns blos als die wahrscheinlichste unter vielen andern; jedenfalls aber ist gewiß, daß sämmtliche drei erste Evangelien nicht Apostel, oder Apostelschüler, auch nicht Augenzeugen zu Verfassern haben, sondern daß sie aus einzelnen Sagen, die lange Zeit blos mündlich fortgepflanzt, und großentheils erst nach der Zerstörung Jerusalems aufgeschrieben worden waren, wie Mosaik zusammengesezt sind.

Dieser ihr Ursprung verräth sich aufs unzweideutigste durch ihren Inhalt. Die mündliche Ueberlieferung bekümmert sich wenig um die Zeit, welche für urkundliche Geschichtschreibung eine der wichtigsten Größen ist. Nun eben dieser Mangel gilt in hohem Grade von den Evangelien. Wir erfahren aus ihnen weder wann Christus geboren, noch wann Er zuerst als Lehrer aufgetreten, noch wie lange Er öffentlich gewirkt habe, noch in welchem Jahr Er gestorben sey. Oertliche Sagen wurzeln ferner vorzugsweise in ihrem Heimathlande, mit andern Worten sie begleiten ihre Helden nicht gerne über die Gränzen der Gegenden hinaus, in welchen sie unter dem Volke leben. Auch dieß bewährt sich an den fraglichen Büchern. In Galiläa eingebürgert und dort entstanden, beschränkt die evangelische Sage, welche in denselben niedergelegt ist, den Aufenthalt Jesu fast ausschließlich auf Galiläa, sie kennt nur eine Reise Christi nach Jerusalem, an deren Schlusse sie Ihn am Kreuze enden läßt, während das vierte, dem Johannes zugeschriebene Evangelium, von dem sogleich gehandelt werden soll, den Erlöser auf vielen

Wanderungen nach Judäa begleitet, und Ihn uns häufiger in Jerusalem vorführt, als in seinem Heimathlande Galiläa. Unmöglich konnte die galiläische Sage den lezten Aufenthalt Jesu in Jerusalem ganz übersehen, weil Tod und Auferstehung des Herrn daselbst erfolgte. Dafür wirft sie alle auswärtigen (nicht in Galiläa geschehenen) Thaten und Schicksale Jesu auf einen Haufen und drängt sie in den kurzen Raum jener wenigen Tage zusammen. Endlich erzählen die drei ersten Evangelien, ganz ihrem sagenhaften Charakter gemäß, viele Dinge, welche nichts mit den wahrhaften Erlebnissen der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu zu schaffen haben, sondern dem Zauberkreise Dessen angehören, was nach dem jüdischen, so ausgebildeten Lehrbegriffe, der erschienene Messias thun und wirken sollte. Durchgängig leuchtet aus ihnen das Bestreben hervor, Jesum als den Messias des jüdischen Volksglaubens darzustellen, was Er nicht war, noch, wie sich zeigen wird, seyn wollte.

Sicherlich wäre es für uns, die jezt Lebenden, viel wünschenswerther, wenn in jenen Büchern statt sagenhafter Erzählungen urkundliche Geschichte dargeboten würde. Allein, fassen wir den Charakter des Jugendalters der Kirche gehörig ins Auge, so zeigt sich, daß es nicht anders seyn konnte. Vorurtheilfreie und genaue Darstellung von Begebenheiten ist nicht möglich ohne kühle Prüfung, und ich füge bei, ohne wissenschaftlichen Geist und schulgerechte Hülfsmittel. Aber diese beiden Erfordernisse vertragen sich nicht mit heißem Enthusiasmus, mit einer elektrischen Gedankenwelt, die ein ganzes Volk durchglüht. Zu der Zeit, von welcher wir reden, waren die Messiashoffnungen der Juden bis zum Siedpunkt gesteigert, und machten sich in einer Reihe wilder Ausbrüche Luft, welche endlich die Zerstörung Jerusalems, beinahe die Vernichtung der Nation herbeiführten; die irdischen Dinge erschienen ihnen in einem übernatürlichen Licht, gleich als stünde Alles auf dem Kopfe, statt auf den Füßen. Wie nun die Kunde sich unter den aufgeregten Massen verbreitete, der so heiß ersehnte Messias sey in der Person Jesu erschienen, so borgte die Erzählung von Ihm und seinen Thaten ihre theuersten und hervorstechendsten Farben nothwendig aus jener phantastischen Ideenwelt. Denkt euch dieselbe hinweg, so hat das Christenthum den mütterlichen Boden, in dem die junge Pflanze allein erstarken konnte, unwiederbringlich verloren. Hiezu kommt noch ein anderer, wichtigerer Umstand. Wer die Geschichte eines

Mannes richtig beschreiben will, muß Charakter und Wollen desselben nothwendig durchdrungen haben. Nun enthalten aber sogar die Sagenevangelien deutliche Spuren, daß auch die Apostel ihren Meister nicht begriefen; denn viel zu hoch stand Er über ihnen. Mit welchem Rechte kann man daher verlangen, daß die Zusammensteller jener Bücher, die nicht aus eigener Anschauung berichten, sondern aus der trüben Quelle mündlicher Ueberlieferung schöpften, uns ein klares Bild von Jesu Leben geben sollten. Durfte doch Er selbst seine tiefsten Gedanken dem Kreise der Jünger nicht rücksichtslos enthüllen, sondern sie nur wie ein Räthsel andeuten, dessen Lösung den kommenden Zeiten der Kirche aufbehalten seyn sollte. Wenn seine Zeitgenossen Ihn verstanden hätten, würden sie gemerkt haben, daß Er nicht in dem gemeinen, von den Aposteln wie von allen andern Glaubigen des ersten Jahrhunderts vorausgesezten Sinne des Volksglaubens Messias sey, eine Entdeckung, welche unfehlbar das Band zwischen Ihm und seinen Anhängern zerrissen, welche somit dem Stifter unseres Glaubens die Möglichkeit entwunden hätte, die Keime einer dauernden Saat auszustreuen, deren zarte Wurzeln nur unter der schützenden Hülle jener glühenden Hoffnungen erstarken konnten. Das Göttliche muß sich zu den Menschen herablassen, gleichsam die Farbe des Jahrhunderts anziehen, wenn es unter unserem Geschlecht Raum gewinnen will, sonst verflüchtigt es sich, weil es, ungemischt mit irdischem Stoffe, zu fein ist für unsere Organe.

Indeß ist unsere Kenntniß der Geschichte Jesu nicht blos auf die drei bis jezt genannten Evangelien beschränkt. Noch ein viertes ist übrig, dessen Verschiedenheit von den andern schon der flüchtige Anblick verräth. Während jene das Leben des Erlösers in einzelnen lose zusammenhängenden Bildern erzählen, ist dieses wie aus einem Gusse, von einem leitenden Gedanken beherrscht. Aber nicht nur der Form, auch dem Inhalte nach weicht es sehr weit von seinen Genossen ab. Jesus erscheint beim vierten Evangelisten in ganz anderem Lichte als bei den übrigen. Ob aber seine Geschichte darum wahrhaftiger berichtet sey: dieß ist eine Frage, über welche man in unserer so widerspruchsvollen Zeit heftig streitet. Wir halten uns an Thatsachen. Die ältesten Väter berichten einstimmig, Johannes, der Apostel Jesu, habe das fragliche Evangelium im höchsten Greisenalter und zwar in der kleinasiatischen Stadt Ephesus geschrieben.

Innere Gründe unterstützen dieses Zeugniß aufs Kräftigste. Bedeutsame Spuren finden sich in dem Buche, welche auf Ephesus als Ort der Abfassung hindeuten, andere sehr zahlreiche Stellen sprechen dafür *), daß es von einem Augenzeugen geschrieben seyn muß. Allerdings fehlt es auch nicht an etlichen Tönen, welche diese günstige Voraussetzung zu entkräften scheinen. Indeß läßt sich Alles vereinigen, wenn man jenes Zeugniß der Alten als wahr gelten läßt. Denn da Johannes als Greis, d. h. nicht vor dem Jahre 90 — 95 unserer Zeitrechnung, das Evangelium geschrieben haben soll, so fällt mehr als ein halbes Jahrhundert zwischen die Zeit, wo die Begebenheiten, die er schildert, wirklich geschahen, und die Stunde der Abfassung seines Buchs; gewiß Raum genug, um, selbst bei Voraussetzung eines guten Gedächtnisses und ungetrübter Wahrheitsliebe einzelne Verstöße begreiflich zu machen. Man denke sich den Fall, daß heute ein Greis von 80 — 90 Jahren blos aus der Erinnerung die Ereignisse des amerikanischen Kriegs, den er in früher Jugend selbst mitgemacht, niederschreiben sollte; sicherlich werden sich in seiner Erzählung, mag sie auch sonst treu seyn, manche Züge finden, die mit der ursprünglichen Sachlage nicht übereinstimmen. Hiezu kommt noch in Bezug auf das vierte Evangelium ein besonderer Umstand. Zwei Drittheile desselben bestehen aus Reden, welche Johannes Jesu Christo in Mund legt. Nun beweist die alltägliche Erfahrung, daß die Eindrücke des Gehörs viel flüchtiger sind, als die des Gesichts. Das glücklichste Gedächtniß erinnert sich nach 3 bis 4 Jahren kaum mehr längerer Vorträge; wie sollte also Johannes nach 50 und 60 Jahren die Reden Jesu wörtlich genau berichten! Man muß sich begnügen, wenn er den Hauptinhalt und Geist derselben treu wiedergibt, und daß er dieß in der Regel gethan, läßt sich beweisen. Es ist oben gezeigt worden, daß schon vor Christus sich eine sehr eigenthümliche Religionsphilosophie unter den ägyptischen Juden ausgebildet hatte, welche durch den Essenerorden in Palästina Eingang fand, und auch unter den Juden der umliegenden Länder in Syrien und Kleinasien zahlreiche Anhänger zählte. Der Apostel Paulus bekennt sich zu derselben, nicht minder der Evangelist Johannes. Unbezweifelbar hat der Leztere

*) Siehe meine Geschichte des Urchristenthums, heilige Sage II. 311 u. folg. Heiligthum und die Wahrheit S. 1. u. folg.

dieser Theosophie einen starken Einfluß auf seine Darstellung der Lebensgeschichte Jesu gestattet. Er ist nemlich hierin einer Nothwendigkeit unterlegen, die Tausend Andere trifft; denn wie wenig Historiker gibt es, die nicht ihre persönlichen, aus der Schule oder dem Leben geschöpften Ansichten, d. h. ihre eigenthümliche Philosophie in die Erzählung der Begebenheiten einmischen, welche sie beschreiben. Man gebe z. B. nur auf neuere, besonders deutsche Geschichtschreiber Acht, sicherlich wird ein geübtes Auge aus ihren Schriften sogleich die Farbe der Schul-Philosophie herauslesen, zu der ein Jeder derselben geschworen hat. Ideen, von denen ein ganzes Volk, ein Zeitalter beherrscht ist, spiegeln sich in allen litterarischen Werken ab, also auch in den historischen, und dieß um so mehr, wenn es sich um die Erzählung von Begebenheiten handelt, die an sich einen so metaphysischen Charakter tragen, wie dieß hier mit der Geschichte des erschienenen Messias der Fall ist. Um ein genaues Bild von den Thaten und dem Charakter Jesu zu gewinnen, muß man daher von der Darstellung des vierten Evangelisten den Einfluß abziehen, den die damalige Zeitphilosophie auf ihn gehabt hat. Dieß ist zwar schwer, doch nicht durchaus unmöglich, weil wir aus andern Quellen die jüdische Denkweise jenes Jahrhunderts kennen. Allein nicht nur die Zeit, sondern auch der Ort, an dem er schrieb, hat mächtig auf den Evangelisten eingewirkt. Sehr hitzige Kämpfe scheinen in Ephesus unter der neu entstandenen Christengemeinde und den dortigen Juden stattgefunden zu haben, woher es kommt, daß aus dem Evangelium nicht nur eine entschiedene Abneigung gegen die Juden, sondern auch, wie wir glauben, da und dort das Bestreben hervorleuchtet, gewisse Züge der Geschichte Jesu auf eine Weise dazustellen, die den Einwürfen der verhaßten Gegner jeden Haltpunkt entziehen sollte *). Das vierte Evangelium ist von einem Augenzeugen verfaßt, aber so geraume Zeit nach den Thatsachen, daß die Erinnerung nicht mehr ganz ausreichte — ein Nachtheil, der bei jedem Buche unter gleichen Umständen sich wiederholen wird — es ist mit einem sehr lebendigen und aufgeregten Gefühle geschrieben, das jedoch nicht blos aus der Wirklichkeit des Lebens Christi, sondern auch aus einem tiefgewurzten Nationalglauben, und aus einer höchst eigenthümlichen

*) Siehe meine Schrift: „Heiligthum und Wahrheit“ S. 318 u. folg.

Zeitphilosophie, so wie aus religiösen Streitigkeiten ihre Stärke und Farbe zog. Darum muß der Geschichtschreiber, dem es um nackte Thatsachen zu thun ist, dasselbe mit Vorsicht gebrauchen. Es ist daher ein Glück, daß ihm die drei andern beigesellt sind. Als Zeugen von ganz verschiedener Art und Herkunft, jene aus der Sage entstanden, dieses von einem Jünger verfaßt, ergänzen und beglaubigen sie sich gegenseitig in den meisten Fällen, wodurch uns die Möglichkeit gegeben ist, die wichtigsten Thatsachen aus der Geschichte Jesu, mit deren Beglaubigung oder Läugnung die Kirche steht und fällt, mit Sicherheit zu ermitteln, obgleich andererseits viele Fragen von minderem Belang, deren Lösung für den Zweck einer genauen und streng zusammenhängenden Kenntniß der ersten Zustände unserer Kirche höchst wünschenswerth wäre, wegen der eben entwickelten Natur jener Geschichtsbücher in tiefem Dunkel schweben, und nie gehörig beantwortet werden können. Mit beinahe allen großen Erscheinungen am Himmel der Menschheit, theilt das Christenthum das Schicksal, daß seine Anfänge von einer mystischen Dämmerung umflort sind, die erst im dritten, vierten Mannesalter nach dem Hingange des Stifters, dem hellen Tage Platz macht.

Andere Quellen für die Geschichte Jesu, als die vier Evangelien und die zerstreuten Angaben in den Briefen des Apostels Paulus sind nicht vorhanden. Die römischen und griechischen Geschichtschreiber des zweiten Jahrhunderts geben nur wenige hingeworfene Worte von keinem Gewicht. In den Alterthümern des Josefus findet sich zwar ein Zeugniß über Christus, das, wenn man ihm trauen dürfte, von hoher Bedeutung wäre, aber seine Aechtheit ist mehr als zweifelhaft. Nach der wahrscheinlichsten Ansicht hat zwar Josefus wirklich unseres Erlösers erwähnt, aber die betreffende Stelle, ist nach den Zeiten des Origenes von einer christlichen Hand interpolirt worden, deren Züge ziemlich deutlich zu erkennen sind *). Im dritten

*) Die Stelle lautet (Alterthümer XVIII., 3, 3.) so: „Um diese Zeit trat Jesus auf, ein weiser Mann [wenn man ihn je einen Mann nennen darf, denn er war] Thäter wunderbarer Werke [Lehrer der Menschen, welche mit Liebe die Wahrheit annehmen] und viele der Juden, viele der Griechen auch gewann er, [dieß war der Christ] und obgleich Pilatus ihn auf die Anklage der ersten Männer unserer Nation durchs Kreuz hinrichten ließ, wandten sich doch seine Anhänger nicht von ihm ab [denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebend, gemäß den Profezeiungen der alten Seher, welche Dieses und tausend andere

Jahrhundert lief unter den Christen eine Schrift um, welche angeblich von dem Erlöser selbst herrühren sollte; nemlich ein Briefwechsel zwischen Ihm und dem Toparchen von Edessa *), aber dieß Machwerk ist erweislich unächt. Gleich geringer Werth kommt einer Reihe apokryphischer Evangelien und Akten zu, die im Laufe des zweiten Jahrhunderts entstanden, theils ganz erdichtet, theils aus weit trüberer Sage, als die kanonischen, geschöpft sind. Einer noch späteren Zeit gehört der angebliche Brief des Lentulus an den römischen Senat an, in welchem die Gestalt Jesu geschildert wird.

Uebrigens war die sagenhafte Beschaffenheit der Evangelien der ältesten Kirche nicht unbekannt. Sie wurden Anfangs keineswegs für untrügliche, vom heiligen Geiste eingehauchte Bücher gehalten. Im zweiten Evangelium finden sich deutliche Spuren, daß sein Verfasser, der, wie wir oben sagten, das dritte und erste auszog, mehrere Angaben des Matthäus darum übergieng, weil er sie für unwahr hielt **). Ein noch merkwürdigeres Beispiel bietet der Brief des heiligen Ignatius an die Philadelpher dar, wo dieser Vater erzählt, gewisse, mit der christlichen Lehre wohlbekannte Leute hätten gegen ihn geäußert: wir glauben nicht an das Evangelium, es sey denn, daß die Aussagen desselben durch archivalische Urkunden bewiesen werden ***). Man ersieht hieraus, daß ums Jahr 140 — 50 unserer Zeitrechnung in gewissen Kreisen von solchen, welche sonst dem Christenthum ihre Aufmerksamkeit zuwandten, bedeutende und zwar rein historische Zweifel gegen die Wahrhaftigkeit der evangelischen Geschichtsbücher herrschten. Aus einem weitern Umstande darf man schließen, daß diese Zweifel unter den Heidenchristen ziemlich verbreitet waren. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts wurden nämlich unter dem Namen acta Pilati falsche Urkunden geschmiedet, welche darauf berechnet waren, mit dem Scheine amtlicher Berichte die Skrupel römischer

---

Dinge über ihn geweißagt hatten]. Bis auf diesen Tag dauert die Sekte der Christen fort, welche diesen ihren Namen nach ihm erhielten." Ich habe die Zusätze, welche ich für interpolirt halte, durch Klammern angezeigt. Die Gründe für und wieder die theilweise oder völlige Unächtheit der Stelle findet man bei Gieseler Kirchengeschichte I. Seite 73 kurz zusammengestellt.

*) Zuerst mitgetheilt von Eusebius Kirchengeschichte I., 13.

**) Siehe meine Schrift: „heilige Sage" II., 218.

***) Ebendaselbst S. 220 folg.

Christen niederzuschlagen. Man muß daher diese unterschobene Schriften als ein Zugeständniß der ältesten Kirche betrachten, daß die Evangelien nicht vollkommen den Anforderungen historischer Sicherheit entsprechen.

Nichtsdestoweniger haben diese alten Zweifel an der Genauigkeit jener Bücher, wie der Erfolg beweist, dem Aufblühen der Kirche nicht geschadet. Der christliche Glaube beruhte von jeher auf einer Grundlage, die mit Pergament und historischen Hülfsmitteln wenig zu thun hat. Seine stärkste und erste Stütze war damals, wie jezt, die Ueberzeugung: daß außer dieser Körperwelt, in der wir für den Augenblick leben, eine höhere übersinnliche bestehe, daß die Seelen der Menschen eigentlich für leztere bestimmt seyen, daß beide Welten in Verbindung gesezt werden können und sollen, daß Jesus Christus der Vermittler derselben sey, und daß die Seelen mit Ihm durch Liebe, durch Hoffnung, durch Glauben ewig geeint werden. Von diesen Sätzen können der erste, zweite und vierte ihrer Natur nach, streng genommen, nie durch historische Beweise erhärtet werden. Aus dem innersten Bewußtseyn des Menschen müssen sie sich entwickeln, sie sind die unerläßlichen Vorbedingungen der christlichen Religion, wer sie nicht von Hause mitbringt, kann auf keine Weise zum Christen gemacht werden. Der dritte Satz endlich läßt zwar einen historischen Beweis zu, obgleich keinen vollkommenen, nemlich durch die Aussagen Jesu von sich selbst, und durch seinen Charakter: zwei Größen, welche aus unsern Evangelien mit hinreichender Sicherheit erhärtet werden können. Von dieser geistigen Grundlage ausgehend, die ihre Stärke weit mehr in der Natur des innern Menschen als in äußern Zeugnissen fand, legte sogar die älteste Kirche geraume Zeit nur ein sehr untergeordnetes Gewicht auf die schriftlichen Evangelien. Bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts berufen sich die Väter vorzugsweise auf die mündliche Ueberlieferung von Christo, welcher sie einen höhern Werth beizulegen scheinen, als jenen Büchern. Hiezu mag allerdings die von den Juden zu den Christen übergegangene Scheue vor dem geschriebenen Wort das Ihrige beigetragen haben. Pflanzten ja die Pharisäer ihre Traditionen Jahrhunderte lang blos mündlich fort. Der Talmud wurde von ihnen erst dann zusammengetragen, als die völlige Vernichtung ihres Staats sie zwang, dem mündlichen Gesetz eine unabänderliche Gestalt durch die Schrift zu geben. Erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts

giengen die Evangelien in den allgemeinen Gebrauch der christlichen Gemeinden über, wozu ebenfalls ein äußeres Bedürfniß den Anstoß gab, man brauchte sie nämlich fortan als unentbehrliches Rüstzeug im Kampfe gegen die aufkeimenden Ketzereien *). Dasselbe tiefe und rege Gefühl, das die älteste Kirche auszeichnete, und die schnelle Ausbreitung des Glaubens ohne gelehrte und schriftliche Hülfsmittel herbeiführte, verhinderte auch die Nachtheile, die sonst aus der Unsicherheit aller mündlichen Ueberlieferung entstehen. Außer den kanonischen Evangelien gab es im zweiten Jahrhundert noch viele andere, dennoch erfreuten sich nur jene vier allgemeiner Zustimmung, weil der richtige Sinn der Christen, geleitet von jenem Gefühle, sie als die besten und wahrsten erkannte. Demselben Grunde muß man es zuschreiben, daß auch diejenigen Stücke der drei ersten Evangelien, welche unpartheiische Prüfung als unhistorisch fallen lassen muß, wenn gleich, was den Buchstaben betrifft, ohne geschichtlichen Werth, doch ihrer innern Bedeutung nach dem ächten Geiste des Christenthums vollkommen entsprechen. In diesem Geiste, der die besten Mitglieder der Urkirche durchdrang, haben auch jene Sammler gearbeitet. Hätten sie es nicht gethan, so wäre ihr Werk nicht allgemein anerkannt worden.

Viertes Kapitel.

Johannes der Täufer. Jesus Christus.

Mit dem Anfang unserer Zeitrechnung eilte der jüdische Staat unaufhaltsam seinem Untergange zu. Nachdem der Makkabäische Mannsstamm mit Hyrkanus ausgestorben war, hatte sich der Idumäer Herodes, bekannt unter dem Beinamen des Großen, der Gewalt bemächtigt, welcher er einigen Schein von Recht dadurch zu geben suchte, daß er die Erbtochter Hyrkans Mariamne heirathete. Diese Ehe, vom Anfang an durch Mißtrauen vergiftet, endigte damit, daß Herodes Mariamne und ihre Söhne ermorden ließ. Mit gleicher Grausamkeit, wie gegen seine eigene Familie, wüthete Herodes

*) Man vergleiche hierüber die treffliche Schrift von Gieseler: „historisch-kritischer Versuch über die Entstehung und die frühesten Schicksale der schriftlichen Evangelien.“

gegen die Juden, seine Unterthanen. Ein Tyrann zu Hause, mußte er gegen Außen den Gebietern der römischen Welt schmeicheln, denn die Selbstständigkeit des jüdischen Staats war schon vor ihm verloren. Sterbend theilte er das Reich unter seine drei Söhne: Archelaus erhielt als Ethnarch Judäa, Idumäa und Samarien, Philippus und Herodes Antipas bekamen mit dem Titel Tetrarchen, Jener Batanäa, Ituräa und Trachonitis, der Andere Galiläa und Peräa. Diese Zerstücklung war das Werk römischer Politik, eingeleitet in der Absicht, die Juden durch innere Schwäche zur Sklaverei und völliger Einverleibung in das große Reich vorzubereiten. Nur wenige Jahre blieb Archelaus, der den größten Antheil erhalten, im Besitz seines Erbe, er ward vom römischen Kaiser August nach Gallien verwiesen, das Land, das er beherrscht hatte, zur Provinz Syrien geschlagen, und unter der Oberaufsicht des syrischen Prokonsuls von einem Prokurator verwaltet *). Von den Brüdern des Ethnarchen behielt nur Philippus sein Erbe bis zu seinem Tode, Herodes Antipas wurde ebenfalls verwiesen. Allein noch einmal gieng, obgleich für kurze Zeit, der Glückstern der Heroden auf. Agrippa, ein Enkel Herodes des Großen, erhielt zuerst (im Jahr 37 unserer Zeitrechnung) die Tetrarchie seines verstorbenen Oheims Philippus, zwei Jahre später den Antheil des verbannten Antipas, und wurde (41) von Kaiser Claudius sogar zum Könige von ganz Palästina erhoben, so daß er das gesammte Reich seines Ahns wieder vereinigte. Allein er starb schon im Jahre 44, und nach seinem Tode wurde alles Land, das er besessen, für immer zur römischen Provinz gemacht und von Prokuratoren verwaltet: Cuspius Fadus, Tiberius Alexander, Ventidius Cumanus, Claudius Felix, Porcius Festus, Albinus, Gessius Florus, unter welchem die große Empörung ausbrach, welche mit der Zerstörung Jerusalems endigte (70).

Weder die Grausamkeit der einheimischen Tyrannen, noch die Bedrückungen der Römer, noch die beständigen Wechsel der Gewalt, vermochten jedoch die Nationalität der Juden zu brechen. Im Gegentheil bewirkte das Gefühl des öffentlichen Unglücks, die Trostlosigkeit der Zeiten, daß die Hoffnung auf den einstigen Erretter, welche die Propheten in zahlreichen Stellen ihrer Bücher angefacht,

*) Der fünfte dieser Prokuratoren war Pontius Pilatus, unter welchem Christus den Kreuzestod erlitt.

und welche der Volksglaube mit den lebendigsten Farben ausgemalt hatte, immer inbrünstiger wurde. Um sie drehte sich in den lezten 70 Jahren vor der Zerstörung Jerusalems das ganze Leben der Nation. Diese Hoffnung ist es, welche den Juden eine so hohe Wichtigkeit gab für die Weltgeschichte, aber auch höchst gefährlich war für das Volk, das sie hegte, wie für diejenigen Personen, die sich für den Ersehnten erklärten oder von ihren Landsleuten dafür gehalten wurden. Die messianische Würde verlieh Dem, welchem sie zugestanden wurde, einen unermeßlichen Einfluß, nicht nur auf die Einwohner Judäas, sondern auch, wegen der Verbreitung des jüdischen Glaubens im römischen Reich, auf die westlichen Nationen. Ein von seinem Volke anerkannter Messias mochte daher der Welt eine andere Gestalt geben, die größten Veränderungen in politischen wie religiösen Dingen herbeiführen. Denn er vereinigte vermöge seines Amtes alle bürgerliche, kriegerische und kirchliche Machtvollkommenheit in seiner Person. Allein diese Vortheile wurden von noch größeren Gefahren aufgewogen. Das wichtigste Geschäft, das man einstimmig dem Erwarteten beilegte, war die Befreiung Israels von dem Joche der Fremden, unter dem es seufzte, und sodann die Gründung eines jüdischen Weltreichs. Nun gehörte aber damals die Herrschaft über die bekannte Erde den Römern an, und jener Glaube der Juden mußte daher zu einem Kampfe mit Rom führen, dessen Ausgang bei dem ungeheuren Abstand der Macht Beider nur zum Verderben der Juden ausschlagen konnte. In der That haben die Juden diesem Glauben mehrere Millionen ihrer kräftigsten Jugend geopfert. Seit den Tagen Augusts bis auf Vespasian folgte ein Aufstand dem andern, jeder im Namen oder unter dem Vorwand des verheißenen Erretters, aber immer bewiesen ihnen die Römer mit dem Schwerte, daß der Ersehnte noch nicht gekommen. Nicht geschreckt durch die Zerstörung Jerusalems, welche im Jahr 70, ebenfalls durch eine messianische Bewegung, erfolgte, wagten die Juden 50 Jahre später, unter Anführung des falschen Messias Barchochba, eine neue 20jährige Empörung, aber auch sie ward im Blute des Volks erstickt. Das gleiche Schicksal hatten ähnliche Versuche in den späteren Jahrhunderten. Natürlich traf die Rache der fremden Beherrscher Israels vor allen Diejenigen, welche sich für den erwarteten Erretter ausgaben. Als Hochverräther und Anstifter der Empörung sind sämmtliche Messiase der Juden, deren Namen die Geschichte

überhaupt nennt — über zwölf — von den jeweiligen Oberherrn, unter denen die Nation stand, hingerichtet worden. Von dieser Regel macht nur Jesus, der Stifter unserer Kirche, eine Ausnahme. Alle Quellen, die überhaupt von ihm berichten: die vier Evangelien, der Apostel Paulus *), der jüdische Geschichtschreiber Josefus **), sagen einstimmig aus, daß er nicht unmittelbar durch den römischen Landvogt Pilatus, sondern gegen den Willen dieses Mannes in Folge der Anklage seiner eigenen Volksgenossen hingerichtet worden sey. Hieraus ergibt sich mit größter Sicherheit, daß Jesus die Würde des Messias, die er sich zuschrieb, in einem ganz andern Sinn verstanden haben müsse, als alle andern.

Die allgemeinen Erwartungen des jüdischen Volks scheinen auch den Essener-Orden in große Bewegung gesezt zu haben. Nur bildete er sie auf seine Weise aus. Gemäß dem streng-sittlichen Geiste, der in ihrer Gesellschaft lebte, behaupteten sie, daß die Ankunft des Ersehnten durch die Sünden des Volks zurückgehalten werde, durch Besserung und Buße könne man allein sein Erscheinen beschleunigen. Mit solchen Lehren trat ums Jahr 30 unserer Zeitrechnung ein Mann öffentlich auf, der nach allen Anzeigen zum Orden der Essener gehört hat. Johannes, bekannt unter dem Namen des Täufers, forderte alles Volk zur Sinnesänderung auf, taufte Die, welche sich für ihn erklärten, nach essenischem Gebrauche mit Wasser, als dem Sinnbilde innerer Reinheit, und verkündigte seinen Anhängern als nächst bevorstehend den Anfang des messianischen Reichs. Judäa gerieth durch seine Predigt in große Aufregung, eine Masse Volkes strömte herbei, sich von ihm taufen zu lassen, den Gewalthabern ward bange, weil sie befürchteten, die Predigt des Mannes werde zu Neuerungen und Aufständen führen. Unter Denen, welche die Taufe von Johannes empfiengen, war auch Jesus der Stifter unserer Kirche. Zum erstenmale tritt sein Name mit diesem Akte in die beglaubigte Geschichte ein. Ueber seine früheren Schicksale wissen wir gar Nichts irgend Beglaubigtes. Die Tage seiner Kindheit, seiner Jugend, von welchen das vierte Evangelium schweigt, sind in undurchdringliches Dunkel gehüllt, selbst das Jahr seiner Geburt ist völlig ungewiß. Denn die einzige Zeitbestimmung, welche

*) I. Thessal. II. 14. 15.

**) in den ächten Stücken seines oben angeführten Zeugnisses.

beim ersten Anblick beweisend scheint, Luc. III., 23. bezieht sich, genau genommen, auf die unbekannte Frist, in der Jesus zu Johannes kam, und darf daher nicht, wie man gewöhnlich sich erlaubt, als übereinstimmend mit der anderen Angabe Luc. III., 1. betrachtet werden. Außerdem ist sie wegen anderer Gründe sehr verdächtig, hauptsächlich weil sie sich nicht mit einem viel sicherern Zeugnisse des vierten Evangeliums VIII., 37. vereinigen läßt *). Die gemeine in der ganzen Christenheit übliche Zeitrechnung, nach welcher das Geburtsjahr Jesu Christi mit dem Jahre 754 der Erbauung Roms zusammenfällt, stammt von dem römischen Abte Dionysius dem Kleinen her, der sie um 532 aufbrachte. Zuerst von den fränkischen Geschichtschreibern angenommen, wurde sie nach und nach allgemein eingeführt. Noch weniger als das Jahr, läßt sich der Geburtstag Jesu bestimmen. Doch hat man es schon frühe versucht. Nach Clemens von Alexandrien **) nannten Einige den 20. Mai, Andere den 19. oder 20. April. Die Anhänger des Basilides feierten den 6. Januar, welche Berechnung in der morgenländischen Kirche Beifall fand. Die abendländische verlegte ihn auf den 25. Dezember, und diese Annahme hat sich bis jezt erhalten. Betreffend die Geburt Jesu ist nur so viel gewiß, daß Er in Galiläa das Licht der Welt erblickte, und zwar allem Anschein nach in dem Städtchen Nazareth ***). Seine Mutter war Maria, sein Vater Joseph, der nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung vom Zimmerhandwerk sich genährt haben soll, beide Eltern scheinen arm gewesen zu seyn.

Die Evangelien berichten einstimmig, daß Johannes Jesum, als Dieser ihm nahte, um getauft zu werden, für den Messias erkannt habe. Schwierig ist es dagegen, aus ihrer Darstellung herauszulesen, wie und warum der Täufer sich so günstig über Jesus äußerte. Sie erzählen in der mystischen Sprache der ältesten Judenchristen von einer Taube, die als Sinnbild oder Werkzeug des Geistes während der Taufe auf Jesum oder an ihm herniedergeflogen sey. Ebenso wenig erfahren wir, ob der Stifter unserer Kirche vor diesem entscheidenden Zusammentreffen, mit Johannes dem

---

*) Siehe meine Schrift das Heiligthum und die Wahrheit S. 181 u. folg.

**) Stromat. I. 340.

***) Dieß folgt aus verschiedenen Stellen des vierten Evangeliums, siehe hierüber wie über die folgenden Sätze Heiligthum und Wahrheit S. 260 u. folg.

Täufer in Verbindung stand oder nicht. Hingegen ist gewiß, daß Jesus das Zeugniß des Täufers über die hohe Würde, die er Ihm beilegte, annahm und sich selbst für den Messias hielt. Auch über die Frage, in welchem Sinne Er für den Verheißenen gelten wollte, kann kein Zweifel obwalten. Wir haben im zweiten Kapitel dieses Buches gezeigt, daß vier verschiedene Darstellungen des Messiasbegriffs unter den Juden jener Zeit herrschten: die Einen (worunter namentlich die Pharisäer) hielten sich an die politischen Weissagungen der ältern Propheten, und sahen demgemäß in dem Verheißenen einen Helden aus Davids Stamm, der mit außerordentlichen Kräften von Gott ausgerüstet, obwohl ein Mensch, durch Waffengewalt Israel befreien und zur herrschenden Nation erheben werde. Andere erblickten in ihm, nach Daniels Ausspruche, ein überirdisches Wesen, das aus den Himmeln herniedersteigend, die Feinde des gotterwählten Volks bestrafen, die Todten zum Weltgericht aus den Gräbern rufen, und dann die Frommen zur ewigen Seligkeit einführen werde. Eine dritte Klasse hielt Ihn für den zweiten Gott, den Sohn des Höchsten, Logos oder auch Uradam genannt, der nach dem Sündenfall des ersten Elternpaars die befleckte Erde verlassen habe, und nun am Ende der Zeiten wieder erscheine, um das Paradies herzustellen. Endlich gab es eine Parthei, welche ausschließlich die Stelle Deuteron. XVIII., 15. auf den Messias bezog, und demgemäß einen verklärten Moses in dem Ersehnten sah. Die unendliche Mehrzahl des jüdischen Volks schwor zu den zwei oder drei ersten Formen der Messiaslehre, die Essener dagegen glaubten an die vierte. Jesus Christus hat, obwohl nur zum Theil und auf eigenthümliche Weise, für dieselbe Ansicht entschieden. Man ersieht dieß aus mehreren Stellen des vierten Evangeliums*), insbesondere aus der Thatsache, daß Er, offenbar nach dem Vorbilde Mosis, zwölf Apostel als Gehülfen um seine Person sammelte. Es ist daher kein Zweifel, daß Er für den Propheten gehalten seyn wollte, dessen einstige Zukunft das Gesetz in jener merkwürdigen Stelle verkündet. Als Solcher sprach Er in den erhabensten Worten von seiner Sendung. Das Band zwischen der übersinnlichen Welt und dieser körperlichen, welche einst in den Anfängen unseres Geschlechts in ungetrübtem Verkehre, durch die Sünden der Menschen sich entfremdet worden, sollte wieder

*) Siehe meine Schrift: Heiligthum und Wahrheit S. 31 u. folg.

hergestellt werden, die Sterblichen durch doppelte Liebe zu Einander und zu dem Höchsten, zu einer Familie vereinigt, den Herrn und Baumeister dieser Welt als ihren gemeinsamen Vater betrachten, der nur das Beste seiner Kinder wolle. Auf Befriedigung der theuersten Wünsche des menschlichen Herzens, auf Heil und Wohlergehen, lehrte Er, sey die Einrichtung des Alls abgesehen, aber nur der gebesserte Mensch gefalle dem Höchsten, nur ein Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit sey Ihm angenehm. Fasten, Waschungen, Ceremonien, Gebete, die blos der Mund spreche, heilige Handlungen, die blos die Hand verrichte, nicht auch das Herz, blutige Opfer und der steinerne Cult im Tempel zu Jerusalem gelte vor dem himmlischen Vater Nichts. Dabei zeigte Er den Weg, auf welchem man diesem hohen Urbilde der Vollkommenheit, das Er dem gesunkenen Menschengeschlechte vorhielt, nachstreben könne, indem Er sich selbst die höchste denkbare Würde beilegte. Ich, sagte Er, bin der Mittler zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt, zwischen Erde und Himmel, Niemand kommt zum Vater als durch mich! An Ihn müsse der Glaubige sich mit völliger Hingebung anschließen, in Ihn geistig eingehen durch ein Heraustreten aus sich selbst, das vom Gefühle besserer Menschen wohl geahnt wird, für welches aber erklärende Formeln aufzufinden, der Verstand sich vergeblich abmüht. Es kann gar kein Zweifel obwalten, daß Jesus auf die beschriebene Weise sich selbst eine Würde beilegte, die weit über das Maas der menschlichen Natur hinausreicht, daß Er eine überschwängliche Einheit seiner Person mit dem Unendlichen gelehrt hat. Dieß folgt ebenso sicher aus der Thatsache, daß Er sich für den Propheten von Deuter. XVIII., 15. erklärte, als aus den einstimmigen Aussagen sämmtlicher Evangelien. Wie wir mehrfach bemerkt, stellen die drei ersten dieser Geschichtbücher, weil aus der judenchristlichen Ueberlieferung stammend, Jesum vorzugsweise als den Messias des israelitischen Volksglaubens dar, dennoch kommen in ihnen einige Stellen vor, welche gleichsam den Grundton des vierten Evangeliums anschlagen, und ganz mit demselben übereinstimmen. Man vergleiche z. B. Matth. XI., 25. und die Parallelen, wo Jesus von sich selbst sagt: „Ich preise Dich Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du Solches den Weisen und Verständigen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbaret hast. Ja Vater, denn also war es Dein Wohlgefallen. Alle Dinge sind mir übergeben von meinem

Vater, und Niemand kennet den Sohn als nur der Vater; und Niemand kennet den Vater, als nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren“ u. s. w. Diese Worte stechen aufs Fühlbarste ab von der Art, in welcher die drei ersten Evangelien sonst den Herrn sprechen lassen. Es sind Anklänge der johanneischen Welt, die wie ein Gewächs aus fremdem Boden in den drei ersten Evangelien dastehen, zum deutlichen Beweis, daß sie nicht aus der Werkstätte der Sage stammen, welche in jenen drei Büchern sonst niedergelegt ist. Von Außen, durch eine fremde Macht sind sie denselben aufgenöthigt worden, das heißt, weil Christus wirklich so von sich sprach, hat sich eine Spur davon auch in den Sagenevangelien erhalten. Dasselbe Ergebniß folgt aus den Briefen des Heidenapostels. Paulus, der sicherste Zeuge, äußert sich sehr oft in derselben Weise über Christus.

Bei den eigenthümlichen, unter den Volksgenossen Jesu verbreiteten Ansichten, die wir in dem zweiten Kapitel dieses Werks beschrieben haben, konnte es den Juden nicht ganz ungewohnt erscheinen, wenn ein Mann, der sich für den verheißenen Propheten ausgab, so von sich selbst sprach. Denn Aehnliches erwarteten wenigstens Einzelne von dem Ersehnten. Aber in anderer Beziehung wich Jesus völlig ab von den Messiasbegriffen seiner Zeitgenossen. Das ganze jüdische Volk ohne Ausnahme, auch die geistigsten Essener, setzten voraus, daß der verheißene Erretter sein Volk von der Fremdherrschaft, unter der es stand, befreien und folglich nicht blos ein Prophet, sondern auch ein großer Kriegsmann seyn werde. Hatte ja auch Moses, das Vorbild des Künftigen, sein Volk aus der ägyptischen Knechtschaft erlöst. Diese politische Seite der Messiaslehre hat Jesus ganz von sich abgewiesen. Allein da der Wahn gewaltsamer Befreiung durch den Messias alle Fasern des Volks durchdrungen hatte, da derselbe sogar die Apostel und theuersten Jünger des Herrn beherrschte, so durfte Jesus nur mit äußerster Vorsicht an diesem Irrthum rütteln, weil Er sich sonst des großen Hebels geistiger Einwirkung auf seine Volksgenossen, welchen allein die Messiasidee darbot, unwiederbringlich beraubt, weil Er sogar das Band zerrissen hätte, das seine Jünger an Ihn fesselte. So sehr auch die drei Sagenevangelien dem gemeinen Messiasbegriff huldigen, und obgleich sie Jesum an zahlreichen Stellen so von sich reden lassen, als ob Sein Streben darauf gerichtet wäre, ganz

nach den jüdischen Erwartungen in nächster Zukunft ein großes Reich zu gründen, über die Feinde Israels das Weltgericht zu halten, und dann ewig mit den Frommen auf der gereinigten Erde zu herrschen, haben sich doch in eben diesen Büchern deutliche Spuren davon erhalten, daß Er in ganz anderem Sinne sich ausgesprochen haben muß. Luc. XVII. 20. heißt es: „Da Jesus von den Pharisäern gefragt wurde, wann kommt das Himmelreich? antwortete Er ihnen: das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Zeichen, man wird auch nicht sagen: hier oder da ist es, denn siehe das Reich Gottes ist in Euch.“ Dieser Ausspruch läuft dem jüdischen Volksglauben schnurgerade entgegen; wenn das Reich Gottes nicht mit Augen gesehen werden kann, so muß es nothwendig etwas Innerliches, Geistiges seyn; an eine politische Aenderung ist also nicht zu denken. Ebenso verhält es sich mit einer andern Stelle, Luc. X. 18.: „Jesus sprach zu den Jüngern: Ich sahe den Teufel vom Himmel fallen.“ Das ist eine verblümte Rede, deren Sinn, wenn man das Bild auflöst, dahin lautet: „Der Teufel sey bereits aus seiner Wirksamkeit vertrieben, er sey schon gerichtet,“ eine Behauptung, die ebenfalls den jüdischen Volksglauben aufhebt, kraft dessen der Teufel und die Macht des Bösen erst nach Errichtung des messianischen Weltreichs vernichtet werden sollte. Noch gehören hieher mehrere Stellen der drei ersten Evangelien *), wo Christus seinen Jüngern verbietet, bekannt zu machen, daß Er der Messias sey. Deutlich bricht hier durch die Dämmerung der Sage die Wahrheit hervor, daß Jesus jede politische Wirksamkeit, die der jüdische Glaube dem Messias zuschrieb, entschieden von sich abgewiesen hat.

Indeß viel klarer als die drei ersten Evangelien zeugt hiefür das vierte, welches uns zugleich über die Art und Weise aufklärt, in der Jesus die politischen Schwärmereien des Volks zu läutern bemüht war. In den Reden bei Johannes sucht Er überall jene allgemein verbreiteten Begriffe von messianischem Reich, Weltgericht, Herrschaft der Frommen in der kommenden Zeit, in ein mystisches oder geistiges Gebiet hinüberzuspielen, wodurch denselben der politische Stachel genommen wird; und nur in dieser verklärten Gestalt

---

*) Luc. IV. 41. V. 14. VIII. 56. IX. 20. Matth. IX. 30. VIII. 4. XVI. 20. XII. 14.

bezieht Er dieselben auf sich. In Betracht kommen Stellen wie Joh. III. 17, wo Jesus spricht: „Gott hat seinen Sohn nicht dazu in die Welt gesandt, daß Er die Welt richte, sondern damit die Welt durch Ihn selig werde. Wer an Ihn glaubt, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er nicht geglaubt hat an den Namen des eingebornen Gottessohns. Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt kommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht" u. s. w. Ebenso V. 24: „wahrlich ich sage euch, wer mein Wort höret und glaubet Dem, der mich gesandt hat, der hat (besitzt schon) das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben (bereits) durchgedrungen." In gleichem Sinne lauten noch viele Stellen *). Der Begriff, „messianisches Reich," **) der, aus dem jüdischen Volksglauben stammend, in den drei Sagenevangelien eine so wichtige Rolle spielt, kommt nur dreimal bei Johannes vor ***), und zwar jedesmal in entgegengesetztem Sinne, sofern Jesus ihn vergeistigt und umdeutet. Anstatt obigen Worts wird sonst immer der Ausdruck „ewiges Leben" gebraucht, welcher gar keine weltliche Deutung zuläßt, und somit die wahre Absicht Jesu außer Zweifel setzt. Den wichtigsten Beweis bietet endlich das 18. Kapitel bei Johannes dar, wo Jesus V. 36 dem Landvogte antwortet: „mein Reich ist nicht von dieser Welt, wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener für mich fechten, damit ich den Juden nicht überantwortet werde." Der Erfolg und die ganze Geschichte Jesu bürgt für die Aechtheit dieses Ausspruches. Denn wenn Er es irgend auf politische Aenderungen absah, würde Pilatus nicht erst zugewartet haben, bis die Juden ihren verhaßten Volksgenossen auf Leben und Tod angeklagt, sondern er hätte ihn, aus eigenem Antrieb, als gefährlichen Neuerer ergriffen, und dem Unglücklichen das Schicksal bereitet, dem sonst alle jüdischen Messiase unterlegen sind. Weil der Stifter unseres Glaubens von der römischen Obrigkeit nicht verfolgt

---

*) Z. B. Joh. VI. 47. VIII. 51. XI. 25. 26. XVII. 2. 3. III. 3. XVI. 11.; man vergleiche meine Schrift: das Heiligthum und die Wahrheit, S. 45 und ff.

**) βασιλεια τȣ θεȣ.

***) III. 3. 5. XVII. 36.

worden ist, müssen wir nothwendig schließen, daß Er nach eben den Grundsätzen gehandelt und gesprochen hat, die Ihm in jener Stelle des vierten Evangeliums in Mund gelegt werden. Jesus ist demnach gar nicht der Messias des jüdischen Volksglaubens gewesen, auch nicht ganz der von den meisten Propheten Verheißene. Denn auch Diese verkündigen vorzugsweise einen Herrscher und Helden; nur die berühmte Weissagung Jesaia paßt vollkommen auf Ihn.

Nie hätte Er die weltlichen Verhältnisse der jüdischen Nation gewaltsam geändert, sondern Er würde, wenn es Ihm gelang, das Volk in seine Bahn herüberzuziehen, darauf ausgegangen seyn, durch geistige Einwirkung das Leben so umzugestalten, daß es jenen Idealen uranfänglicher Reinheit, welche die Sage in das Jugendalter der Welt verlegt, oder auch den Zuständen seliger Harmonie sich annähern sollte, welche der Glauben unserer Kirche von einer andern Welt erwartet. Aber mit welchen Mitteln konnte Er hoffen, solche schwierige, man möchte sagen unmögliche, Aufgaben zu lösen? Allerdings bot der Messiasglauben, der die Gemüther damals durchglühte, Ihm die Möglichkeit eines unberechenbaren Einflusses auf seine Volksgenossen dar, sobald es Ihm gelang, wirklich von der Mehrheit als der Verheißene anerkannt zu werden. Allein anderer Seits thürmte die rein geistige Weise, in welcher Er diese Idee auffaßte, die größten Schwierigkeiten gegen das Gelingen seines Werks auf. Indem Er sich als religiösen Reformator und Wiederhersteller eines reinen Gottesdienstes ankündigte, zerfiel Er nothwendig mit den bevorzugten Klassen des jüdischen Volks, mit den Pharisäern und Leviten; denn das Interesse dieser Menschen war mit allen Mißbräuchen der bestehenden kirchlichen Einrichtungen aufs Engste verwachsen. Es mußte also schnell zwischen Ihm und den geistlichen Häuptern zu einem Kampfe kommen, dem Jesus gar nicht auswich. Von Anfang Seines Wirkens an finden wir, daß Er offen gegen die Pharisäer und Leviten auftrat. Gegen diese seine Gegner mochte Er immerhin eine Stütze in dem geheiligten Ansehen finden, das der Volksglauben der Person des Messias verlieh. Aber wenn Er von der Nation auch für den Verheißenen gehalten ward, so drohte die noch größere Gefahr, daß die wilde politische Leidenschaft, welche den Messiasglauben überwuchert hatte, Ihn zwingen werde, der politischen Neuerungssucht Opfer zu bringen, und sein reines Werk durch weltliche Bestrebungen zu trüben. Denn was war natür=

licher, als daß Die, welche Ihn wirklich für den Verheißenen anerkannten, in wilder Aufregung ausriefen: sey unser Messias, wir sind bereit, dir zu folgen, aber thue auch, was das Amt des Messias verlangt, befreie uns von dem fremden Joche, denn alle Propheten haben ja einstimmig von dem Verheißenen geweissagt, daß er den Thron Davids wiederherstellen werde. Was konnte Jesus solchen Anforderungen entgegensetzen? Ausweichende Antworten halfen nicht auf die Länge aus dem Irrsaale. Auf der einen Seite gähnte die Scylla, auf der andern die Charybdis. Nur mittelst des Messiasglauben konnte Er auf die Zeitgenossen, auf die Nachwelt wirken, aber dieser Glaube führte, wenn Er sich desselben in vollem Maaße bemächtigte, zu Aufruhr und Gewaltthat, was der Stifter unserer Kirche verabscheute. So ward die Katastrophe herbeigeführt. Jesus überwand diese unentwirrbar scheinenden Schwierigkeiten, indem Er sein Leben dahingab, um die Reinheit seiner Sache zu retten, voraussehend, daß das Werk, das Er unternommen, über Seinem Grabe aufblühen werde.

Nachdem der Täufer Jesum für den Verheißenen erklärt hatte, giengen mehrere seiner Schüler, wie es scheint, mit Bewilligung ihres Meisters, zu Jesus über. Unter Diesen war der vierte Evangelist und Andreas, der Bruder des Petrus, welcher bald darauf auch dem Herrn sich anschloß. Die genannten drei wurden von Jesus zu Aposteln erwählt; wie Er die andern Neune gewonnen, erfahren wir aus dem vierten Evangelium nicht, sondern bloß durch dunkle Angaben der drei Sagenevangelien. Es ist aber wahrscheinlich, daß Jesus die übrigen Apostel vom Fischernachen oder sonstigen niedern Gewerben wegnahm; jedenfalls gehörten Alle dem gemeinen Volke an, keiner von ihnen hatte die Schule der Rabbinen durchgemacht, Jesus bedurfte eines jungfräulichen Bodens, um seine Saat auszustreuen. Die Apostel bildeten von Anfang an einen engeren Lehrkreis; außer ihnen folgten dem Herrn, wie es scheint, schon frühe andere Jünger, die jedoch nicht desselben vertrauten Umgangs sich erfreuen durften, wie die Zwölfe. Nach der Taufe, die am Jordan erfolgte, begab sich Jesus mit den Schülern, die Er gewonnen, in sein Stammland Galiläa zurück, wohin der Ruf, daß Er von dem Täufer für den Messias erklärt worden, vorausgeeilt seyn mag. Aber der Stand damaliger Verhältnisse rief Ihn bald nach Judäa und Jerusalem. Diese Stadt übte über die andern Theile des

jüdischen Staats nicht bloß denjenigen Einfluß, der einer mächtigen und volkreichen Hauptstadt immer und überall zukommt, die Provinz befand sich überdieß in einer vollkommnen geistigen Abhängigkeit von jenem Mittelpunkte aller kirchlichen und bürgerlichen Gewalt. Eine Meinung, eine Lehre konnte nur dann auf die Zustimmung der Juden rechnen, wenn sie in Jerusalem den Sieg errungen hatte. Namentlich galt dieß in Bezug auf den Messias und seine Anerkennung. Das berühmte Orakel des Jesaias *): von Zion geht aus die Lehre und das Wort des Herrn von Jerusalem hatte so tiefe Wurzeln getrieben im Bewußtseyn der Juden, daß Jeder, der für den Messias gehalten seyn wollte, in Jerusalem seine Weihe empfangen mußte.

Diese Umstände nöthigten auch den Stifter unserer Kirche, in der Hauptstadt seine Würde zu bethätigen, und das Zeugniß des Täufers zu rechtfertigen. Man sieht hieraus, daß das vierte Evangelium die Wahrheit berichtet, indem es Jesum so oft in Jerusalem uns vorführt. Namentlich nach der Taufe mußte sich Jesus dort zeigen, denn es läßt sich denken, daß die Galiläer, seine Landsleute, als sie von der Aussage des Täufers hörten, unserem Herrn zugerufen haben werden: nicht hier in diesem unbekannten Winkel der Erde, sondern am Sitze der Regierung, des Synedriums, des Tempeldienstes, beweise deine hohe Würde! In der That finden sich in den Evangelien deutliche Spuren, daß die Galiläer in der vorausgesetzten Weise sich gegen Jesus geäußert haben **). Nicht minder gebot Ihm seine Lage, gleich beim ersten Auftreten in Jerusalem durch irgend eine entscheidende Handlung vor aller Welt kund zu thun, in welchem Sinne Er für den Messias gehalten seyn wolle. Da das religiöse Leben der Juden damals in die drei Sekten der Essener, Pharisäer und Sadduzäer gespalten war, und da diese Partheien sich besonders über die Frage stritten, welcher Werth dem Opferdienst in Jerusalem gebühre, und ob derselbe in der erneuerten Gesetzgebung, welche man von dem Messias erwartete, beibehalten werden solle oder nicht, so mußte Jesus sich über diesen Punkt aussprechen. Die Essener verwarfen bekanntlich den Cultus in Jerusalem, und nahmen deßhalb an den Opfern im Heiligthum keinen

---

*) II. 3.

**) Matth. XIII. 57. Joh. IV. 44. VII. 4. 5. Luc. IV. 24.

Antheil. Auch außer ihnen müssen noch viele andere Juden gewisse Mißbräuche, welche im Tempel stattfanden und von den Leviten aus Eigennutz geduldet wurden, ernstlich gemißbilligt haben. Man ist berechtigt, dieß aus folgendem Umstande zu schließen. Zu Ende der Weissagungen Zachariä *) heißt es: „in den Tagen des Messias werden alle Kessel in Jerusalem und Juda dem Herrn Zebaoth heilig seyn, also daß Alle, die da opfern wollen, kommen werden und dieselben nehmen und darin kochen. Und zu der Zeit wird kein Kananiter mehr seyn im Hause des Herrn Zebaoth.“ Letztere Worte werden von dem Verfasser des kaldäischen Targums, welcher etwa 20 Jahre vor Christus in Umlauf gekommen ist, so übersetzt: „es wird kein Krämer mehr seyn im Hause des Herrn der Heerschaaren,“ eine Erklärung des Ausdrucks Kananiter, welche offenbar gegen den Wucher und die Trödlerei gerichtet ist, die zur Zeit des Targumisten im Tempel getrieben wurde. Mit gutem Fuge darf man daher die Stelle des Targums, eines gottesdienstlichen und von den Juden hochgeachteten Werks, als einen Beweis dafür betrachten, daß die öffentliche Meinung der eifrigsten Israeliten von Damals die Krämerei im Heiligthum streng mißbilligte, denn sonst hätte der Targumist sicherlich nicht gerade diese Auslegung gewählt, da das hebräische Wort Kanani noch verschiedene andere zuläßt. Gemäß der eben erörterten Stimmung des jüdischen Volks scheint Jesus seine Maßregeln beim ersten Auftreten in Jerusalem genommen zu haben. Er ging mit den Jüngern, die Ihm aus Galiläa gefolgt waren, in den Tempel, und vertrieb gewaltsam die Wechsler und Händler, welche in den Vorhöfen ihr schmutziges Gewerbe trieben, aus dem Heiligthum. Als die Leviten, die ohne Zweifel ihren Vortheil aus diesen Mißbräuchen zogen, mit der Frage auf Ihn einstürmten, welches Recht Er zu einer solchen Handlungsweise habe, gab Er ihnen eine Antwort, welche von den Evangelien in den Satz zusammengedrängt wird, „brechet diese Tempelmauern ab, in drei Tagen will ich ein anderes Heiligthum herstellen.“ Der Evangelist Johannes bekennt offen, daß die Jünger später tiefe mystische Gedanken in obigen Worten Jesu fanden, was die Vermuthung rechtfertigt, daß sie denselben allmählig einen anderen, als

*) XIV. 21.

den ursprünglichen Ausdruck verliehen haben dürften. Allem Anschein nach hatte die Erwiederung Jesu, deren wahre Gestalt zu erkennen jetzt nicht mehr möglich ist, der Sache nach folgenden Sinn: Ihr fragt mich, welche Vollmacht ich aufzuweisen habe, die Käufer und Verkäufer, so wie ich eben gethan, aus den Hallen des Heiligthums zu vertreiben. Wohlan! vernehmet, ich bin der Mann, der nicht bloß solche untergeordnete Verbesserungen auszurichten vermag, sondern der Euch statt der todten Gebräuche, statt des blutigen Opferdienstes, wozu dieser Tempel erbaut ward, etwas Reineres, Geistiges zu geben berufen ist! Brechet diese Mauren ab, in kürzester Zeit will ich statt des steinernen Cultus einen Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit aufrichten. Jedenfalls liegt in der Antwort Jesu, auch in der Form, welche die Evangelisten aufbewahrt haben, nicht bloß eine Mißbilligung des Unfugs der Krämer, sondern auch ein entschiedenes Verdammungsurtheil des Tempeldienstes. Daß Jesus sich in gleichem Sinne oft und in starken Worten ausgesprochen haben müsse, geht noch aus manchen andern Spuren hervor *), obgleich die Evangelien gerade diese Seite seines Wirkens sonst nicht ausdrücklich hervorheben; besonders bürgt dafür der giftige Haß, mit welchem die Priesterparthei Ihn von nun an verfolgte. Durch jenes kühne Auftreten hatte Er mit Ihnen für Immer gebrochen, indem Er sich für eine Ansicht erklärte, die, wenn sie durchdrang, dem Reichthum und Ansehen der Leviten den Todesstoß gab. Seine unumwundene Erklärung mußte um so mehr ihren Zorn reizen, weil die mächtige Sekte der Essener, welche großer Achtung im Volke genoß, längst dieselbe Ansicht vom Tempel theilte. Indessen wagten sie es nicht, Ihn sofort zur Strafe zu ziehen, ohne Zweifel, weil die That Jesu vor der Meinung der großen Masse als eine fromme, Gott wohlgefällige, erschien. Ohnedieß sind die Menschen nicht geneigt, schon von Vorne herein, zu den äußersten Maaßregeln zu schreiten. Wäre aber die Tempelreinigung von Jesu am Ende seiner Laufbahn vorgenommen worden, da der Streit zwischen Ihm und den Leviten sammt den Pharisäern den höchsten Grad erreicht hatte, so würden wir sicherlich finden, daß sie einen Hauptpunkt der Anklage gegen Ihn daraus entnommen haben würden. Offenbar verdient also die Angabe des vierten Evangelisten,

---

*) Siehe meine Schrift: „Das Heiligthum und die Wahrheit S. 163 ff.

welcher den fraglichen Vorfall in den Anfang der öffentlichen Wirksamkeit Jesu verlegt, den Vorzug vor der Nachricht der drei übrigen, welche denselben in den letzten Tagen Jesu geschehen lassen.

Die Erklärung Jesu, daß Er der Verheißene sey, verbunden mit der Eigenthümlichkeit seines Auftretens, war geeignet die Aufmerksamkeit der Menge auf seine Person zu lenken. Manche mögen Ihn schon damals als den Messias anerkannt, Andere wenigstens zugestanden haben, daß Er es seyn könnte. Nach dem Zeugnisse des vierten Evangelisten gaben Ihm sogar Einige der Vornehmen ihre Theilnahme zu erkennen, wiewohl nur heimlich, weil sie sich vor dem unglaubigen Spotte der Häupter des Synedriums fürchteten. In diesem Sinne fassen wir das Gespräch mit Nikodemus auf, welches Johannes zu Anfang des dritten Capitels berichtet. Dennoch scheint Jesus damals nicht lange in der Hauptstadt geblieben zu seyn, wir finden Ihn sofort am Jordan, wo Er oder seine Jünger, neben Johannes, tauften, wahrscheinlich weil Er während seines ersten Aufenthalts in Jerusalem erkannt hatte, daß jener Theil von Judäa für seine Zwecke eine gute Aerndte darbiete. Als aber die Leviten und Pharisäer in Jerusalem auf seine Wirksamkeit am Jordan aufmerksam wurden und Ihn argwöhnisch beobachten ließen, zog Er sich durch Samaria nach Galiläa zurück. Der vierte Evangelist berichtet uns, daß Jesus auf der Durchreise durch Samarien in der Nähe von Sichem mit einer samaritischen Frau sich in ein Gespräch eingelassen, und bei dieser Gelegenheit auf wunderbare Weise seine Fähigkeit erprobt habe, in den verborgensten Falten des menschlichen Herzens zu lesen. Als der Vorfall in der Stadt Sichem bekannt geworden sey, hätten viele Einwohner Ihn als den Verheißenen anerkannt, und Jesus sey zwei Tage als Gast unter den Samaritern geblieben. Der Evangelist macht selbst darauf aufmerksam, daß Jesus hierin den engherzigen Vorurtheilen der Juden zuwidergehandelt habe, kraft welcher seine Volksgenossen sonst jeden Umgang mit Samaritern als verunreinigend zu meiden gewohnt wären. Wir glauben das Recht zu haben, diese Angabe des vierten Evangelisten mit einigen dunkeln Andeutungen der Sagenevangelien in Zusammenhang zu bringen, wo Jesus sich ebenfalls sehr milde über die Samariter ausspricht, und wir sehen darin eine historische Spur, daß der Stifter unserer Kirche in den eigenthümlichen Glaubensansichten der Samariter eine gewisse, wenn auch

entfernte, Verwandtschaft mit seiner eigenen Lehre erkannt haben dürfte.

Zurückgekommen in sein Stammland Galiläa heilte Jesus den Knaben von Kapernaum, eine wunderbare Wirkung, die um so beglaubigter ist, weil sämmtliche Berichterstatter, was sonst sehr selten der Fall, hiebei übereinstimmen *).

Theils die Vorgänge in Jerusalem, die indeß durch Festreisende in Galiläa bekannt geworden waren, theils die Heilung des Knaben brachten eine große Bewegung im Lande hervor. Eine Menge Menschen strömte von allen Seiten zusammen, den Propheten zu hören und zu sehen, auch um Kranke von Ihm heilen zu lassen **). Jesus trug ihnen in Kapernaum und in den andern kleinen Orten diesseits des galiläischen Sees seine Lehre vom Reiche Gottes vor und stellte die Kranken wieder her. Allein die Anhäufung der Massen, die wohl in den kleinen Orten des diesseitigen Ufers nicht Raum genug fanden, vielleicht auch der Wunsch, von Bösgesinnten minder beobachtet zu werden, bestimmte Ihn, seine Vorträge auf dem jenseitigen Ufer zu halten, wo weite Oedungen hinreichenden Platz darboten; die Lernbegierigen zogen in zahlreichen Schaaren auf Kähnen mit Ihm hinüber. Bei einer dieser Wanderungen gab Ihm ein für den Geist der damaligen Volksstimmung und jüdischer Denkweise höchst bezeichnender Vorfall Gelegenheit, mit großem Nachdruck sich darüber zu erklären, in welchem Sinne Er seine messianische Würde verstanden und in welchem Sinne Er sie nicht verstanden wissen wolle. Am Schlusse eines seiner längeren Vorträge jenseits des Sees hätte Er die Menge gerne gespeist, die einen großen Theil des Tags bei Ihm geblieben war. Die Jünger, welche bei Ihm waren, sagten jedoch, daß sie nur über etliche Gerstenbrode und Fische zu verfügen hätten, was für die große Menge der Anwesenden, die von den Evangelisten einstimmig auf 5000 — 6000 geschätzt werden, bei Weitem nicht ausreiche. Nichtsdestoweniger gebot Jesus, die Jünger sollten das Volk sich zum Essen lagern lassen. Es geschah, und siehe der Erfolg entsprach der Absicht Jesu. Nicht nur wurden Alle satt, sondern es blieben noch genug Brocken übrig. Dieser unerwartete Ausgang der Sache hatte zur Folge,

*) Siehe „Heiligthum und Wahrheit“ S. 291.

**) Joh. VI. 2.

daß ein Theil des Volkshaufens in großer Aufregung sich erhob und Jesum, selbst auf die Gefahr hin, daß Er es selbst nicht billigen würde, zum Könige auszurufen wagte. Denn sagten sie: die eben erfolgte Speisung beweise, daß Jesus der von Moses verheißene Prophet sey, weil sie dem Wunderbrode gleiche, das der Gesetzgeber einst den Kindern Israel in der Wüste verliehen habe. So wie Jesus ihr Vorhaben merkte, entwich Er in die abgelegensten Theile des jenseitigen Gebirgs, um durch die That zu zeigen, daß jede politische Neuerung, jeder ehrgeizige Plan Ihm völlig fremd sey.

Aber bei Weitem nicht alle Anwesenden erblickten in der Speisung ein dem berühmten Mosaischen ähnliches Wunder, vielmehr betrachteten sie dieselbe als einen, das gewöhnliche Maas irdischer Dinge nicht übersteigenden Vorfall, ohne Zweifel weil es ihnen nicht entgangen war, daß außer Jesus auch Andere, die gleich den Jüngern Lebensmittel vom andern Ufer des Sees mit herübergebracht, von ihren Vorräthen den Darbenden mitgetheilt hatten. Der vierte Evangelist berichtet uns *), daß Viele von Denjenigen, welche an der Speisung Theil genommen, am folgenden Tage zu Jesus sprachen: „wenn Du willst, daß wir Dich für den im Gesetze verheißenen Propheten halten sollen, so wirke ein Wunder gleich dem Gesetzgeber. Moses hat unsern Vätern Brod vom Himmel gegeben, thue deßgleichen, so wollen wir an Dich glauben.“ Vergleicht man den dunkeln Bericht der Sagenevangelien **) mit dem des vierten, so ergibt sich, daß Jesus die Forderung eines Zeichens vom Himmel bestimmt abwies, aber dagegen durch mystische Gründe dem Volke zu beweisen suchte, daß Er, ohne des Mannawunders zu Seiner Beglaubigung zu bedürfen, der Prophet von Deut. XVIII. 15, und demgemäß mehr als Moses sey: „Das Brod, das Moses euren Vätern aus den Wolken herabfallen ließ, das Wasser, das er aus dem Felsen schlug, wirkte nur leibliche Nahrung und nützte ihnen bloß für den Augenblick. Das ächte Himmelsbrod, das den Hunger der Seele für immer stillt, der wahre Trank ist meine Lehre, bin Ich selbst.“ Johannes läßt auf diese mystischen Worte noch eine längere Rede folgen, in welcher Jesus seinen Zuhörern einschärft, daß sie Ihn

*) Joh. VI. 22. u. 30.

**) Matth. XVI. 1 ff. Luc. XI. 29. Joh. VI. 30 ff. Siehe meine Schrift: Heilige Sage I. 225.

durchaus geistig verstehen sollten. Aus der ganzen Erzählung des vierten Evangelisten geht hervor: erstlich daß ein großer Theil Derer, welche an der Speisung Theil genommen hatten, dieselbe für etwas Natürliches ansahe. Denn wie hätten sie sonst am andern Tage ein Wunder von Jesus fordern können, da die Sättigung der Fünftausende, sobald man voraussetzt, sie sey bloß durch jene wenigen Brode und Fische erfolgt, zu den unerhörtesten, für den gesunden Menschenverstand rein unbegreiflichen Dingen gehören würde. Wozu dann eine weitere wunderbare Beglaubigung, da sich Jesus durch jene eine That als Inhaber der Allmacht bethätigt hätte! Weiter ersieht man, daß die ganze Volksmasse, mit welcher der Herr zu thun hatte, von der Voraussetzung beherrscht war, Jesus müsse sich durch eine mosaische That als den Propheten von Deuteron. XVIII. 15 ausweisen, denn die Einen — die Gläubigen — sahen in der Speisung ein mosaisches Wunder, die Andern — die Ungläubigen — forderten am Tage darauf ein solches. Beide Theile benehmen sich demnach so, als handle es sich ausschließlich um die Frage, ob Jesus der im Gesetze verheißene Prophet sey. Daraus folgt nun drittens, daß Jesus sich selbst vorzugsweise als den von Moses geweissagten Propheten angekündigt haben müsse: ein Satz, der auch durch andere von unserer Erzählung ganz unabhängige Nachrichten so beglaubigt wird, daß man ihn vernünftiger Weise gar nicht bezweifeln kann. Wollte aber Jesus von seinen Volksgenossen vorzugsweise als der Prophet von Deuteron. XVIII. 15 angesehen seyn, so konnte Er, die geistige Richtung seines Planes vorausgesetzt, die ebenfalls aus andern Angaben klar erhellt, auf die Forderung der unglaubigen Juden, Brod gleich Moses vom Himmel herab zu senden, kaum in einem andern Sinne antworten, als in welchem Ihn Johannes VI. 32 ff. sprechen läßt. Also beglaubigt jeder einzelne Theil der Erzählung des vierten Evangelisten die übrigen.

Wichtiger noch als all Dieß ist eine andere Thatsache, die uns Johannes berichtet. Als die aufgeregten Massen Jesum im Sturm der Leidenschaft zum Könige machen wollen, entzieht Er sich durch die Flucht, und zeigt so unumwunden, daß kein weltlicher Ehrgeiz irgend welcher Art in seiner Seele wohne. Und zwar war diese Enthaltsamkeit, diese freiwillige Entäußerung der Gewalt, mit großen Gefahren für Ihn verbunden. Denn da das ganze jüdische Volk

in dem Verheißenen, trete er nun als der Messias der spätern Seher, oder als der Prophete von Deuteron. auf, jedenfalls und vorzugsweise einen Herrscher, einen weltlichen Befreier erkannte, so mußten Jesu Anhänger aus der Masse durch jene Entsagung irre an Ihm werden. Dieß geschah wirklich; der Zwiespalt beschränkte sich sogar nicht bloß auf den großen Haufen der neugierigen oder gläubigen Zuhörer, welche sich bei seinen Vorträgen einfanden, sondern er ergriff den engen Kreis seiner Vertrauten, seiner Jünger. Der vierte Evangelist berichtet, unmittelbar nachdem er die Speisung und ihre Folgen erzählt *): „Von dem an giengen viele seiner Jünger hinter sich, und wandelten hinfort nicht mehr mit Ihm.“ Wahrscheinlich hängt hiemit eine Nachricht im nächsten Kapitel desselben Evangeliums **) zusammen, wo es heißt, auch seine eigenen Brüder hätten nicht an Jesus geglaubt. Ich denke mir, daß sein räthselhaftes Betragen in Folge jener Vorfälle über dem See, das so entschieden den theuersten messianischen Hoffnungen des jüdischen Volks widersprach, entweder den Glauben der Brüder an Ihn zerstört, oder auch ein älteres Mißtrauen gegen die Sendung Jesu zum Ausbruch gebracht habe. Sicherlich hat der Abfall seiner geistigen Verwandten — der Jünger — Ihm größeren Schmerz gemacht, als die abgeneigte Gesinnung der leiblichen Brüder. Man darf Dieß aus der Aeußerung schließen, welche Johannes VI. 67 dem Herrn in Mund legt: „Da sprach Jesus zu den Zwölfen: wollet auch Ihr mich verlassen?“ offenbar Worte, die ein schwer verletztes Gefühl, einen tiefen Schmerz beurkunden.

Die wahre Ursache des Abfalls der Jünger deutet der Evangelist, wie es uns scheint, genugsam durch die Stelle an, wo er davon spricht. Unmittelbar zuvor berichtet er die Begebenheit auf dem jenseitigen Ufer des Sees, dann wie Jesus sich dem Volkshaufen, der Ihn mit Gewalt zum König erheben wollte, durch die Flucht entzogen, sofort theilt er Jesu Erklärung mit, daß sein Werk geistig zu verstehen sey, — und nun folgt die Nachricht vom Abfall der Jünger. Das heißt deutlich genug, sie hätten ihren Meister deßhalb verlassen, weil sie nicht bloß einen Propheten und Lehrer, sondern einen Beherrscher und politischen Befreier in dem erwarteten

*) Joh. VI. 66.
**) VII. 5.

Messias sahen, und diese ihre Ansicht nicht mehr mit dem Verfahren Jesu vereinigen konnten. Indeß fielen nicht alle Jünger ab, die Zwölfe oder die Apostel blieben treu, namentlich berichtet Johannes, daß Petrus bei dieser Gelegenheit mit starken Ausdrücken sich darüber ausgesprochen habe, wie er Jesum trotz Allem, was vorgegangen, für den Sohn Gottes und den verheißenen Messias halte; ein Vorfall, für den auch die drei andern Evangelien *) nur dunkler und gemäß dem Charakter der Sage zeugen. Das Band, welches die Zwölfe an den Herrn knüpfte, war so stark, daß es durch Irrungen wie die, welche die Andern zum Abfall vermochte, nicht zerrissen werden konnte. Aber warum blieben Letztere nicht eben so fest? Der Gedanke liegt nahe, auf fremde Einflüsse zu schließen, welche den Abgefallenen so mächtig zugesetzt haben mochten, daß es Jesu nicht gelang, sie zu bemeistern. Ich erinnere daran, daß nach dem vierten Evangelium mehrere der Jünger Jesu früher in die Schule des Täufers gegangen sind, und erst von ihm zu dem Stifter unserer Kirche übertraten. Sollten nicht die Abgefallenen zu den ehemaligen Johannisjüngern gehört und im Umgange mit diesem Manne Grundsätze eingesogen haben, durch welche sie bestimmt wurden, nach den oben erzählten Vorgängen Jesum nicht mehr für den Verheißenen zu halten? Dieß ist freilich eine bloße Vermuthung, die nicht durch unmittelbare Zeugnisse der Evangelien gerechtfertigt werden kann, aber wohl sprechen einige wichtige Andeutungen dafür. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Täufer eine Ansicht von der Natur des verheißenen Erretters hegte, die ebenso entschieden mit den gemeinen Hoffnungen des jüdischen Volks übereinstimmte, als sie den Ideen widersprach, welche wir, genöthigt durch die stärksten historischen Gründe, Jesu beilegen müssen. Wir berufen uns auf das Zeugniß des jüdischen Geschichtschreibers Josefus, welcher berichtet, Herodes Antipas habe den Täufer darum gefangen genommen und zuletzt hinrichten lassen, weil er eine politische Bewegung und Aufruhr von ihm befürchtete. Josefus deutet sogar an, daß er den Argwohn des Tyrannen für nicht unbegründet halte **). Das heißt nun so viel, als Johannes der Täufer habe die Messiaswürde in politischem Sinne verstanden, folglich in

*) Luc. IX. 20. Matth. XVI. 16.

**) Siehe meine Schrift: „Heiligthum und Wahrheit“ S. 136.

einem andern, als Jesus. Bei solcher Verschiedenheit der Gesinnung über einen höchst wichtigen Punkt konnten beide Männer, deren gegenseitige Stellung die alte judenchristliche Sage wegen der bekannten Weissagung bei Malachias zu dem Verhältniß des Messias und seines Vorläufers Elias auszuschmücken liebt, nicht lange friedlich neben einander hergehen. In der That finden sich im vierten Evangelium einige Stellen *), aus denen hervorgeht, daß der Täufer, bald nachdem er Jesus für den Verheißenen erklärt hatte, sich ferne von Ihm gehalten und eine eigene Parthei zu bilden gesucht hat. Diesen Spuren kommt ein ganz unverdächtiges Zeugniß der Apostelgeschichte (XVIII. 25. und XIX. 1 ff.) zu Hülfe, wo wir lesen, daß bald nach dem Tode des Täufers Johannisjünger auftraten, welche nichts von Jesu wußten, und noch weniger Ihn für den Messias hielten. Dieß wäre unmöglich, wenn der Täufer Jesum fortwährend für den Verheißenen ausgegeben hätte. Entweder muß man daher die vom ganzen christlichen Alterthum einstimmig beglaubigte Nachricht, daß Johannes der Täufer Jesum während der Taufe für den Messias erklärte, geradezu läugnen, was allen Gesetzen der Kritik widerspräche, oder annehmen, daß der Täufer später an Jesu irre geworden sey, und seine günstige Meinung von Ihm geändert habe. Und diese Ansicht von der Sache erhält durch eine wichtige Ueberlieferung in den Sagenevangelien den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit. Wir meinen die Nachricht von der Botschaft des Täufers an Jesus **), welcher man kaum einen andern Sinn unterlegen kann, als daß Jener nichts mehr von Jesus erwartete. Wir haben uns das Verhältniß Beider so zu denken. Johannes, ein essenischer Eiferer, verkündigte, gemäß den damaligen Erwartungen, das Nahen des messianischen Reichs, und wollte dasselbe durch den essenischen Gebrauch der Taufe vorbereiten. Der Beruf, den er erwählt, nöthigte ihn, die Person des Gesalbten, dessen baldiges Erscheinen er verhieß, in dem oder jenem Volksgenossen zu suchen. Er erklärte Jesum für den Ersehnten, aus Gründen, welche unsere Quellen nicht genau angeben. In Folge der günstigen Aussage des Täufers giengen mehrere seiner Jünger, wie es scheint,

*) Joh. III. 22. IV. 1. 2. Siehe dieselbe Schrift S. 127 ff.

**) Matth. XI. 2 ff. Luc. VII. 18. Vergl. meine Schrift: „Heilige Sage" I. 171.

mit seiner Einwilligung, zu Jesus über. Es versteht sich von selbst, daß auf jenen Ausspruch hin, gewisse Erörterungen zwischen Jesus und dem Täufer stattfanden, von denen die Evangelien nichts berichten, und die vielleicht auch sämmtlichen Aposteln verborgen blieben. Wahrscheinlich stellte sich schon bei diesen Unterredungen eine Meinungsverschiedenheit Beider heraus; Jesus dürfte dem Täufer erklärt haben, daß Er zwar sein ehrendes Zeugniß annehme, aber den messianischen Beruf nur geistig verstehe, nie Gewalt brauchen und seinen eigenen Weg gehen wolle. Als später der Stifter unserer Kirche diesen Grundsätzen gemäß handelte, als Er sein Unternehmen von dem des Andern trennte, selbst taufte, als Er endlich die vom Volke angebotene Gewalt entschieden ausschlug, nahm der Täufer sein Urtheil über Ihn zurück, und wollte Nichts mehr von Ihm wissen, woher es dann kam, daß die Parthei, welche Johannes nach seinem Tode hinterließ, ihn selbst für den Messias erklärte und Jesum verwarf. Die Sinnesänderung des Täufers konnte der Umgebung Jesu nicht verborgen bleiben, und mußte, einmal bekannt geworden, einen lähmenden Eindruck auf Diejenigen der Jünger des Herrn machen, welche vorher dem Täufer gefolgt, und nur auf seine Aussage hin, daß Jesus der Verheißene sey, und folglich das Reich Davids wiederherstellen werde, zu Ihm übergetreten waren. Die glimmende Unzufriedenheit kam zum Ausbruche, als Jene bei Gelegenheit der Speisung sich mit eigenen Augen überzeugten, daß Jesus keineswegs in dem Sinne handle, wie nach ihrer Meinung der Messias handeln sollte.

Zum Erstenmale, wie es scheint, mußte Jesus bei dieser Gelegenheit die Erfahrung machen, daß der Messiasbegriff, dessen Er als Grundlage seiner Wirksamkeit bedurfte, Ihn mit großen Gefahren bedrohe. Indessen hat anderer Seits, wenn wir uns nicht irren, die entschiedene Abweisung aller politischen Neuerungen Damals die Folge gehabt, daß Jesus noch längere Zeit ungestört seinem hohen Berufe leben konnte. Eine Bewegung, wie die im sechsten Kapitel des vierten Evangeliums erzählte, entsteht nicht im Augenblick, sondern bereitet sich allmählig vor. Nicht nur mußte vorher laute Unzufriedenheit mit der bestehenden Staatseinrichtung sich der Gemüther bemächtigt haben, sondern auch die Aufmerksamkeit der Menge auf Jesum als einen Mann, der des Volks Vertrauen verdiene, gerichtet gewesen seyn, ehe jene aufgeregten Haufen auf den Gedanken

gerathen konnten, dem Stifter unserer Kirche die höchste Gewalt aufzudringen. Ferner begreift man, daß Niemand ein größeres Interesse hatte, solche Aufwallungen des Volks zu bewachen und zu verhindern, als der jeweilige Beherrscher des Landes. Denn es handelte sich ja darum, an seine Stelle einen Andern zu erheben. Galiläa stand damals unter Herodes Antipas, der nicht weniger argwöhnisch und grausam, als sein Vater Herodes der Große, entschlossen war, jeden Aufstand im Keime zu ersticken. Wenn daher die Darstellung von den Vorgängen jenseits des Sees, welche das vierte Evangelium giebt, richtig ist, so läßt sich erwarten, daß Antipas nicht ruhig zugesehen haben werde. Wirklich berichtet der dritte Evangelist *), obgleich in gewohnter sagenhafter Weise, daß Antipas um dieselbe Zeit auf Jesus aufmerksam geworden sey. Nur lag dieser Aufmerksamkeit sicherlich nicht bloße Neugierde, wie Lukas meint, sondern Argwohn und böse Absicht zu Grunde. Das dritte und das vierte Evangelium unterstützen und beglaubigen sich also gegenseitig, jenes indem es eine Thatsache erzählt, welche uns nöthigt, dem Gebieter Galiläas regen Verdacht zu unterlegen, dieses indem es den vorausgesetzten Verdacht bestätigt. Da Herodes Antipas gleichwohl wider Jesus nicht einschritt, so folgt, daß er sich von der Abneigung Jesu gegen jedes gewaltthätige Beginnen überzeugt haben müsse, denn im entgegengesetzten Falle hätte er sicherlich Jesu dasselbe Schicksal bereitet, wie dem Täufer, den er aufgreifen und hinrichten ließ. Das ruhige Verhalten des Tyrannen, so wie die ungehinderte Wirksamkeit Jesu ist demnach ein neuer Beweis dafür, daß der Stifter unseres Glaubens gemäß den Grundsätzen gehandelt haben muß, die wir oben darstellten.

Nach der Speisung finden wir Jesum noch bei mehreren der großen jährlichen Feste in Jerusalem anwesend, wo Er Kranke heilt und längere Vorträge hält. Es ist nicht denkbar, daß der vierte Evangelist bei dem langen Zeitraum, der zwischen der That und der Abfassung seines Buches liegt, diese Reden wortgetreu wiedergebe. Dennoch dringen aus denselben viele ächt historische Töne uns entgegen. Einmal läuft ihr wesentlicher Inhalt darauf hinaus: Er, Jesus, sey ein himmlischer Gesandte im höchsten Sinne, und stehe in übernatürlicher Verbindung mit dem Allmächtigen; unbedingt

*) Luc. IX. 7 ff. Vgl. meine Schrift: „Heilige Sage" I. 224 ff.

solle man Ihn daher anerkennen, d. h. seinen Worten glauben und nicht erst andere messianische Beweise durch Befreiung des Volks ꝛc. von Ihm fordern. Schon in diesen allgemeinen Aussprüchen offenbart sich eine verdeckte Polemik gegen die politischen Ansprüche, welche die Juden, dem Volksglauben gemäß, an die Person des Messias machten. Noch stärker tritt diese Richtung hervor in einzelnen Sätzen. Wiederholt sagt Christus: Er suche keine eigene Ehre, d. h. jedes eigennützige Streben nach Gewalt und Herrschaft sey Ihm fremd. Ganz unumwunden enthüllt sich endlich seine wahre Meinung in der Stelle Johannis VIII. 31., wo es heißt: „Jesus sprach zu den Juden, die an Ihn glaubten: wenn Ihr in meiner Lehre bleibet, so seyd Ihr meine ächten Jünger, und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ Sicherlich würde der vierte Evangelist den Stifter unserer Kirche nicht in diesen Worten sprechen lassen, hätte er sich nicht erinnert, daß die Juden Jesu vielfach mit folgendem Entweder, Oder zugesetzt: bist Du der Messias, so mußt Du uns nothwendig von dem fremden Joche erretten, das auf uns lastet; kannst oder willst Du uns nicht befreien, so bist Du auch nicht Der, für welchen Du Dich ausgiebst, der von den Propheten verheißene Erretter. Und wenn die Juden Ihn auf diese Weise angriefen, so konnte Jesus, ohne seiner geistigen Auffassung des messianischen Reichs untreu zu werden, kaum anders als auf die beschriebene Weise antworten: „wahre Freiheit und Sklaverei ist etwas Anderes, als was Ihr darunter versteht, nur der, welcher der Sünde fröhnt, ist ein Knecht, nur wer die Sünde überwindet, ein Freier; das Kopfgeld, das Ihr den Römern bezahlt, thut Nichts zur Sache, die Nothwendigkeit es zu bezahlen, macht euch nicht zu Sklaven, die Aufhebung desselben würde euch nicht frei machen.“ Indem Er so die unter dem Volke verbreiteten Begriffe von Erlösung, Freiheit zu vergeistigen suchte, gab Er zu verstehen, daß man keine politischen Veränderungen von Ihm fordern solle. Desto entschiedener trat Er aber gegen die Mißbräuche der geistlichen Gewalt auf, als welche unmöglich fürder bestehen könnten, wenn man Ihn anerkenne, wenn das Volk Seiner Führung sich unterwerfe. Furchtlos greift Er die Pharisäer und Leviten an, und sagt ihnen ins Gesicht, daß ihr Eigennutz, ihr Starrsinn allein die geistige Erhebung der Nation verhindere. Die Angegriffenen rächten sich auch so gut sie konnten, umgaben Jesum

mit Auflaurern, die seine Aeußerungen bewachen sollten, um möglicherweise eine gesetzliche Anklage darauf zu gründen. Doch wagten sie nichts gegen Ihn, wahrscheinlich aus Furcht vor den Massen, die Jesu Predigten gerne hörten, und Ihn vielleicht mit Gewalt gegen ungerechte Verhaftung geschützt hätten. Dagegen wandten sie Alles auf, um sein Ansehen durch geistliche Mittel zu untergraben. Nimmermehr, hieß es, könne dieser Jesus, ein Sohn des verachteten Galiläas, der verheißene Messias seyn, denn die Schrift sage ja ausdrücklich, daß der einstige Erretter aus Davids Stamme und in der Stadt Bethlehem geboren werde *). Endlich drohten sie Jedem mit dem Bann, der Ihn fürder als den Verheißenen anerkenne **). Dennoch fruchteten alle diese ihre Anstrengungen nichts, oder nur wenig. Mehrere Ursachen scheinen hiebei zusammengewirkt zu haben: in erster Linie die Kraft der Ueberzeugung, welche aus Jesu Reden hervorleuchtete, die mackellose Reinheit seines Lebens, die wunderbaren Heilungen, die Er verrichtete; dann auch die Theilnahme, welche das Volk überall, wo es nicht durch eigennützige Triebfedern mißleitet wird, sondern seinem natürlichen Gefühle sich hingiebt, Ankämpfern gegen Mißbräuche, und Verfolgten schenkt. Wir glauben, daß noch ein anderer Umstand Jesum bei Seinem Kampfe mit den kirchlichen Oberhäuptern längere Zeit schützte, und die Entwicklung des Dramas hinausgerückt hat. Die Gewalt der Leviten litt offenbar damals an innerlichem Siechthum, dieweil die Mehrheit der Nation die Mißbräuche, auf die sie gebaut war, erkannt und der ganzen Kaste ihren Beifall und somit den unersetzlichen Schutz der öffentlichen Meinung entzogen hatte. Zum Beweise dieses Satzes wollen wir daran erinnern, daß die zahlreiche Sekte der Essener, welche in offenem Kampfe gegen den Tempeldienst, gegen die todten Ceremonien sich befand, großen Ansehens beim Volke genoß. Wer sieht nicht, daß in demselben Verhältnisse, wie der Einfluß dieser Mystiker sich hob, die Sache jener Priester, jener Söldlinge, die aus dem Gottesdienst eine Pfründe, aus der Religionslehre ein Handwerk gemacht hatten, sinken mußte. Jesus fand also mittelst älterer, von Ihm unabhängiger Bestrebungen, die aber mit den Seinigen wenigstens verwandt waren, einen Zustand der

*) Man vergleiche Joh. VII. 42.

**) Ebendaselbst IX. 22.

öffentlichen Meinung vor, der seine Plane begünstigte und die Gegner abschrecken mußte, ohne Noth oder recht scheinbare Vorwände entscheidende Schritte zu thun. Sein Anhang wuchs bei dem Volke, ja auch unter den Häuptern wurden Ihm, wie Johannes berichtet, immer mehrere Insgeheim gewogen *).

Da sie es nicht wagten, den verhaßten Bestreiter ihres Ansehens, ihrer Interessen, in offenem Kampfe anzugreifen, versuchten sie List. Jesus wollte vorzugsweise für den Propheten von Deuteron. XVIII. 15 gehalten seyn, und mit dieser berühmten Weissagung des Gesetzgebers rechtfertigte Er die Würde eines göttlichen Lehrers und Wiederherstellers wahrer Religion, welche Er sich beilegte; indem Er anderer Seits jeder sonstigen Deutung des mosaischen Ausspruches auszuweichen bemüht war, und besonders die politischen Ansprüche, welche die Juden an den Verheißenen machten, ängstlich von sich abwies. Ein verhängnißvolles Geheimniß lag in jenen ausweichenden und vergeistigenden Erklärungen, die Er über Seinen Beruf und Seine Plane gab; ein Geheimniß, das dem Volke verborgen bleiben sollte, das aber Seine Gegner unter den Pharisäern und Leviten durchschauten, und nun zu seinem Verderben anwenden wollten. Die schwärmerischen Hoffnungen der Juden von einem künftigen Retter beruhten nicht bloß auf dem Pentateuche, sondern noch mehr auf klaren Aussprüchen der Propheten und Psalmen. Wenn der Pentateuch einen Propheten gleich Moses verheißt, welcher dasselbe Ansehen haben sollte, das einst der Gesetzgeber Israels genoß, so verkündigen Diese noch viel bestimmter einen Helden, einen König, der gleich David Israel beherrschen, aber eine viel größere Macht erringen werde, als der Sohn Isai's. Der damalige Sprachgebrauch unterschied beide Gestalten. Jenen im Pentateuch verheißenen Retter hieß man vorzugsweise den Propheten **); Diesem gab man den Namen Messias, oder in griechischer Sprache, Christus. Die Masse des jüdischen Volks freilich hielt beide für eins, sie nahm ohne Bedenken an, daß der Verheißene, wenn er komme, zugleich der Prophet von Deuteron. und der königliche Held der andern heiligen Bücher seyn werde, sie setzte voraus, daß alle Prophezeihungen

---

*) Joh. XII. 42.

**) Johannes kennt diesen Unterschied recht gut; man vergleiche die Stellen I. 20. 21. VII. 40. VI. 14 und andere.

des alten Testaments auf Ein Individuum passen und in Ihm erfüllt werden müßten. Aber Jesus handelte so, als ob Er nicht gleicher Meinung sey. Dieß merkten seine Feinde, und benützten ihren Fund zu einem Angriffe, der Ihm unter scheinheiligen Vorwänden Verderben bringen sollte. Wenn sie Ihn durch verfängliche Fragen zwingen konnten, sich ohne Rückhalt darüber auszusprechen, ob und in welchem Sinne Er die messianischen Weissagungen der Propheten auf seine Person beziehe, so mußte Jesus entweder antworten, dieselben seyen nur geistig zu verstehen, oder sie gehen gar nicht auf Ihn. Beide Erklärungen wären gleich verderblich gewesen, denn da die Propheten selbst wörtlich verstanden seyn wollen, und da wenigstens die ganze jüdische Nation einen politischen Befreier erwartete, und da sie diese ihre Hoffnungen auf den Wortsinn der Propheten gründete, so hieß erstere Antwort ungefähr so viel, als die alten Seher Israels seyen im Irrthum, sie hätten Dinge geweissagt, die nie eintreffen werden. Gewiß würden die Feinde Jesu nicht ermangelt haben, alle Nachtheile, die eine solche Erklärung nach sich ziehen mußte, gehörig ans Licht zu stellen, und dadurch den religiösen und politischen Haß der Menge gegen Jesus zu entflammen. Antwortete Er aber, die Weissagungen des Propheten beziehen sich nicht auf Ihn, so verlor Er mit einem Schlag alle Ansprüche auf messianisches Ansehen, dessen Er doch bedurfte, um auf seine Zeitgenossen wirken zu können. In der That finden wir, daß die feindlich gesinnten Juden mit Fragen im bezeichneten Sinne auf Jesum einstürmten. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht die Stelle Johannis X. 24., wo es heißt: „Da umringten Ihn die Juden und riefen: wie lange hältst du uns in Ungewißheit hin, offen spreche Dich darüber aus, ob Du der Messias bist." Der in der Ursprache des Buchs sehr stark ausgedrückte Beisatz „offen" weist unzweideutig darauf hin, daß ein Geheimniß in der Weise lag, in welcher Jesus von seiner Würde sprach. Mit dem vierten Evangelium stimmen im Grunde auch die andern überein, soferne sie berichten *), Jesus habe vor der letzten Reise nach Jerusalem den Jüngern ernstlich untersagt, irgendwem zu verkündigen, daß Er der Messias sey. Nur haben die Sagenevangelien keine Ahnung von den geheimen Ursachen

*) Luc. IX. 21. Matth. XVI. 20. XVII. 9 und an andern Orten.

des Verbots. Wie benahm sich aber Jesus in dieser höchst schwierigen Lage? So wie Er, nach Allem, was wir bisher gefunden, sich benehmen mußte. Er weicht bei Johannes den feindlichen Fragen aus, antwortet also nicht mit der von den Gegnern verlangten Offenheit, sondern beruft sich im Allgemeinen auf seine himmlische Sendung, seine Einheit mit dem Vater, nennt sich den guten Hirten, das Licht der Welt. Unmöglich durfte Er den Schleier des Geheimnisses lüften, seine Enthüllung hätte Ihn in Opposition gebracht mit einem großen Theile der heiligen Urkunden, hätte Ihm nicht nur das ganze Volk abwendig gemacht, sondern sogar das Band zerrissen, das die Jünger an seine Person fesselte. Denn auch die Apostel hiengen Ihm darum an, weil sie Ihn, beherrscht von dem Volksglauben und im Sinne desselben, für den verheißenen Messias hielten. Man begreift, daß dieses unglückliche Verhältniß endlich eine Catastrophe herbeiführen mußte. Denn die Gefahr war gleich groß, selbst bei den entgegengesetzten Fällen, die überhaupt eintreten konnten. Wenn die Masse des Volks das Geheimniß errieth, daß Er nicht der Messias sey, wie ihn die Propheten verkündigt, so fiel Alles von Jesus ab; wenn sie Ihn dagegen wirklich in Folge irgend eines entscheidenden Ereignisses als den Verheißenen anerkannten, so ließ sich voraussehen, daß die entflammte Menge, hingerissen von jenen glühenden Hoffnungen der Herrschaft und Freiheit, die der Volksglaube allgemein an das Erscheinen des Messias knüpfte, und die Jesus nicht zerstören durfte, auch wider Seinen Willen einen Aufstand gegen die römischen Gewalthaber, vielleicht auch gegen die verhaßten geistlichen Häupter erheben werde. Und dieser Erfolg wäre bei der geistigen Richtung seines Plans noch schlimmer gewesen, als der erstere.

Wirklich ist die Entwicklung des Dramas auf die angegebene Weise herbeigeführt worden. Anlaß gab der Vorfall in Bethania, den Johannes im 11. Kapitel seines Evangeliums berichtet *). Nachdem so Jesus Etwas gethan, was ganz geeignet war, die für Wunder aller Art höchst geneigte jüdische Volksmenge hinzureißen, schien es den am besten Unterrichteten, daß die Entscheidung nicht länger verschoben werden könne. In diesem Sinne handelten wenigstens

---

*) In meiner Schrift: „Heiligthum und Wahrheit“ S. 311 u. ff. habe ich meine Ansicht von der Auferweckung des Lazarus auseinandergesetzt.

die Leviten in Jerusalem. „Als die Kunde von Dem, was in Bethania vorgegangen, nach Jerusalem kam," heißt es im vierten Evangelium *), „versammelten die Häupter der Priesterschaft und die Pharisäer das Synedrium, und berathschlagten, was zu thun sey. Das Volk, sagten sie, falle Jesu zu, wegen der Zeichen, die Er verrichte. Lasse man Ihn ungestört weiter wirken, so werde Alles an Ihn glauben, und es stehe zu befürchten, daß die Menge Ihn dann als Messias zum Herrscher erhebe, was einen Krieg mit Rom zur Folge haben müsse, der für den jüdischen Staat, bei dem ungeheuren Mißverhältniß der Streitkräfte, nur unglücklich enden könne." So sprachen die Redner im Synedrium. Dennoch konnten sie Anfangs zu keinem Beschlusse sich vereinigen, ohne Zweifel, weil sie fürchteten, das Volk werde einen Mann nicht schutzlos verfolgen lassen, dessen Unschuld die Gegner selbst anerkennen mußten. Niemand ladet gerne, besonders im Angesichte Anderer, offenbare Blutschuld auf sich. Doch Einer der Synedristen hatte eine kühnere Stirne als die Uebrigen, Kaiphas, der regierende Hohepriester. „Ihr versteht nichts, rief er; ob Jesus schuldig sey, oder nicht, ist hier gleichgültig, das öffentliche Wohl verlangt seinen Tod; besser, dieser Eine sterbe, als daß der Staat durch ihn, wenn auch wider seinen Willen, zu Grunde gehe." Nach Kaiphas Antrage wurde beschlossen, Jesum aus dem Wege zu räumen, und an Alle, die vom Synedrium abhängig waren, ergieng das Gebot, seinen Aufenthaltsort anzuzeigen, damit man Ihn verhaften könne **).

Dem Berichte des vierten Evangeliums über diesen Hergang der Sache ist das Gepräge der Wahrheit aufgedrückt. Eine solche Sprache führt man im Staatsrathe; noch heute würde unter gleichen Umständen Dasselbe geschehen. Obgleich aber Alles genau zu den Verhältnissen stimmt, die man voraussetzen müßte, auch wenn wir das Zeugniß des vierten Evangelisten nicht hätten, so ist doch unzweifelhaft, daß Kaiphas seine eigenste Meinung, wenigstens nicht ganz enthüllte. Wenn es bloß die Furcht vor einem Aufstande gegen die Römer war, was das Synedrium in Bewegung setzte, so hätte der römische Landvogt, dem sein Amt die Pflicht auferlegte, die Ruhe in Judäa zu erhalten, Maaßregeln gegen Jesus ergreifen müssen,

*) XI. 47 ff.
**) Ebendaselbst V. 53 und 57.

und nicht die Leviten und Pharisäer. Eine unbedingte Ergebenheit gegen die fremden Herrn fühlte sonst leztere Sekte nicht; wir wissen vielmehr aus Josephus *), daß die Pharisäer an der Spitze aller messianischen Empörungen standen, die im Laufe eines halben Jahrhunderts gegen Rom versucht wurden. Gewiß hat daher Kaiphas zunächst das Interesse der Priesterkaste und ihrer Anhänger im Auge gehabt, und den Namen Roms bloß vorangeschoben, um die eigene Sache zu decken. Denn wenn eine Volksbewegung zu Gunsten Jesu ausbrach, wären die Pharisäer und Leviten als seine bittersten Gegner gewiß in erster Reihe gefallen. Allein da im vorliegenden Falle der Fortbestand der kirchlichen Gewalt mit dem der Landeshoheit innig verbunden war, so schildert der Vortrag des Hohenpriesters doch die Lage der Dinge richtig. Weiteres Fortschreiten auf der Bahn, die Jesus betreten, drohte wirklich mit der Gefahr einer Volksbewegung, welche der Stifter unserer Kirche wahrscheinlich nicht vermocht hätte, in den Schranken seines geistigen Planes festzuhalten; zurücktreten konnte Er eben so wenig, ohne alle Früchte seines Wirkens zu verlieren.

Wenden wir uns jezt wieder zu Ihm. Die Nachricht von den feindseligen Beschlüssen der Pharisäer und Leviten mußte Jesu bekannt werden. Johannes sagt, **) Er habe sich eine Zeitlang vor ihren Nachstellungen in dem Städtchen Ephraim verborgen. Um für immer vor denselben gesichert zu seyn, blieb jezt kein anderes Mittel übrig, als entweder sich von Nun an in das Dunkel des Privatlebens zurückzuziehen und folglich auf seine Plane zu verzichten, oder durch Hülfe seines etwaigen Anhangs die Priester mit Gewalt zu Paaren zu treiben. In dieser furchtbaren Lage wußte jedoch Jesus noch einen dritten Ausweg, dessen Ziel die Aufopferung seiner eigenen Person war. Den reinsten reformatorischen Bestrebungen treten hienieden feindselige Interessen Derer, die jedesmal bei bestehenden Mißbräuchen betheiligt sind, schneidend entgegen. Will der Reformator diese widerwärtigen Mächte schnell und ohne Gefahr für seine Person besiegen, so muß er auf andere Interessen, auf die Leidenschaften der Menschen sich stützen. Die Erfahrung beweist, daß hiedurch auch

---

*) Alterthümer XVII. 2. 4. Vgl. meine Schrift: „Heiligthum und Wahrheit" S. 21.

**) XI. 54.

die edelsten Unternehmungen beschmutzt werden. Soll diese Gefahr abgewendet werden, so muß der Reformator für seine Sache zu sterben wissen. Ohne dieß ist willige Aufopferung der lezte und theuerste Beweis, daß ein Solcher nicht seinen Ruhm, seinen Vortheil gesucht, sondern für höhere Zwecke gewirkt habe. Diesen Ausweg aus dem Labyrinthe wählte Jesus. Eben stand das Passah der Juden bevor, ein Hauptfest, bei welchem sich eine ungeheure Menge Gläubiger aus allen Ländern des Ostens und Westens in Jerusalem zu versammeln pflegte. Mit großer Spannung blickte die eingeborne Bevölkerung, welche von den feindseligen Beschlüssen der Pharisäer und Leviten gegen Ihn unterrichtet war, auf Jesus, ob Er den Muth haben werde, unter den obwaltenden Umständen, das Fest, wie früher immer, zu besuchen, und seinen Todfeinden unter die Augen und Arme zu treten. Jesus war entschlossen, nach Jerusalem zu gehen, den Tod voraussehend. Vielleicht mag noch ein lezter Schimmer der Hoffnung in seiner Brust aufgedämmert seyn, ob sie Ihn nicht zu dieser lezten Frist unbedingt als Den anerkennen würden, für welchen Er sich ausgab. Sechs Tage vor dem Passah befand Er sich mit seinen Jüngern zu Bethanien im Familienkreise des Lazarus, den Er erweckt hatte. Die Schwestern des Geretteten veranstalteten ein Mahl, an dessen Schlusse die eine derselben, Maria, mit kostbarem Oele Jesu Füße einsalbte. Den Tadel eines der Jünger, welcher heuchlerisch über die Verschwendung klagte, wies Jesus mit der Bemerkung zurück: Maria hat meinen Leib zum Grabe geweiht. Von Bethania begab Er sich nach Jerusalem zum Feste, das sein leztes seyn sollte. Zwar sein Einzug schien erfreulich. Eine große Anzahl von Anhängern sammt andern Volkshaufen, die sich diesen anschloßen, kam Ihm mit Palmzweigen in den Händen entgegen und erklärte Ihn laut für den Messias; aber in der Stadt selbst, unter dem wogenden Gedränge der Festbesucher, fand Er Gleichgültigkeit oder eitle Neugierde. Das Schicksal, das Ihn erwartete, stand Ihm vor Augen, und erfüllte seine Seele mit Bangigkeit, ohne aber seinen Muth und seinen Entschluß zu brechen. Indessen wagten es die Hohenpriester nicht, Ihn beim hellen Sonnenlichte aus der Menge heraus verhaften zu lassen, sondern bereiteten Verrath vor. Jesus wandte von Nun an alle Thätigkeit der lezten Tage seines irdischen Wirkens auf die Jünger, von deren Treue von Nun an der Fortgang seines Werks abhängen sollte.

Aufs Feierlichste bestätigte Er vor ihnen, was er immer gelehrt, daß Er Bote und Mittler einer übersinnlichen Welt sey, und in innigstem Verhältnisse zu dem Schöpfer stehe, daß ein mystisches, beseligendes Band für alle Zukunft Ihn und die Jünger verbinden werde, sofern Leztere seiner Lehre treu bleiben, seine Gebote halten wollten. Der Glaube der Apostel an Ihn war durch Alles, was vorangegangen, nicht erschüttert worden, doch stüzte er sich nicht blos auf Seine Persönlichkeit, sondern ebensoviel auf die Messiaswürde und die Hoffnungen, welche sie daran knüpften. Noch immer meinten sie, daß Jesus bald oder später als der verheißene Erretter Israels auftreten, und dann thun werde, was dem Judenmessias gemäß dem Volksglauben zukam. Diesen Wahn durfte Er auch jezt nicht geradezu enttäuschen, weil die Jünger die volle Wahrheit nicht ertragen hätten, aber Er mochte seine Enttäuschung wenigstens vorbereiten. „Ich hätte Euch noch Vieles zu sagen," sprach Er zu den Seinigen, „aber Ihr seyd nicht stark genug dazu *). Wenn Ich von Euch scheide, um zum Vater zu gehen, so wird ein Anderer an meiner Stelle kommen und Euch trösten. Dieser Tröster ist der Geist der Wahrheit, der Euch mehr und mehr erleuchten soll. Kommen kann derselbige aber nur, wenn Ich sterbe, mein Tod ist die Bedingung seiner Wirksamkeit" **). Diese Worte, in welchen die erhebendste Wahrheit des neuen Testaments niedergelegt ist, ertönten den Aposteln wie ein Räthsel. Für uns dagegen sind sie in Folge der Entwicklung der christlichen Kirche verständlich geworden. Unverkennbar wollte Jesus damit sagen: der Tod, dem ich mich freiwillig unterwerfe, wird der lezte und höchste Beweis seyn, daß ich nichts Weltliches im Auge gehabt, nach keiner messianischen Macht gestrebt, sondern nur geistige Zwecke verfolgt habe. Im Laufe der Zeiten, und in dem Maße, wie die Kirche sich entfalte, werde diese Wahrheit den Anhängern Seiner Lehre klar werden. Man ersieht daraus, daß sein Blick prophetisch die Zukunft durchdrang, und daß Er mit außerordentlicher Weisheit Irrthümer, deren unzeitige Enthüllung seinen Jüngern verderblich gewesen wäre, für den Augenblick noch geschont, aber doch ihre einstige Beseitigung vorbereitet hat. Die wichtigsten und segensreichsten Entwicklungen der Menschheit knüpfen

---

*) Johannis XVI. 12. 25. 29.

**) Johannis XIV. 7, XVI. 6. 26.

sich an gewisse elektrische Begriffe, denen immer manches Unreine und Selbstische beigemischt ist — sonst würden sie gar nicht auf die Menschen wirken — aber die doch eine Saat des Guten kräftig zu befruchten vermögen. Wer jene wilden Schößlinge mit ungeschickter Hand ausreissen will, zerstört zugleich leztere Kraft. So auch in vorliegendem Falle. Jüdische Messiashoffnungen, deren ausschweifende politische Richtung zulezt die Nation vernichtete, Jerusalem und den Tempel zerstörte, dienten der christlichen Kirche als mütterlicher Boden. Auch für die Zeit ihrer Kindheit und ihres Jugendalters bedurfte sie derselben zum Schutze gegen die schädlichen Einflüsse der Außenwelt. Später, als die Umstände es zuließen, ist gemäß der Voraussage Jesu die Wahrheit der Welt kund geworden, doch haben die Apostel, wie wir finden werden, dieselbe noch nicht erkannt. Dennoch hat Christus diesen an sich nothwendigen und für gemessene Zeiten nützlichen Irrthum keineswegs gebilligt oder hervorgerufen — das wäre Seiner unwürdig gewesen — sondern ihn sterbend widerlegt, aber auf eine Weise, daß die wahre Erkenntniß erst zur gehörigen Zeit, wie eine Pflanze, aufgehen mochte. Hier ist nun der Ort, darauf hinzuweisen, warum Christus seine Lehre nicht schriftlich der Nachwelt hinterlassen haben mag. Der geschriebene Buchstabe ist wohl geeignet, eine bereits erfaßbare Wahrheit mitzutheilen, keineswegs eine künftige Erkenntniß vorzubereiten. Wenn nicht einmal die Jünger das volle Licht ertragen konnten, wie hätte Er sich da der großen Masse verständlich machen sollen. Welchen Mißbrauch würde man mit dem Wortlaut seiner Lehre getrieben haben, da der tiefe Sinn, den Er hineinlegen mußte, so hoch über den Vorurtheilen der Zeitgenossen und nächstfolgenden Geschlechter stand. Nichts anderes konnte Er unter solchen Umständen thun, als Seine Lehrthätigkeit auf den Kreis der Jünger beschränken, mit aller Macht eine möglichst geistige Richtung ihren Gemüthern einprägen, ein unzerstörbares Band der Liebe, der Anhänglichkeit, an Ihn um sie schlingen, damit von dieser lebendigen Grundlage aus einst die volle Wahrheit allmählig erblühe. Und so ist es wirklich geschehen. Die Apostel glaübten zwar auch, nachdem der Tod Jesu alle politischen Träume, die man an Sein Auftreten geknüpft, thatsächlich widerlegt hatte, immer noch, daß Er in nächster Zukunft zum andern Mal auf die Erde herabsteigen werde, und zwar nicht mehr in niedriger Gestalt, wie während seines irdischen Lebens, sondern

alsdann in voller Majestät des Judenmessias, um das Weltgericht zu halten, um Rache zu nehmen an den Feinden Gottes, und sonst Alles das zu verrichten, was der jüdische Volksglaube dem ersehnten Erretter Israels zuschrieb. Herrschsucht, lang verhaltene Rache gegen fremde Unterdrücker hat ursprünglich diese jüdischen Nationalhoffnungen geboren. Allein man bemerke wohl, in welcher Gesellschaft Töne der Art bei den Aposteln vorkommen! Sie finden sich in Schriften, über welche sonst überall ein Geist der Bruderliebe, der Versöhnung, des Friedens ausgegossen ist, und so benimmt ihnen der Zusammenhang, in dem sie stehen, allen Stachel, alles Gehässige. Diese versöhnende, milde Gesinnung rührt aber ganz gewiß von Jesu her, sie hätte nicht so kräftige Wurzeln in den Gemüthern der ersten Christen getrieben, wenn der Stifter unserer Kirche nicht alle Wirksamkeit auf die geistige Erziehung seiner Jünger zusammendrängte, wenn Er statt auf das lebendige Wort, auf den Buchstaben Seine Lehre gründete.

Wir wollen noch bemerken, daß jene Sätze des vierten Evangeliums, worin Jesus sich über die wahre Bedeutung, das Geheimniß seines Todes, ausspricht, vollkommen historisch beglaubigt sind. Die Apostel stellen sonst nach jüdischer Denkweise den Tod des Herrn als ein Blutopfer dar, das Er für die Sünden der Menschen dargebracht habe. Auch Johannes huldigt dieser Vorstellung in zahlreichen Stellen seiner Briefe *), in welchen sich gar keine andere Ansicht vom Zwecke des Todes Jesus findet. Wo er also selbstständig — aus sich heraus — spricht, kennt er nur die Opfer-Idee. Woher dieselbe stamme, wissen wir genau, sie ist dem Judenthum entnommen. Wie soll man sich nun erklären, daß er im Evangelium, wo er Jesum redend einführt, durchgehends die Bedeutung des Todes Jesu in jene geheimnißvollen Worte einhüllt und sonst keinen andern Zweck desselben zu kennen scheint? Offenbar kommt dieß daher, weil dort nicht die eigene Denkweise, sondern die Macht treuer Erinnerung ihn beherrscht, weil er Christum so reden läßt, wie Dieser in Wirklichkeit gesprochen hat. Wie hätte auch Johannes auf jene Ansicht verfallen sollen! Deutlich sieht man, daß sie ihm selbst ein Räthsel, ein Geheimniß ist. Endlich steht das Zeugniß des vierten Evangelisten nicht ganz vereinzelt da. Der Bericht von Ausgießung des heiligen Geistes

*) I. Joh. I. 7, II. 2, III. 5, IV. 10, V. 6.

im zweiten Kapitel der Apostelgeschichte ist Punkt für Punkt mosaischen Vorbildern nachgedichtet, mit der einzigen Ausnahme, daß der Vorfall in die Zeit nach Jesu Verschwinden von der Erde verlegt wird. Dieser Zug stimmt nicht zu dem Originale, das die Sage nachbildete. Denn die erste Ausgießung des heiligen Geistes erfolgte in Mosis Anwesenheit, auf dem Berge Sinai; sollte der zweite Erretter nach dem Grundsatze (Deuter. XVIII. 15.) „ein Prophete wie du“ seinem Vorgänger in Allem gleich seyn, so mußte die zweite Ausgießung des heiligen Geistes in Gegenwart des Verheißenen vor sich gehen. Nun hat die urchristliche Sage, die in den drei ersten Evangelien niedergelegt ist, sonst überall sich genau an jenes Vorbild angeschlossen. Wir werden daher auf die Vermuthung getrieben, irgend ein kräftiges Hemmniß habe hierin den Strom der Sagenbildung unterbrochen. Ich kann mir das Räthsel nur durch die Annahme erklären, eine Ueberlieferung sey unter den ersten Christen umgelaufen, daß Jesus wirklich den Jüngern gesagt habe, der heilige Geist, die volle Erkenntniß werde ihnen erst in Folge Seines Todes zu Theil werden. Folglich bekräftigen auch die Sagenevangelien, richtig verstanden, das Zeugniß des Johannes.

Nur andeuten durfte Jesus den wahren Sinn seines Todes, Er konnte ihn den Jüngern nicht offen enthüllen. Es fehlte Ihm in jener furchtbaren Lage der sonst für unsere Natur so wohlthätige Trost des Austausches der Gedanken mit andern Gleichgestimmten, denn zu hoch stand Er über seiner Umgebung. Desto mehr drängte es Ihn nach Mitgefühl der Liebe. Die Sympathie des Herzens mußte Ihm die Sympathie des Gedankens ersetzen. Diese Stimmung ist über seine lezten Reden bei Johannes ausgegossen und verleiht denselben ihre eigenthümliche Farbe. Bei dem Mahle, das Er am 13ten des jüdischen Monats Nisan, 24 Stunden vor der Feier des Osterlamms hält, nimmt Er eine Schürze um und wascht den sich sträubenden Aposteln der Reihe nach die Füße, indem Er ihnen durch dieses hinreißende Beispiel wie durch die Worte, mit welchen Er es begleitet, die Lehre einschärft, daß wer Ihm angehören wolle, dem Nächsten in Allem dienen müsse. Dann spricht Er noch *): „Ein neu Gebot gebe ich Euch, daß Ihr einander liebet; wie ich Euch

*) Joh. XIII. 34.

geliebt habe, so sollt Ihr einander lieben. Daran wird alle Welt erkennen, daß Ihr meine Jünger seyd, wenn Ihr einander lieb habt."

Er war das lezte Vermächtniß des dem Tode geweihten Propheten. Seine Feinde hatten indeß ihre Maßregeln getroffen. Sie wagten es nicht, Ihn an hellem Tage zu verhaften, sicherlich aus Furcht vor dem Volke. Sie mochten voraussehen, daß es vielleicht unter der Menge Leute geben könnte, welche den Muth hätten, für die Rettung des Gerechten die Faust zu rühren. Auch ihre übrigen Schritte bewiesen, daß sie Jesu einen mächtigen Anhang zutrauten und sein Unternehmen für eine Sache hielten, die nicht leicht zu unterdrücken sey. Alle Auktoritäten des Landes werden gegen Ihn aufgeboten, der ganze Schrecken kirchlicher und weltlicher Gewalt in Bewegung gesezt, um das Uebel durch Schande für immer auszurotten. Die geistlichen Häupter treten als seine Ankläger auf, und der römische Statthalter, der über die bewaffnete Macht gebietet, muß das Majestätsgesetz wider Aufruhr gegen den Beklagten anwenden. Durch eine schimpfliche Hinrichtung des Hauptes sollte die Parthei — auch nach dem Tode des Stifters — vernichtet werden. Natürlich lag ihnen viel daran, Jesum ohne alles Aufsehen in ihre Gewalt zu bekommen, denn auch ein schwacher Versuch der Anhänger, sich seiner Verhaftung zu widersetzen, hätte leicht durch etwaige Theilnahme größerer Volksmassen eine gefährliche Wendung nehmen können. Sie unterhandelten daher heimlich mit Einem der Jünger, daß er ihnen für Geld den nächtlichen Aufenthaltsort des Meisters verrathen solle. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Elende — Judas Ischariot genannt — sich darum zum Verrathe verstand, weil ehrgeizige Hoffnungen auf Theilnahme am messianischen Reiche, die ihn zu Jesus geführt, nicht in Erfüllung gehen wollten. Auch haben wir einige Spuren, daß Jesus durch jene Anhänger, die Er im Schooße des Synedrimus selbst zählte, von Dem, was vorgieng, unterrichtet gewesen seyn mag *). Ohne Zweifel haben sie Ihn gewarnt und den Rath ertheilt, aus der Stadt zu fliehen. Jesus wollte jedoch weder seinen Posten verlassen, noch auch die Gefahr geradezu herausfordern. Er blieb daher in Jerusalem, verbarg sich dagegen während der Nacht, auch scheint Er seinen Aufenthaltsort gewechselt zu haben. Nach dem lezten Mahle, das wir oben erwähnt,

*) Siehe meine Schrift: „das Heiligthum und die Wahrheit" S. 224.

begab Er sich in einen Garten auf dem Oelberg, um dort zu übernachten. Hier erreichte Ihn der Verräther mit einer Schaar Häscher und Soldaten, welche ihm der Sanhedrin beigegeben hatte. Auf die Frage, wo Jesus sey, trat der Stifter unserer Kirche den Bewaffneten furchtlos entgegen und überlieferte sich selbst ohne Widerstand in ihre Hände. Schrecken ergriff die Jünger, sie zerstreuten sich. Jesus wurde zuerst zum Hohenpriester geführt, dann nach kurzem Verhör dem römischen Landvogt Pilatus übergeben. Die Anklage lautete auf Hochverrath gegen den römischen Kaiser, weil Jesus sich für den Erretter Israels ausgegeben und dadurch der Landeshoheit zuwidergehandelt habe. Auf die Frage des Landvogts, ob Er wirklich der Judenkönig sey, antwortete Jesus mit der Gegenfrage: sprichst du aus eigenem Antriebe, oder wiederholst du blos die Aussage der Juden? Er deutete damit an, daß es sich allein darum handle, ob der Begriff „Judenkönig“ in römischem oder in mißverstandenem jüdischem Sinne genommen werde. Jene Worte besagen daher ungefähr Dieß: haben deine eigenen Leute dir Anzeigen gemacht, aus denen du schließen kannst, daß ich auf gefährliche Neuerungen ausgehe, oder sprichst du blos den Juden nach, welche jüdische Lehren, die nur die Religion, nicht den Staat betreffen, boshaft verdrehen, um ein Verbrechen auf mich zu laden. Damit jedoch jeder Schein entfernt werde, als nehme Er im Angesichte des römischen Richters, der Macht über Leben und Tod hatte, eine Behauptung zurück, zu der Er sich während seiner ganzen öffentlichen Wirksamkeit bekannt, erklärte Er fest und bestimmt: Er sey allerdings der von den heiligen Büchern verkündigte Messias, aber nicht von dieser Welt sey sein Reich, sondern geistiger Natur, sonst würden seine Anhänger für Ihn fechten, und nicht so, wie jezt, als ein einsamer Verfolgter würde Er vor der Obrigkeit stehen. Pilatus, ein in Geschäften ergrauter Staatsmann, hatte sicherlich schon vorher die wahre Absicht der Ankläger Jesu durchschaut. Wäre dieß auch nicht der Fall gewesen, so mußte er beim Anblicke des Verhafteten erkennen, daß derselbe kein Hochverräther, kein Aufrührer sey. Er hielt Ihn für einen unschädlichen Schwärmer, und wollte seine Strafe auf körperliche Züchtigung beschränken. Wie hätte ein römischer Großer sich gutwillig als das Werkzeug der blutigen Rachgier jüdischer Pfaffen gebrauchen lassen sollen! Aber diese hatten indeß um den Palast des Pilatus ihren ganzen Anhang versammelt, der

mit wüthendem Geschrei die Hinrichtung des Gefangenen verlangte. Als Dieß nicht wirkte, drohten sie dem Landvogt mit einer Anklage beim kaiserlichen Hofe in Rom; „seine Dienstpflicht verletze Pilatus," riefen sie, „wenn er eines Mannes schone, der sich selbst für den Judenkönig ausgegeben." Pilatus hatte nicht den Muth, dieser Drohung zu trotzen. Widerstrebend gab er nach, Jesus wurde auf seinen Befehl von römischen Soldaten gegeißelt, und dann zur Richtstätte abgeführt. Es war damals Sitte, Straßenräuber und Aufrührer durch das Kreuz hinzurichten. Diesen schmerzhaften Tod sollte auch Jesus erleiden. Die Kreuzigung erfolgte unter auffallenden Umständen. Zwei Räuber wurden mit Ihm hingerichtet, aber keineswegs auf gleiche Weise. Da das Kreuz nur sehr langsam — meist erst durch Hunger oder durch allmählige Erschöpfung — tödtet, so pflegte man den Hingerichteten, zur Abkürzung der Qual, die Beine mit eisernen Keulen abzuschlagen. Dieses Verfahren ward bei den zwei Andern angewendet, nicht aber bei Jesus, von dem es bei Johannes heißt: Einer der zur Hinrichtung beorderten Soldaten habe Ihm die Seite mit der Lanze leicht verwundet. Alle drei hiengen nur wenige Stunden am Kreuze. Denn da mit Sonnenuntergang des Tags, an welchem die Kreuzigung erfolgte, das Osterfest begann, welches, von den Juden als Sabbat streng gefeiert, keine Handarbeit zuließ, so mußten die Leichen noch vor dem Abend weggenommen werden. Mehrere Spuren in den Evangelien nöthigen uns, zu schließen, daß einzelne Anhänger Jesu, welche zu den angesehenen und reichen Juden gehörten, wie Joseph von Arimathia und vielleicht Nikodemus, schon vor der Hinrichtung mit Pilatus unterhandelt und sich Vollmacht verschafft hatten, den Körper des Gekreuzigten unmittelbar nach der Abnahme vom Kreuz in ihre Hände zu bekommen. Hieraus erklärt es sich, warum Joseph von Arimathia in der Nähe des Richtplatzes eine neue, allem Anschein nach zu diesem Zweck eigens eingerichtete, Grabhöhle zu seiner Verfügung hatte. Die Mutter Jesu, sammt andern Frauen hatte den Schmerz ertragen, ihren Sohn am Kreuze enden zu sehen. Aber bei der Grablegung finden wir weder sie, noch die andern Frauen, noch einen der Apostel thätig, Alles geschieht durch die Hände jener angesehenen Freunde, des Nikodemus und Joseph von Arimathia. Die Evangelien schweigen darüber, was die Jünger vor, während und zunächst nach der Hinrichtung gethan. Ohne Zweifel brüteten

sie im tiefsten Schmerze, in verzweifelter Stimmung, und mögen während des Passahfestes, das, wie wir sagten, mit dem Abend des Tages der Kreuzigung anbrach, ruhig zu Hause geblieben seyn. Am dritten Tage giengen die Frauen, die Jesu aus Galiläa gefolgt waren, hinaus an das Grab, um die Leiche mit Specereien zu schmücken. — Sie fanden die Höhle leer, und bald erschien ihnen und auch den Aposteln der Herr lebend, und richtete an sie Worte des Trostes, der Ermuthigung, aus welchen jedoch erhellt, daß Ihm seine Rückkehr ins Leben selbst unerwartet gewesen. Wie oft Jesus Christus sich nach der Auferstehung den Jüngern gezeigt habe, ersieht man am Besten aus dem Zeugnisse des Heidenapostels im ersten Corintherbriefe *), Johannes zählt nur einige der Erscheinungen auf, schließt aber sein Evangelium mit Worten, aus welchen hervorgeht, daß er noch mehr wußte, als er sagen wollte: „Diese Zeichen that Jesus vor seinen Jüngern, und auch andere, welche nicht beschrieben sind in meinem Buche. Diese aber sind beschrieben, auf daß Ihr glaubet, Jesus sey der Messias (Christ), der Sohn Gottes.“ Die Berichte der andern Evangelien darüber, wie oft, wann und wo? der Erstandene erschienen, sind lückenhaft, ungenügend, mit Sagen durchwoben, und dem unbefangenen Leser drängt sich die Vermuthung auf, es haben sich bei Erscheinungen des Herrn Dinge gezeigt, die mit den Vorurtheilen der ältesten Christen nicht übereinstimmten, die man daher als Geheimniß behandelte, weßhalb sie bald aus dem Gedächtniß der Menschen schwanden. So endigt denn das merkwürdigste Leben der Weltgeschichte auf die räthselhafteste Weise. Nur soviel sieht man mit Bestimmtheit, daß Jesus seine erhabene Sendung mit dem Tode, den Er bereitwillig starb, abgeschlossen glaubte, daß Er sich nachher den Jüngern blos darum zeigte, um ihren Muth anzufeuern, um die feste Ueberzeugung von der Wahrheit und dem Siege seiner Sache in ihre Seelen zu prägen. Wie Er von der Erde verschwunden, wissen wir nicht. Das vierte Evangelium, welches doch sonst Jesum als den vom Himmel herabgekommenen Logos darstellt, schweigt von der Himmelfahrt, welche die altchristliche Sage nach mosaischen Vorbildern gedichtet hat, um den Sohn des Himmels

*) Kap. XV. 3 u. folg.

auf eine Art, die seinem Ursprunge angemessen wäre, in die selige Heimath zurückzuführen *).

Die Auferstehung Jesu Christi hat das Meiste zum schnellen Aufblühen der christlichen Kirche beigetragen. Sie hauchte den Aposteln eine Freudigkeit, einen Muth ein, der vor keiner Gefahr sich beugte. Kaum zuvor, wie eine Heerde ohne Hirten, niedergeschlagen, verzweifelt, verkündigen sie nun in der ganzen Welt die Lehre des Gekreuzigten, trotzen in Seinem Namen dem Tode. Aber dieser glückliche Erfolg ist nicht ohne gewisse Nachtheile erkauft. Durch die Auferstehung kam das ganze pharisäische Dogma von den lezten Dingen in die Kirche herein, denn dasselbe schien durch das eigene Beispiel des Herrn thatsächlich gerechtfertigt. Die Christen glaubten also hinfort, daß alle Seelen nach dem Tode zu einer bestimmten Zeit wieder in ihre Leiber zurückkehren würden, um an dem Weltgerichte Theil zu nehmen, das dann über die Völker der Erde ergehen sollte. Hiemit stand aber die gemeine jüdische Lehre vom Messias in einem so engen Zusammenhange, daß sie nicht abgetrennt werden konnte. In der That finden wir bei sämmtlichen Aposteln und ältesten Christen den Glauben, daß Jesu Wirksamkeit auf Erden nur der erste Akt eines großen messianischen Drama sey, dem in nächster Zukunft ein zweites irdisches Auftreten in voller Majestät messianischer Allgewalt, ganz nach damals allgemein verbreiteten jüdischen Volksbegriffen, folgen müsse. Schon einige der frühesten Väter haben angemerkt, wie in dieser Hinsicht jüdischer und christlicher Glaube sich blos darin unterscheide, daß die Christen eine zweifache Ankunft Jesu auf Erden annahmen: eine, die schon erfolgt sey, in niedriger Gestalt, eine zweite, welche — in naher Zukunft — bevorstehe, mit göttlicher Macht und Herrlichkeit, während die Juden nur eine einzige Erscheinung des Messias — und zwar diese eine in voller Majestät — lehrten **). Die drei ersten Evangelien legen die Verheißung jener zweiten Ankunft Jesu selbst in Mund, sie verkündigen sogar, dieselbe werde erfolgen, ehe zwei Generationen vergangen. Paulus, Petrus, Judas, Jakobus glauben aufs Festeste hieran, der Erstere

*) Wer, was hier nur angedeutet ist, genau entwickelt lesen will, findet meine Ansicht von den lezten Schicksalen Jesu in der Schrift: „Heiligthum und Wahrheit" S. 188 folg.

**) So die Clementinen, so auch Celsus bei Origenes, siehe meine Schrift: „das Jahrhundert des Heils" I. 210 folg.

spricht die Hoffnung aus, daß er sie selbst erleben, daß er dem Herrn durch die Wolken entgegenfahren werde. Die apostolischen und die zunächst nach ihnen lebenden Väter, fast die ganze christliche Kirche bis ins dritte Jahrhundert, glaubten und erwarteten Dasselbe, harrten mit jedem Jahre seines zweiten Erscheinens. Merkwürdiger ist, daß auch Johannes diesen Glauben theilt, wie man aus seinen Briefen ersieht. Aber in seinem Evangelium findet sich kein einziger Ausspruch Jesu, aus welchem derselbe gerechtfertigt werden könnte. Ist dieß nicht der klarste Beweis, daß die Erwartung einer zweiten Ankunft Christi nicht aus dem Munde des Stifters stammt, sondern aus andern Ursachen entstanden ist. Die Hoffnung eines irdischen messianischen Reichs mit allen denkbaren Genüssen der Macht und des Ueberflusses hatte so sehr die Gemüther des Volks, unter welchem die neue Kirche ihre ersten Anhänger fand, durchdrungen, daß sie aus der Gegenwart durch die Erfahrung und Jesu prunkloses Auftreten wie durch Seinen Tod verdrängt, Ersatz von der Zukunft verlangte. Ihre theuersten Beweise zog sie aus der Auferstehung des Herrn. Denn nachdem Gott es so gefügt, daß Sein Auserwählter den Tod überwunden, schien es geeignet, daß der Erkorene, aufs Kräftigste als Sohn des Allmächtigen Bestätigte, auch alle andern Vorrechte der Majestät erringe, welche der Volksglaube gestüzt auf die Weissagungen der alten Propheten, dem Messias beilegte. Vielleicht haben auch irgend einige mißverstandene Reden des Erweckten dazu beigetragen, den Wahn seiner zweiten Erscheinung zu befördern, der nun durch die Erfahrung von 18 Jahrhunderten widerlegt ist. Derselbe hat allerdings der Kirche in ihren Anfängen vielfach genüzt, er diente ihr als schützende Hülle gegen die Stürme der Außenwelt. Würden wohl die ersten Christen der Verfolgung von Juden und Heiden einen so großen Muth entgegen gesetzt haben, wenn sie nicht durch jenen Glauben begeistert, eine überschwängliche Belohnung ihrer Drangsale von der zweiten Ankunft des Erlösers jeden Augenblick erwartet hätten? Aber ebenderselbe hat auch verderblich gewirkt.

Die Ueberzeugung, daß außer dieser körperlichen Welt, die sichtbar uns umgibt, noch eine höhere, übersinnliche bestehe, daß beide Welten durch Jesus vermittelt werden, daß seine wahren Anhänger durch völlige Hingebung an Ihn, in Glaube, Liebe, Hoffnung, Gerechtigkeit gegen den Nebenmenschen, schon hier unten jener

höhern Welt eingebürgert werden — diese Ueberzeugung bildet den eigenthümlichen und ursprünglichen Kern des Christenthums. Alles ist hier zugleich rein geistig und durchaus praktisch. Es ist am Tage, daß solche Grundlehren, sobald sie größere Menschenvereine, ganze Völker, fruchtbar durchdringen, einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Gestaltung der irdischen Einrichtungen üben, daß sie einen Zustand der Dinge herbeiführen müßten, welcher auf Erden, soweit historische Kunde reicht, nie erlebt, aber doch durch alte Ueberlieferungen gefeiert, das Bild allgemeiner Herrschaft des Guten darstellen würde. Gerade dasselbe oder ein ähnliches Ideal liegt nun den jüdischen Erwartungen eines messianischen Reiches auf Erden zu Grund, welches vermöge der eben entwickelten Umstände in die christliche Kirche aufgenommen wurde. In so fern trägt nun dieser Glaube ächte christliche Grundsätze gewissermaßen in die Sprache jenes Jahrhunderts über. Allein derselbe umschloß auch vermöge der eigenthümlichen Ausbildung, welche er unter den Juden erhalten, mächtige Keime von Hierarchie, von Priesterherrschaft in sich, welche mit ihm unvermerkt — aber gegen den Geist des Stifters — in die Kirche eindrangen. So schoß in derselben, fast seit ihrer ersten Entwicklung außer dem ursprünglichen, rein geistigen Lebens-Element, ein fremdartiges, hierarchisches auf, und zu diesem wilden Schößling gesellte sich aus gleicher Wurzel noch ein zweiter. Wir haben im andern Kapitel vorliegenden Werkes dargethan, wie die jüdische Messiaslehre unter dem Einflusse von mancherlei Ursachen zu überschwänglichen, der Erfahrung, oft auch dem gesunden Menschenverstande, fremden Spekulationen ausgesponnen worden ist. Leztere kamen nun mit dem Glaubensartikel vom messianischen Reich ebenfalls in die Gemeinschaft der alten Christen herüber. Wir haben also in der Urkirche drei Elemente zu unterscheiden: das reingeistige, das hierarchische, das dogmatische. Nur das erstere ist der wahre Erbe des Hauses, die beiden andern mögen, als nothwendige Zuthat irdischen Stoffes, der überall die ätherische Gestalt geistiger Schöpfungen umhüllen muß, ihren Werth besitzen und auch wahren Nutzen schaffen, aber blos so lange, als sie im Bunde mit dem ersten wirken. Losgerissen von ihm, bringen sie geistigen Tod. Weil aber ein solcher Zustand den Bedürfnissen menschlicher Natur und noch mehr dem erhabenen, unverwüstlichen Geiste, den der Stifter Seinem Werke eingehaucht hat, in die Länge unerträglich widerstrebt, führt ihre entweihte

Herrschaft zum Umschwung, zu neuer Auffrischung der heiligen Urkraft: eine Wahrheit, welche die Erfahrung schon vielfach bestätigt hat, und auch in Zukunft bestätigen wird.

Das wechselnde Verhältniß jener drei Elemente zu einander bildet den Wendepunkt für die mannigfachen Entwicklungen der christlichen Kirche. Die Schwäche und Verderbtheit menschlicher Natur brachte es mit sich, daß die beiden niedern frühe und mächtig sich entfalteten, und zwar entsprechend dem Charakter der alten Nationen, die in die Kirche eintraten. Die römische Geschichte bezeugt es, daß dem latinischen Geschlecht ein Instinkt der Herrschaft angeboren war. Etwas Aehnliches lebte in den ältern Juden. In beiden Nationen tritt daher, als sie Christen wurden, das hierarchische Streben hervor. Den Griechen und den andern von ihrer Denkweise befruchteten Provinzen des großen Römerreichs war nach dem Verluste der Freiheit vom früheren Glanze fast nichts übrig geblieben, als Redefertigkeit und Neigung zu philosophischem Schulgezänk. Nun eben diese Griechen sind die stets streitsüchtigen Dogmatiker der alten Kirche, und es lag wahrlich nicht an ihnen, daß das Christenthum nicht zu einer bloßen Philosophie herabsank. Nur langsam entwickelten sich die Segnungen, welche unsere Religion über die Völker auszugießen vermag. Denn höchst zähe und gründlicher Besserung widerstrebend ist der Stoff, den sie bearbeiten und umformen soll. Wenn die Quelle einer bösen Leidenschaft verstopft ist, dringt die bekämpfte Lust durch eine andere Oeffnung unter veränderter Gestalt wieder hervor. Auch wird zur Verwirklichung jener Urbilder eines heiligen und schuldlosen Erdenlebens, welche die christliche Kirche unablässig verfolgt, die harmonische Ausbildung von vielen andern, die Religion zunächst nicht berührenden Zuständen, wie z. B. von bürgerlichen, politischen, staatswirthschaftlichen, gewerblichen Verhältnissen erfordert, so daß jenes irdische Ziel der Kirche nur in einem unendlichen Fortschritt und also auch in keinem Augenblick ganz erreicht werden kann. Endlich darf man nicht vergessen, daß die Kirchengeschichte nur sehr unvollkommen den Einfluß, den unsere Religion auf das Völkerleben geübt, zu schildern vermag. Was sie im Innern der Familien, unter den Millionen unbekannter Sterblicher, die Jesum seit 1800 Jahren verehrten, geändert, verbessert hat, davon sprechen die Quellen, auf die wir angewiesen sind, manchmal Weniges, oft gar Nichts; sie sind meist mit den Schicksalen der Häupter und

Lenker der gesellschaftlichen Verfassung beschäftigt, welche sich die Kirche gab. Und weil derselben eine außerordentliche, vielfach erprobte Kraft der Organisation einwohnt, Organisation aber überall Herrschaft begründet, welche ihrerseits unfehlbar Ehrgeiz und andere gewaltige Leidenschaften der Bevorzugten hervorruft, so hat die Kirchengeschichte leider mehr von Thaten der Gewalt, Herrschsucht und Arglist zu berichten, als von Tugenden, während die stille Einwirkung christlicher Triebfedern und Gefühle auf die Gemüther der Massen über dem Lärme jener persönlichen Anstrengungen und Kämpfe der Häupter kaum vernommen wird.

Fünftes Kapitel.

Die apostolische Kirche. Paulus, Petrus. Heiden- und Juden-Christen. Jakobus. Jerusalem Sitz der Mutterkirche.

Die apostolische Kirche hat zwar einige Dogmen, betreffend die Auferstehung des Leibs, die lezten Dinge, die zweite Ankunft Christi in voller Glorie der Majestät, von den Pharisäern entlehnt, aber vieles Andere, namentlich gesellschaftliche Einrichtungen theilte sie mit den Essenern. Jakobus, der Bruder Jesu, wird von dem ältesten christlichen Geschichtschreiber Hegesippus, von dessen Werken uns blos einige Bruchstücke übrig geblieben sind, als Essener beschrieben. Aehnliches berichtet Clemens der Alexandriner von Matthäus. Mit den Essenern stimmte die apostolische Kirche in der Verwerfung des Tempeldienstes zu Jerusalem überein, eine Ansicht, aus welcher sich der höchst eigenthümliche mystische Gebrauch des Worts „Erbauen" in vielen Stellen des neuen Testaments *) allein genügend erklären läßt. Wenn es ferner Luc. IX. 3. und in den Parallelen heißt: „Die Apostel sollen Nichts mit sich nehmen auf den Weg, weder Stab noch Tasche, noch Brod, noch Geld; es soll auch Keiner zwei Röcke haben, und wo Jeglicher in ein Haus getreten, daselbst bleiben, bis er wieder weiter ziehe," so erhält auch dieser Ausspruch nur aus der Beschreibung, welche Josephus von den Essenern gibt **), das gehörige Licht. Ganz wie die Essener beteten die ältesten Christen

---

*) Wie 1 Cor. III. 9, 2 Cor. VI. 16, Eph. II. 19, 1 Tim. III. 15, Hebr. III. 6, 1 Petr. II. 5. und an vielen andern Orten.

**) Zweites Buch des Kriegs 8, 4.

mit dem Antliz gegen die Sonne gewendet, während die übrigen Juden ihr Gesicht beim Gebet gegen den Tempel in Jerusalem richteten. Wie die Essener, verwarf die apostolische Kirche den Eidschwur, hielt Ehelosigkeit, wie sie, für ein Verdienst, verwarf den Reichthum, als die ursprüngliche Gleichheit der Menschen beeinträchtigend, wie sie, erstrebte deßhalb eine Art von Gütergemeinschaft, wie sie, war der Sklaverei abgeneigt, wie die Essener. Die Taufe ist von Johannes dem Täufer in die Kirche herübergekommen, aber Johannes hat sie ohne Zweifel von den Essenern entlehnt, zu deren Gesellschaft er gehörte. Die Essener hatten als einzigen äußerlichen gottesdienstlichen Akt heilige Mahle, welche den christlichen Agapen, oder der ältesten Nachtmahlfeier selbst darin gliechen, daß in ihnen das Passah auf mystische Weise dargestellt wurde. Endlich wiederholte sich allen Anzeigen nach in der apostolischen Kirche die essenische Ansicht vom Oele, und auch von der mystischen Auslegungsweise dieser religiösen Gesellschaft finden sich bei den Aposteln Spuren.

Von den ersten Anfängen der Kirche an bis nach der Zerstörung Jerusalems hielten die Heiden, und man kann sagen, alle unbefangenen Beobachter das Christenthum keineswegs für einen von dem Judenthum unabhängigen Glauben, sondern vielmehr für eine eigenthümliche Gestaltung des leztern, welche sich von den übrigen Zweigen der großen jüdischen Familie nur dadurch unterscheide, daß die Christen annähmen, der Messias, den die andern Juden noch erwarteten, sey bereits in Jesu erschienen, während sie sich jedoch dem gemeinsamen jüdischen Bekenntnisse wieder durch die Lehre näherten, daß der Christ zum zweitenmale in göttlicher Glorie auf die Erde herabsteigen werde. In der That wird diese Ansicht von der Sache durch eine genaue Vergleichung der alten jüdischen und christlichen Glaubenslehre vollkommen bestätigt. Erst als durch die Zerstörung des Tempels und der heiligen Stadt unter Titus dem Judenthum sein Mittelpunkt und seine nationale Kraft genommen war, riß sich die neue Kirche, die durch jenen fürchterlichen Verlust der alten jüdischen nichts verlor, sondern nur gewann, von dem Schooße des Judenthums los, und erschien sofort auch äußerlich als eine abgesonderte Anstalt, was sie freilich dem Keime nach schon durch Jesu Erscheinen war.

Die Verwandtschaft des Christenthums mit dem Judenthum kann indeß viel genauer bestimmt werden. Unter den drei Parthien,

in welche sich lezteres nach dem Zeugnisse des Josephus im ersten Jahrhundert theilte, sind es hauptsächlich die Essener, welche in inniger Berührung mit der von Jesus gestifteten Gesellschaft stehen. Beweis dafür die eben angeführten Punkte der Uebereinstimmung zwischen der apostolischen Kirche und dem essenischen Orden. Dieses Verhältniß zwingt uns, anzunehmen, daß Jesus selbst den Essäismus gebilligt haben müsse, was auch aus andern Gründen klar ist. Kann irgend ein Unbefangener die Beschreibung der Essener, welche uns Philo, welche Josephus gibt, lesen, ohne gestehen zu müssen, daß diese Gesellschaft einer Morgenröthe des Christenthums zu vergleichen sey; wie hätte Jesus solche Elemente unbeachtet lassen sollen? Allem Anschein nach ist Er selbst vor der Zeit Seines messianischen Wirkens Essener gewesen, aber später nicht mehr in dem Orden geblieben. Denn wir finden Ihn, nach seinem öffentlichen Auftreten als Prophet, außer Verbindung mit irgend welcher Parthei, also auch den Essenern, welche damals eine sehr zahlreiche Gemeinschaft bildeten. Mühsam schafft Er sich selbst einen Kreis von Schülern aus der Menge, schwach an Zahl ist sein Anhang, so lange Er lebte, und wächst erst allmählig nach der Auferstehung. Ueberdieß herrschte ein freier Geist in seinen Vorträgen. Während die Essener ängstlich fasteten, das Sabbatgebot noch peinlicher beobachteten, als die andern Juden, sezt Er sich über diese Aeußerlichkeiten weg, und hält nur das Wesen fest. Folglich ist klar, daß Er seinen eigenen Weg gieng, die engen Gränzen des Essäismus, das Sektenartige, welches demselben anklebte, durchbrochen hat, und nur Dasjenige von den Eigenthümlichkeiten des Ordens beibehalten wissen wollte, was Ihm gesund schien.

Furchtbar war die Lücke, welche Sein Verschwinden für den hinterlassenen Schülerkreis hervorbrachte. Um sie einigermaßen auszufüllen, und die künftige Fortdauer Seines Werkes zu sichern, mußte gleich von Vorneherein nichts als dringenderes Bedürfniß sich herausstellen, als die Grundzüge einer guten Verfassung. Wenn sich ergiebt, daß die älteste Kirche ihre gesellschaftlichen Einrichtungen denen des Essener-Ordens nachgebildet hat, so muß man sicherlich diese Uebereinstimmung als den lezten Beweis für die Wahrheit der eben entwickelten Beziehung des Christenthums zum Essäismus betrachten. In der That ist der angedeutete Ursprung der ältesten christlichen Gesellschaftsverfassung im höchsten Grade wahrscheinlich. Gleich nach dem Hingange Jesu finden wir Presbyter oder Bischöfe und Diakone

genannt, welchen willig gehorcht wird, ohne daß in sämmtlichen Evangelien oder in den Briefen der Apostel irgend welche Vorschriften angeführt würden, welche Jesus in dieser Hinsicht gegeben haben sollte. Die Bischöfe waren ursprünglich von den Presbytern nicht verschieden *), jenes ist ein besonderer, dieses ein allgemeiner Name. Man hieß die Vorsteher Presbyter oder Aelteste, weil sie aus den ältesten Gemeindemitgliedern gewählt wurden. Dagegen bildeten die Diakonen eine eigenthümliche Klasse, deren Amt es war, die Allmosen, oder das gemeinschaftliche Vermögen zu vertheilen. Dieselbe oder eine ganz ähnliche Einrichtung findet sich bei den Essenern. Ihre Gemeinschaft stand nach Josephus unter Vorgesezten, welche der jüdische Geschichtschreiber bald ἐπιμελεταὶ bald ἐπίτροποι nennt. Lezterer Name ist gleichbedeutend, fast gleichlautend mit ἐπίσκοποι. Ferner die Vorsteher der Essener wurden ebenfalls aus den Gemeinde-Aeltesten genommen, was Josephus deutlich sagt. Endlich besaß der Orden besondere Beamte, deren Obliegenheit es war, den Mitgliedern die Bedürfnisse der Nahrung und anderer Leibesnothdurft zu verabreichen. Diese essenischen Verwalter hatten also den nämlichen Wirkungskreis, wie die christlichen Diakone **). Dieses merkwürdige Zusammentreffen der gesellschaftlichen Einrichtungen beider Vereine ist sicherlich nicht zufällig, sondern wir sind gezwungen, anzunehmen, daß die Apostel, sobald nach dem Verschwinden Jesu die Nothwendigkeit einer dauernden Organisation sich fühlbar machte, das Vorbild der Essener nachgeahmt haben, als eine Sache, die sich von selbst verstand, theils weil Regel und Leben des Ordens die öffentliche Meinung und Billigung der Juden für sich hatte, theils noch mehr, weil das freundliche Verhältniß Christi zu den Essenern den Jüngern wohl bekannt war.

Auf etwa 500 ***) belief sich die Anzahl der Gläubigen nach Jesu Hingange. Sie scheinen in der ersten Zeit von Seiten der Hohenpriester und Pharisäer keine Verfolgung erlitten zu haben; wahrscheinlich weil die jüdischen Häupter glaubten, daß die Parthei

---

*) Siehe Winer biblisches Realwörterbuch I. 217 folg.

**) Die genaueren Beweise über die Verwandtschaft des Christenthums mit dem essenischen Orden, die hier nur angedeutet ist, sind entwickelt in meiner Schrift: „das Heiligthum und die Wahrheit“ S. 356 folg.

***) 1 Cor. XV. 6.

nach der schmählichen Hinrichtung ihres Stifters bald von selbst erlöschen werde. Als aber die Apostel mit großer Thätigkeit neue Bekenner des Gekreuzigten sammelten, und durch Taufe und Auflegung der Hand einweihten, begann der Kampf aufs Neue. Das nächste Opfer desselben wurde Stephanus, aus folgender Veranlassung. Stephanus war einer der ersten sieben Diakone *) und brannte von heiligem Eifer für den christlichen Glauben. Darüber gerieth er mit etlichen feindseligen Juden in Streit, welche Jesum und seine Parthei auf alle Weise herabzusetzen suchten. Vom Wortstreite kam es zur Anklage vor dem Synedrium. Aus der sehr alten und glaubwürdigen Rede, welche in die Apostelgeschichte Kap. VII. 2—53 eingerückt ist, ersieht man, daß die Gegner hauptsächlich zwei Gründe der Verdammung gegen Jesus und seine Anhänger vorbrachten. Einmal müssen sie gesagt haben: der Gekreuzigte könne unmöglich jener von den Propheten verheißene Erretter Israels seyn, und zwar darum, weil Er den Tod der gemeinsten Verbrecher erlitten habe. Wäre Er der Sohn Gottes, für den die Apostel Ihn ausgeben, so würde der Allmächtige Ihn vor seinen Feinden bewahrt und auf den Stuhl Davids erhoben haben. Zweitens behaupteten sie: Jesus habe, so lange Er lebte, dem Heiligthum zu Jerusalem keine Ehrfurcht bezeugt, darum könne Er auch nicht der Messias seyn. Gewiß ist Nichts natürlicher, als diese Einwürfe der Juden. Wenn je über Etwas zwischen ihnen und den Anhängern der neuen Kirche gestritten ward, so brauchten Erstere gewiß den Tod am Kreuze, und Jesu Abneigung gegen den Tempeldienst, von welcher sich, wie wir früher zeigten, auch sonst Spuren in unsern historischen Büchern finden, als Vorwand der Anklage und der Verdammung. Gegen diese Schmähungen suchte nun Stephanus in einer Vertheidigungsrede vor dem Synedrium zu beweisen, daß Gott das israelitische Volk jezt und ehedem zu besondern Zwecken auserkoren, und deßhalb auf die wunderbarste Weise geführt habe, aber auch daß die Erkornen von jeher widerspenstig gegen ihren himmlischen Beschützer gewesen seyen, seine Propheten gemordet, seine Pläne verkehrt hätten. Nachdem die Zeit gekommen, wo die Verheißung, welche Jehova dem Stammvater Abraham gegeben, erfüllt werden sollte, sey Moses erschienen, als Vorbild eines höhern Gesandten,

*) Apostelgesch. VI. 1 u. folg.

den der Herr einst in Israel erwecken würde. Allein zwei Juden, deren Streit er schlichten wollte, hätten gegen Ihn mörderische Hände erhoben, womit sie vorgebildet, was das ganze Volk an dem künftigen Erretter verüben werde. „Moses," fuhr Stephanus fort, „mußte fliehen vor seinen eigenen Brüdern, kam aber doch wieder, nicht abgeschreckt durch den Undank, welchen Israel in Gestalt jener beiden Männer ihm erwiesen, auf göttlichen Befehl nach Aegypten zurück, und erlöste das Volk aus der Sklaverei. So ward Der, welchen sie erst verläugneten, und zu dem sie sprachen: wer hat dich zum Richter und Herrn eingesezt, Israels Befreier. Dennoch hörte die Widersetzlichkeit des Volks gegen ihn nicht auf. Obgleich Moses mit dem Höchsten von Angesicht zu Angesicht verkehrte, obgleich er das Gesetz vom Himmel herabbrachte, obgleich er endlich — was das höchste seiner Verdienste war — den künftigen Befreier, der das Volk einst in höherem Sinne, als er selbst, erlösen würde, klar voraus verkündigte: gehorchten sie ihm nicht, sondern wandten sich in ihrem verkehrten Sinne wieder nach Aegypten, dem Lande der Knechtschaft und der Lüste. Eine Hütte des Stifts hatte Moses nach den Vorbildern bereitet, die ihm der Herr auf dem heiligen Berge gezeigt — sie verließen dieses Symbol voll der erhabensten Geheimnisse, und beteten dafür eine Hütte Molochs an. Indeß war bei der Einwanderung in das gelobte Land noch ein Samen des Guten unter dem Volke geblieben, sofern sie die Stiftshütte aus der Wüste herüberbrachten. Aber auch dieses lezte Zeugniß des lebendigen Verkehrs mit Jehovah sollte verhöhnt und weggeworfen werden. Kaum ergieng es etlichen Häuptern des Volks, die Gott erhoben, nach Wunsche, als sie übermüthig wurden und Dem, der Erde und Himmel geschaffen, ein steinernes von Menschenhänden erbautes Haus zur Wohnung anwiesen, und zwar gegen die ausdrückliche Warnung der Propheten. Der Tempelbau sey, nur dem äußern Schein nach, ein verdienstliches Werk, in der That aber ein eben so schwerer Frevel gegen den Höchsten, als die Anbetung der Götzen Moloch und Remphan." Nach dieser Ausführung schloß Stephanus seine Rede mit folgenden Schlagworten: „So haben Eure Väter sich von jeher dem heiligen Geiste widersezt, die Propheten Gottes verachtet und gemordet, und so macht auch Ihr es, als ächte Nachkommen eurer Ahnen. Was Wunder, daß Ihr den Gerechten, der Eurem Stammvater Abraham verheißen war, und welchen Moses verkündigt

hat, freventlich umbrachtet. Derselbe wäre nicht der Sohn Gottes, hättet Ihr Ihn nicht so behandelt, denn ein Prophet wird, wie Eure ganze Geschichte beweist, nur durch Verfolgungen als solcher bewährt" *).

Zu groß war der Haß der Leviten und Pharisäer gegen die Anhänger des Gekreuzigten, zu bitter die Wahrheiten, welche Stephanus ihnen furchtlos ins Gesicht sagte, als daß die Sache ohne Blut hätte enden können. Im Tumulte riß man den kühnen Redner hinaus ins Freie, wo er gesteinigt wurde. Zugleich brach, wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, eine Verfolgung über die ganze Gemeinschaft aus, welcher Stephanus angehörte. Das öffentliche Bekenntniß des christlichen Glaubens wurde unterdrückt, die meisten Anhänger Jesu flohen in die umliegenden Länder und Städte: nach Samarien, Phönizien, Cypern, Damaskus, Antiochien, nur die Apostel scheinen auf ihrem Posten in Jerusalem zurückgeblieben zu seyn, indem sie sich ohne Zweifel während der ersten Wuth des Andrangs verborgen hielten. Stets haben Verfolgungen zur Ausdehnung des Christenthums beigetragen. So geschah es auch hier. Die vertriebenen Jünger predigten in den Orten, wohin sie geflohen waren, die neue Lehre und gewannen Anhänger, doch blos unter den Judengemeinden, die sich, wie wir im zweiten Kapitel dieses Buches gesagt, in fast allen Städten des vordern Asiens fanden. Der erste Anstoß zur Verbreitung der Kirche über die Gränzen Palästinas hinaus, war hiemit gegeben. Früher oder später mußte nun die Frage zur Entscheidung kommen, ob auch Heiden an derselben Theil nehmen dürften, ohne vorher dem mosaischen Gesetze sich unterwerfen zu müssen. Höchst wichtig war diese Frage, denn von ihrer glücklichen Lösung hing es ab, ob das Christenthum eine Weltreligion werden sollte, oder nicht. Es ist in hohem Grade zweifelhaft, daß die Völkerschaften des römischen Reichs der Kirche beigetreten wären, wenn sie als Christen das Joch aller so lästigen und unnützen Ceremonien des Judenthums hätten auf sich nehmen müssen. Jesus hat hierüber nicht ausdrücklich verfügt, was man klar daraus ersieht, daß in dem Streite, der bald über jene Frage

*) Ueber Alter, Aechtheit und Bedeutung der Rede des Stephanus, sowie über den historischen Gehalt des ersten Theils der Apostelgeschichte, in welchen die Rede eingewoben ist, vergleiche meine Schrift: „die heilige Sage" I. 404 folg.

entstand, weder Paulus noch die andere Parthei sich auf die Aussprüche des Stifters berief, die doch allein im Stande gewesen wären, jeder Meinungsverschiedenheit ein schnelles Ende zu machen. Jesus hatte sich begnügt, den Aposteln im Allgemeinen Ausbreitung Seiner Lehre zu befehlen. Wie dieß geschehen sollte, hieng von den Umständen ab, die sich nicht vorausbestimmen ließen, und was namentlich die Aufnahme der Heiden in die Kirche betraf, so mußte hierüber der Geist Seiner Lehre entscheiden. Wir glauben keine zu kühne Behauptung aufzustellen, wenn wir sagen, daß vor diesem Tribunal nur diejenige Ansicht, welche die glaubigen Heiden von der Last des Mosaismus befreite, Recht bekommen konnte. Denn erhellt nicht aus den Evangelien, daß Jesus während Seines Lebens die jüdischen Satzungen überall bekämpfte, daß Er das Gewissen der Menschen von jenem nutzlosen und verderblichen Zwange entbunden, und nur das Wesentliche festgehalten wissen wollte. Noch mehr, stellt nicht Johannes, der Christi Eigenthümlichkeit am reinsten aufgefaßt, das mosaische Gesetz als Etwas der neuen Kirche Fremdes dar! Indessen, da Jesus über die Frage nicht mit klaren Worten entschieden hatte, kann eine Meinungsverschiedenheit darüber unter den ersten Bekennern um so weniger auffallen, weil bei der eigenthümlichen Entwicklung des damaligen Judenthums, welche durch die drei Sekten der Essener, Pharisäer und Sadduzäer vertreten war, selbst mehr oder minder vergeistigte Ansichten von dem Ceremoniengesetz herrschten. Die Essener z. B. lehrten, daß in jedem Verse der mosaischen Bücher die reinsten sittlichen Wahrheiten auf mystische Weise niedergelegt seyen, und daß nur diese, nicht der äußerliche Buchstabe, gelten, aber wenn man ihnen von thatsächlicher Aufhebung des buchstäblichen Gesetzes gesprochen hätte, würden sie dieß als eine fluchwürdige Ketzerei verworfen haben. Ganz so mochten auch die Apostel urtheilen, ohne nach ihrem besten Bewußtseyn dem Geist der Stiftung Jesu im Geringsten Eintrag zu thun. Und wirklich haben sie so entschieden. Zu groß war die Macht der Gewohnheit, zu tief die Achtung, welche sie als geborne Juden für die väterliche Gesetzgebung eingesogen hatten, als daß sie die Glaubigen überhaupt und insbesondere die Heiden-Christen von der Treue gegen das mosaische Recht lossprechen konnten und wollten. Das Höchste, wozu sie sich, um die Heiden zu erleichtern, verstanden, war die Ausdehnung des alten jüdischen Proselytenbrauches auf sie, kraft dessen

zwei Klassen der Uebertretenen unterschieden wurden: Proselyten des Rechts, und der Gnade oder des Thores. Während jene, wie wir früher gesagt *), sich allen Ceremonien des Pentateuchs unterziehen mußten, wurde von diesen blos Heilighaltung der sogenannten sieben noachischen Gebote gefordert. Dieß waren die Bedingungen, welche einige Apostel, obgleich unter Widerspruch anderer, noch strengerer Anhänger Jesu, den Heiden-Christen bewilligen wollten. Zwar wäre dadurch der Uebertritt Lezterer in Etwas erleichtert worden, dennoch bedrohte eine solche Einrichtung das Wachsthum der Kirche mit großen Gefahren; denn erstlich blieb dann das mosaische Gesetz mit allen seinen so lästigen und kleinlichten Beschränkungen der menschlichen Freiheit, wie ein erdrückendes Gewicht auf der neuen Kirche haften, fürs Zweite thürmte sie eine verderbliche Scheidewand zwischen zwei, nicht durch sittliche Verhältnisse, sondern bloß durch Aeußerlichkeiten geschiedene Klassen vollkommener und halbblütiger, jüdischer und heidnischer Christen auf. Wegen der levitischen Reinigungsgesetze hätten nie jene mit diesen brüderlich verkehren können, nie wären folglich Beide zu einer Familie verschmolzen.

Dieser drohenden Gefahr beugte ein Ereigniß vor, zu welchem ebenfalls der Märtyrertod des Stephanus und die Verfolgung, welche sich daran knüpfte, den Anlaß gab. Paulus, der Sohn eines Juden von Tarsus, der das römische Bürgerrecht erworben hatte, aus dem Stamme Benjamin, von seinem Vater zum Rabbinen bestimmt, und darum schon in früher Jugend — wie es scheint — nach Jerusalem, dem Hauptsitze der jüdischen Gelehrsamkeit, gesendet, wo er den Unterricht des berühmten Gamaliel genoß, und von seinem Lehrer der pharisäischen Sekte zugeführt wurde, ein feuriger Jüngling, und durch die Grundsätze, die er in der Schule zu Jerusalem eingesogen, mit bitterem Hasse gegen die christliche Gemeinschaft erfüllt, nahm lebhaften Antheil an der Hinrichtung des Märtyrers Stephanus, verfolgte auch nachher die Anhänger Jesu, die nach diesem Vorfall in Jerusalem geblieben waren, und zog sie vor Gericht. Damit nicht zufrieden, suchte sein Zeloteneifer auch außerhalb der heiligen Stadt Opfer auf. Mit Vollmachten des hohen Sanhedrins versehen, eilte er, begleitet von etlichen Gleichgesinnten, nach Damaskus, wo eben eine Gemeinde sich zu bilden angefangen hatte,

---

*) Seite 158.

um dieselbe zu verderben. Auf dieser Reise stieß ihm eine außerordentliche Erscheinung zu, welche für die christliche Kirche von unübersehbaren Folgen gewesen ist. Plötzlich am hellen Mittage umleuchtete sein Haupt blendender Glast — ein Blitz oder so Etwas. Paulus stürzte auf die Erde nieder und hörte die Donnerworte: „Saul, Saul, warum verfolgst Du mich," in welchen sein erschrecktes Gewissen Jesu Christi Stimme erkannte. Seine Begleiter sahen nur den Glanz, hörten wahrscheinlich auch das Getöse, vernahmen aber keine Wortlaute; es war eine jener Erscheinungen, welche die Juden Bathkol nannten, und in welchen Verschiedene Verschiedenes angedeutet finden konnten. Geblendet von dem Feuer, das die Sehkraft seiner Augen für einige Tage abstumpfte, ward er von seinen Genossen nach Damaskus hineingeführt, wo der erstaunlichste Wechsel mit ihm vorgieng. Vielleicht waren schon früher einzelne Gedankenblitze von Unrecht, das den Christen in jenen Verfolgungen geschehe, durch seine Seele gefahren, und hatten eine Sinnesveränderung vorbereitet. Das furchtbare Ereigniß vor Damaskus brachte sie zum unerwartet schnellen Durchbruch. Der erbitterte Gegner Jesu Christi wurde in einem jener plötzlichen Uebergänge, die nur bei feurigen Charakteren, aber bei diesen nicht selten, vorkommen, zum entschiedensten Anhänger des Gekreuzigten, zum Herold des neuen Glaubens, zum Entdecker einer ungeahnten Bahn, auf welcher die Heiden in die Kirche eindrangen. In Damaskus empfieng er die Taufe, konnte aber, verfolgt vom Hasse der Juden, die ihn als schändlichen Abtrünnigen betrachteten, nicht daselbst weilen, floh nach Arabien und kam, man weiß nicht zu welcher Zeit, wieder von da nach Damaskus zurück. Erst im dritten Jahr nach seiner Bekehrung betrat er Jerusalem, aber im Verborgenen, denn er mußte sich vor der Masse der Christen, als ihr ehemaliger Verfolger, fast ebenso sehr fürchten, wie vor den Juden. Nur Jakobus, den Bruder des Herrn, und Petrus besuchte er daselbst, machte dann eine Reise nach Cilicien, und begab sich hierauf, wie es scheint, nach Antiochien *). Von dieser Stadt aus machte er, als Heidenapostel, die drei Missionsreisen, die im zweiten Theile der Apostelgeschichte beschrieben sind. Am Ende der dritten besuchte er nach mehrjähriger Abwesenheit

---

*) Wir halten uns hauptsächlich an die Nachrichten im Galaterbrief Kap. I. und II.

Jerusalem wieder. Trübe Ahnungen eines unglücklichen Ausgangs hatten ihn vorher beängstigt, in der Abschiedsrede, die er zu Milet an die dorthin beschiedenen Häupter der ephesinischen Gemeinde hielt, spricht er dieselben mit tiefer Wehmuth aus. Dennoch und trotz der Warnungen, die ihm von verschiedenen Seiten zukamen, beharrte er auf seinem Beschlusse, die heilige Stadt am Pfingstfeste zu betreten. Man sieht also, daß es sehr starke Beweggründe gewesen seyn müssen, die ihn dorthin zogen. Die Apostelgeschichte und die andern alten Quellen lassen uns hierüber im Dunkeln, so daß wir auf Vermuthungen angewiesen sind. Wir glauben, daß Paulus darum seine Anwesenheit in der heiligen Stadt für unumgänglich nöthig hielt, weil er fürchtete, der Streit über die Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes, von dem gleich die Rede seyn wird, und der damals die neue Kirche aufs Tiefste erschütterte, möchte ohne seine persönliche Vermittlung zu einem unheilbaren Risse zwischen Heiden- und Juden-Christen führen. Denn Jerusalem galt für den Muttersitz der Kirche, dort weilten die Apostel, welche als die Häupter der Gemeinschaft angesehen wurden, und dort mußten folglich die innerlichen Streitigkeiten ausgeglichen werden. In Jerusalem angekommen, fand er zwar nicht unfreundlichen Willkomm bei den Häuptern der dortigen Gemeinde, aber man verhehlte ihm auch nicht, daß die Masse der Juden-Christen aufs Höchste gegen ihn erbittert sey, wegen seiner Lehre von der Ungültigkeit des Gesetzes *). Von den altglaubigen Juden vollends mußte er das Aeußerste erwarten. Merkwürdig ist, daß unter den hauptsächlichen Anklagen, welche Letztere gegen ihn vorbrachten, auch der Vorwurf wieder hervortritt, Paulus sey dem jerusalemischen Tempel und dem dortigen Opferdienste entgegen **). Um ihren Haß zu entwaffnen, riethen ihm Freundlichgesinnte, am jüdischen Cultus mittelst eines Nasiräergelübdes auf eine Weise Theil zu nehmen, die über seine Achtung für das Gesetz keinen Zweifel zulasse. Die Befolgung dieses Raths diente jedoch blos dazu, den Ausbruch des jüdischen Fanatismus gegen ihn zu beschleunigen. Als er den Tempel betrat, entstand ein wüthender Tumult unter den anwesenden Juden, und sie hätten ihn wohl zerrissen, wäre er nicht durch die römische Wache, die aus der

*) Siehe Apostelgeschichte XXI. 20 u. folg.

**) Ebendaselbst V. 28.

nahen Antoniaburg auf das Geschrei herbeieilte, ihren Händen entrissen worden. Die Berufung auf sein römisches Bürgerrecht rettete ihn mit Noth vor körperlicher Mißhandlung von Seiten des Anführers der Soldaten, welcher ihn Anfangs für einen jüdischen Aufrührer hielt. Doch verdankte er diesem Manne das Leben, dieweil er ihn auf die Nachricht, daß eine Anzahl Juden sich zu seiner Ermordung verschworen hätten, nach Cäsarea zum Prokonsul sendete. In Cäsarea ward Paulus zuerst vom Prokonsul Felix, dann von dessen Nachfolger Festus verhört, und nach langer Haft endlich, weil er an den Kaiser selbst appellirte, als Gefangener nach Rom geschickt. Die Apostelgeschichte berichtet an ihrem Schlusse, daß er daselbst zwei Jahre lang, in eigener Wohnung, nur von einem Soldaten bewacht, geblieben sey. Ueber seine weiteren Schicksale wissen wir nichts Sicheres, doch ist höchst wahrscheinlich, daß er bald darauf, zur Zeit der ersten Christen-Verfolgung, auf Neros Befehl, den Märtyrertod gestorben ist *), und daß demgemäß die alte Sage von einer erstmaligen Freisprechung und zweiten Gefangenschaft des Apostels, die mit seinem Tode geendet, keinen Glauben verdiene. Bemerkt muß noch werden, daß die Zeitbestimmung der wichtigsten Begebenheiten aus des Apostels Leben an unheilbarem Dunkel leidet. Wir kennen weder das Jahr, in welches seine Bekehrung fällt, noch die genaue Zeit seiner verschiedenen Reisen. Hinreichend beglaubigt sind blos die Angaben im Galaterbriefe I. 18, II. 1, aber auch sie unterliegen wieder mannigfachen Deutungen und nützen andererseits darum nicht viel, weil sie nicht an eine der üblichen römischen oder jüdischen allgemeinen Jahresrechnungen angeknüpft sind. Wahrscheinlich ist jedoch, daß das zweite Jahr der römischen Haft des Apostels mit dem 63sten oder 64sten der gemeinen christlichen Aera zusammenfällt.

Dieser Paulus ist es, der die unendlich wichtige Behauptung, daß das mosaische Gesetz für die neue Kirche nicht mehr gelte, aufgestellt und behauptet hat. Um sich einen Begriff zu machen von der Kühnheit dieses Gedankens, muß man die beispiellose Zähigkeit in Rechnung bringen, mit welcher jeder Jude an den väterlichen Einrichtungen hieng. Vielleicht ist nie eine kühnere Idee von einem Menschen ausgesprochen worden. Paulus war, wie alle seine

*) Siehe hierüber meine Schrift: „heilige Sage.“

Volksgenossen, in strengem Offenbarungsglauben erzogen, und außerdem von solcher Gemüthsrichtung, daß er sich in lebendigem Verkehr mit der übersinnlichen Welt fühlte. Denn er erzählt selbst von Zuständen der Entzückung, von Offenbarungen aus dem Himmel, die ihm zu Theil geworden *). Dennoch baut er seine Lehre von der Aufhebung des Gesetzes nirgends bestimmt auf göttliche Eingebung, sondern sucht sie vielmehr mit Vernunftgründen zu rechtfertigen. Es dringt sich daher die Frage auf, wie sie in ihm zum Bewußtseyn gekommen seyn möchte. Der Verfasser vorliegender Schrift ist der Ansicht, daß ein Grund praktischer Natur dem Apostel die erste Veranlassung gegeben habe, die Verbindlichkeit des Gesetzes für die Heiden zu läugnen. Nach seiner schnellen Bekehrung war Paulus entschlossen, alle seine Kräfte zur Ausbreitung der Kirche aufzuwenden. Unter den Juden konnte er jedoch keinen Beifall erwarten, weil er zu gut wußte, daß sie ihn als Abtrünnigen aufs Bitterste haßten. Also blieb ihm nur ein Wirkungskreis unter den Heiden übrig. Allein wenn diese mit dem christlichen Glauben zugleich das Joch des Gesetzes übernehmen sollten, war vorauszusehen, daß nur wenige übertreten würden. Deßhalb wagte er nun die folgenschwere Behauptung, daß die mosaischen Ceremoniengesetze für die neue Kirche nicht mehr bindend, daß folglich Christenthum und Judenthum ganz von einander verschieden seyen. Zu Hülfe mag ihm dabei die in jener Zeit ziemlich verbreitete Erwartung gekommen seyn, daß nach dem Erscheinen des Messias ein geistigeres Gesetz an die Stelle des mosaischen treten solle, sowie die allegorische Auslegungsweise der heiligen Bücher, und die ihr zu Grunde liegende eigenthümliche Religionsphilosophie, kraft welcher der Buchstabe der mosaischen Vorschriften nur für die Hülle sittlicher Ideen gehalten ward, welche ja auch die christliche Kirche, nur ohne jene Einhüllung, in sich aufnahm. Angedeutet ist diese geheime Triebfeder der paulinischen Gedanken in zwei Stellen der Apostelgeschichte, XVIII. 6. und noch klarer XXII. 21. Vor der Welt konnte er sich nicht laut darüber äußern, in seinen Briefen sucht er die Aufhebung des Gesetzes gemäß dem Geiste damaligen Judenthums mit Vernunftgründen zu beweisen, die, blos logisch für sich betrachtet, nicht durchaus die nöthige Schärfe haben, aber auf die Denkweise seiner Zeitgenossen

*) Wie 2 Cor. XII. 1 u. folg., Gal. II. 2.

wohl berechnet waren. Kampf gegen die Autorität des Hergebrachten ist es, was seine Stellung zum Judenthum bezeichnet; als Waffe bediente er sich der Dialektik. Ein neues Element, welches wir das dialektische nennen möchten, ist durch ihn in das Christenthum hereingebracht worden. Dasselbe tritt in der Folgezeit häufig hervor, und zwar nicht immer zum Vortheil der Kirche. Die Neigung zu dogmatischen Begriffsbestimmungen, und blos dialektischer Auffassung des Christenthums, fand durch seine Schriften bisweilen Vorschub. Heilsamer haben die paulinischen Briefe auf die kommenden Geschlechter dann eingewirkt, wann es galt, Autoritäten, welche die Kirche überwuchert hatten oder zu verderben drohten, eingewurzelte Mißbräuche, mit der Schärfe des Verstandes zu bekämpfen. Immer kamen Bestreiter des Bestehenden in solchen Fällen auf Paulus zurück, und es war nicht zufällig, daß im 16. Jahrhundert die Reformatoren ihre besten Waffen aus der Rüstkammer des Heidenapostels entnahmen.

Es fehlte viel, daß Paulus mit jener wichtigen Lehre während seines Lebens vollkommen durchgedrungen wäre. Erst nach mehr als einem Jahrhundert wurde sie, aber nicht ohne bedeutende Zugeständnisse für die entgegengesezte Parthei, wie wir später sehen werden, die allgemeine. Schon bei Seinem ersten Auftreten widersezte sich ihm die Masse der Judenchristen mit Heftigkeit. Zwar gelang es ihm, Petrus für seine Ansicht auf eine Weile zu gewinnen, und so schien der Gefahr eines verderblichen Zwiespalts vorgebeugt. Aber aus Furcht vor den Juden trat Petrus später wieder zurück, worüber es zu einem offenen Bruch zwischen ihm und Paulus in Antiochien kam *). Es fehlt uns an Nachrichten darüber, ob später eine Vermittlung stattgefunden habe. Doch ist dieß sehr unwahrscheinlich, theils wegen der im gleichen Briefe angedeuteten Verhältnisse des Heidenapostels zu Jakobus **), womit man die Nachricht Apostelgeschichte XXI. 20. verbinden muß, theils wegen seiner unter den ungünstigsten Umständen angetretenen lezten Reise nach Jerusalem, welcher wir nur den Zweck unterlegen können, eine tiefe Kluft zwischen Heiden- und Juden-Christen ausfüllen zu wollen. Die Uneinigkeit wegen der Streitfrage über die Verbindlichkeit des

*) Galater II. 11 u. ff.
**) Ebendaselbst v. 12.

Gesetzes muß in der apostolischen Zeit bitterer gewesen seyn, als die übrig gebliebenen Quellen uns berichten. Bei der unerhörten Hartnäckigkeit des jüdischen Karakters sezte eine Meinung, die durch die höchsten Autoritäten und eine tausendjährige Gewohnheit geheiligt war, den Gegnern unbeugsamen Widerstand entgegen. Gewiß ist, daß bis zum dritten Jahrhundert herab die Judenchristen einen tiefen Groll gegen Paulus hegten, welche Gesinnung in den Clementinen *) stark hervortritt. Paulus hat zwar den Heiden den Zugang zur christlichen Kirche gebahnt, aber Leztere durften nicht hoffen, den Judenchristen gleichgestellt zu werden, so lange die oberste Leitung der Kirche in Jerusalem unter dem Einflusse des Judenthums bliebe.

Von dem Wirken der übrigen Apostel außer Paulus ist uns nur sehr wenig urkundlich bekannt, und dieses Wenige durch spätere Sagen entstellt. Petrus befindet sich nach Apostelgeschichte XV. in Jerusalem, dann in Antiochien (Galat. II. 11.). Aus der Stelle 1 Petr. V. 13. kann man schließen, daß er sich später nach Babylon begeben habe, wo bekanntlich zahlreiche Juden wohnten, Anlaß genug zu einer Missionsreise für den Judenapostel, um diesen seinen Brüdern das Evangelium zu predigen. Die Ueberlieferung der nachapostolischen Zeiten läßt ihn nach Rom reisen, dort die in den folgenden Jahrhunderten so wichtig gewordene Christengemeinde gründen, und den ersten Bischoff derselben seyn. Aber es ist erweislich, daß wenigstens der leztere Theil dieser Angabe an unheilbaren Mängeln leidet. In dem Briefe Pauli an die Römer findet sich nicht die geringste Spur von Petri Wanderung nach der Weltstadt, oder davon, daß die dortige Gemeinde von dem Judenapostel gegründet worden wäre, sondern Alles sieht so aus, als ob sie ohne Zuthun eines Apostels sich von selbst gebildet habe, was bei dem lebendigen Verkehr zwischen Rom und Jerusalem und bei der schnellen Verbreitung der Kunde von den Vorgängen in Judäa nach der Hauptstadt der römischen Welt sehr begreiflich ist. Aber auch von der Zeit, da Paulus Rom als Gefangener betritt, berichtet die Apostelgeschichte kein Wort über die Anwesenheit Petri, und ebensowenig findet sich in den Briefen, die der Heidenapostel von Rom aus schrieb, irgend eine Spur von Petrus, oder ein

*) Abgedruckt bei Cotelerius Patres apostolici.

Gruß von ihm. Damals kann er also nicht daselbst gewesen seyn, und so bleibt also nichts übrig, als den etwaigen Aufenthalt Petri in den Zeitraum nach der Gefangennehmung des Paulus und nach seinem wahrscheinlichen Tode zu verlegen. Aber dieser Ausweg stimmt nicht mit den Aussagen der Väter, welche Petrus zugleich mit Paulus in Rom wirken lassen. Endlich ist die ganze Nachricht darum verdächtig, weil, wie sich später ergeben wird, die römische Gemeinde des zweiten Jahrhunderts das größte Interesse hatte, ihren Ursprung auf Petrus zurückzuführen. Sehr oft hat kirchlicher Vortheil Sagen, die keinen historischen Boden haben, ins Leben gerufen, und dieß möchte auch hier der Fall seyn. Wie Paulus vorzugsweise für den Heidenapostel galt, so betrachtete es Petrus als Aufgabe seines Lebens, das Christenthum unter den Juden zu verbreiten, und sobald daher irgend eine Gemeinde ihre Gründe hatte, sich einen jüdisch-apostolischen Stammbaum beizulegen, verstand es sich beinahe von selbst, daß sie Petrus für ihren Gründer ausgab.

Noch dürftigere Nachrichten als über Petrus haben wir von den übrigen Häuptern der apostolischen Kirche. Nach Apostelgeschichte XII. ließ Herodes Agrippa, um den Juden zu gefallen, Jakobus den älteren, wahrscheinlich den Sohn des Zebedäus und Bruder des Evangelisten Johannes, hinrichten. Der andere Jakobus, wohl derselbe, welchen Paulus Galater I. 19. den Bruder des Herrn nennt, blieb in Jerusalem, und leitete als oberster Vorsteher die Muttergemeinde daselbst, in welcher Eigenschaft wir ihn bei der lezten Reise des Heidenapostels (Apostelgeschichte XXI. 18.) wieder finden. Zwei bis drei Jahre später starb er ebenfalls den Märtyrertod auf Anstiften des jüdischen Hohenpriesters Ananus *). Der Apostel Philippus soll, laut der Aussage eines alten christlichen Zeugen, den Eusebius in seiner Kirchengeschichte anführt **), die lezten Jahre seines Lebens zu Hierapolis in Phrygien hingebracht haben. Johannes der Evangelist flüchtete sich, wie es scheint, nach der Zerstörung Jerusalems, ebenfalls nach Kleinasien, und lebte noch lange in Ephesus, wo er nach dem Zeugnisse der frühesten Väter, im höchsten Greisenalter starb. Wir werden auf ihn zurückkommen. Alt ist die Ueberlieferung, daß

---

*) Man vergl. die Alterthümer des Josephus XX. 9. 1.

**) III. 31 und V. 24.

Thomas in Parthien, Andreas in Scythien, Bartholomäus bei den fernen Indiern das Evangelium verkündigt, und daß Johannes Markus, früher Gehülfe des Paulus und Barnabas, dann des Petrus, die Gemeinde zu Alexandrien gegründet habe. Aber ob diese Sagen ganz oder theilweise Glauben verdienen, ist schwer zu sagen. Unter den Schülern des Paulus zeichneten sich Timotheus, Titus, Silas oder Silvanus und endlich Lukas aus, von welch Lezterem allem Anschein nach der Reisebericht herrührt, welcher den zweiten Haupttheil der Apostelgeschichte bildet (Kap. XIII. bis zu Ende). Ein thätiger Gehülfe des Heidenapostels war längere Zeit Barnabas, bis sie sich, allem Anschein nach über die Frage wegen der Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes, entzweiten *), worauf Barnabas für sich allein Bekehrungsreisen gemacht zu haben scheint. In der von Paulus gegründeten Gemeinde zu Korinth erwarb sich Apollos, ein alexandrinischer Juden-Christ, bedeutendes Ansehen. Da er die eigenthümliche Religions-Philosophie der ägyptischen Juden auf das Christenthum aufimpfte, entstand eine Spaltung unter den corinthischen Christen, welche dem Paulus viele Sorgen machte. Apollos stellte hierin ein Beispiel auf, das bald von Andern in viel weiterem Umfange befolgt worden ist.

Die Anzahl der Christen des apostolischen Zeitalters auch nur annähernd bestimmen zu wollen, wäre vergebliche Mühe. Im Ganzen verbreitete sich das Christenthum zuerst in den Städten, viel weniger auf dem flachen Lande, weil die Verkündiger vorzugsweise dahin eilten, wo die meisten Menschen zusammenwohnten. Die meisten Gläubigen fanden sich im eigentlichen Palästina, die zweite Reihe dürfte Syrien einnehmen, die dritte Kleinasien. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß schon vor der Zerstörung Jerusalems Einwohner des parthischen Reichs bekehrt worden waren. In Griechenland gab es viele, meist von Paulus gegründete Gemeinden, und auch in Italien möchte die römische nicht die einzige gewesen seyn. Ob in Aegypten und namentlich in der Hauptstadt Alexandrien sich schon im zweiten Dritttheil des ersten Jahrhunderts eine christliche Kirche gesammelt hatte, kann aus Mangel an sicheren Zeugnissen nicht entschieden werden. Doch ist frühe Verbreitung unseres Glaubens in jene Gegenden wahrscheinlich. Ohne Zweifel

*) Man vergl. Galat. II. 13 mit Apostelgesch. XV. 39.

aber überwog im apostolischen Zeitalter die Anzahl der vom Judenthum oder aus dem Stande jüdischer Proselyten Uebergetretenen die der bekehrten Heiden bei Weitem. Selbst Paulus wandte sich auf seinen Missionsreisen in den verschiedenen Städten, die er besuchte, gewöhnlich zuerst an die Judengemeinden, und suchte von diesen aus auf die heidnische Bevölkerung zu wirken, und in der Regel gieng der Weg vom Heidenthum zur christlichen Kirche durch die Synagoge hindurch. Die allgemein verbreitete Voraussetzung, daß der neue Glaube eine Sekte des Judenthums sey, gewährte sogar unserer Kirche im ersten Jahrhunderte einen sehr wohlthätigen Schutz. Denn da der Mosaismus zu den im römischen Reiche erlaubten Religionsweisen gehörte, und billigende Verordnungen der römischen Gewalthaber aufzuweisen hatte, kam diese Wohlthat wegen jener Voraussetzung auch dem Christenthum zu Gut. Eigentliche Verfolgungen von Seiten der heidnischen Obrigkeit hatte daher die Kirche in der apostolischen Zeit nicht zu bestehen. Wenn unter den Juden, welche der Kaiser Claudius aus Rom vertrieb *), sich auch einige Christen befanden, so traf Leztere dieser Schlag nur darum, weil man sie für eine Sekte hielt, die vom Judenthum nicht verschieden sey. Gleicherweise sind die Greuel, welche Nero gegen die römischen Christen verübte, nicht als eine Verfolgung der Kirche, sondern als eine der vielen Grausamkeiten des wahnsinnigen Tyrannen zu betrachten. Ueberdieß beschränkte sich dieser Akt, allen Anzeigen nach, blos auf Rom.

Durch Apostel oder Apostelschüler gegründet, bewahrte die Kirche des ersten Jahrhunderts den vom Stifter eingehauchten Geist so rein, als es bei den Mängeln unserer Natur und den damaligen Umständen möglich war. Laster, die in den verschiedenen Gegenden, wohin das Christenthum kam, allgemein im Schwange giengen, konnten natürlich nicht sofort in den neuen Gemeinden ausgerottet werden, wie die Ausschweifungen in Corinth, aber bekämpft, verringert wurden sie. Im Allgemeinen zeichnete thätige Bruderliebe, Barmherzigkeit gegen Nothdürftige, Geduld in Ertragung der Leiden, bereitwillige Hingebung für die christliche Sache, die verschiedenen Gemeinden mehr oder minder aus. Nach Kräften steuerten die Mitglieder aus ihrem Vermögen bei zu Unterhaltung der glaubigen

*) Sueton Claudius Kap. 25.

Armen des Orts, oder auch entfernter Gemeinden, namentlich der Mutterkirche zu Jerusalem, wohin Paulus mehr als einmal Beiträge schickte, und zu andern wohlthätigen Zwecken. Die Glaubigen untereinander betrachteten sich als eine große Familie, deren Haupt Christus. Die Verfassung der neuen Gemeinden wurde nach dem Muster der Jerusalemischen eingerichtet. Aelteste, πρεςβύτεροι oder ἐπίσκοποι genannt, außer ihnen Diakonen, auch Diakonissinen standen an der Spitze. Wo die Gründung einer Kirche von Aposteln selbst ausgieng, ernannten diese die ersten Presbyter, Paulus ließ manchmal in denselben einen seiner Gehülfen als Vorsteher zurück. Die Oberaufsicht über sämmtliche Gemeinden zusammen behielten sich, wie die Natur der Sache es mit sich brachte, die Apostel selbst vor *), weßhalb sich Petrus (1 Petr. V. 1.) συμπρεςβύτερος der örtlichen Aeltesten nennt. Die verschiedenen Gesellschaftsbeamten erhielten, wenn sie es bedurften, gleich den Armen, ihren Unterhalt aus den freiwilligen Beiträgen der Gemeinde-Mitglieder. Indessen rechnet es sich Paulus zum Ruhme, ungeachtet seines ihm zustehenden Rechtes an die gemeinsamen Beiträge, stets von seiner eigenen Händearbeit gelebt zu haben. Vertheilung der Allmosen war es, was den Diakonen, Besorgung der Gemeinde-Angelegenheiten, was den Presbytern oder Bischöfen zukam. Das Lehramt wurde nicht als eine besondere oder ausschließliche Obliegenheit der Leztern betrachtet, obgleich Paulus wünscht, daß die Presbyter zum Lehren tauglich seyn sollen. Vielmehr galt diese Gabe, wie die Prophetie, die Kraft in Zungen zu reden, durch Händeauflegung zu heilen und Dämonen auszutreiben, für ein Geschenk des heiligen in den Gemeinden wirksamen Geistes, der sich in verschiedenen Mitgliedern auf verschiedene Weise, in allen aber zum Frommen der Kirche äußere **). Wer demnach Kraft in sich fühlte, Etwas zur Erbauung der Gemeinde vorzutragen, konnte dieß frei thun. So erscheint wenigstens die Sache in den Briefen Pauli, besonders im ersten an die Corinther. Bei den palästinischen Gemeinden herrschte vielleicht ein anderer Gebrauch. Auch keinen eigentlichen, abgesonderten Priesterstand kannte das apostolische Zeitalter, sondern alle Christen betrachteten sich als ein dem Herrn geweihtes Volk; „Ihr seyd ein

*) Vergl. 2 Cor. XI. 28.
**) 1 Cor. XII. 1 u. folg.

auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priesterthum, ein heiliges Volk, Eigenthum Gottes, sagt Petrus im ersten Briefe (II. 9.) in gleichem Sinne spricht der Verfasser der Offenbarung I. 6, V. 10. und auch Paulus theilt diese Ansicht, wenn er sie gleich nicht mit denselben Worten äußert. Indeß verstand man unter jenem allen Christen gemeinsamen Priesterthum nur dieß, daß Alle gleiche Rechte vor Gott hätten, und deßhalb keiner Vermittlung eines andern Menschen bedürften; nicht aber, daß jedem Mitglied das gleiche Ansehen in der Gemeinde gebühre. Die Apostel besaßen unbestritten den Vorrang über sämmtliche Presbyter der verschiedenen Kirchen, und sie selbst hinwiederum erkannten, wie wir sehen werden, einem aus ihrer Mitte höhere Machtvollkommenheit zu. Somit war allerdings ein Same priesterlicher Gewalt in der ältesten Kirche vorhanden.

Die Glaubigen versammelten sich, wie es scheint, täglich in Privathäusern. In größeren Städten theilten sie sich in mehrere Gemeinschaften, die ihre abgesonderten Betsäle hatten. Vorlesung von Abschnitten aus dem alten Testament, Erklärung derselben, freier Vortrag, Gebet, Gesang wechselten in den Versammlungen mit einander ab. Am Schlusse derselben wurde gewöhnlich zum Andenken an Christi leztes Abendmahl, das Bundesmahl unter dem Namen Agape gefeiert *). Als Zeichen gegenseitiger Liebe war bei den Zusammenkünften der Bruderkuß üblich **). Im Uebrigen unterschieden sich, was die äußern Gebräuche betrifft, Juden- und Heiden-Christen dadurch, daß jene, wie das ganze mosaische Gesetz, so die jüdischen Feiertage heilig hielten und besonders den Sabbat begiengen, während diese, wie es scheint, den Sonntag, als den Tag der Auferstehung des Herrn hauptsächlich feierten ***) und dem Sabbat nur eine untergeordnete Bedeutung zugestanden. Die Sittenzucht war strenge, wie aus sämmtlichen Briefen der Apostel erhellt, und auf wahre Sittlichkeit gerichtet, aber doch nicht ohne Beimischung jüdisch-essenischer Ascese. Fasten galt als heilbringend, noch mehr Enthaltung von Fleischeslust oder vom Umgange mit Weibern, selbst

*) 1 Cor. XI. 20.

**) Röm. XVI. 16, 1 Petr. V. 14.

***) Man vergl. Apostelgesch. XX. 7. 1, Cor. XVI. 2, Brief des Barnabas Kap. XV., Brief des Ignatius an die Magnesier Kap. IX.

Paulus empfiehlt die Ehelosigkeit, verlangt aber zugleich, daß solche Enthaltsamkeit dem freien Entschlusse eines Jeden überlassen bleibe *). Grobe Sünder wurden aus der Gemeinde ausgeschlossen, doch bedingte Besserung und Reue die Wiederaufnahme **).

Den Mittelpunkt aller dieser Einrichtungen, sowie des ganzen christlichen Lebens und der Lehre jener Zeiten, bildete der Glauben, daß Jesus in nächster Zukunft zum zweitenmale auf die Erde niedersteigen werde, um hier Unten das Reich Gottes zu gründen, mit dessen Anbruch eine Periode nie gesehenen Glücks für die Glaubigen, der Strafe für die Verächter des Herrn beginne. Juden- und Heiden-Christen stimmten in diesem Artikel überein, und Paulus spricht sich in den stärksten Worten für ihn aus. Aufs Engste war mit der Erwartung der zweiten Ankunft des Herrn der Glaube an die Auferstehung des Leibs verbunden. Denn da alle Anhänger Jesu an Seiner Weltherrschaft theilnehmen sollten, so nahm man an, daß die bereits Verstorbenen, bei dem Erscheinen Christi, aus den Gräbern, jedoch in edlerer Gestalt, erstehen müßten. Die Leiber der Lebenden, dachte man sich, würden dann durch ein schnelles Wunder in eine reinere, der künftigen Herrlichkeit entsprechende Form umgewandelt werden, und so durch die Wolken dem Herrn, wenn Er vom Himmel herabsteige, entgegenschweben. Diese, ursprünglich pharisäische, Lehre von der Auferstehung des Fleisches war jedoch nicht nur römischen und griechischen Begriffen, sondern auch der eigenthümlichen Denkweise jüdischer Sekten, wie der Essener, so ganz zuwider, daß in der Gemeinde von Corinth Streitigkeiten darüber ausbrachen, indem eine Parthei die Wiederbelebung der verstorbenen Leiber entschieden verwarf. Aber Paulus bekämpfte die Läugner unerbittlich; „wer die Auferstehung des Fleisches widerspreche,“ ruft er im ersten Corintherbriefe aus ***), „könne auch nicht annehmen, daß Christus von den Todten erstanden sey; für ihn gebe es keine Hoffnung, keine Zukunft, und das Christenthum sey für Solche nur ein leerer Schall.“ So tiefe Wurzeln hatte der, aus dem vorchristlichen Judenthum entlehnte, Glauben an eine zweite irdische Erscheinung Jesu, des Messias, mit voller Glorie göttlicher Macht in den Gemüthern aller

*) 1 Cor. VII. 1 folg.

**) 2 Cor. II.

***) Kap. 15.

Apostel getrieben, daß Paulus, der sonst so viele jüdische Irrthümer abgestreift, dieser seiner theuersten Hoffnung zu Liebe, die Lehre von der Auferstehung des Fleisches, welche in unsern Tagen fast nirgends mehr Anklang findet, nicht aufgeben konnte. Daß beide Lehrsätze nicht von Jesu herrühren, noch von Ihm bestätigt worden sind, haben wir oben gezeigt. Es war ein Wahn, den die Erfahrung von 18 Jahrhunderten für uns widerlegt hat, der aber gleichwohl für die Kirche des ersten Jahrhunderts und der nächsten Zeiten sehr wichtige und zwar theilweise günstige Folgen herbeiführte. Die Erwartung einer nächst bevorstehenden Ankunft des Herrn in Glanz und Majestät, gab den Gemeinden ein eigenthümliches Gepräge gegenüber der unglaubigen Welt; als Kinder des erwarteten Königs nannten sie sich Heilige, Auserwählte, Berufene, während sie die Masse der Unglaubigen unter dem Joche des Teufels dachten. Das so nöthige Gefühl der Einheit aller Christen, das die Apostel auf jegliche Weise zu beleben suchten, ward durch diese Erwartung außerordentlich gefördert. Nicht minder feuerte dieselbe ihre Treue gegen den Herrn an, und verlieh ihnen Muth und Geduld für Ertragung der Leiden, die über sie kamen. Denn vermöge ihres Glaubens an die zweite Erscheinung Jesu durften sie jeden Augenblick überschwänglicher Belohnung für die Schmerzen der kurzen Prüfungszeit in dem ersehnten Reiche des Segens gewärtig seyn. Hätten wohl die Christen der ersten Jahrhunderte alle die Verfolgungen, welche die unglaubige Welt über sie verhängte, mit solcher Ausdauer ertragen, wenn nicht durch die Ueberzeugung von der Nähe des Herrn ihr Muth über das gewöhnliche Maaß unserer Natur erhoben worden wäre!

Freilich drohten andererseits nicht unbedeutende Klippen. Da jene Erwartung ein Wahn war, so mußten die Glaubigen nach dem Ablauf jeglicher Frist, welche sie für die Erscheinung Jesu gesezt hatten, bitter enttäuscht werden, was nothwendig eine Mißstimmung herbeiführte, die sehr leicht zum Abfall verleiten konnte. In der That heißt es in der Himmelfahrt des Propheten Jesaias *), die ums Jahr 68 in Palästina von einem Judenchristen verfaßt ist: „zu jener Zeit werden die Schüler die apostolische Lehre von der Ankunft des Herrn und den wahren und reinen Glauben hintansetzen, und es wird viel Streit herrschen über die (zweite) Erscheinung

*) Kap. III.

Christi;“ ein Ausspruch, mit welchem mehrere Stellen im 24sten Kapitel des Evangeliums Matthäus *), die Jesu nach dem Erfolg in Mund gelegt sind, sowie gewisse Andeutungen im Hebräerbriefe **), gut übereinstimmen. Indessen verhinderte die Natur des menschlichen Herzens, daß hieraus zu großer Nachtheil entstand. So lange der Druck von Außen währte, fand die Sehnsucht der enttäuschten Christen, nach fruchtlos abgelaufenen Terminen, den Fehler lieber in eigener falscher Rechnung, als in ihrer Hoffnung überhaupt, und erdachte mit stets sich wiederholender Leichtglaubigkeit neue Fristen aus. Als aber die Kirche den Sieg über das römische Reich errungen hatte, als es den Glaubigen und besonders dem Klerus allmählig auf Erden wohl ergieng: trat jener Wahn einer zweiten Erscheinung des Herrn, dessen festeste Stütze bisher das Gefühl der Hülflosigkeit angstvoller Zeiten gewesen, unmerklich in den dunkeln Hintergrund ferner Zukunft zurück, und nicht eingetroffene Berechnungen ärgerten von Nun an die Glaubigen nicht mehr.

Fürs Zweite lag in der Erwartung der zweiten Ankunft Christi der rasch entwickelte Keim einer Hierarchie. Das Band der Einheit, mit welchem diese Hoffnung die verschiedenen Gemeinden umschlang, war auf die Idee irdischer Herrschaft des großen Weltkönigs Jesus Christus gegründet. Wie Bruchstücke eines unermeßlichen Staats, die in nächster Zukunft in ein Ganzes zusammengefügt werden sollten, mußten sich die verschiedenen, über das römische Reich zerstreuten Gemeinden betrachten. Bei solcher Lage der Dinge, und noch mehr bei dem angestammten Hange des jüdischen, von den meisten Christen getheilten Nationalcharakters zur Hierarchie, war nichts natürlicher als der Gedanke, daß der himmlische Messias für den kurzen Zeitraum zwischen Seinem Verschwinden von den Erde und Seiner glorreichen Rückkunft, die gesellschaftliche Leitung der Kirche einer Art von Statthalter, einem irdischen Stellvertreter übergeben wissen wolle, damit derselbe schon jezt die künftige Gründung des göttlichen Staats nach Kräften vorbereite. Diese Ansicht entsprach ebensosehr der jüdischen Denkweise, als gewissen erlauchten Vorbildern der israelitischen Sagengeschichte; auf gleiche Weise hatte ja Moses bei seinem Abschied von der Erde Josua, den Sohn Nun,

*) Wie V. 10. 23 u. folg.

**) Hebr. X. 25. u. folg.

zu seinem Stellvertreter eingesezt, hatte Josua dasselbe Amt auf Andere übertragen, mit dem Befehl an das erwählte Volk, diesen vom ersten Erlöser eingesezten Häuptern zu gehorchen, bis Derjenige kommen würde, der Moses in Allem gleich seyn, und eine zweite veredelte Erscheinung des Gesetzgebers in seiner Person darstellen würde *). In der That hat eine solche oder eine ähnliche Stellung Jakobus, der Bruder des Herrn, in der apostolischen Kirche eingenommen. Wenn dem Paulus das Evangelium der Heiden, dem Petrus die Bekehrung der Juden vorzugsweise übergeben war, so benimmt sich Jener als ein Mann, dem die Leitung der Kirche im Ganzen zusteht. Er übt eine Gewalt aus, die von den andern Aposteln schwer empfunden wird. Petrus zittert vor ihm und bringt ihm seine bessere Ueberzeugung zum Opfer **). Paulus sezt sich bei der lezten Reise nach Jerusalem den größten Gefahren aus, nur um sich mit ihm und seinen Schützlingen, den Judenchristen, zu verständigen, damit das Band schwer bedrohter Einheit zwischen den Glaubigen aus Heiden und Juden aufrecht erhalten werde. Auch werden Alle, die das menschliche Herz kennen, und die Wahrheit zu sagen wagen, eingestehen, daß aus dem ersten und zweiten Kapitel des Galaterbriefs eine kaum verhehlte Gereiztheit Pauli gegen Jakobus hervorleuchtet. Der Heidenapostel besaß einen Charakter, der sich nicht gutwillig dem Eigenwillen eines Andern unterwarf. Sicherlich würde nun die älteste Kirche diese bedeutende Gewalt dem Jakobus nimmermehr eingeräumt haben, wäre sie nicht vermittelst jener Hoffnungen eines großen messianischen Reiches, das demnächst von Christus auf Erden gegründet werden sollte, an den Begriff der Herrschaft eines Stellvertreters des erwarteten himmlischen Königs gewöhnt gewesen. Daß gerade Jakobus dieselbe ausübe, fand man ohne Zweifel wegen seiner nahen leiblichen Verwandtschaft mit Christus in der Ordnung. Es herrscht unter vielen Bearbeitern der Kirchengeschichte die Ansicht, als ob die Hierarchie, die seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts so entschieden hervortritt, urplötzlich durch eine fast unbegreifliche Verirrung entstanden sey. Wir glauben hiemit gezeigt zu haben, daß sie schon in der apostolischen Zeit vorbereitet war.

---

*) Deut. XVIII. 15.
**) Galat. II.

Ob man sie eine nachtheilige Folge jenes Glaubens an die Wiederkunft Christi nennen solle, wagen wir nicht zu entscheiden. Desto gewisser ist, daß derselbe die Kirche mit einer andern wahrhaften und großen Gefahr bedrohte. Alle Christen, welche der zweiten Erscheinung des Herrn harrten, waren überzeugt, daß Er in Judäa herabsteigen, von dort aus Sein Reich gründen und Jerusalem — obgleich nicht das steinerne, sondern das himmlische Vorbild dieser Stadt — zum Sitze Seiner Herrschaft machen werde. Diesen Glauben theilten die Christen mit den Juden, in deren Schriften derselbe häufig vorkommt. Paulus spricht von einem himmlischen oder obern Jerusalem, von welchem er ohne Zweifel erwartete, daß es in den lezten Zeiten herabfahren und die Stelle des irdischen Zions einnehmen werde: eine Ansicht, die in der Offenbarung Johannis auf die unzweideutigste Weise vorgetragen wird. So überschwenglich jezt diese Meinung klingt, hatte sie damals für die Kirche sehr ernste Folgen. Palästina wurde durch sie für die Christen, was es für die Juden war, ein Land der Verheißung, Jerusalem eine heilige Wohnung, die während der Abwesenheit des göttlichen Königs so gut als in Zukunft, bei Seiner ersehnten zweiten Erscheinung, allein verdiene, Mutterstadt aller Kirchen Christi zu seyn. Ein außerordentliches Uebergewicht mußte dadurch die jerusalemische Gemeinde über die übrigen der ganzen Christenheit für immer gewinnen, wie wir denn finden, daß sie in der apostolischen Zeit den Ton angab, und die Leitung des sich bildenden christlichen Staats in ihren Händen hatte. Aber wenn dieß so fortgieng, dann konnten die beiden Hauptvölker, aus welchen die Kirche ihre Bekenner sammelte, Heiden und Juden, nie zu einer lebendigen Einheit verschmelzen — denn nimmermehr hätten Jene das mosaische Gesetz aufgegeben, noch Diese sein Joch auf sich genommen — dann würde der neue Glaube, stets den verderblichen Einflüssen des in Jerusalem so übermächtigen Judenthums unterworfen, eine orientalische Sekte geblieben seyn, die nie Europa und seine überlegene Kraft zu durchdringen vermocht hätte. Nur wenige Heiden wären übergetreten, und diese Wenigen wie ein unebenbürtiges Anhängsel eines jüdischen Christenthums dagestanden.

Je reiflicher man die Verhältnisse jener Zeiten erwägt, desto entschiedener stellt sich die Dringlichkeit der geschilderten Gefahr heraus. Dieselbe ist jedoch vollständig beseitigt worden durch ein

furchtbares Ereigniß, das ums Jahr 70 unserer Zeitrechnung eintrat, durch den Untergang Jerusalems und die Vernichtung des dortigen Tempels. Außerordentlich hat diese Begebenheit die schnelle Entwicklung des Christenthums, seinen Aufschwung zu einer Weltreligion befördert. Von Nun an ward die Lenkung der Kirche aus dem verödeten Judäa über das Mittelmeer hinüber in das Herz von Europa verlegt, wo sofort jüdischer und abendländischer Geist eine höchst folgenreiche Verbindung eingieng.

Sechstes Kapitel.

Die Zerstörung Jerusalems. Ihre Folgen. An Statt Jerusalems wird Rom Sitz der Mutterkirche. Gründung der Hierarchie. Schnelle Ausbreitung des Christenthums. Die apostolischen Väter. Die Judenchristen. Ebioniten. Nazarener. Verfolgungen.

Die Juden hatten Jesum verworfen, weil sie einen politischen Befreier, keinen Wiederhersteller wahrer Religion wollten. Derselbe Wahn trieb sie in den folgenden 30 Jahren mit unwiderstehlicher Gewalt dem Verhängnisse entgegen. Nach vielen kleineren Aufständen bereitete sich der fürchterliche messianische Sturm vor, der mit Vernichtung des jüdischen Staates endigte. Prophezeiungen waren unter dem Volke im Umlaufe, daß nun der Ersehnte unfehlbar in Israel geoffenbart werden solle. Wen diese Schwärmereien nicht um die ruhige Besinnung brachten, Dem gab zulezt Verzweiflung und das unerträgliche Joch der römischen Landvögte die Waffen in die Hände. Denn wirklich haben die Leztern, namentlich Gessius Florus, Nichts verabsäumt, was die wildeste Rachgier der Juden entflammen mochte. Unmenschliche Habsucht erklärt das Verfahren dieser römischen Beamten nicht ganz, fast möchte man glauben, daß der kaiserliche Hof zu Rom einen verzweifelten Schritt der Juden herausgefordert wünschte, um der höchst lästigen Nationalität des halsstarrigsten der Völker mit Einem Schlage den Todesstoß zu versetzen, und daß den Begierden der Statthalter Judäas demgemäß ein weiter Spielraum von Rom aus gelassen worden ist. Dem sey wie ihm wolle, das Feuer der Empörung loderte in den lezten Jahren der kaiserlichen Regierung Nero's in hellen Flammen auf. Wie sonst immer, scheinen auch dießmal die Pharisäer an der Spitze der

Bewegung gestanden zu seyn. Josephus spricht von einer Parthei der Zeloten oder Eiferer, welche die Nation unablässig zu gewaltsamem Widerstand angetrieben habe. Sicherlich bezeichnet er mit jenem Namen die Pharisäer; sie offen zu nennen, lag nicht im heuchlerischen Plane seines Geschichtswerks *). Alle entschlossenen Anhänger der Lehre, daß nur Gott und sein auserwählter Gesalbter über Israel herrschen dürfe, und nicht der römische Kaiser, griefen zu den Waffen. Ihre Schilderhebung gab das Signal für den Ausbruch eines lange genährten Hasses der heidnischen Bevölkerungen in fast allen syrischen Städten gegen die dortigen Juden. Viele Tausende derselben wurden von den hellenischen Syrern überfallen und niedergemetzelt. Aber um Jerusalem selbst lächelte den empörten Juden Anfangs das Glück. Eine Legion, welche Cestius aus Antiochien nach der jüdischen Hauptstadt geführt hatte, um den Aufstand im Keime zu ersticken, wurde von ihnen zuerst aus der Stadt verjagt, dann auf dem Rückzuge beinahe vernichtet. Nun war der eherne Würfel gefallen, ein Krieg auf Leben und Tod unvermeidlich, Rom mußte seine beschimpften Adler rächen. Nero gab dem Vespasian, einem unter den Waffen ergrauten Anführer, den Befehl über das Heer, das die Juden züchtigen sollte. Langsam wälzte sich die eherne Macht der Legionen vom Mittelmeere gegen das empörte Land herauf, 60,000 Streiter zählend **). Die Annäherung eines so furchtbaren Feindes dämpfte jedoch den Muth der Juden nicht; ihr wilder Eifer blieb derselbe. Dagegen ward bald der Mangel an Kriegserfahrung und Mannszucht, außerdem ein noch verderblicheres Uebel — Mangel an Einheit im Befehl fühlbar. Um den Römern mit Nachdruck widerstehen zu können, hätten sie gleich bei Ausbruch des Kriegs eines mit allen Vollmachten, kirchlichen, bürgerlichen, wie kriegerischen, ausgerüsteten Feldherrn, dem Jeder ohne Widerrede gehorchen mußte — eines anerkannten Messias — bedurft. Dieser fehlte, statt des Einen warfen sich mehrere Anführer auf — jeder in geheimem oder offenem Widerstreite mit den andern, jeder ohne Zweifel sich selbst für den Messias haltend, aber von den übrigen verworfen. So kam zum auswärtigen Krieg schon von Vorneherein inneres Zerwürfniß mit den schlimmsten Folgen.

*) Siehe meine Vorrede zu der 1836 in Stuttgart erschienenen deutschen Uebersetzung des Josephus.

**) Josephus 3tes Buch des Kriegs 4tes Kapitel 2.

Vespasian wandte sich nicht gleich gegen Jerusalem, sein Plan war vielmehr, zuerst die kleineren Verzweigungen des Aufruhrs in den minderbedeutenden Orten des jüdischen Landes zu vernichten, um erst zulezt den Hauptstamm in Jerusalem zu fällen. Nicht ohne bedeutenden Verlust an Zeit und Mannschaft wurden Jotapata, die wichtigste Stadt Galiläas, Tiberias, Tarichäa, Gamala, Gischala, sammt andern Orten in Galiläa und Judäa überwältigt, ihre jüdischen Einwohner meist niedergemacht. Indessen war die Nachricht von Nero's Tod, von dem schnellen Wechsel der drei Soldatenhäupter, seiner Nachfolger, Galba, Otho, Vitellius, dem Heere in Syrien zugekommen. Dasselbe sprach sogut, als die Legionen am Rhein und in Gallien, das Recht an, einen Mann seiner Wahl auf den Thron Cäsars setzen zu dürfen und rief Vespasian zum Imperator aus. Dieser eilte deßhalb nach Italien, um sich der Herrschaft zu versichern und ließ seinen Sohn Titus bei den syrischen Legionen zurück. So geschah es, daß Titus das Schicksal Jerusalems erfüllen sollte. Als er mit dem Heere vor die heilige Stadt rückte, fand er das Werk der Zerstörung durch innerliche Zwietracht schon begonnen. Fast alle reichen und vornehmen jerusalemischen Juden, vornean die Hohenpriester, ihre Verwandten und Anhänger, sowie die meisten Häupter des Synedriums, hatten den Ausbruch des Kriegs auf alle Weise zu hintertreiben gesucht, und als ihre Bemühungen Nichts fruchteten, allerlei Mittel angewandt, damit die Stadt, in der Absicht, das geahnte Verderben abzuwenden, den Römern auf gute Bedingungen hin in die Hände gespielt würde. Diese klugen Leute zitterten nämlich, als Alles auf die Spitze gestellt war, für ihre reichen Güter und Pfründen, indem sie erwogen, daß die Römer denn doch auch hier, wie überall sonst, das Uebergewicht behalten dürften. Aber eben Dieselben hatten früher in den Zeiten vor der Gefahr das jüdische Volk im Glauben an den verheißenen Messias auf alle Weise bestärkt, und würden Jeden als fluchwürdigen Ketzer verdammt haben, der es wagte, sein Erscheinen zu bezweifeln. Denn der Wahn war ihnen als Band nationaler Einheit und somit auch als Stütze der priesterlichen Macht sonst sehr nützlich gewesen, nur jezt, da er das ganze Land in die größte Aufregung versezte, verläugneten sie ihn. Aber ihr Verderben ward dadurch nur beschleunigt. Zum wildesten Grimme gereizt durch die Zweideutigkeit der Häupter, fielen die Zeloten über sie her, und

brachten fast alle Hohenpriester und viele Andere der angesehensten Juden als Hochverräther am Nationalgotte wie am Staate um. Unter den übrigen Opfern fiel auch Zacharias, Baruchs Sohn, derselbe, auf dessen gewaltsamen Tod eine sehr bestimmte Weissagung unserem Herrn von den Sagenevangelien *) in Mund gelegt ist. Nachdem die Empörer sich der Lauen und Gemäßigten durch jenes Gemetzel entledigt hatten, geriethen ihre verschiedenen Anführer mit einander selbst in den verderblichsten Streit. So standen die Sachen, als Titus vor den Mauern der heiligen Stadt ankam. Es war gerade Osterzeit des Jahres 70 nach der gemeinen Zeitrechnung, und des Festes wegen befand sich eine ungeheure Masse fremder Juden in Jerusalem beisammen. Josephus schäzt die ganze Zahl der Anwesenden auf etwas unter drei Millionen Seelen. Diese Fluth von Menschen ward durch das anrückende Heer in den engen Raum der Stadt zusammengedrängt, wodurch es geschah, daß sich zu den zwei schon vorhandenen Uebeln des äußern Feindes, der innern Zwietracht, noch ein drittes, schrecklicheres, das der Hungersnoth gesellte. Von den drei Mauern, welche Jerusalem umgaben, nahmen die Römer in kurzer Zeit die erste und die zweite. Aber bei der dritten stießen sie auf den hartnäckigsten Widerstand. Titus sah, daß der Krieg sich in die Länge ziehen würde, wenn er nicht das heimliche Einschleppen von Lebensmitteln in die Stadt unmöglich mache. Also ließ er von seinem Heere einen 39 Stadien langen Wall um das belagerte Jerusalem aufführen, der jede Verbindung zwischen der Stadt und dem umliegenden Lande abschnitt. Dieser Wall ist gemeint in der Stelle Luc. XIX. 41 u. folg., wo Christus auf ähnliche Weise, wie oben, das künftige Schicksal der Stadt mit den Worten verkündigt: „Tage werden über dich kommen, o Jerusalem, da deine Feinde einen Damm um dich aufwerfen, dich einschließen und ängstigen werden von allen Seiten, und sie werden dich schleifen und vernichten sammt deinen Kindern; kein Stein soll auf dem andern bleiben.“ Nachdem der Wall hergestellt war, erreichte die Hungersnoth in der Stadt den Gipfel des Entsetzens;

*) Matth. XXIII. 35, Luc. XI. 51. Es läßt sich überzeugend darthun, daß diese Prophezeiung Christo lange nach dem Erfolge von der judenchristlichen Sage unterlegt worden ist. Siehe meine Schrift: „die heilige Sage“ II. 98 folg.

täglich, fast stündlich starben Tausende, die Lebenden wankten wie Gespenster in den Straßen herum, doch verloren die Kräftigsten der Aufrührer weder den Muth, noch die fanatische Hoffnung. Noch am lezten Tage vor der Einäscherung lockte ein falscher Prophet eine Menge Volks in den Tempel, indem er die Bethörten versicherte, daß sie heute noch die Ankunft des Messias mit ihren Augen sehen sollten. Endlich ward die Antoniaburg von den Römern erstürmt und zerstört, und nun standen die Legionen vor dem Tempel. Da die Sturmböcke gegen die außerordentlich festen Mauern des Vorhofes nichts vermochten, ward Feuer an das Hauptthor desselben gelegt, das die äußern Hallen verzehrte. Zulezt ergriff die Flamme auch das Heiligthum. Und nun stürzte das ganze römische Heer, wie ein unaufhaltsamer Strom, schnaubend von Blut- und Golddurst, auf keinen Befehl der Führer mehr horchend, in die inneren Räume. Was den Soldaten in die Hände kam, wurde ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergehauen, also, daß das Blut der Erschlagenen über die Stufen des großen Opferaltares herabströmte. Ungeheure Summen edler Metalle und Kostbarkeiten, die theils zum Tempelschatz, dem reichsten der damaligen Welt, gehörten, theils aus ganz Judäa dorthin geflüchtet worden waren, fielen in die Hände der Sieger. Bald verbreitete sich die Feuerbrunst über das ganze Gebäude. Es schien, sagt Josephus *), als ob der Berg, auf dem der Tempel stand, von seinen Wurzeln heraus brenne. Einige der angesehensten Priester stürzten sich von den Zinnen herab, wohin sie sich geflüchtet, voll Verzweiflung in das Flammenmeer hinein. Noch während des Brandes trugen die Römer ihre Adler in den Tempelraum, pflanzten sie vor dem östlichen Thore auf, opferten ihnen nach römischer Sitte — denn sie galten als die Gottheit des Heeres — und begrüßten ihren Feldherrn Titus mit großem Freudengeschrei als Imperator. Auf diesen Akt spielt die Christo in Mund gelegte Prophezeiung Matth. XXIV. 15, Marc. XIII. 14. an, wo es heißt: „wenn Ihr den Gräuel der Verwüstung, von dem Daniel geweissagt, in heiligem Raume stehen seht, dann fliehet“ u. s. w. Die Ueberbleibsel des jüdischen Volks, die nach der Einäscherung des Tempels noch in der Stadt eine Zuflucht gefunden, wurden in den folgenden Tagen vollends niedergemacht oder gefangen, die Stadt

*) 6tes Buch des Kriegs 5, 1.

selbst vom Grunde aus zerstört. Das Schicksal der Juden war vollbracht.

Die Weltgeschichte weist kein ähnliches Werk des Entsetzens auf, wie der Untergang Jerusalems. Wir haben schon gesagt, welche Menschenzahl sich drinnen befand, und aus welchen Anlässen. Von dieser ungeheuren Menge fielen 1,100,000 während der Belagerung, noch mehrere tödtete der Hunger und die Seuchen in seinem Gefolge. Einige Juden, die kurz vor der Eroberung aus der Stadt zu den Römern geflüchtet waren, gaben an, daß 600,000 Leichen von Armen, die der Hunger getödtet, aus der Stadt in das unten liegende Thal hinabgeworfen worden seyen, die Anzahl der Andern, die in Jerusalem selbst verwesten, weil es an Händen gebrach, um sie fortzuschaffen, lasse sich gar nicht ausmitteln. Ein anderer Ueberläufer sagte aus, daß durch ein einziges Thor, welches ihm anvertraut gewesen, während der Zeit, in welcher das römische Lager vor der Stadt stand, d. h. vom 14. April bis 1. Juli 115,880 Leichname hinausgeschafft worden seyen. Auf sieben und neunzigtausend belief sich die Anzahl der Gefangenen, welche theils in die Bergwerke zu ewiger Sklaverei wandern mußten, theils durch Thiergefechte oder öffentliche Arbeiten, wie der Bau des Colosseums zu Rom, aufgerieben wurden. Es sieht so aus, als hätte die Vorsehung die ganze Kraft des Judenthums an einen Ort zusammengedrängt, um es dort mit einem Schlage zu vernichten. In der That war es nur noch eine starre, dem Tode verfallene Hülle, seit der lebendige Keim in Gestalt des Christenthums sich von ihm ausgeschieden. Tacitus, der römische Geschichtschreiber, der den Untergang Jerusalems ebenfalls geschildert, von welcher Beschreibung jedoch nur ein Bruchstück auf uns gekommen, fühlte tief, daß hier das Schicksal walte, wie man aus seinen Ausdrücken abnehmen kann *), aber er ahnte nicht, in welchem Umfange dieß der Fall sey. Die Legionen, welche den Tempel niederbrannten, Jerusalem von der Erde vertilgten, dem Judenthum seinen Haltpunkt raubten, glaubten für Roms Herrschaft zu wirken; in der That aber handelten sie, ohne es zu wissen, im Dienste einer höhern Macht. Dem Christenthum ist ihr Sieg zu gut gekommen, Jerusalems Untergang brachte eine zweite Entwicklung der Kirche zum Durchbruch. Wir wollen dieß jezt nachweisen.

*) Histor. V. 2.

Das Judenthum, als politische und religiöse Macht, hat durch die Vernichtung des Tempels den Todesstoß erhalten. Seitdem gab es nur noch einzelne Judengemeinden, keinen jüdischen Staat mehr. Dieß kommt daher, weil das Heiligthum sammt der Hauptstadt, deren Ansehen und Einfluß auf ersteres gegründet war, ein höchst lebendiges Band der Einheit um alle Juden in und außer Palästina geschlungen hatte. Mit dem Untergang des Tempels war auch jenes Band zerrissen. Die Römer fühlten die Wichtigkeit des Tempels in dieser Beziehung vollkommen. In dem Kriegsrathe, der vor dem lezten Angriffe auf das Heiligthum gehalten wurde, sprachen sich die erfahrensten Tribunen dahin aus: „Die Juden werden nie aufhören, Empörungen anzustiften, so lange der Tempel stehe, welcher ihr gemeinsamer Mittelpunkt sey, das Wohl Roms fordere daher seine Vernichtung" *). Nach der Verheerung des Tempels und der Stadt gab es keinen Nationalschatz, keine gemeinsame Regierung mehr. Die unausbleibliche Folge war, daß das Judenthum nicht nur seine Macht, sondern was noch schlimmer, sein Ansehen unter den andern Völkern verlor. Während sonst in allen Städten des römischen Reichs sich aus übergetretenen Heiden zahlreiche Gemeinden von Judengenossen bildeten, geschah dieß von Nun an seltener. Wer hätte auch fürder Lust fühlen sollen, einen Glauben anzunehmen, dessen Bekenner der tiefsten Verachtung anheimfielen, einen Gott als den einzig wahren anzuerkennen, der — nach der Meinung jener Zeiten — sein eigenes Volk der Vernichtung preisgegeben hatte. Jene religiöse Sehnsucht, welche sonst so viele Heiden den orientalischen Kulten, und namentlich dem Mosaismus zugeführt, fand jezt nur im Christenthum seine volle Befriedigung. Lezteres war daher durch den entsetzlichen Verlust des Judenthums eines gefährlichen Nebenbuhlers entledigt und brauchte die Aernte der Herzen mit keinem Andern mehr zu theilen. Jezt zeigte es sich, wie wohlthätig es für die neue Kirche gewesen, daß Ihr Stifter sich von dem Tempel ferne gehalten, keinen steinernen Cult, keine Opfer und Ceremonien, sondern einen Gottesdienst im Geiste und der Wahrheit gewollt hatte. Während das Judenthum seit jenem Verluste unheilbar siechte, stand die christliche Kirche in vollkommener Lebensfülle da. In der That kam die Ausbreitung des Christenthums erst recht nach dem Untergange

*) Josephus 6tes Buch des Kriegs IV. 3.

Jerusalems in Schwung. Zugleich sonderten sich die beiden Glaubensweisen in Folge desselben Ereignisses vollständig von einander ab. Man betrachtete allmählig von Nun an die christliche Religion als eine von der jüdischen unabhängige und verschiedene, was sehr bald auf die römische Gesetzgebung Einfluß hatte. Denn schon unter Trajan erschienen eigene Verordnungen über die Christen, aus welchen zugleich erhellt, daß ihre Anzahl schon sehr bedeutend geworden war, und daß man sie nicht mehr mit den Juden vermengte.

Noch wichtiger ist eine dritte Folge der Zerstörung des Tempels. Die römische Christengemeinde war eine der ältesten und zahlreichsten, und die überwiegende Bedeutung der Stadt, in der sie sich befand, hätte ihr sicherlich schon von Anfang an den ersten Rang unter den übrigen geben müssen, wären nicht die eigenthümlichen, oben geschilderten Vorzüge, welche Jerusalem als Mutterkirche genoß, dazwischen getreten. Aber nun nach dem Falle Jerusalems nahm die römische Kirche schnell und unbestritten die Stelle ein, welche bisher die jerusalemische besessen, und zwar nicht blos wegen der politischen Wichtigkeit ihrer Lage, sondern hauptsächlich deßhalb, weil dasselbe judenchristliche Element, das früher Jerusalem zum Sitze der Mutterkirche erhoben, nach der Verheerung in Rom Zuflucht suchte, und von Nun an mit großer Beharrlichkeit für die römische Gemeinde die Vorrechte in Anspruch nahm, die früher Jerusalem beigelegt worden waren, endlich weil in der römischen Kirche eine vollkommene Vermittlung der großen Streitfrage über die Gültigkeit des mosaischen Gesetzes zu Stande kam. Wir berühren hier einen Punkt, der noch wenig bekannt, von größter Wichtigkeit ist, aber aus Mangel an hinreichenden Nachrichten nur durch mittelbare Beweise, obwohl genügend, erhärtet werden kann. In den nächsten 30—40 Jahren nach der Zerstörung Jerusalems müssen die thätigsten Judenchristen, die ehemals in Judäa ihren eigenthümlichen Ansichten den Sieg zu verschaffen gestrebt, in Rom einen Wohnsitz und einen entsprechenden Wirkungskreis gefunden, wenigstens muß der Geist, der in ihnen lebte, sich der römischen Gemeinde mitgetheilt haben. Und obwohl es ihnen, ohne Zweifel wegen des praktischen, auf großartige Dinge gerichteten Charakters, der die römische Bevölkerung auszeichnete, nicht gelang, ihren Ideen im vollkommensten Umfange allgemeine Anerkennung zu erringen, drangen sie doch in der Hauptsache durch, sofern in

der römischen Gemeinde eine Vereinbarung juden- und heidenchristlicher Grundsätze, mit bedeutendem Uebergewichte der ersteren, aber ohne ihre ursprüngliche Beschränktheit und ohne den jüdischen Kleinigkeitsgeist, zu Stande kam. Den Beweis für diese so wichtigen Sätze führen wir auf folgende Weise. Daß in der Mutterkirche von Jerusalem ein Saame von Hierarchie eingewickelt lag, haben wir oben gezeigt; ohne Zweifel war der hierarchische, allen Juden angeborene Instinkt nicht die geringste Ursache, warum die Häupter der jerusalemischen Christengemeinde so entschieden für die ewige Gültigkeit des mosaischen Gesetzes Parthei ergriefen, und die entgegengesezte Ansicht des Heidenapostels bitter verdammten. Hingegen muß die paulinische Lehre in der römischen Kirche nicht nur während der Anwesenheit des Apostels, sondern auch mehrere Jahrzehnte nach seinem Tode das Uebergewicht besessen haben. Man sieht dieß klar aus einem sehr alten Briefe an die Christen zu Korinth, der von tüchtigen Zeugen dem Clemens von Rom, angeblich einem Schüler des Paulus, beigemessen, kurz vor dem Ende des ersten Jahrhunderts, und zwar allen Anzeigen nach, in Rom geschrieben seyn muß. Unverkennbar treten in demselben paulinische Ideen über das mosaische Gesez und die Person Christi hervor; nicht minder werden einzelne Stellen aus den Schreiben des Apostels angeführt oder nachgebildet. Der Brief ist ein unwiderleglicher Beweis, daß um die Zeit, wo er verfaßt ward, paulinische Lehren in Rom galten. Aber so ist es nicht in die Länge geblieben. Um das Jahr 110 bis 120 unserer Zeitrechnung wurde von Rom aus unter dem Titel „des Hirten“ eine Schrift in Umlauf gesetzt, die den Namen des Apostelschülers Hermas, angeblich desselben, der Römer XVI. 14 vorkommt, auf der Stirne trägt, und schnell weite Verbreitung und kein geringes Ansehen gewann. Dieser Hirte des Hermas ist ein treuer Spiegel der judenchristlichen Glaubensweise, welche von den ältesten Vätern den sogenannten Ebioniten beigemessen wird. Der Verfasser huldigt auf alle Weise den Hoffnungen eines nächst bevorstehenden tausendjährigen Reichs, pflichtet der jüdischen Engel- und Dämonenlehre bei, empfiehlt jüdische Ascese, schreibt dem Fasten und Almosengeben sündentilgende Kraft bei, und giebt sich sichtliche Mühe, die levitische Verfassung, d. h. den Kern und Mittelpunkt des mosaischen Gesetzes, auf die Kirche Christi überzutragen. Außerdem trägt er über

die Natur Christi dieselbe Ansicht vor, die nach dem Zeugnisse der Väter bei den Ebioniten oder Judenchristen im Umlaufe war, und nach unserem Dafürhalten auch in den drei Sagenevangelien herrscht. Jesus steht nach ihm nicht viel höher, als die edelsten Propheten des alten Bundes. Er ist der Knecht Jehovah's, wie diese, und gleich ihnen dem heiligen Geiste untergeordnet; von seiner Logoswürde, welche Johannes und Paulus feiern, weiß der angebliche Hermas nichts. Fast noch merkwürdiger, als diese Lehren, ist die Art und Weise, in welcher ihnen ein künstliches, auf die römische Christengemeinde berechnetes Ansehen unterlegt wird. Wir erfahren nämlich, gleich zu Anfange des Buches *), daß die Offenbarungen, welche es enthält, von Hermas dem römischen Clemens, nämlich Demselben, der den oben angeführten Brief an die Korinther schrieb, in welchem er sich als entschiedenen Anhänger des Heidenapostels ausspricht, übergeben worden seyen, damit Clemens sie in den auswärtigen Städten bekannt mache. Das wäre denn die erste unläugbare Spur von Herbeiziehung eines sehr gefeierten Lehrers aus der paulinischen Schule, um unter dem Schilde seines Namens judenchristliche, der paulinischen Lehre fremde, Ansichten von Rom aus zu verbreiten. Zweitens sind unverdächtige Anzeigen vorhanden, daß vom Anfange bis zu Ende des zweiten Jahrhunderts die ebionitische Ansicht über die Person Jesu in der römischen Gemeinde das Uebergewicht gehabt hat. Um das Jahr 200 nach Christus brach in Rom unter dem Bischof Cephyrinus ein lebhafter Streit über diese Lehre aus. Die Anhänger der ebionitischen Meinung, an deren Spitze ein gewisser Artemon stand, beriefen sich auf ihr Alterthum, indem sie sagten, von den Tagen der Apostel an habe sie unter allen römischen Bischöffen bis auf den dreizehnten (Viktor) geherrscht, und erst unter dessen Nachfolger sey sie mit dem neu aufgekommenen Dogma, wornach Christus für ein göttliches Wesen gelte, vertauscht worden. Ein ungenannter Bestreiter der Artemoniten bei Eusebius **) behauptete zwar, daß eine Reihe von ihm namentlich aufgeführter, älterer Kirchenväter die Gottheit Christi gelehrt habe, aber unter Allen, die er nennt, befindet sich kein einziger, der mit Sicherheit der römischen Gemeinde zugezählt werden

---

*) Pastor Hermae Visio I. 4.

**) Kirchengeschichte V. 28.

kann, was um so auffallender ist, da die Aussage Artemons nur dann hinreichend widerlegt war, wenn es jenem Gegner gelang, zu zeigen, daß sie mit der Lehre anerkannter römischer Kirchenhäupter im Widerspruche stehe. Sollte man nicht hinreichenden Grund haben, hieraus zu schließen, daß Artemon wirklich die Wahrheit berichtet, mit andern Worten, daß im Laufe des zweiten Jahrhunderts die judenchristliche Ansicht von Jesu Natur in der römischen Kirche vorgeherrscht habe! Da nun aber Paulus ein entgegengesetztes Dogma vorträgt, und da er demselben sicherlich bei der römischen Gemeinde wenigstens für einige Zeiten Eingang verschafft hat, — wie wir es denn noch 30 bis 40 Jahre später bei Clemens dem Römer finden — so müssen wir annehmen, daß die paulinische Lehre später, wenigstens in dem fraglichen Punkte, von einer judaisirenden verdrängt worden sey. Diese Vermuthung stimmt trefflich überein mit den Schlüssen, welche wir aus dem Hirten des Hermas ziehen mußten.

Ferner schon geraume Zeit vor Origenes waren gewisse Schriften im Umlaufe, welche unter dem Namen περίοδοι oder κήρυγμα Πέτρȣ dem Judenapostel zugeschrieben wurden, und den unverkennbaren Zweck hatten, die Gültigkeit des mosaischen Gesetzes für die christliche Kirche und die ausschließliche Wahrheit der petrinischen Lehre darzuthun, und dagegen dem paulinischen Dogma entgegenzuarbeiten. Daß diese Bücher von Judenchristen geschmiedet worden sind, ist klar, dagegen fragt es sich noch, wo sie entstanden seyn mögen? Abermal werden wir durch sichere Spuren auf Rom hingeleitet. In seiner Erklärung zur Genesis, die vor dem Jahre 231 verfaßt ist, führt Origenes Verhandlungen des römischen Clemens mit seinem Vater zu Laodicea an, die aus dem vierzehnten Buche der Perioden des Petrus genommen seyen. Origenes betrachtet diese Schrift als eine ächte, kirchlich anerkannte, woraus mit Sicherheit folgt, daß er ihr ein bedeutendes Alter beimißt. Wir dürfen sie also ruhig in die Mitte des zweiten Jahrhunderts versetzen. Nun ist eine doppelte Recension eines ganz ähnlichen Werkes, wie das von Origenes angeführte, in dessen vierzehntem Abschnitte sich dieselben Verhandlungen des römischen Clemens mit seinem Vater finden, auf uns gekommen. Die eine Bearbeitung, in der griechischen Ursprache erhalten, wurde von Cotelier zum Erstenmale herausgegeben, und trägt den Titel Clementinen. Die andere

besitzen wir blos in einer lateinischen, von Rufin besorgten, Uebersetzung unter dem Namen Recognitionen *). Beide Bearbeitungen weichen in minder wesentlichen Dingen vielfach von einander ab, in der Hauptsache sind sie einig. Auch kann man nicht verkennen, daß spätere Hände Manches beigefügt haben. Dennoch ist die Grundlage dieselbe, wie in jenem Buche, das Origenes kennt und als ein kirchlich anerkanntes behandelt. Es ist jezt Zeit, dieses höchst merkwürdige Werk genauer zu betrachten. Die griechische Ausgabe — oder die Clementinen — besteht aus drei Vorstücken (πρόλογοι) und dann 20 Homilien, von welchen leztern jedoch nur 18 und eine halbe auf uns gekommen sind, weil die einzige vorhandene Handschrift am Ende eine Lücke hat. Die drei Prologe enthalten 1) ein Schreiben des Apostel Petrus an seinen Genossen Jakobus, Bischof der Gemeinde zu Jerusalem, worin ein mitfolgendes Werk, *κηρύγματα Πέτρου* genannt, Lezterem anempfohlen wird. Petrus fordert nämlich seinen Mitapostel auf, die Lehrvorträge, welche in dem beigelegten von Petrus selbst geschriebenen Buche der κηρύγματα verzeichnet seyen, als Geheimschrift zu behandeln und sie nur den hinreichend Geprüften und fürs Lehramt Fähigen mitzutheilen, indem nur auf diese Weise die boshafte Verläumdung, als ob seine, des Petrus Lehre, die doch ganz mit der mosaischen übereinstimme, auf Untergrabung des Gesetzes ausgehe, gründlich hintertrieben und die ächte Regel der Wahrheit erhalten werden könne. Jene Verdrehung gibt er den Heidenchristen schuld, welche der gesetzwidrigen Lehre des Feindes (d. h. des Paulus) folgten **). Nach diesem Schreiben kommt 2) eine Betheuerungsformel für Diejenigen, welche das Buch in die Hände nehmen. Jakobus, wird hier erzählt, habe nach Empfang des Petrinischen Briefs die Aeltesten (Presbyter) der jerusalemischen Gemeinde versammelt, ihnen das Schreiben des Mitapostels vorgelegt, und gemäß dem Verlangen Desselben geeignete Maßregeln zur strengsten Geheimhaltung der Petrinischen κηρύγματα vorgeschlagen, welcher Antrag von den Presbytern nach einigem

*) Recognitionum S. Clementis ad Jacobum, fratrem Domini, libri decem. Ebenfalls von Cotelier in seinen patres apostolici herausgegeben.

**) Buchstäblich übersezt, lauten die Worte des Briefes so: „Einige Heidenchristen haben meine gesetzmäßige Predigt verdorben, indem sie sich an die gesetzlose und läppische Lehre des feindlichen Menschen hielten."

Zaudern gebilligt worden sey. Man habe sich nämlich darüber vereinigt, daß die κηρύγματα nur solchen Christen aus der Beschneidung, die sich durch Tugend auszeichnen und zum Lehramt bestimmt wären, und zwar erst nach Verlauf einer Probezeit von mindestens sechs Jahren, unter feierlichen Ceremonien und gegen Betheurung auf eine furchtbar klingende Formel, die beigelegt ist und strengste Geheimhaltung zur Pflicht macht, eingehändigt werden sollten. Den dritten Prolog bildet endlich ein Schreiben des römischen Clemens an Jakobus, in welchem Jener den Märtyrertod des Petrus, sowie die Anordnungen berichtet, welche der Judenapostel zuvor für die römische Kirche getroffen habe. Weiter berichtet Clemens, daß Petrus ihn zu seinem Nachfolger auf dem römischen Bischofsstuhle ernannt und ihm den Auftrag gegeben habe, zugleich mit der Nachricht von diesen Dingen eine Beschreibung seiner eigenen Lebensschicksale, sowie der Lehrvorträge und Thaten Petri, deren Zeuge er — Clemens — als der Reisegefährte des Judenapostels gewesen, an Jakobus einzusenden. Der Brief schließt mit folgenden Worten: „Demgemäß, o mein Gebieter Jakobus, habe ich, da Petrus Solches gefordert, und ich es ihm zugesagt, nicht zögern wollen, einen großen Theil seiner in den Städten gehaltenen Vorträge, die schon früher für Dich waren aufgezeichnet und von ihm — Petrus — an Dich übersandt worden *), in (etliche) Bücher abzutheilen und unter Hauptstücke zu fassen mit dem Titel: des Clemens Auszug aus den Vorträgen, die Petrus auf Reisen gehalten."

Nach diesem Eingange kommt nun das Hauptwerk, die 20 Homilien, welche in Form eines Romans den Bericht von den Lebensschicksalen des Clemens, und in dieselbe verflochten, die Erzählung von Petri Thaten enthalten. Clemens selbst tritt redend auf. Wir erfahren, daß er, ein Römer von kaiserlichem Geschlechte, frühzeitig durch eine Reihe von Unglücksfällen zuerst die Mutter, dann den Vater, zuletzt auch die beiden Zwillingsbrüder verloren habe. Tief ergriffen von diesem Mißgeschick und von Durst nach Wahrheit getrieben, besucht er die Schulen der Philosophen, findet aber in ihnen keine Lösung seiner Zweifel an Unsterblichkeit der Seele.

---

*) Hiemit ist angedeutet, daß unsere Clementinen sich an eine schon früher vorhandene Sammlung Petrinischer Predigten anschließen und als eine Fortsetzung derselben angesehen seyn wollen.

Während er noch unentschlossen schwankt, ob er nicht Aegypten besuchen und dort durch Todtenbeschwörungen magischen Aufschluß erstreben solle, verbreitet sich in Rom die Nachricht von Jesu Lehre, Leben und Tod, und ein Glaubensbote, der in der Weltstadt auftritt, wirkt durch seine Reden so gewaltig auf das Gemüth unseres Clemens ein, daß er sich zu einer Reise nach Judäa entschließt, um an Ort und Stelle die Wahrheit zu untersuchen. Auf der Seefahrt nach Alexandria verschlagen, findet er daselbst den Barnabas als Verkündiger des Evangeliums, und reist dann, von Diesem unterrichtet, nach Palästina, um Petrus kennen zu lernen. Schon in Cäsarea Stratonis findet er den großen Judenapostel, da Derselbige eben beschäftigt war, Simon den Mager zu bekämpfen. Weiter wird erzählt, wie Clemens von Petrus Unterricht in der wahren Lehre erhielt, wie er den vielfachen Kämpfen und Siegen des Judenapostels über Simon und andere Gegner anwohnte, wie er endlich unter Petrus Leitung seine verloren geglaubte Eltern und Brüder durch wahre Romanenwunder wieder fand, wie endlich auch diese seine Angehörigen dem Christenthum zugeführt wurden. Weil die Erzählung darauf hinausläuft, daß Clemens die verlornen Verwandten wieder bekömmt, führt die Schrift in der lateinischen, von Rufin übersezten Bearbeitung den Namen Ἀναγνωρισμοί, oder recognitiones, d. i. Wiedererkennungen.

In die Streitreden, welche Petrus gegen Simon und andere Gegner erhebt, findet sich die eigenthümliche Theologie des Buches eingewoben. Folgende Punkte sind besonders zu bemerken: Moses, der große Prophet Gottes, der in den reinsten Spiegel himmlischer Wahrheit schaute, hat das Gesetz den 70 Aeltesten zur mündlichen Fortpflanzung übergeben. Es war sein ausgesprochener Wille, daß die mosaische Lehre immer in gleicher Form den kommenden Geschlechtern überliefert werden sollte. Aber die Aeltesten haben später gegen den Befehl Mosis das Gesetz schriftlich abgefaßt, und bei diesem unheiligen Geschäfte sind viele dem ursprünglichen Geiste ächten Judenthums fremde und sogar widersprechende Bestandtheile in die Offenbarungsurkunde hineingekommen. Jesus ist dazu erschienen, um die Menschen zu belehren, wie und nach welchen Grundsätzen jene unreinen Anhängsel ausgeschieden werden sollen. Dieß hat Er selbst für die Aufgabe Seiner Sendung erkannt, und auch den Jüngern durch den oft wiederholten Ausspruch ans Herz gelegt: „seyd

gute Wechsler" *). Die ursprüngliche, reine, mosaische Lehre ist durchaus eine und dieselbe mit der christlichen, und es ist daher gleichgültig, ob der wahrhaft Eingeweihte aussagt, daß er an Jesum oder daß er an Moses, an das Evangelium oder an das reine Gesetz glaube. Jene Mischung des Aechten mit dem Unächten, welche häufig das Geheimniß der Schrift (τὸ μυςήριον τῶν γραφῶν) genannt wird, hat der Allmächtige als Prüfungsmittel zugelassen, damit es sich zeige, ob die wahrhaft Gottesfürchtigen die Kraft hätten, auch gegen das Ansehen des Buchstabens, falsche Vorstellungen, die Gottes unwürdig seyen, zu überwinden. In vollkommenem Einklange mit diesen Sätzen steht die clementinische Lehre von der Person und Würde Christi. Es wird in der Natur des Unendlichen außer einem σῶμα (Leibe), dessen Ebenbild der menschliche Leib ist, eine ψυχὴ (Seele) unterschieden, welche als Weisheit oder Geist (σοφία oder πνεῦμα) mit dem Höchsten vereinigt, durch Ausdehnung oder Hervorstreckung die schöpferische Kraft Gottes bildet. Verbindet sich diese Sophia auf stätige Weise, und nicht bloß vorübergehend, mit irgend einem Menschen, so wird derselbe dadurch zum wahrhaften Propheten, zum Sohne Gottes. Ein solcher war Adam, war Moses, war Jesus. Beide, der Gesetzgeber und unser Erlöser, besitzen die gleiche Würde, Einer steht so hoch als der Andere. Daß es dem Verfasser des Buches vorzugsweise um Vergöttlichung Mosis und seines Gesetzes zu thun war, ersieht man klar genug aus diesen Behauptungen, noch deutlicher erhellt dieß aus seiner — zwar verdeckten — aber nichts desto weniger höchst gereizten Polemik gegen Paulus, den Bestreiter der fortdauernden Gültigkeit des Gesetzes. Sein Name wird nie genannt, wohl aber legen die Clementinen paulinische Grundlehren, Lieblingsworte, Formeln, die dem Heidenapostel eigenthümlich sind und in seinen Briefen häufig vorkommen, dem Erzketzer Simon Magus in Mund, in welcher Gestalt sie dann von Petrus als fluchwürdige Irrthümer bekämpft werden. Paulus beruft sich z. B. in der Apostelgeschichte und den Briefen manchmal auf Gesichte, Entzückungen, Offenbarungen, als Beglaubigungsmittel

*) γίνεσθε δόκιμοι τραπεζῖται, d. h. lernet das Aechte von dem Unächten unterscheiden. Bekanntlich steht dieser Spruch in keinem unserer heutigen Evangelien. Aber in Denjenigen, welche die Judenchristen gebrauchten, muß er sich mehrfach gefunden haben.

seiner apostolischen Würde. Dieselben Beweisgründe braucht auch Simon Magus, aber Petrus zeigt ihm dann triumphirend, daß diese Art des Beweises trüglich sey, daß nur die unmittelbare Erwählung durch Christus, nur der persönliche Umgang mit Ihm apostolische Würde verleihe. Paulus trägt in seinen Briefen mehrfach die Lehre vor, daß man Gott mehr lieben als fürchten solle *), diesen Grundsatz bestreitet der clementinische Petrus, indem er in altjüdischem Geiste Furcht Gottes für den wesentlichsten Bestandtheil aller Religion erklärt. In dem berühmten Abschnitte Röm. V. 12 u. folg. stellt Paulus Adam und Christus als zwei uranfängliche Gegensätze einander gegenüber, sofern von Jenem die Sünde und der Tod, von Diesem die Gnade und neues Leben ausgehe. Nach den Clementinen verhält sich dieß anders. Adam und Christus sind dem Wesen nach sich gleich, denn der Christ war einst in Adam, welcher daher als sündlos und als der erste Prophet Gottes dargestellt wird. Die Herrschaft der Sünde darf nicht von ihm, sondern muß lediglich von der weiblichen Urkraft oder von Eva abgeleitet werden. Wenn ferner der clementinische Petrus, nachdem er dem Erzketzer Simon gewisse Lästerungen vorgehalten, welche dieser in Antiochia gegen den Judenapostel ausgestoßen hatte, in die Worte ausbricht: „indem Du mich für verdammlich erklärest, klagst Du Gott selbst an, der mir den Christ geoffenbart, beleidigst Du Den, welcher wegen dieser Offenbarungen mich selig pries **): so wird hiemit gegen die Stelle Galat. II. 11. gezielt, wo Paulus sich rühmt, daß er zu Antiochia dem Petrus ins Angesicht widerstanden, weil Lezterer verdammlich handelte.

Endlich tritt in den Clementinen überall ein höchst energisches hierarchisches Streben hervor. Der Bischof, sagen sie, sey der natürliche Vertheidiger der Kirche, als der Braut Christi, gegen den sie bekriegenden Teufel, und Lezterer setze dem Bischof um jedes Einzelnen seiner Untergebenen willen zu ***). Der Bischof ist Stellvertreter Christi und Gottes. Die dem Bischof erwiesene Ehre und Unehre fällt auf Christus und von Christus auf Gott zurück. Wer dem Bischof nicht gehorcht, gehorcht Christus, folglich auch Gott

*) Röm. VIII. 15. 16, XIII. 10, 1 Cor. XIII.
**) Matth. XVI. 17.
***) Brief des Clemens IV. 17.

nicht *). Daher soll Demjenigen, welchem der Bischof feind ist, kein Gemeindeglied Freund seyn, mit Wem der Bischof nicht umgeht, mit Dem soll keiner der Glaubigen verkehren, wenn er nicht für einen Verwüster der Kirche gelten will **). Zwar liegt dem Bischof ob, nur Gutes zu befehlen, aber Christi, wie Mosis Stuhl ist, auch wenn ein Schlechter darauf sizt, durch Gehorsam zu ehren ***). Der Bischof soll nicht gebieterisch, wie die heidnische Obrigkeit, sondern milde, als Arzt, Hirte, Vater, die Kirche lenken, aber doch zugleich äußere Ehre nicht aus falscher Demuth verschmähen, da nur durch sie die Menge im Zaum gehalten werden mag †). Im Allgemeinen kann man die hierarchische Lehre der Clementinen in folgende Säze fassen: Monarchische Verfassung der Kirche muß der Verehrung des einzigen wahren Gottes zur Stüze dienen. Monarchie bewirkt Ordnung und Frieden, wollen dagegen Alle herrschen und sich nicht Einem unterordnen, so erfolgt Trennung, zulezt Auflösung. Weil viele Könige über die Erde gebieten, gibt es so häufige Kriege, denn Jedem leiht die Herrschaft des Andern Vorwand zum Streite, ist aber das Ganze Einem unterthan, so fällt jeglicher Anlaß zur Zwietracht weg. Damit durch Monarchie der Friede auf Immer befestigt werde, sezt Gott Denen, die des ewigen Lebens gewürdigt sind, in der künftigen Welt Einen, Christus, als Herrscher vor. Auch in der christlichen Kirche, deren Vorbild die künftige Welt, soll die Einheit Gottes dadurch gefeiert werden, daß Alle Einem als Führer folgen. Dieser Eine ist der Bischof. Ihm kommt es zu, der Gemeinde den Weg zu weisen, der zur heiligen Stadt führt. Damit dieß möglich sey, muß die Kirche, wie eine auf hohem Berge erbaute Stadt, gottwohlgefällige Verfassung besizen, muß demgemäß der Bischof als Gebieter in Allem, was er spricht, gehört werden. Die Presbyter müssen seine Befehle vollziehen, die Diakone umhergehen, nach den leiblichen und geistlichen Bedürfnissen der Brüder sehen und dem Bischof Alles melden.

Man sieht: Hierarchie bildet einen der Grundgedanken des Buchs. Um ihretwegen wird das Gesetz so hoch erhoben, weil auf

---

*) Homil. III. 66.

**) Brief des Clemens 18.

***) Hom. III. 66. 70.

†) Hom. III. 64.

demselben die Vorrechte des levitischen Standes beruhen. Hinneigung zur priesterlichen Gewalt hat auch jene auffallende Behauptung eingeben, daß nach dem Sinne Mosis das Gesetz nie hätte schriftlich abgefaßt, sondern nur mündlich fortgepflanzt werden sollen. Man begreift, daß mündliche Ueberlieferung, bei der Unbestimmtheit, die ihr nothwendig zukommt, priesterlichen Eingriffen einen gar weiten, fast unabsehbaren Spielraum eröffnet. Uebrigens stimmen die Clementinen hierin vollkommen mit der rabbinischen Synagoge überein, welche ihren Zaun um das Gesetz aus Grundsatz möglich lange blos mündlich vorgetragen hat, und zu schriftlicher Abfassung desselben nur durch die Uebermacht der Umstände, namentlich durch die Zerstörung Jerusalems und den Sturz der Gewalt des Sanhedrin genöthigt worden ist.

Es wäre verschwendete Mühe, erst noch beweisen zu wollen, daß die Clementinen, so gut als jene unterschobenen petrinischen Bücher, und als der Hirte des Hermas, von Judenchristen abgefaßt worden sind. Die Wahrheit dieses Satzes springt in die Augen. Nicht minder sicher ist, daß sie auf die römische Gemeinde berechnet sind, und Rom war ohne Zweifel auch ihre Geburtsstätte. Denn warum anders, als aus diesem Grunde, wird Alles an den Namen jenes berühmten römischen Clemens geknüpft?

Blicken wir nun zurück. Vom ersten Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts bis zu Ende desselben treten uns eine Reihe von Schriften entgegen, welche, meist unter dem Schilde des petrinischen Namens, den Zweck haben, der römischen Gemeinde die Lehre einzuimpfen, daß die mosaische Gesetzgebung ihren Hauptzügen nach auch für die christliche Kirche bindend sey, und welche demgemäß auf Unterordnung des christlichen Volks unter geistliche Obern, und auf eine, der Levitischen nachgeahmte, Kirchenverfassung dringen. Dieselben Ansichten und ähnliche Bestrebungen fanden wir vor der Zerstörung Jerusalems in der dortigen Mutterkirche. Zwanzig bis dreißig Jahre nach dem Untergang des Tempels brechen sie sich in Rom unter vielen Kämpfen und mehr oder minder verdeckten Angriffen gegen Paulus und seine Anhänger Bahn. Wir müssen also schließen, daß diese Denkweise aus dem zerstörten Jerusalem nach Rom, das seit dem Falle der heiligen Stadt unbedingt die einflußreichste und angesehenste Christengemeinde enthielt, übergesiedelt worden sey. In der

That ist, auch abgesehen von diesen so klaren historischen Spuren, nichts an sich wahrscheinlicher, als daß die judenchristliche Parthei, welche schon in Pauli Tagen mit großer Energie die kühnen Behauptungen des Heidenapostels bekämpfte, auch in den folgenden Zeiten nichts verabsäumt haben werde, um ihren eigenthümlichen Ansichten die Herrschaft in der Kirche Christi zu verschaffen. Wäre Jerusalem stehen geblieben, so würde sie die heilige Stadt zum Mittelpunkt dieser ihrer vorausgesezten Wirksamkeit gemacht haben. Nachdem Zion gefallen, konnte sie für ihre Zwecke keinen passendern Ort wählen, als die Hauptstadt der Welt, den Siz derjenigen Gemeinde, die seit dem Untergange Jerusalems anerkannt die wichtigste und größte war. Merkwürdig ist, wie die fraglichen Schriften den Namen des römischen Clemens voranstellen. Man darf daraus den Schluß ziehen, daß Clemens — allem Anschein nach ein von Paulus bekehrter Heidenchrist — unter der römischen Gemeinde zu Anfang des zweiten Jahrhunderts sehr großes Ansehen genossen haben müsse, was die Begierde jener Juden erklärt, ihre Säze mit seinem Namen zu schmücken — oder vielleicht auch daß der römische Clemens wirklich, nachdem er Anfangs der paulinischen Lehre gefolgt, zulezt den Judenchristen beigetreten sey. Natürlich kann man bei dem Mangel an verbürgten Nachrichten nicht sicher zwischen beiden Annahmen entscheiden. Indessen hat die leztere, wenigstens nach unserem Gefühl, Vieles für sich.

Es fragt sich nun, ob es den Judenchristen wirklich gelungen, ihre Meinung zur herrschenden im Abendlande und besonders in Rom zu erheben. Die Gemeinde in dieser Stadt umfaßte zu Anfang des zweiten Jahrhunderts sicherlich weit mehr Heiden- als Judenchristen. Wenn Leztere auch noch so entschieden zum petrinischen Dogma schworen, mochte die Mehrzahl der Glaubigen aus dem Heidenthum immerhin der paulinischen Lehre treu bleiben, und dann waren alle Anstrengungen Jener vergeblich. Die Wahrheit ist, daß die Gültigkeit des Gesezes in der römischen Kirche zwar anerkannt wurde, doch nicht so, daß Paulus geradezu Unrecht bekommen hätte. Vielmehr fand eine Vermittlung der Gegensäze statt. Auch dieß kann man nur durch indirekte Beweise, obwohl mit hinreichender Sicherheit darthun. Etwa seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts finden sich Spuren, daß die christlichen Vorsteher Priester genannt, daß insbesondere Name und Begriff der Leviten

und ihrer Verfassung auf sie übergetragen wird *). Die Geistlichkeit heißt jezt κλῆρος **), bei den Lateinern auch ordo, die Bischöfe erscheinen als sacerdotes, die Diakonen als Levitae, ihnen Beiden wird das gehorchende Volk unter dem Namen λαός, laici, plebs entgegengesezt. Tertullian ist der erste, bei dem diese — dem ursprünglichen und paulinischen Christenthum fremde — Neuerung fast ganz ausgebildet sich zeigt. Man darf hieraus schließen, daß dieselbe bei der latinischen Kirche, welche immer Rom im Auge hatte, die dortige Gemeinde zum Vorbilde nahm, besonders schnellen Eingang fand. Nun ist die Uebertragung der levitischen Kaste und der von ihrer Existenz unzertrennlichen Begriffe, nichts mehr und nichts weniger als eine thatsächliche Anerkennung der wichtigsten Theile des mosaischen Gesetzes. Die Parthei der Judenchristen drang also der Hauptsache nach durch; aber lange nicht in dem Umfange, wie sie verlangte. Nie ist es den Heidenchristen eingefallen, die Beschneidung oder irgend eine jener lästigen und unnützen Ceremonien aufzunehmen, von denen der Pentateuch voll ist. Paulus behielt in allen diesen Punkten Recht, die christliche Freiheit ward gewahrt, das jüdische Joch zurückgeschlagen; nur die Hierarchie, die freilich den Mittelpunkt und Kern des Mosaismus bildet, fand Beifall. Dieser merkwürdige Erfolg muß ohne Zweifel der Eigenthümlichkeit des römisch-latinischen Nationalcharakters beigemessen werden. Sobald die Judenchristen mit ihrer Forderung, daß die Kirche das mosaische Gesetz anerkennen solle, in der Weltstadt auftraten, fühlte der römische, mit dem Instinkt der Herrschaft begabte, und hierin dem jüdischen verwandte Genius, das Praktische aus den gemachten Zumuthungen heraus, ergriff das dargebotene levitische Vorbild mit Entschiedenheit. Zugleich verwarf aber seine Welterfahrung, sein Geschick für große Geschäfte, die Bürde der Ceremonien, welche die Juden zugleich mit dem Levitismus übernommen wissen wollten, als eine unnütze oder auch schädliche Last. So ward paulinische Freiheit mit petrinischen Grundsätzen kirchlicher Herrschaft nach Kräften vereinigt. Von der unsinnigen, sektenartigen Feindschaft, welche die

---

*) Die ersten Andeutungen in dem Testamente der 12 Patriarchen, dann im Briefe des Polykrates an den römischen Bischof Viktor bei Eusebius K. G. V, 24. §. 1.

**) Nach der Stelle 4 Mos. 18, 20, 5 Mos. 10, 9.

judenchristliche Parthei gegen Paulus hegte, und welche sie sicherlich der ganzen Kirche von Herzen gerne eingeimpft hätte, wollten die Römer nichts wissen. Beiden Aposteln, dem Paulus und Petrus, ward ungeschmälerte Verehrung zu Theil, wiewohl man dem Lezteren in einer sehr bedeutsamen Hinsicht, wie wir gleich sehen werden, den Vorzug gab. Verkehrt ist es, diese Wendung der Dinge, künstlich angelegten Planen und der berechnenden Herrschsucht gewisser unbekannter, römischer Kirchenhäupter beizumessen, sondern Alles hat sich so unter dem Einflusse jener eigenthümlichen Bildungstriebe, welche die Vorsehung ganzen Völkern, wie einzelnen Menschen, als unterscheidenden Charakter einpflanzt, auf ganz natürliche Weise gemacht.

Freilich könnte man nun sagen: es sey unbestreitbar, daß die levitische Verfassung im Laufe des zweiten Jahrhunderts auf die christliche Kirche übergetragen ward; keineswegs sey aber gewiß, daß dieses Ergebniß gerade den Einwirkungen der Juden-Christen zugeschrieben werden müsse, denn auch andere Ursachen könnten zu Grunde liegen. Wir hoffen, unsere Leser werden nach Allem, was bisher entwickelt worden ist, zugestehen, daß dieser Einwurf auf schwachen Füßen stehe. Allein wir brauchen uns gar nicht auf Wahrscheinlichkeiten zu berufen, noch ist eine Thatsache übrig, welche unwiderleglich beweist, daß die Judenchristen bei jenem Umschwunge höchlich betheiligt waren, und welche zugleich den wahren Umfang des glücklichen Erfolgs ihrer Bemühungen errathen läßt. Aus dem neuen Testament selbst, wie aus sehr alten kirchlichen Denkmalen wissen wir, daß die von der Synagoge zum Christenthum Bekehrten Anfangs den sogenannten Bruder des Herrn, Jakobus, nach dem frühen Tode desselben aber Petrus als Haupt betrachteten. Namentlich erkannten sie Lezterem in Allem, was die Ausbreitung der neuen Kirche über die weite Welt betraf, unbedingt die erste Stelle zu. Denn auch in den Briefen Pauli erscheint ja Petrus vorzugsweise als der Apostel der Beschneidung. Andererseits ist Nichts Sicherer, als daß Paulus zu der römischen Christengemeinde in den innigsten Beziehungen stand, und daß er mehrere Jahre unter ihnen gelebt und gelehrt hat *). Dagegen stoßen wir auf lauter Schwierigkeiten, wenn man die Angaben der Väter vom Ende des zweiten

*) Apostelgeschichte XXVIII. 30. 31.

Jahrhunderts, daß Petrus ebenfalls in Rom gewesen sey, und die dortige Gemeinde gelenkt habe, mit den Zeugnissen des neuen Testaments vereinigen will. Nichts desto weniger schreiben sämmtliche Väter der römischen Kirche vom Jahr 170 an, zuerst nur leise, dann immer lauter und entschiedener die Gründung der dortigen Gemeinde dem Petrus zu. Zwar Irenäus, der älteste Zeuge über diese Dinge, und ein Mann, der, obgleich ein geborner Grieche, doch wegen seiner Wirksamkeit der lateinischen Kirche angehörte *), läßt noch neben Petrus auch den Heidenapostel an der Leitung der römischen Gemeinde Theil nehmen. Er sagt nämlich **): „Nachdem die seligen Apostel, Petrus und Paulus, die Kirche zu Rom gegründet hatten, übergaben sie das Bisthum an Linus, denselben, dessen Paulus in seinen Briefen an Timotheus gedenkt. Auf Linus folgte als römischer Bischof Anenkletus, auf diesen als der Dritte seit den Aposteln, Clemens der Römer, welcher noch selbst die Apostel gekannt hatte und den Brief ***) an die Gemeinde zu Korinth schrieb u. s. w. Auf Clemens folgte Euaristus, auf diesen Alexander, auf Alexander, als der sechste in der Reihe, Xystus, nach diesem Telesphorus, der glorreich den Märtyrertod starb. Nach Telesphorus wurde Hyginus römischer Bischof, nach ihm Pius, dann Anicetus, endlich Soter, und der Nachfolger des Leztern ist gegenwärtig Eleutherius." So äußert sich der eben genannte Vater. Man beachte, wie sorgfältig er die ganze Reihe der römischen Kirchenhäupter, von den Aposteln ausgehend, Einen um den Andern aufführt. Er thut dieß eingestandener Maßen, um zu beweisen, daß in der römischen Kirche, weil kein Glied der lange Kette fehle, die reinste Ueberlieferung von den Aposteln her wohne, weßhalb dieser Gemeinde ein ausnehmendes Ansehen bei der ganzen Christenheit gebühre. Wir werden tiefer unten von der Kraft sprechen, welche das christliche Alterthum ununterbrochener Ueberlieferung beilegte. Vorerst ist etwas Anderes zu bemerken. Sicherlich haben Irenäus und seine Zeitgenossen die Stellen in den paulinischen Briefen wohl gekannt, wo der Heidenapostel in unzweideutigen Worten davon spricht, daß es seinen Grundsätzen zuwider

*) Er war Bischof in Gallien.

**) Im dritten Buche gegen die Ketzereien, 3tes Kapitel §. 3.

***) Von dem oben die Rede war.

sey, sich in das Bisthum eines Andern zu mischen, d. h. in Gemeinden zu lehren, die bereits Einer seiner Genossen im apostolischen Amte als Wirkungskreis auserkohren habe. Es mußte also unserem Vater auffallen, daß Petrus und Paulus zusammen die römische Gemeinde gegründet, zusammen ihren gemeinsamen Nachfolger, den zweiten römischen Bischof ernannt haben sollen. Warum schrieb aber Irenäus Etwas nieder, was ihm selbst, allem Anschein nach, als unnatürlich erschien? Ohne Zweifel hatte er bei Ertheilung jener Nachricht vorzugsweise Petrus im Sinne, aber die Kunde, daß Paulus in Rom gewesen und an der Spitze der dortigen Kirche gestanden sey, war noch zu frisch und zu lebendig, als daß er seinen Namen hätte übergehen können. So geschah es denn, daß er Beide, freilich auf wenig befriedigende Weise, zugleich aufführt. Die Aussage des Irenäus wird von Eusebius nachgesprochen. Aber ein römischer Schriftsteller, der, obgleich jünger als Irenäus, doch noch sein Zeitgenosse war, und der von den Ansichten der latinischen und römischen Kirche vom Ende des zweiten Jahrhunderts das treuste Bild uns gibt — denn er ist überhaupt der älteste latinische Zeuge — Tertullian, schildert die Reihe der römischen Bischöfe ganz anders. In seiner Schrift de praescriptionibus haereticorum *), die ums Jahr 208 verfaßt ist, sagt er, Clemens sey von Petrus zum Bischof in Rom geweiht worden: Romanorum Clementem a Petro ordinatum. Jener römische Clemens wäre also der wahre Nachfolger und Erbe des Petrus. Mit größter Bestimmtheit sind hier in sehr enge und bedeutsame Verbindung zwei Namen gebracht, an welche die Judenchristen ihre theuersten Lehren knüpften, sofern sie den Einen vorzugsweise als ihren Apostel betrachtet wissen wollen, den Andern zum Vorkämpfer jener gegen Paulus und seine Lehre gerichteten Bestrebungen machten. Und diese beiden Schooskinder genannter Parthei wurden also, laut dem unverdächtigen Zeugniß des Tertullian, von der römischen Kirche zu Ende des zweiten Jahrhunderts als ihre ächten Häupter anerkannt. Blind muß Derjenige seyn, der nicht einsieht, daß die Judenchristen hiebei die Hände im Spiel hatten, daß es ihnen gelungen seyn muß, in dieser Hinsicht ihre Meinung zur herrschenden der römischen Kirche zu machen.

Freilich war es auch kein unbedeutendes Interesse, was Leztere bestimmte, des Paulus, ihres wahren Gründers, allmählig zu

*) Kap. 34.

vergessen und dafür die judenchristliche Sage zu genehmigen, kraft welcher Petrus erster, Clemens zweiter römischer Bischof gewesen seyn sollte. Alle Theokratien oder Priesterherrschaften, welche die Geschichte aufführt, stimmen darin überein, daß sie der Ueberlieferung oder dem Herkommen einen außerordentlichen Werth beilegen. Denn da sie ihre Einrichtungen auf Gott zurückführen, und da eine der ersten Eigenschaften Gottes die Unveränderlichkeit seyn soll, so darf im göttlichen Staat keine Neuerung geduldet werden, sondern Alles muß das ursprüngliche Gepräge behalten. Die Buddhisten halten es so, und auch die Juden. Man lese z. B. das älteste Stück des Talmuds, das Büchlein Pirke Avoth, und man wird finden, wie hier Lehre und Gewalt in ununterbrochener Reihe der Vorsteher und Rabbinen von Moses bis zur Gegenwart herabgeleitet wird. Als die christliche Kirche aus dem Judenthum die levitische Verfassung entlehnte, gieng auch dieselbe Werthschätzung des Grundsatzes der Tradition auf sie über. Beweis dafür die oben theilweise angeführte Stelle aus Irenäus, wo dieser Vater darzuthun sucht, Rom sey darum eine Leuchte der wahren Lehre, weil die Bischöfe dieser Gemeinde in steter Reihenfolge von den Aposteln abstammen, von ihnen das ächte Christenthum empfangen und auch in ungetrübter Reinheit erhalten hätten. Gleiche Bedeutung aus demselben Grunde sprachen außer Rom auch die übrigen von Aposteln gegründeten Gemeinden an. Daher Begriff und Würde der sogenannten apostolischen Gemeinden, zu welchen z. B. Antiochien, Ephesus, Korinth, Philippi, Thessalonich gezählt wurden *). Aber die Kraft der Tradition wurde nicht blos auf die Lehre beschränkt, sondern schon frühe, ganz wie bei den Juden, auf die kirchliche Gewalt ausgedehnt. Man glaubte, es verstehe sich von selbst, daß den spätern Bischöfen einer apostolischen Kirche dasselbe Ansehen gebühre, welches einst dem Apostel, der solche Gemeinden gegründet, zugekommen sey. Jezt wird es vollkommen begreiflich, warum die römische Gemeinde mit solcher Vorliebe Petrus als ihren Stifter betrachtet wissen will. Denn die drei ersten kanonischen Evangelien, welche aus der judenchristlichen Sage stammend, seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts von der Kirche als göttliche Bücher anerkannt wurden, schreiben ja demselben Petrus einen entschiedenen Vorrang über die andern

---

*) Tertullian de praescript. haeret. cap. 21.

Apostel zu, nennen ihn den Fels, auf welchen Christus sein Werk gründe. Welch' einen Spielraum zu weit aussehenden Entwürfen der Herrschaft, gaben diese Aussprüche des Herrn, bei den damals gültigen Begriffen von der Tradition, der römischen Gemeinde und ihren Häuptern!

Auf diese Weise hat Hierarchie ihren Anfang genommen und sich der Kirche bemächtigt. In der jerusalemischen Muttergemeinde mitten unter den Aposteln aufgekeimt, ward das zarte Gewächs, nach dem Falle der heiligen Stadt, von den Judenchristen auf europäischen, auf römischen Boden verpflanzt, dort unter dem Einflusse der neuen Heimath und des latinischen Genius, europäischen Begriffen angepaßt, und trieb allmählig die kräftigsten Wurzeln, wurde zum großen, Alles überdeckenden Baume. Wir Protestanten sind gewohnt, die Hierarchie als einen Abfall vom ächten Geiste des Urchristenthums zu betrachten. Gewiß ist, daß ihre spätere Gestaltung dem Christenthum unendlich geschadet hat. Doch sollte man zwei Dinge nicht vergessen: erstlich daß ihr Keim schon in der apostolischen Kirche lag, weßhalb man nicht wohl von Abfall sprechen kann, fürs zweite, daß unter damaligen Umständen kaum eine andere Entwicklung der Dinge möglich war. Bekannt ist, daß ein höchst lebendiges Gefühl der Einheit aller Glaubigen unter dem Haupte Christo sämmtliche neutestamentliche Schriften durchwebt, und man kann sich diese Idee gar nicht wegdenken, ohne das Wesen des Christenthums zu zerstören. Das urchristliche Einheitsgefühl bedurfte keiner äußern Formen, so lange die Zahl der Glaubigen klein und auf einen oder wenige Punkte beschränkt war. Anders verhielt es sich seit Ausbreitung der Kirche über das weite Gebiet der römischen Welt. Ohne irgend welche feste Verfassung, d. h. Unterordnung Vieler unter Wenige, und folglich Herrschaft, war von Nun an die Einheit aller Glaubigen kaum lebendig zu erhalten. Freilich hätte dieß auf eine viel mildere Weise geschehen können, als es durch die hierarchische Verfassung der Kirche bewerkstelligt ward. Allein hier kommt noch ein anderer Punkt ins Spiel, den wir schon früher berührten. Durch die, allen Aposteln gemeinsame, Lehre von einer nahe bevorstehenden zweiten Ankunft Christi, zum Behufe der Gründung eines sichtbaren weltbeherrschenden Reiches auf Erden, in welchem alle bürgerliche und kirchliche Gewalt Ihm allein angehören, jeder menschliche Wille dem Seinigen sich beugen sollte, war ein fremdartiges, politisches Princip in den

Schoos der Kirche geworfen, das nothwendig zur Hierarchie führen mußte und geführt hat. Denn sobald man einmal Christi königliches Amt so auffaßte, folgte von selbst, daß Denjenigen, welche während der Zeit Seiner jeweiligen Abwesenheit in den Himmeln, an der Spitze der Kirche standen, d. h. den Aposteln und sodann den von Ihnen eingesezten Bischöfen, die Pflicht oblag, die Dinge hier Unten so zu ordnen, daß sie der erwarteten Herrschaft des Messias möglichst entsprachen. Leute, welche die Welt ein wenig kennen, werden gern einräumen, daß dieß so viel heiße: den Bischöfen komme eine größere Gewalt zu, als welche blos das Lehramt oder die Befugniß freundlicher Zusprache verleiht. Denn mit solchen Mitteln hat man noch nie hier Unten große Menschenmassen unter Einen Hut gebracht. Wir wiederholen es: die Parusie oder die Lehre von der Wiederkunft Christi ist der wahre Samen der Hierarchie, und der Levitismus die ursprüngliche jüdische Form, unter welcher jene ins Leben trat. Endlich muß noch bemerkt werden, daß ohne die Hierarchie das Christenthum wahrscheinlich nie, jedenfalls nicht so schnell und so vollständig, über das römische Reich den Sieg errungen hätte. Denn sobald sie eingesezt war, begann ein rastloser, selbstbewußter, obwohl aus Furcht vor den Imperatoren nicht offen eingestandener Kampf der Hierarchen gegen die kaiserliche Gewalt, als das Christo entgegengesezte Reich des Teufels: ein Kampf, der damit endete, daß Roms Cäsarn im vierten Jahrhundert sich vor dem Kreuze beugen mußten. Die wichtigste Waffe der Hierarchie in diesem Kriege war das Bestreben, durch unabläßige Bekehrungsthätigkeit, welche meist von den Bischofssitzen ausgieng, neue Mitglieder in die Kirche hereinzuführen, und dadurch den feindlichen Reihen Mannschaft zu entziehen, das eigene Heer immer mehr zu stärken, bis die Uebermacht auf Seite des leztern war, worauf der Triumph über das geschwächte Heidenthum von selbst erfolgte. Das sind gewiß keine geringen Dienste, die sich die Hierarchie in den ersten vier Jahrhunderten um die Kirche erwarb. Auf andere nicht minder wesentliche kann sie sich in den Zeiten des Mittelalters berufen, auch darf sie sich rühmen, daß die edelsten Kirchenlehrer, Männer wie Augustin, die einen außerordentlichen Einfluß auf ihr Zeitalter, wie auf die kommenden Geschlechter übten, für die Hierarchie fühlten und für sie thätig waren, ohne Zweifel weil sie ihre vom Drange der Dinge gebotene Nothwendigkeit erkannten.

Erst dann ist die Hierarchie vollkommen schädlich und verdammungswürdig geworden, als die Kirchenhäupter sich ganz vom ursprünglichen Geist des Christenthums, von jenem ätherischen Element, das wir oben beschrieben haben *), lossagten, um blos persönlicher Herrschsucht zu fröhnen. Aber so wie dieser Mißbrauch einriß, hat auch die Strafe nicht lange auf sich warten lassen. Nichts ists freilich unter uns gewöhnlicher, als Leute zu hören, welche hoch herab die Ereignisse meistern und durch sogenannte Ideen uns beweisen wollen, daß die Geschichte eigentlich und von Rechtswegen ganz anders, nämlich so und so sich hätte entwickeln sollen; allein der historische Sinn wendet sich mit Eckel von solchen Schwätzern ab, weil er die Ueberzeugung hegt, daß die Dinge hier Unten so gehen, wie sie eben gehen können.

Man kann die Sache auch auf eine andere Weise darstellen, welche das Verständniß erleichtert und darum, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, einige weitere Worte verdienen dürfte. Das eigenste Wesen, der Kern des Christenthums, ist im höchsten Grade geistig, himmlisch rein. Doch sollte es unter den schwachen Sterblichen sich ansiedeln, ihr Leben durchdringen. Eine solche Verbindung zweier Elemente von ungleicher Art geht nicht vor sich, ohne daß beide eine mehr oder minder große Umwandlung erfahren. Nicht etwa blos das Niedere wird durch die Vereinigung mit dem Höhern verklärt, sondern auch das Edlere verliert durch dieselbe mehr oder minder von seinem ursprünglichen Glanze. Dieß ist ein allgemeines Gesetz der Entwicklungen. Wo solche vorkommen, erfolgen sie immer dadurch, daß die verschiedenen Elemente, welche in Verbindung treten, gegenseitig auf einander rückwirken. Die zwei äußersten Fälle, die hiebei eintreffen mögen, sind diese: entweder findet der edlere Keim einen so trefflichen Boden vor, daß er sich ihn beinahe ganz aneignen und in seine Natur verarbeiten kann, oder einen so störrigen und widerstrebenden, daß er von lezterem fast völlig vernichtet und erdrückt wird. Die Kirchengeschichte weist Beispiele für beide Fälle auf. Doch überwog Anfangs, wie natürlich, die Kraft des höhern Elements. Der Erstlingsboden, den Christus und seine Lehre befruchtete, war der Kreis der Apostel. Als geborne Juden, und eingetaucht in die unverwüstliche Farbe jüdischer Nationalhoffnungen

*) Seite 219.

und Begriffe, konnten sie die Würde Jesu nicht anders auffassen, als unter dem Gesichtspunkt messianischer Gewalt. Daraus entstand die Lehre, daß der Herr in nächster Zukunft auf die Erde wiederkehren werde, um sie für immer als König zu beherrschen. Christus duldete, wie wir gezeigt haben, die Grundlage dieses Irrthums, weil Er sah, daß die Jünger die volle Wahrheit nicht ertragen konnten. Derselbige enthielt nun den Keim einer Hierarchie, welcher vom latinischen Genius befruchtet, und zu staats- und weltkluger Priesterherrschaft ausgebildet worden ist. Der zweite, bereits weitere Kreis, in dem das Christenthum Wurzel trieb, waren die vorderasiatischen Stämme. Diese, schon früher vom Zauber jüdischer und heidnischer Spekulationen angesteckt, suchten ihre Denkweise mit der neuen Lehre möglichst in Einklang zu setzen. Und so entstand die Rückwirkung der sogenannten gnostischen Schulen auf das Evangelium. In dritter Linie befruchtete dasselbe den Boden des hellenischen Abendlandes, in welchem ein vielgestaltiger Platonismus die Gemüther beherrschte, der auch jezt noch, neben dem hereingekommenen Element, seine angestammte Geltung, so gut als möglich, behaupten wollte. Daher der sogenannte Platonismus der griechischen, besonders der alexandrinischen Väter, abermals eine Rückwirkung des Stoffes, den das Christenthum bearbeitete. Als dasselbe den Euphrat überschritt, und dort mit der alten parsischen Weltanschauung zusammentraf, wollte auch leztere ihr angestammtes Recht neben den neu angenommenen Ideen nach Kräften bewahren. So erhob sich, als Reaktion der zoroastischen Glaubensweise, der Manichäismus in der Kirche. Endlich, nachdem die Lehre vom Kreuze in den goldnen Palast der römischen Cäsarn eingedrungen war, erfuhr sie dort die gefährlichste und schlimmste aller Rückwirkungen, sofern jene Beherrscher der Welt die christliche Religion nur dem äußern Schein nach anerkannten, in der That aber die Tochter des Himmels als Dienstmagd für ihre heidnischen, durch und durch verderbten und despotischen Regierungskünste zu brauchen nicht ohne Glück versuchten. Oft hat im Allgemeinen die reine Urkraft fremdartige Elemente, die sich mit ihr verbinden wollten, überwunden und ausgestoßen, manchmal aber auch ward sie von denselben beinahe bewältigt. Weil sie jedoch also geweiht, also von dem Herrn der Welten und der Natur geschüzt ist, daß sie nie völlig erlöschen kann, geschah es immer, daß in solchen Epochen der Zerrüttung einzelne Erkorne

plötzlich Hülfe suchend auf die Anfänge der irdischen Existenz des Christenthums, auf die heiligen Bücher, auf die Zustände der Urkirche zurückgriefen, und dort die Flamme wieder anzündeten, worauf dieselbe mit neuem Glanze emporleuchtete. Solche Männer heißen in der Kirchengeschichte Reformatoren. Mächtiger, nachhaltiger, einflußreicher war jedoch keine aller Rückwirkungen des bearbeiteten Stoffs auf das Christenthum, als jene hierarchische, die Tochter einer Ehe des latinischen und jüdischen Genius. Ihre lange Dauer rührt ohne Zweifel davon her, weil weder das römische Alterthum, noch das germanische Mittelalter einen Begriff hatte von rein geistigem Walten einer Lehre, oder Kirche, d. h. von einer solchen Herrschaft, deren Fortdauer nicht an den persönlichen Vortheil, und die persönliche Gewalt einer besondern Kaste geknüpft wäre. Erst unsere Tage bieten die sonst nie, oder nicht in gleichem Umfange, erlebte Erfahrung dar, daß unbezahlte, mit keinem Preise des Ehrgeizes für ihre Dienste abgelohnte, und doch sehr kräftige und wohlthätige Gebieter ihr reines Scepter über die Völker schwingen. Es sind dieß die aus dem Evangelium geborenen, aber lange mit hierarchischen und politischen Fesseln umstrickten, endlich aber freigewordenen Ideen der Menschenrechte, des Wohlwollens gegen Alle, der Humanität, des Bürgerglücks, die bereits einen solchen Grad der Macht erlangt haben, daß kein Purpur ihnen in die Länge ungestraft trotzen darf. Es läßt sich voraussehen, daß auch die Stiftung Jesu den gleichen Weg der Herrschaft einschlagen, und dann unter diesen königlichen Kräften den ihr gebührenden Thron einnehmen werde. Und sobald dieß durchgeführt worden — begonnen hat es schon — wird das Christenthum in reinerer Gestalt, als je, ohne Beimischung von Judenthum und Hierarchie, über die Völker seinen Segen ausgießen. Zu einer solchen Entwicklung der Dinge sind, wenn wir uns nicht täuschen, jezt die Elemente vorhanden; in den vergangenen Jahrhunderten waren sie es nicht. Darum muß man für jene Zeiten die Hierarchie gelten lassen, als die früher allein mögliche Form der Herrschaft des Christenthums.

Der Begriff eines levitischen Priesterthums, unter welcher Gestalt die Hierarchie zuerst ins Leben trat, kam zunächst den Bischöfen zu gut. Allmählig gewann Einer aus dem Kreise der Kirchenältesten oder Presbytern den Vorrang vor den Andern, und erhielt nun ausschließlich den Ehrennamen Bischof (ἐπίσκοπος). Die Presbyter

galten ihm untergeordnet, die Diakonen Beiden zugleich. Man dachte sich, daß die Amtsgewalt, welche einst die nun verstorbenen Apostel besessen, auf den Bischof übergegangen sey. Er war das Haupt der Gemeinde im Innern, und vertrat sie auch bald, als die Synoden aufkamen, gegen Außen. Wenn von jeher das urchristliche Gefühl der Einheit in dem Erlöser die verschiedenen Gemeinden zur regen Verbindung unter sich angefeuert hatte, so führte später das Bedürfniß, über gemeinsame Interessen Beschlüsse zu fassen, gemeinsame Feinde zu bekämpfen, förmliche Rathsversammlungen durch Abgeordnete herbei. Die ersten kirchlichen Berathungen der Art wurden gegen die Montanisten ums Jahr 160 gehalten, regelmäßig wiederkehrende Synoden fanden laut dem Zeugnisse Tertullians *) zuerst in Griechenland statt. Die Vermuthung ist nicht unbegründet, daß die alten Amphiktyonen-Tage, die damals noch fortdauerten **), ihnen zum Vorbild gedient haben. Die Bischöfe vertraten, wie natürlich, ihre Gemeinden auf diesen Zusammenkünften, wodurch ihr Ansehen und ihre Macht nothwendig gewinnen mußte. Dasselbe Gefühl der Einheit aller Glaubigen in Christo brachte auch den Grundsatz zum Bewußtseyn, daß in der ganzen Kirche nur Eine Lehre, Ein Gebrauch herrschen dürfe: viele Gemeinden, aber nur Ein Christus, viele Bekenner, aber nur Ein Glaube in Allen. Als Richtschnur der wahren Lehre, der ächten Kirchengebräuche galt, wie wir bereits bemerkten, die Ueberlieferung der apostolischen Gemeinden. Besonders im Kampfe gegen die Irrlehrer, die schon zu der Apostel Zeiten ihr Haupt erhoben hatten, recht gefährlich aber gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts sich zeigten, ward die Nothwendigkeit der Uebereinstimmung sämmtlicher Glaubigen bis zu der Regel gesteigert, nur wer die allen einzelnen Gemeinden von jeher gemeinsame Lehre bekennt, ist als wahrer Christ zu achten, wer anders lehrt und denkt, wie ein Fremdling. Daher Idee und Name der katholischen Kirche, *ἐκκλησία καθολική*. Lezterer kommt zum erstenmale in einem von Eusebius ***) aufbewahrten Briefe der Gemeinde zu Smyrna, über den Märtyrertod des Polykarpus vor, aber der Gedanke ist älter. Man muß bekennen, daß die Vorkämpfer der gemeinsamen

*) De jejun. Cap. 13.
**) Pausanias X. 8.
***) K.G. IV. 15, 1.

Kirchenlehre, oder die Katholiken, in jenem Streite gegen die Irrlehrer des zweiten Jahrhunderts für Heerd und Heiligthum, für die theuersten Interessen fochten. Denn wenn es Leztern gelang, ihre Ansichten zu behaupten, so hätte sich die Kirche Christi in lauter einzelne Sekten aufgelöst, jener praktische Geist des Urchristenthums, der eine Welt umgewandelt hat, wäre zu eitlen, alles Einflusses auf das Leben entbehrenden Theorien verflüchtigt worden. Es kann daher nicht auffallen, wenn bei so großen Gefahren, Leidenschaft sich in den Kampf einmischte und einen wahren Ketzerhaß erzeugte, der, wie es in solchen Fällen meist geschieht, auch dann fortdauerte, als sein wahrer Grund weggefallen war, und der in dieser Gestalt bittere Früchte trug. Im Allgemeinen aber war der eben entwickelte Begriff einer katholischen Kirche, so lange er nur nicht unvernünftig auf die Spitze getrieben, die Individualität der Menschen, das eigene Denken der Einzelnen, zu erdrücken sich anmaßte, und dabei das Christenthum nicht einzig ins Dogma und den Ritus versezte — ich sage, derselbe war unter dieser Einschränkung kerngesund, und hat der Kirche außerordentlich genüzt, dieweil er dem neuerungssüchtigen Ehrgeize der einzelnen Lehrer heilsame Schranken steckte, noch mehr weil er um eine Gesellschaft, die nicht einen und denselben Ort bewohnte, sondern in kleinen Bruchtheilen über ein unermessliches Gebiet zerstreut war, die keine gemeinsame Regierung, Sprache, Nationalität, kurz keines jener Mittel besaß, welche sonst die Staaten zusammenkitten, ein so festes Band der Einheit schlang, daß sie sich wie ein Ganzes fühlte, und als Ganzes öfters auch handelte. Die Einheit im Glauben war gleichsam das innerliche, die Einheit im Gebrauche das äußerliche Bürgerzeichen, womit Jeglicher beweisen mochte, daß er zum Reiche Christi geschworen. Allerdings drohten andererseits durch Mißbrauch dieser Idee verderbliche Klippen, die wir bereits angedeutet. Die gefährlichste bestand in der ausschließenden Werthschätzung des Dogma und Ritus, ohne Rücksicht auf inneres Leben, auf ächte Christengesinnung. Die Erfahrung beweist, daß es grundschlechte Menschen gibt, welche mit wohlgepanzerter Rechtglaubigkeit jedes Dogma der Kirche bekennen, alle ihre Gebräuche aufs Pünktlichste beobachten. Wenn daher Dogma und Ritus vorzugsweise den Charakter des Christen ausmacht, so könnte die Christenheit zulezt aus einer Rotte von Bösewichten bestehen. Leider ist die Kirche mit der Zeit auf den

bezeichneten Abweg gerathen, aber im Anfang war dieß nicht der Fall, und der spätere Mißbrauch gibt uns nicht das Recht, die Ideen und Begriffe, welche mißbraucht wurden, von Vorne herein ungünstig zu beurtheilen. Wir wollen damit sagen, daß es einem Geschichtschreiber nicht gezieme, protestantische Ansichten schon auf jene frühen Zeiten anzuwenden.

Wie alle Verhältnisse im zweiten Jahrhundert die Ausbildung der Hierarchie begünstigten, so auch die Idee einer katholischen Kirche und nothwendiger Einheit im Glauben. Die Bischöfe, die von Anfang an vorzugsweise als Lehrer gegolten hatten, erhielten jezt eine erhöhte Bedeutung, durch die mehr und mehr anerkannte Wichtigkeit der ächten Lehre. Nach ihren Vorträgen hatte sich zu richten, wer für einen ächten Glaubigen angesehen seyn wollte. Dieser Vorzug kam im reichlichsten Maaße den Häuptern der sogenannten apostolischen Gemeinden zu gut. Denn wenn die Ueberlieferung derselben — was man bald allgemein zugab — der ächte und sicherste Maßstab wahren Christenthums war, so galt dieß eigentlich von den Bischöfen, die an der Spitze eben jener Gemeinden standen. Denn an ihre Person knüpfte sich durch ununterbrochne Tradition von Glied zu Glied bis auf die Apostel und den Herrn zurück, die wahre Lehre der Kirche. Und hierin lag bereits der Keim einer Oberherrschaft der apostolischen Bischöfe über die andern. Zwar trat eine solche im zweiten Jahrhundert noch nicht hervor. Vielmehr betrachtete sich jeder Bischof in seinem Kreise noch als unabhängig, obgleich sonst alle Gemeinden zusammen, wie ein geistiges Ganzes in Christo angesehen wurden. Dem Uebergreifen der apostolischen Kirchenhäupter stand damals noch ein doppeltes Hemmniß im Wege: das noch nicht erstorbene urchristliche Gefühl der Gleichheit aller Glaubigen, und der Eigenwille der kleineren Bischöfe, welche sich ohne Zwang keinem Andern unterworfen hätten. Ein so wichtiger Schritt, wie jene Ausdehnung der Gewalt, gelingt nie auf den ersten Wurf, sondern ist die Palme ausdauernder Bestrebungen. Gleichwohl steht der Satz fest, daß in jenem Vorzuge der apostolischen Gemeinden der Same künftiger Oberherrschaft derselben lag. Man lese, wie aus dem Grundsatze der reinen apostolischen Tradition Irenäus ein überwiegendes Ansehen Roms erhärtet. Mag man seine Worte *)

*) Irenäus III. 3. Ad (romanam) ecclesiam, propter potiorem principalitatem, necesse est omnem convenire ecclesiam,

erklären, wie man will, immer liegt in ihnen eine Bevorzugung der römischen Kirche, welche sich mit Rechtsgleichheit der übrigen kaum mehr verträgt. Auch andere Ursachen drängten auf dasselbe Ziel hin. Der im zweiten Jahrhundert aufgekommene Gegensatz zwischen Laien und Clerus beweist unwiderleglich, daß die Geistlichkeit ihre Ansprüche auf das levitische Vorbild, somit auf das mosaische Gesetz gründete; sicherlich sah jeder Bischof im Pentateuche eine theure Stütze seiner wirklichen oder erstrebten Amtsgewalt. Aber die Bücher Mosis, welche die Kirche somit in Betreff der Hierarchie, als göttliche Vorschriften anerkannte, sprechen nicht blos von einer Levitenkaste, deren Mitglieder gemeinsame Vorrechte vor dem übrigen Volke gehabt, sondern sie kennen auch einen Hohenpriester, dem alle Leviten zusammen untergeordnet waren. Wir finden dort, daß Moses seinen Bruder Aaron zum Hohenpriester einsezte, wir erfahren ferner, wie Diesem in ununterbrochener Reihe bis auf Samuel — das beliebteste Vorbild der Hierarchen — und sodann bis auf die Makkabäer herab, andere Hohenpriester in unbestrittenem Besitze geistlicher Alleinherrschaft folgten. Was war nun natürlicher, als daß mit der levitischen Grundlage zugleich auch die Idee eines Hohenpriesterthums, an welchem jene ihre Spitze fand, in die christliche Kirche herüberdrang, und in gewissen Kreisen den lebhaftesten Anklang erregte. Freilich galt Jesus Christus im Geiste jener Zeiten für den wahren Hohenpriester des göttlichen Staats, aber ebenderselbe ward auch als wahrer Bischof jeder einzelnen Gemeinde betrachtet, und so gut Er nun in lezterer Beziehung einen Stellvertreter hatte in der Person des wirklichen Bischofs der Gemeinde, ebenso gut mochte er als Hohenpriester der ganzen Christenheit durch einen menschlichen Statthalter vertreten werden. Und wenn je Einer es wagen durfte, auf diese hohe Würde Anspruch zu machen, so war Niemand mehr dazu geeignet, als der Bischof der wichtigsten Gemeinde in der Welt, der apostolisch-römischen, dieweil derselbe, als Nachfolger Petri, sich auf das vom Herrn selbst dem Apostelfürsten übertragene Vorrecht berufen konnte, das nach dem Traditionsbegriffe jener Zeiten, auf sämmtliche Nachfolger übergieng. Allerdings ist ein solches Uebergewicht des römischen Stuhls im

---

h. e. eos, qui sunt undique fideles, in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ea, quae est ab apostolis, traditio.

zweiten Jahrhundert weder bestimmt verlangt, noch viel weniger von den andern Bischöfen zugestanden worden. Dennoch bleibt es unbestritten, daß die Kirche dieses Zeitalters schon den ersten Anwuchs des Papstthums in ihrem Innern barg, und man begreift, welcher Vortheil den römischen Bischöfen dadurch zu Theil ward, daß sie ihre Ansprüche auf Herrschaft über die übrigen Häupter der Gemeinden aus denselben Zeitbegriffen und Vorbildern rechtfertigen konnten, auf welche Leztere ihre levitischen Vorrechte gegenüber vor dem Haufen der Laien begründeten. Man darf sich daher nicht wundern, wenn von Seiten des römischen Stuhls in den folgenden Zeiten wirklich Forderungen der Art gestellt wurden; Alles war vorbereitet. Uebrigens bietet selbst das zweite Jahrhundert wenigstens einen Versuch solcher Uebergriffe dar, wiewohl er mißglückte. Der römische Bischof Viktor ists, der ums Jahr 190 seinen Nachfolgern das erste Beispiel päpstlicher Anmaßungen gab, und zwar aus folgendem Anlasse. Wir haben oben gesagt, daß die palästinischen Judenchristen die Feste der Synagoge beibehielten; auf die nämliche Weise wie die Juden feierten sie daher auch das Passah am 14ten des Monats Nisan, zugleich als Andenken an Christi leztes Mahl, das die drei ersten Evangelien bekanntlich am Passahabend stattfinden lassen. Diese Art der Feier herrschte besonders in den Kirchen Kleinasiens. In denjenigen Gemeinden dagegen, welche ganz oder vorzugsweise aus Heiden bestanden, namentlich auch in der römischen, galt ein anderer Gebrauch. Sobald bei ihnen überhaupt Jahresfeste aufkamen — wann dieß zuerst geschah, ist unbestimmbar — ward die Feier der Auferstehung des Herrn auf den Ostersonntag verlegt, am Freitage zuvor, den man als Passahtag betrachtete, mit Bußübungen und Fasten das Andenken an Christi Leiden und Tod begangen. Bei dem Bestreben der alten Kirche, in Allem Einheit zu bewahren, kam es bald zu Erörterungen über diesen Punkt. Als der Bischof Polykarpus von Smyrna in Jahre 162 Rom besuchte, wurde auch die Passahfeier zwischen ihm und dem römischen Bischofe Anicetus besprochen. Polykarp berief sich darauf, daß er selbst mit dem Apostel Johannes, dessen Schüler er gewesen, das Passah nach judenchristlichem Brauche gefeiert habe. Anicetus entgegnete: seine Vorgänger hätten nichts der Art eingeführt. Beide beharrten auf ihrer Meinung, schieden aber in bestem Vernehmen von einander. Indessen entstanden bald darauf in Kleinasien selbst

Bedenklichkeiten über die Frage. Ums Jahr 170 wurde in Laodicea über das Passah heftig gestritten, es erschienen Partheischriften, Claudius Apollinaris grief, wie es scheint, die kleinasiatische Feier an, Melito vertheidigte sie. Doch gab es noch keine Trennung, bis der römische Bischof Viktor den Streit aufgriff, um ihn zur Ausdehnung seiner Macht zu benützen. Er verlangte, die kleinasiatischen Gemeinden sollten sich dem römischen Gebrauche unterwerfen. Als diese, den Bischof von Ephesus, Polykrates, an der Spitze, auf ihrer Meinung beharrten, kündigte ihnen Viktor in hochfahrenden Worten die Kirchengemeinschaft auf, nachdem er sich zuvor wohlweislich der Zustimmung mehrerer der angesehensten asiatischen und afrikanischen Kirchen, wie derer zu Cäsarea in Palästina, zu Jerusalem*), zu Tyrus und Alexandria versichert hatte. Dieser Versuch, römische Sitte, oder vielmehr den Willen des dortigen Bischofs andern Gemeinden der Christenheit als Gesetz aufzudrängen, mißlang für damals. Irenäus schrieb im Namen der Gemeinden zu Lyon und Vienne in Gallien einen Brief an Viktor, worin er zwar den römischen Gebrauch in Betreff des Passah billigt, aber sonst dem römischen Bischof wegen der Härte seines Betragens derbe Wahrheiten sagt. Nachdem er ihm das Beispiel seines friedlichen Vorgängers Anicetus zur Beschämung vorgehalten, fährt er fort: „Die Apostel haben verordnet, daß wir Niemand Gewissensscrupel machen über Speise und Trank, oder über Feiertage, Neumonde und Sabbate. Wozu also die Streitigkeiten, die Spaltungen? Wir feiern Feste, aber im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, indem wir die Kirche Gottes zerreissen, und wir beobachten das Aeußerliche, um das Höhere, Glauben und Liebe fahren zu lassen. Und doch haben wir aus den Propheten vernommen, daß solche Feste und solche Fasten dem Herrn mißfallen.“ Man sieht: der Geist christlicher Milde war unter den Bischöfen gegen mögliche Anmaßung wach, und merkwürdig ist es, wie auch hier Pauli Worte zum Schutze der Freiheit benüzt werden. Viktor

*) Da es auffallen könnte, wie die Gemeinden in Palästina und namentlich die Jerusalemische für die heidenchristliche Ansicht Parthei nehmen mochten, so werde hier bemerkt, daß die Kirche von Cäsarea wohl von Anfang an überwiegende heidenchristliche Bestandtheile in sich schloß. In der Gemeinde von Jerusalem herrschte seit dem Wiederaufbau der Stadt unter Hadrian (wovon später) lezteres Element allein.

mußte sich gedulden, die Ruhe ward wieder hergestellt, und beide Theile blieben bis zum Nicenischen Concil ungestört bei ihrer Sitte. Nichtsdestoweniger haben wir Spuren, daß derselbe Geist, der aus Viktors Betragen hervorleuchtet, auf andern Seiten von Neuem hervorbrach. Tertullian führt Beispiele von Edikten an, in denen der römische Bischof unter dem Titel Bischof der Bischöfe unbedingten Gehorsam fordert, oder auch auf das Ansehen seiner Vorgänger sich beruft *). Das ist ganz die Sprache der spätern Päpste, es fehlte nur noch die Anerkennung ihrer Macht.

So schnell und gewaltig ist der hierarchische Samen, den die alte judenchristliche Parthei nach dem Falle Jerusalems in Rom ausstreute, auf dem dortigen günstigen Boden aufgegangen. Als aber die palästinischen Judenchristen auf diese Weise fremdes Gebiet befruchtet hatten, sind sie — als wäre ihr Lebenszweck erreicht gewesen — in ihrer Heimath allmählig verkümmert, hauptsächlich durch die fürchterlichen Umwälzungen, welche dort vom Jahr 70 bis 130 stattfanden. Eusebius **) berichtet, vor dem Ausbruche des jüdischen Kriegs habe sich die jerusalemische Christengemeinde, durch Weissagungen eines nahenden Unglücks gewarnt, nach Pella, einer Stadt jenseits des Jordan, geflüchtet, und sey so dem Verderben entronnen, das über das ganze jüdische Volk hereinbrach. Es scheint jedoch, daß die Ausgewanderten, nachdem der ärgste Sturm ausgetobt, wieder auf die Trümmer des verlassenen Jerusalems zurückkehrten, wo sich allmählig eine kleine Bevölkerung zusammenfand. Auf diese Rückkehr bezieht sich ohne Zweifel eine andere Nachricht bei Eusebius ***), laut welcher Symeon, des Kleophas Sohn, der zweite Bischof Jerusalems nach Jakobus, auf die Anklage einiger Bösgesinnten hin, daß er Christ sey und aus dem Hause Davids stamme, ums Jahr 102 durchs Kreuz hingerichtet worden seyn soll. Der Grund der Anklage ist durchaus nicht unwahrscheinlich, denn da um jene Zeit abermals wilder Geist der Empörung unter den asiatischen und afrikanischen Juden gährte, wie wir gleich zeigen werden, mußte den Römern daran gelegen seyn, alle Diejenigen aus

*) Tertullian de pudicitia cap. I. audio edictum esse propositum et quidem peremtorium: pontifex scilicet maximus, quod est episcopus episcoporum, edicit.

**) K.G. III. 5.

***) Ebendaselbst III. 32.

dem Wege zu räumen, die vermöge ihrer Geburt befähigt waren, sich als Häupter an die Spitze eines möglichen Aufstandes zu stellen. Bekanntlich glaubten die Juden, daß ihr Erretter oder der Messias aus dem Hause Davids erstehen werde. Es ist daher sehr begreiflich, daß die Anklage, irgend Jemand stamme aus diesem Geschlecht, schweren Argwohn der Römer erregen und ein Todesurtheil nach sich ziehen mochte. Und da nun Jesus von den Christen wirklich für einen Nachkommen Davids gehalten ward, jener Symeon aber, laut der Aussage des Hegesippus, auf den sich Eusebius in obiger Stelle beruft, ein Geschwisterkind Christi gewesen ist, so wird es vollkommen begreiflich, wie irgend ein Feind Symeons, wahrscheinlich ein Jude, diese seine Verwandtschaft mit Jesu, dem Davids Sohne, zu seinem Verderben benützen konnte. Es fehlt uns an Nachrichten darüber, ob die jerusalemische Gemeinde in Folge der Hinrichtung ihres Bischofs noch weitere Verfolgungen erlitten habe. Wahrscheinlich erhielt sie sich in der verödeten Stadt bis zu dem Zeitpunkte, wo Hadrian dieselbe unter dem Namen Aelia Capitolina wiederherzustellen beschloß. Aber dieser Plan des Kaisers wurde Hauptanlaß einer fürchterlichen Bewegung, die ganz Asien erschütterte, die Blutscenen unter Titus erneuerte, den Juden abermals einige Millionen Menschen kostete, und auch über die palästinischen Judenchristen unsägliches Wehe gebracht hat. Ehe wir sie schildern, müssen wir ein wenig zurückgreifen. So entsetzlich auch der Schlag gewesen, der das Judenthum unter Vespasian getroffen, litt doch weit mehr der Mittelpunkt, Judäa, darunter, als die äußersten Glieder — jene über das römische Reich zerstreuten zahlreichen Judencolonien. Diese blühten fort in ungeschwächtem Wohlstand. Da aber die politischen und rechtlichen Folgen der Niederlage auch auf sie ausgedehnt wurden, so sammelte sich bald neuer Gährungsstoff in ihrer Mitte, der um so gefährlicher war, weil ihre Widerstandskraft durch jene Maßregeln nur gereizt, nicht gebrochen wurde. Gleich nach der Eroberung Jerusalems hatte Vespasianus befohlen, daß die jährliche Abgabe von zwei Drachmen, welche sonst jeder erwachsene Israelite an den Schatz des Tempels, so lange dieser bestand, bezahlte, von Nun an dem kapitolinischen Jupiter geleistet werden müsse *). Man kann sich denken, welche Wuth dieses Gesetz in den

*) Josephus jüdischer Krieg VII. 6, 6.

Herzen der Juden anfachte. So weit war es also gekommen, daß Israel die Jehova geheiligte Steuer dem verabscheuten obersten Götzen des verhaßtesten der heidnischen Völker opfern sollte. Viele läugneten, daß sie Juden seyen, nur um der Abgabe auszuweichen. Es half nichts. Die römische Obrigkeit zwang die Läugner, sich nackt auszuziehen, worauf das Judenzeichen zum Vorschein kam. Andere künstelten sich dasselbe weg. Bei der tiefen, mit Haß gemischten Verachtung der Römer gegen die Juden, bei der Habgier der römischen Beamten, kann man sich denken, daß noch viel schreiendere Bedrückungen gegen die Unglücklichen verübt wurden, als welche das Gesetz erlaubte. Zwar steuerte Nerva dem bei Eintreibung der Abgabe getriebenen Unfug, aber die Steuer selbst dauerte noch immer fort. Kann man sich wundern, daß unter solchen Umständen überall da, wo den Juden noch einige Widerstandsfähigkeit geblieben war, neue Empörungen ausbrachen. Die Landschaft Cyrene in Afrika umschloß eine der blühendsten und zahlreichsten Judenkolonien, die, wie ihre Brüder in Aegypten, gleiche Rechte mit den Hellenen genoß, durch Handel sich zum Wohlstand aufgeschwungen hatte, und unter selbst gewählten Obern stand. Während der Kaiser Trajanus im Frühling des Jahres 115 nach Christi Geburt, im 18ten seiner Regierung, Armenien angriff und bezwang, brach der Aufstand in der Cyrenaika aus. Mit unglaublicher Schnelligkeit, sagt Orosius *), stürzten die Juden zu gleicher Zeit, als wären sie rasend geworden, an verschiedenen Orten los. Das Feuer des Kriegs verbreitete sich nach Aegypten; Alexandria, die Kornkammer Roms, kam in Gefahr, doch blieb Cyrenaïka Mittelpunkt der Empörung, dort gieng es über die heidnischen Einwohner her, welche Schaarenweise erwürgt wurden. Nach dem Zeugnisse des Dio Cassius **) erlaubten sich die empörten Juden unerhörte Gräuel, schunden Viele der Gefangenen bei lebendigem Leibe, durchsägten Andere der Länge des Körpers nach, fraßen ihr Fleisch, wanden sich ihre Eingeweide um den Leib, warfen Andere den wilden Thieren vor, oder zwangen sie, mit einander nach römischer Sitte bis auf den Tod zu kämpfen. Die Zahl der Erschlagenen gibt er auf 220,000 an. Dio Cassius nennt den Anführer der empörten Juden Andreas, Eusebius dagegen gibt ihm den Namen

---

*) Histor. VII. 12.

**) Im Auszuge des Xiphilin B. 68, 32.

Lukuas, wahrscheinlich trug er beide Namen, einen römischen und jüdischen, was damals häufig war. Einen großen Theil Aegyptens soll er erobert haben, einerseits bis nach Aethiopien hinauf, wo ebenfalls viele Juden wohnten, andererseits bis nach Syrien vorgedrungen seyn. Aegypten war damals von Kriegsvolk entblößt, im folgenden Jahre sammelte sich zwar ein kleines Heer, das Alexandrien deckte, aber sonst nicht viel ausrichtete. Endlich schickte Trajan einen seiner trefflichsten Heerführer, Marcius Turbo, mit zwei Legionen und hinreichender Reiterei. Erst durch ihn wurde der Aufstand, aber nach großen Anstrengungen, wie es scheint in Palästina, wohin sich Lukuas gezogen, völlig erdrückt, die Empörer sammt ihrem Anführer erschlagen. Allein während die Flamme in Syrien erstickt ward, loderte sie in Cypern auf. Die dortigen sehr zahlreichen Juden ahmten dem Beispiele der Cyrenäer nach, und brachten um, was von der griechischen Bevölkerung in ihre Hände fiel. Abermals werden von den Geschichtschreibern ungeheure Zahlen von Erschlagenen angegeben. Auch diese Unruhen wurden jedoch bald im Blute der Empörten gestillt, ungewiß ob durch Marcius Turbo oder durch den Heerführer Lucius Quietus. Alle Juden mußten Cypern verlassen, bei Todesstrafe sollte Keiner sich daselbst sehen lassen. Noch brannte ein dritter Herd der Empörung in Mesopotanien, wo die Juden sich gleichfalls erhoben hatten. Ihre Bestrafung übertrug Trajan dem ebengenannten Feldherrn Lucius Quietus, einem gebornen Mauritanier, der im parthischen Kriege große Dienste geleistet, Nisibis und Edessa erobert hatte. Aus der Wahl dieses Mannes ist ersichtlich, wie wichtig Trajan die Sache nahm. Lucius bezwang die Juden, nach vielem Blutvergießen. Zum Danke dafür ward er von Trajan zum Statthalter Palästina's ernannt, als der tauglichste Mann, um dieses gefährliche Land — den Mittelpunkt der Juden — im Zaume zu halten. Und von Nun an, scheint es, blieb das Judenvolk, durch so fürchterliche Blutverluste erschöpft, etwa 14 Jahre lang ruhig. Trajan hatte seine lange und glorreiche Regierung im Jahre 117 nach Christus beschlossen. Ohne Widerspruch folgte ihm Hadrian, schloß Frieden mit den Parthern, denen er die jenseits des Eufrats von Trajan eroberten Gebiete abtrat, eilte nach Rom, und begann, nachdem er sich dort befestigt, seit 120 jene merkwürdigen Reisen durch alle Provinzen des Reichs. Im Jahre 130 finden wir ihn in Palästina, wie man aus einer

Münze der Stadt Gaza beweisen kann. Dunkle Gerüchte von neuen Umtrieben der Juden müssen ihm zu Ohren gekommen seyn. Man ist berechtigt, dieß aus den Vorkehrungen zu schließen, die er zu treffen sich veranlaßt sah. Es scheint im kaiserlichen Rathe davon die Rede gewesen zu seyn, die Juden entweder ganz aus dem Reiche zu vertreiben, oder in kleine Colonien zerstückelt, weithin über das römische Gebiet zu zerstreuen, damit ihnen die Möglichkeit des Zusammenhaltens genommen werde. Allem Anschein nach ward jedoch dieser Vorschlag als unausführbar aufgegeben. Dagegen ergieng plötzlich das Verbot, daß kein Jude sich fürder unterstehen solle, ein neugebornes Knäblein zu beschneiden. Die Absicht war, den Nachwuchs der Judenschaft durch dieses Mittel von Mosaismus und nationalem Gefühle loszureißen; denn sobald das äußere Unterscheidungszeichen zwischen Juden und Heiden gefallen, dachte der kaiserliche Rechner, werden die Juden mit Leztern allmählig verschmelzen. Welche Wuth, welche Verzweiflung wird dieses Gesetz in jüdischen Herzen entzündet haben! Noch Schlimmeres kam hintendrein. Es verbreitete sich die Nachricht, daß Hadrian beschlossen habe, auf den Trümmern Jerusalems, wo sich wieder eine kleine Bevölkerung — unter ihr jene Christengemeinde — gesammelt, eine neue prachtvolle Stadt, halb nach seinem, halb nach dem Namen des obersten römischen Gottes, Aelia Capitolina genannt, zu erbauen, eine Stadt heidnischer Einwohner, voll von Götzentempeln, und eigens dazu bestimmt, der Kraft des Judenthums in Canaan den Todesstoß zu geben, seinen Ansprüchen auf jenen heiligen Boden für immer ein Ende zu machen. Das war zu viel. Ein neuer Aufstand, furchtbarer als alle frühern, selbst den unter Titus nicht ausgenommen, brach aus, und zwar nicht unvorbereitet, sondern von Lange her mit größter Umsicht angelegt. Jene römischen Maßregeln beschleunigten blos die Schilderhebung, riefen sie nicht hervor. Das Judenthum machte seinen lezten verzweifelten Versuch, die heilige Sache zu retten, jeder Tropfe jüdischen Bluts sollte darangesezt, jede übriggebliebene Sehne der Kraft angespannt, jeder einzelne Willen einer und derselben Richtung unterworfen, und der Grimm des Gottes Abraham, der seines einst geliebten Volkes gänzlich vergessen zu haben schien, durch übermenschliche Opfer gesühnt werden. Den Knoten des Aufstandes haben wir ohne Zweifel in Tiberias zu suchen, wo sich in Gestalt der dortigen Akademie, an deren Spitze

der Patriarch stand, eine von den meisten Judenkolonien anerkannte Nationalbehörde gebildet hatte. Offenbar waren die geheimen Lenker der Bewegung darauf bedacht, die Fehler sorgfältig zu vermeiden, die sonst an dem Mißlingen der Aufstände schuld gewesen. An verschiedenen Orten und ohne Verbindung mit einander brachen dieselben früher aus. Dießmal wurden, so scheint es, die Vorkehrungen so getroffen, daß alle verfügbare Kräfte zusammenwirken mußten. Die große Empörung unter Titus scheiterte hauptsächlich durch Mangel an Einheit im Befehle. Dießmal gebot ein Einziger. Die geistlichen Gewalthaber handelten früher nicht im Einklang mit den Kriegshäuptern. Dießmal fand vollkommenes Zusammenwirken der priesterlichen und kriegerischen Gewalten statt. Ohne Zweifel unterstüzte die ganze Schule zu Tiberias den Anführer, namentlich wird aber in dieser Beziehung Akiba genannt, der berühmteste Rabbine seiner Zeit. Obgleich ein hundertjähriger Greis, wirkte er mit der Glut eines Jünglings für die Nationalsache, arbeitete dem Anführer mit allen Mitteln eines unbegränzten geistlichen Einflusses in die Hände, und trug ihm sogar den Schild nach. Der Anführer wird von allen geschriebenen Quellen Barchochba genannt, d. h. des Sternes Sohn, nach der Stelle Numer. XXIV. 17, wo es heißt: „es wird ein Stern aus Jakob aufgehen, ein Scepter aus Israel erscheinen.“ Diese Worte deuteten alle Juden auf ein Gestirn, das bei Erscheinen des Messias sich am Himmel zeigen werde, und wirklich sind die Zeugen darüber einverstanden, daß jener Anführer darum Barchochba genannt worden sey, weil man ihn allgemein für den Verheißenen hielt. Als anerkannter Messias trat er auf, und soll diese seine Würde vor dem gemeinen Volke dadurch bekräftigt haben, daß er Feuer aus seinem Munde blies — nämlich mittelst eingelegten Wergs. Auch dieß bezieht sich sichtlich auf eine Prophetenstelle, nämlich auf Jesaias XI. 4, wo geweissagt wird (der Gesalbte) werde einst den Bösen (d. h. seine messianischen Gegner) mit dem verzehrenden Odem seines Mundes schlagen. Die Synagoge glaubte deßhalb, daß der Messias ein vernichtendes Feuer ausströmen werde, und eben um dieses Glaubens willen bethätigte Barchochba sein Amt auf die beschriebene Weise. Leider kennen wir nur die allgemeinsten Züge seiner Geschichte, das Beste erfahren wir durch Münzen, nicht einmal sein persönlicher Name ist durch die geschriebenen Quellen der Nachwelt überliefert worden, doch

ergibt sich aus einigen Münzen mit großer Wahrscheinlichkeit, daß er Simon hieß.

So lange Hadrian im Morgenlande weilte, 130 und 131, blieben die Juden ruhig, kaum hatte er sich entfernt, als der Sturm losbrach, im Jahr 132. Eine ungeheure Menge Streiter soll dem erhobenen Nationalbanner zugeströmt seyn, woraus man, bei der durch die früheren Kämpfe bewirkten Verödung Palästina's, schließen muß, daß Juden aus allen Theilen der Welt an der Bewegung Theil nahmen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Lenker des Aufstands vorher selbst mit dem großen Könige des Ostens (von Parthien) unterhandelt hatten. Das ganze Land fiel in die Hände Barchochba's und seiner Schaaren. Fünfzig schon vorher, oder von ihm befestigte, Plätze, 985 offene Flecken und Dörfer hatten die Empörten inne. Daß auch Jerusalem von Barchochba erobert und mehrere Jahre behauptet ward, ist unbezweifelbar, obgleich keine Quelle dieß ausdrücklich berichtet; denn erstlich bezeugen mehrere unverwerfbare Geschichtschreiber, daß die jüdische Hauptstadt 135 von den Römern wieder genommen ward, woraus folgt, daß die Juden sie zuvor in ihre Gewalt gebracht haben müssen, zweitens sind einige in Jerusalem von Barchochba geschlagene Münzen auf uns gekommen. Zwei Jahre scheint der neue König in Jerusalem geherrscht zu haben; er ließ Münzen schlagen, mit der hebräischen Inschrift: der Freiheit Jerusalems, der Erlösung Zions und ähnlichen; auch legte er, allen Anzeigen nach, Hand an Wiederherstellung des Tempels, was durch die große Masse vorhandener Trümmer sehr erleichtert wurde. Der damalige Landvogt von Palästina, Tinnius Rufus, vermochte Nichts gegen die Empörer, zulezt sah sich Hadrian genöthigt, aus dem fernen Westen den Statthalter von Britannien, Julius Severus, den größten Feldherrn seiner Zeit, herbeizurufen. Ein zahlreiches Heer, Hülfsvölker aus sehr entlegenen Gebieten des großen Reichs begleiteten ihn, denn groß war die Gefahr. Noch unter den folgenden Kaisern stellte man diesen jüdischen Krieg, wegen seiner Bedeutung, in gleiche Reihe mit dem parthischen und britannischen. Mit ungeheurer Anstrengung erstickten Severus und Rufus den Aufstand, nachdem derselbe gegen drei Jahre gedauert. Jerusalem, der neue Königssitz, ward erstürmt, nachher Bitter, eine unweit der Hauptstadt gelegene Festung, in welche sich Tausende von Juden nach dem Falle Jerusalems geflüchtet hatten. Ueber dem Kampfe war

Palästina vollends zur Einöde geworden. Auf 580,000 berechnet Dio Cassius die Zahl der Juden, die mit den Waffen in der Hand fielen, unzählig nennt er die, welche durch Hunger, Seuchen und andere Folgen des Kriegs umgekommen. Unter den Erschlagenen war auch Barchochba. Außerdem gerieth eine unermeßliche Menge in Gefangenschaft. Man verkaufte sie zuerst auf dem berühmten Jahrmarkt an der Terebinthe, wo einst Abrahams Zelt gestanden. Die, welche dort keine Käufer fanden, brachten die Sieger auf den Markt in Gaza, der von diesem Menschenhandel den Namen des Adrianischen erhielt. Die Uebrigen schiffte man nach Aegypten ein für die Bergwerke. Unterwegs kamen Viele durch Schiffbruch und Hunger um, Andere wurden von den Heiden ermordet.

Seit diesem lezten Schlage haben die Juden keine gemeinsamen Anstrengungen mehr für Wiederherstellung ihres Staats gemacht, ihre Kraft war für immer gebrochen. Erstaunen muß man, wie das mosaische Gesetz seinen Kindern eine solche unzerstörbare Zähigkeit einhauchen mochte, daß sie nach so fürchterlichen ältern Verlusten noch diesen Wurf wagen konnten. Nun nach dem Siege führte Hadrian seinen Plan in Betreff der Wiederherstellung Jerusalems aus. Mit Prachtgebäuden, großen Theatern, herrlichen Götzentempeln geschmückt erstand Aelia Capitolina an der Stelle, wo einst die heilige Stadt sich erhoben. Heiden waren die neuen Bewohner, auch Christen wurden zugelassen, aber bei Todesstrafe durfte kein Jude von Weitem nahen, eigens ausgestellte Wachen verwehrten ihnen Jahre lang den Zugang. Erst unter Constantin erhielten sie die Erlaubniß, ihre einstige Hauptstadt von den nahegelegenen Bergen herab sehen zu dürfen. Noch später ließ man sie am Jahrestage der Zerstörung des Tempels durch Titus in die Thore herein, aber auch da mußten sie das Recht ungestörter Trauer mit Gold von den Wachen erkaufen. Die von Hadrian erbaute Aelia Capitolina ist das spätere Jerusalem der Helena, der Sarazenen, Gottfrieds von Bouillon, der heutigen Türken; vom alten steht seit 1700 Jahren kein Stein mehr auf dem andern *).

So war der Zustand des Volkes, aus dem die Judenchristen stammten, des Landes, in dem sie großentheils wohnten. Natürlich

---

*) Diese Beschreibung des lezten jüdischen Aufstands ist meist entnommen aus der trefflichen Schrift von Fr. Münter: der jüdische Krieg unter Trajan und Hadrian. Altona 1821. 8.

litten sie furchtbar durch die Uebel, die über Israel hereinbrachen, man möchte sagen, sie haben den Fluch des Judenthums getheilt. Vor dem Ausbruche der zwei ersten Empörungen und während derselben wurden sie von den Römern als Mitschuldige verfolgt. Noch schlimmer erging es ihnen beim Aufstande des Barchochba. Alle Quellen *) berichten einstimmig, daß dieser Fürst der Empörung viel grausamer gegen die Judenchristen, als gegen Heiden gewüthet habe, und zwar darum, weil sie nicht Theil an dem Kampfe gegen Rom nehmen wollten. Doch mögen auch Manche derselben zu den Juden übergetreten seyn, wenigstens scheinen talmudische Stellen hierauf hinzudeuten. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die Judenchristen immer mehr verkümmerten, und als abgesonderte Parthei wenig Einfluß auf die Kirche übten. Ohnedieß hatten sich ja die Kräftigsten und Fähigsten von ihnen bald nach der ersten Zerstörung Jerusalems in das Abendland, besonders nach Rom, geflüchtet, wo sie, wie wir oben gezeigt, mit den Heiden gemischt, mächtig eingriffen in die Entwicklung der Kirche. Verschiedene Ansichten müssen unter den in Palästina, wie in den jüdischen Gemeinden Kleinasiens zurückgebliebenen Judenchristen von jeher geherrscht haben. Die Väter führen sie hauptsächlich unter zwei Namen auf, welche eine eigenthümliche Glaubensweise bezeichnen sollen. Nazarener werden die Einen, Ebioniten die Andern genannt. Darüber waren alle Judenchristen von jeher einverstanden, daß das Gesetz Mosis für die Glaubigen aus dem Judenthum noch immer bindend sey. Aber über die Verbindlichkeit desselben für die vom Heidenthum Uebergetretenen herrschte nicht dieselbe Ansicht: ein Zwiespalt, der bis in das apostolische Zeitalter zurückgeht. Auf der Versammlung, welche Apostelgeschichte XV. geschildert ist, begnügten sich die Milderdenkenden, von den Heiden Beobachtung der noachischen Gebote zu fordern. Aber die strengere Ansicht, zu der, wie wir wissen, später auch Petrus abfiel, verlangte vollkommene Beobachtung des Gesetzes von den bekehrten Nichtjuden. Es ist nun an sich nicht unwahrscheinlich, daß diese Meinungsverschiedenheit sich unter den Judenchristen erhalten habe, und in der That kommen einige wohlverbürgte Zeugnisse lezterer Annahme zu Hülfe. Mehrere Väter, am deutlichsten Hieronymus **),

---

*) Justin der Märtyrer apolog. I. 51, Eusebius K.G. IV. 8, Orosius histor. VII. 12.

**) Im Commentar über Jesaias op. ed. Martianay, III. 79, 83, 250, 261.

sprechen von einer judenchristlichen Parthei unter dem Namen Nazarener, welche die Satzungen der Pharisäer heftig bekämpft, das mosaische Gesetz zwar für sich beobachtet, aber keineswegs den Heiden aufgedrungen, und Paulus, den apostolischen Bestreiter der Gültigkeit des Gesetzes, als Gottgesandten Lehrer anerkannt habe. Das sind ungefähr die Sätze, welche auf jener Versammlung zugestanden wurden, und wir dürfen den Ursprung der nazarenischen Parthei mit gutem Fuge bis dorthin zurückführen. Wahrscheinlich haben sich einige dieser Nazarener an die neue Christengemeinde zu Aelia Capitolina angeschlossen und sind dort mit den Heidenchristen vollends ganz verschmolzen. Denn da kein Beschnittener diese Stadt betreten durfte, mußten auch die dortigen Christen auf Beobachtung des Gesetzes verzichten, weßhalb jene Gemeinde so vollkommen den heidenchristlichen Charakter annahm, daß sie bei dem oben geschilderten hierarchischen Versuche des römischen Bischofs Viktor förmlich gegen die judenchristliche Ueberlieferung auftrat.

Anders verhielt es sich mit der zweiten Parthei, oder den sogenannten Ebioniten. Dieser Name, offenbar von dem hebräischen Worte אֶבְיוֹן (ebjon) „arm" abgeleitet, scheint von Anfang an ebensogut eine Bezeichnung des Spottes der Feinde, als des eigenen Bekenntnisses der Mitglieder gewesen zu seyn, sofern sie arme Leute verächtlicher Weise von den Juden- und Heidenchristen genannt wurden, aber auch diesen Namen sich selbst beilegten, um damit ihre evangelische Mißachtung des Geldes und der Reichthümer auszudrücken. Sämmtliche Ebioniten waren darüber einverstanden, daß das mosaische Gesetz ebenso für Heiden- wie für Judenchristen bindend sey, und demgemäß verwarfen sie den Apostel Paulus, der das Gegentheil behauptet, als einen verdammlichen Irrlehrer. Aber nur über diesen Einen Punkt scheinen sie einig gewesen zu seyn, im Uebrigen giengen sie in ihren Ansichten nach zwei Hauptrichtungen auseinander, die wir die buchstäbliche und die geistige nennen können. Schon über den wahren Inhalt des Pentateuchs, den sie für Heiden und Juden gleich bindend erklärten, herrschte Zwiespalt. Wenn es einzelne Ebioniten gab, welche auf die ewige Gültigkeit des ganzen mosaischen Gesetzes, wie es in den fünf Büchern Mosis niedergelegt ist, unerbittlich drangen, so bestand eine zahlreiche Abtheilung unter ihnen, welche blos den Hauptinhalt des Pentateuchs, nicht den vollen Buchstaben für göttlich ausgab, und mit klaren Worten viele

Vorstellungen der Bücher Mosis, welche nach ihrer Ansicht der reinen Idee Gottes unwürdig schienen, sehr viele Ceremonien, namentlich alle diejenigen, welche sich auf den Opferdienst beziehen, von jener Regel ausnahm. Für spätere, wider den Willen Mosis, durch unheilige Hände beigemischte Zusätze haben sie leztere Bestandtheile des Pentateuchs erklärt, und weder selbst beobachtet, noch Andern deren Beobachtung auferlegt *). Eben diese Unterabtheilung der Ebioniten unterschied sich, wie es scheint, nicht blos vom gemeinen jüdischen Lehrbegriff, sondern auch von jenen am Buchstaben hängenden Brüdern dadurch, daß sie die Schriften der alttestamentlichen Propheten tief unter den ächten Inhalt des Pentateuchs herabsezte, und wohl gar nicht als Offenbarungsquelle anerkannte **). Ohne Zweifel hängt hiemit der Widerwille gegen die grobsinnlichen Erwartungen einer tausendjährigen Messiasherrschaft zusammen, von welchem sich Spuren bei einigen Ebioniten finden. Denn auf die Weissagungen der Propheten wurden ja jene trügerischen Hoffnungen hauptsächlich begründet. Statt eines tausendjährigen irdischen Reichs glaubten sie an ein ewiges himmlisches. Indeß ist zu bemerken, daß nur wenige Ebioniten lezterer Meinung beigepflichtet haben dürften. Die ungeheure Mehrzahl der Judenchristen erwartete, wie wir früher dargethan, mit der zweiten Niederkunft Jesu auf Erden einen langen Zeitraum irdischer Wonnen. Nicht minder herrschte über die Lehre von der Person Christi Meinungsverschiedenheit unter den Ebioniten. Irenäus beschreibt eine Klasse derselben, welche Jesum für einen bloßen Menschen, den Sohn des Zimmermanns Joseph ausgab, der durch besondere Gnade Gottes zum Messias auserkohren, gemäß den Weissagungen der Propheten durch Elias in Gestalt des Täufers Johannes geweiht, und während der Taufe mit den göttlichen Kräften, die Er für seinen Beruf bedurfte, ausgerüstet worden sey. Auch Origenes stimmt mit Irenäus überein. Allein neben dieser nüchternen Lehre von der Natur Christi wird von ebenso glaubwürdigen Quellen andern Ebioniten eine höhere Ansicht beigelegt, die zwar Christum ebenfalls als Menschen betrachtet wissen

---

*) Dieß folgt ebenso sicher aus den Zeugnissen des Epiphanius, als aus den Clementinen und andern Quellen; siehe Neander genetische Entwicklung der gnostischen Systeme S. 383 folg.

**) Siehe Neander ebendaselbst S. 389.

will, dagegen eine ewige und himmlische Verbindung zwischen Ihm und Gott annimmt, und Ihm auch eine übernatürliche Zeugung zugesteht. Von dem Höchsten wird, wie wir schon oben sagten, eine ewige Urkraft, die Sophia, unterschieden, mit welcher Gott von jeher in Wonne zusammenwohnte; sie ist mit Ihm verbunden, wie im Menschen die Seele mit dem Geiste. Diese Sophia trat bei der Schöpfung heraus, und ging auf Adam, den Urmenschen, über, also, daß er der vollkommenste Prophet ward. Später, im Laufe der Weltgeschichte, gesellte sie sich zu Henoch, zu Noah, zu Abraham, Isak, Jakob, zu Moses, zulezt verband sie sich auf die herrlichste und reinste Weise mit Jesus. Lezterer ist nicht ein Gott, sondern der Sohn Gottes, oder vielmehr der eine ewige Prophet, der von Gott erschaffene Uradam, welcher von Anfang des Weltlaufs an, zugleich mit den Namen (Henoch, Noah, Abraham, Moses) die Gestalten wechselnd, die Perioden der Zeitlichkeit durchlauft, um zulezt, für seine Mühsale mit Gottes Erbarmen gesalbt, auf immer in Christo zur Ruhe zu gelangen *). So die Clementinen, mit deren Aussage die Beschreibung, welche Epiphanius uns von den Ebioniten gibt, aufs Schönste übereinstimmt. Christus, sagt Lezterer, sey nach der Lehre dieser Sekte, der von Gott zuerst erschaffene und vom göttlichen Hauche beseelte Adam, oder auch noch genauer: Christus sey von Oben, Herr über Alles, und habe jene Welt zum Antheil erhalten, steige jedoch herab, wenn Er wolle, sey in Adams Gestalt erschienen, habe sich in den Patriarchen gezeigt, mit einem Leibe bekleidet **).

Vergleicht man die verschiedenen Nachrichten, welche über die Ebioniten uns übrig geblieben sind, mit den Ansichten der oben beschriebenen Clementinen, so kann nicht der geringste Zweifel obwalten, daß leztere durchaus die Lehre derjenigen ebionitischen Parthei darstellen, die wir zum Unterschied von einer buchstäblichen Richtung, die geistige genannt haben. Die Uebereinstimmung ist so vollkommen, daß man berechtigt ist, aus jenem Buche den Lehrbegriff der Leztern zu ergänzen. Wie das Judenthum überhaupt, gehen auch die Clementinen von einer uranfänglichen Einheit aus. Zuerst war das einfache Wesen aller Dinge in Gott. Aber Gott

*) Homil. III. 20. der Clementinen.

**) Haeres. XXX. Op. I. p. 127.

wollte eine Ihm ähnliche Natur, deren Idee in Seinem Geiste lag, außer sich schaffen. Diese Natur ist der Mensch. Die Hervorbringung des Menschen war bedingt durch die Existenz einer sichtbaren Welt, aus Liebe zum Menschen ist daher die ganze Welt geschaffen. Die Schöpfung gieng aber so zu. Gott schied das Grundwesen der Dinge, das in Ihm ewig ruhte, vierfach in die Gestalten des Feuchten und Trocknen, des Warmen und Kalten, versezte dieselbe aus sich heraus und mischte sie. So ward der Grundstoff geschaffen, aus welchem alles Einzelne besteht. Mit Gott war bei der Schöpfung die Weisheit oder Sophia thätig, gleichsam als eine künstlerische Hand von Ewigkeit mit Gott verbunden, aber doch auch verschieden, eine Zweiheit. Abbild dieser ursprünglichen Zweiheit sind jene eben genannten Gegensätze des Warmen und Kalten, des Feuchten und Trocknen, und aus diesen hinwiederum giengen die anderen Gegensätze der Endlichkeit hervor, Himmel und Erde, Tag und Nacht, Licht und Feuer, Leben und Tod, rechte und linke Seite. Auch der Gegensatz zwischen Gut und Böse ist ein uranfänglicher, von Gott ausgegangener, ohne daß jedoch die Heiligkeit des Höchsten dadurch getrübt würde, denn die von Gott der Kreatur verliehene Freiheit tritt dazwischen. Als nämlich jene vier Grundkräfte aus Gott herausgetreten waren und sich vermischt hatten, entstand aus ihnen ein Wesen, welches den Trieb hat, das Böse zu vernichten, zugleich aber selbst den Keim des Bösen in sich trägt. Dieses Wesen stammt von Nirgends Anders her, als aus Gott, von welchem Alles ist, aber seine Bosheit hat es nicht von Gott, sondern dieselbe entstand erst außerhalb Gott, nämlich aus dem eigenen freien Willen der sich mischenden Grundstoffe, doch keineswegs gegen den Willen des Höchsten, ja nicht einmal ohne denselben. Denn kein Wesen, am wenigsten ein so wichtiges, weltbeherrschendes, mag zufällig ohne Gottes Willen entstehen, so daß also gesagt werden muß: nach dem Rathschlusse des Mischenden geschah, was der Wille des Bösen begehrte. Das Böse ist ein freies, zugleich aber auch ein göttlich Nothwendiges, wie denn dasselbe dahin strebt, das Böse zu vernichten (dem Guten könnte es, selbst wenn es wollte, nichts anhaben), Vernichtung des Bösen aber muß gebilligt werden. So ist das Böse, indem es sich selbst aufhebt, auch wieder ein Gutes, und es wird deßhalb gesagt, die Theologie lehre, daß der Böse Gott nicht minder liebe, als der Gute, nur suche jener Aufhebung

des Bösen durch Vernichtung des Sünders, dieser durch seine Rettung.

Anfängliche Ordnung Gottes war es, daß das Vollkommene, Bessere vorangehen, das Schlechtere, Mangelhafte nachfolgen sollte. Demgemäß ward zuerst Adam, der vollendete Mensch, der wahre Prophet, die reine, männliche Kraft aus der rechten Seite geschaffen, nach ihm aus der Linken die weibliche Natur, Eva, die tief unter Adam steht, und sich zu ihm wie der Mond zur Sonne, wie Feuer zum Licht verhält. Sie ist der böse Gährungsstoff in der Menschenwelt und hat sich sogar durch Umkehrung jener anfänglichen Reihenfolge den Vortritt angemaßt. Nachdem nämlich, gemäß der ersten Ordnung, Adam, und erst hinter ihm Eva geschaffen war, dreht sich von nun das Verhältniß um. Auf Adam, den Menschen des Ebenbilds, folgt zunächst der ungerechte Kain, dann erst der fromme Abel. Dieselbe Reihe zeigte sich bei Abrahams, bei Isaaks Söhnen, dort zuerst Ismael der Gottlose, dann der fromme Isaak, hier geht Esau voran, hinter ihm folgt der gerechte Jakob. Gleicherweise hat Noah zuerst den schwarzen Raben, dann die weiße Taube, jenen ein Zeichen des unreinen, diese ein Sinnbild des reinen Geistes ausgesandt. Dieß Verhältniß erhielt sich hinfort als Gesetz der Welt. Eva nun, die schlimme, hat die Herrschaft der jetzigen, weiblichen, Welt an sich gerissen, und will als Prophetin angesehen seyn, obgleich sie nur eine Lügnerin ist, während Adam, dem wahren, männlichen Propheten, das Scepter der künftigen, männlichen Welt gebührt. Darum gibt es von Nun an doppelte Prophetie in der Welt: eine männliche und wahre, eine weibliche und unächte. Um der ihrigen den Schein zu verleihen, als sey sie die wahre männliche, stiehlt Eva den Samen des Mannes, bedeckt ihn mit ihrem Fleische, und schickt das Erzeugniß als das ihrige in die Welt. Irdischen Reichthum verspricht sie ihren Verehrern, will das Langsame mit dem Schnellen, das Schlechtere mit dem Bessern vertauschen. Vielgötterei ist ihr so wenig zuwider, daß sie selbst dahin strebt. Wie ein Weib, das ihren monatlichen Fluß hat, befleckt sie sich mit Opferblut, verunreinigt Alle, welche sie berühren, gebärt, sobald sie empfangen hat, irdische Könige, erregt mörderische Kriege. Diejenigen, welche von ihr lernen wollen, läßt sie, da sie immer Widersprechendes redet, ewig vergeblich suchen. Von Anfang ist sie blinden Menschen Anlaß des Todes, da sie durch ihre falschen, zweizüngigen

Weissagungen Die betrügt, welche ihr glauben. Deßhalb hat sie auch ihrem Erstgebornen den zweideutigen Namen Kain gegeben, welcher zugleich Besitz und Neid bezeichnet. Kain selbst war, ganz in ihrem Sinne, Mörder und Lügner; unter seinen Nachkommen traten auch die ersten Ehebrecher, Psalmensänger, Citherspieler und Waffenschmiede hervor, weßwegen die Prophetie der Kainiten, voll von Ehebruch und Psalmen *), durch Wollust zum Kriege reizt. Das gerade Gegentheil hievon ist der Uradam, der wahre Prophet und Herrscher der künftigen, männlichen Welt. Er nannte seinen Sohn Abel, welcher Name unzweideutig Trauer bezeichnet. Er heißt damit sein Geschlecht über die betrogenen Brüder trauern. Er lügt nicht, wenn er den Trost der künftigen Welt verkündigt, weiß nur von Einem Gott, und will von Göttern weder selbst reden, noch Andern, die davon reden, Glauben schenken. Opfer, Blut, Spenden haßt er, Heilige, Reine, Fromme liebt er, das Feuer der Altäre verlöscht er, Kriegen macht er ein Ende, Frieden lehrt er, Sünden sühnt er, eheliches Leben macht er zum Gesetz, Enthaltsamkeit läßt er zu, zur Keuschheit führt er Alle.

Man sieht, wohin diese Sätze hinauslaufen. Die Vielgötterei, alle Formen des Heidenthums, sind die Frucht der falschen Prophetie, des weiblichen Gährungsstoffes. Die Verehrung Eines Gottes, das Judenthum, stammt aus der rechten Seite, der wahren Prophetie; aber doch nicht das ganze Judenthum. Denn obwohl Moses eins war mit dem Uradam, und als solcher nothwendig die reine Wahrheit lehrte, hat sich doch die falsche Prophetie einiger seiner Nachfolger bemächtigt, also daß diese, gegen den Willen des Gesetzgebers, falsche Bestandtheile in die heilige — mit Unrecht von ihnen schriftlich abgefaßte — Lehre hineinflickten, was Gott geschehen ließ, damit Glaube und Kraft eines jeden Menschen an jener Mischung erprobt werde. Weil aber das Uebel zu arg ward, ist der Uradam zulezt in der Gestalt Jesu von Neuem erschienen, hat jene unreinen Elemente ausgeschieden und somit den ächten Mosaismus wiederhergestellt, der mit dem Christenthum eins und dasselbe ist.

Bemerkt muß noch werden, daß diese clementinische Lehre überwiegende Bestandtheile enthält, welche auf Verwerfung der Ehe führen sollten. Denn wenn alle Sünde von einer weiblichen Urkraft abstammt,

---

*) Dieser Pfeil ist auf David gerichtet.

deren wahres Abbild die wirkliche Mutter aller Lebenden, das erste Weib Eva ist, so scheint den Söhnen Adams, den Abbildern des reinen Propheten, die Regel sehr nahe gelegt, nie ein Weib zu berühren. Nichtsdestoweniger schlagen die Clementinen eine ganz andere Richtung ein. Die Ehe wird auf alle Weise gefeiert, den Presbytern zur heiligsten Pflicht gemacht, dafür zu sorgen, daß die Glaubigen möglichst frühe in die Ehe treten. Allerdings unterliegt diesen und ähnlichen Vorschriften zunächst die Absicht, der Hurerei vorzubeugen, welche die Clementinen, nächst dem Götzendienste, für die verwerflichste aller Sünden erklären. Allein die Ehe wird außerdem auch durch mystische Gründe verherrlicht, die bis in die innerste Natur Gottes zurückgreifen. Das eheliche Leben ist nach den Clementinen ein Abbild der Monarchie Gottes, die schönste Entsprechung des Verhältnisses, in welchem der Mensch zu Gott und Christus stehen soll. Wie die Kirche im Ganzen eine Braut Christi ist, so auch jeder einzelne Christ. Die Reinheit seines geistigen Verbandes mit dem Herrn kann er aber nur dann bewahren, wenn er die leibliche Ehe hoch und heilig hält, Unzucht ärger flieht als den Tod. Gewiß ist die Ehe eine Anstalt, die, wenn je Etwas anderes in der Welt, sich selbst vertheidigt, denn die geregelte Fortdauer des Menschengeschlechts hängt ja von ihr ab, sie bedarf daher keiner Rechtfertigung. Wenn es dennoch geschieht, daß Einzelne oder ganze Parthien dieselbe mit weit hergeholten mystischen Beweisen auszuschmücken suchen, so muß man schließen, daß die Vertheidiger in einer Gesellschaft lebten, welche der Ehe — aus mystischen Gründen — widerstrebte. Wer das menschliche Herz kennt, wird unsern Satz billigen. Eine Vertheidigung solcher Art sezt Angriffe ähnlicher Natur voraus.

Immerhin mögen nun einzelne Ausdrücke und Wendungen, welche der Verfasser der Clementinen braucht, ihm selbst oder einem kleinen Kreise gleichgesinnter Mystiker eigenthümlich seyn. Im großen Ganzen jedoch enthalten seine Lehren Nichts, was nicht zum gemeinsamen Stamme einer ältern, über die Clementinen hinausreichenden Entwicklung des christlichen Judenthums zu rechnen wäre. Genauer gesprochen, es ist die Parthei-Ansicht der geistigen Ebioniten, die jener Unbekannte vertritt. Dieß erhellt, wie wir bereits gesagt, aus der Vergleichung des Bildes, welches Epiphanius von den Ebioniten entwirft. Allein auch diese ebionitische Glaubensweise kann, ihren

wesentlichen Bestandtheilen nach, noch viel weiter zurück, bis über die Anfänge des Christenthums hinaus, verfolgt werden. Die Lehre der geistigen Ebioniten ist — einige, vielleicht nur einen einzigen, dem Christenthum ausschließlich angehörigen Satz abgerechnet — dieselbe mit der alten essenischen. Epiphanius giebt dieß deutlich genug zu verstehen, wenn er sagt, die Ebioniten hätten alle jene überschwänglichen Sätze von den Essenern oder Ossenern entlehnt *). Er konnte sich nämlich die auffallende Uebereinstimmung zwischen der jüdischen und christlichen Sekte nicht anders erklären, als durch diese gewaltsame und ungeschichtliche Annahme, während jener Einklang in der That und Wahrheit ein ursprünglicher war. Noch viel erheblichere Gründe sprechen, außer dem Zeugnisse des Epiphanius, für unsere Behauptung. Wir finden bei den Essenern vor Christus und zu seiner Zeit dieselbe unbegränzte Verehrung für Moses und sein Gesetz, verbunden mit derselben Verwerfung vieler und wichtiger Theile des Pentateuchs. Denn die Essener haben ja den ganzen Opferdienst als ungöttlich verdammt. Wir finden bei ihnen dieselben oder ganz ähnliche Spekulationen über die göttliche Sophia, die Unterscheidung einer linken und rechten Seite in der Gottheit, ja auch eine Messiaslehre, die ganz der ebionitischen entspricht. Denn indem die Essener jene berühmte Stelle Deut. XVIII. 15: „einen Propheten, wie Moses, wird der Herr schicken," für die wichtigste und unzweideutigste Weissagung auf den Künftigen erklärten, erkannten sie thatsächlich an, daß der Christ, wann Er komme, eine zweite Verkörperung des Gesetzgebers seyn werde. Wir finden bei ihnen dieselbe Herabsetzung der Propheten gegenüber den für ächt ausgegebenen Theilen des Pentateuchs **), endlich dieselbe Ansicht von der weiblichen Urkraft, als dem Anlasse aller Sünde, und demgemäß eine Ansicht von der Ehe, aus welcher heraus allein obige Stellen der Clementinen ihr historisches Licht empfangen. Der bei weitem größte Theil des essenischen Ordens verwarf Ehe und Kinderzeugung, indem er jene Grundsätze über das weibliche Princip, die wir oben aus den Clementinen dargestellt, bis auf die Spitze verfolgte. Aber es gab auch eine andere Classe der Essener, welche die Ehe zuließ. Mit größter Zuversicht darf man annehmen, daß eine Sekte, die in

*) Siehe meine Schrift: das Jahrhundert des Heils I. 219.

**) Siehe ebendaselbst S. 257 folg.

der Mystik lebte und webte, auch ihre Abweichung über einen so wichtigen Punkt, worin sie sich von ihren strengern Brüdern unterschied, durch überschwängliche Gründe, d. h. durch ähnliche, wie die oben angeführten, gerechtfertigt haben werde. Wir wiederholen es, aus jenen clementinischen Sätzen leuchtet unverkennbar ein geheimes Bestreben hervor, die eigenen Ansichten von der Ehe gegen eine entgegengesezte, im Uebrigen verwandte Lehre, der ein großer Werth beigelegt wird, mystisch zu rechtfertigen. Es ist klar, daß bei diesem Stande der Dinge nur ein sehr kleiner Schritt nöthig war, um vom essenischen Dogma zum ebionitischen überzugehen. Sobald ein Essener anerkannte: Jesus, der unter Pilatus Gekreuzigte, sey jener im Pentateuch verheißene Moses-Messias, ergab sich alles Andere von selbst; der ganze geistige Ebionitismus war fertig. Endlich wird es nur unter dieser Voraussetzung begreiflich, wie die Väter dazu kommen mochten, zwei wesentlich so verschiedene judenchristliche Partheien, wie die geistigen und buchstäblichen Ebioniten wirklich sind, mit einem und demselben Namen zu belegen. Als die christliche Kirche sich zu bilden begann, schloßen sich zuerst ohne Zweifel Essener oder essenischgesinnte Juden an, aber auch einzelne Anhänger des pharisäischen Lehrbegriffs. Beide stimmten darin überein, daß sie die Fortdauer des mosaischen Gesetzes, nur in verschiedenem Umfange, behaupteten. Eigendünkel der altglaubigen Juden nannte die Uebergetretenen verächtlich gemeines Volk, Arme: ein Name, welchen Diese aus Gründen der Demuth sich gefallen ließen, und welcher auch zu den Heidenchristen übergieng, die sich gewöhnten, alle Anhänger Jesu aus dem Judenthum, welche die allgemeine Verbindlichkeit des Gesetzes lehrten, schlechtweg unter der Bezeichnung Ebioniten auf einen Haufen zu werfen. Denn eine genauere Kenntniß der judenchristlichen Partheien und Ansichten gieng manchen Vätern so ganz ab, daß z. B. Tertullian, und nach ihm mehrere Andere, alle Ebioniten von einem gewissen Sektenhaupte Ebion ableiten, der viele Judenchristen zu seiner von ihm erdachten Lehre verführt habe: ein Einfall, der vollkommene Unwissenheit über den wahren Stand der Sache verräth, und durch sie entschuldigt wird. Aber neben dem gemeinsamen Bekenntniß, daß die mosaische Gesetzgebung fortwährend gültig bleibe, dauerten unter den bekehrten Juden die verschiedenen Richtungen fort, denen sie vor ihrer Bekehrung gefolgt waren. Dem gemäß behaupteten die übergetretenen Pharisäer die Verbindlichkeit des ganzen

buchstäblichen Pentateuchs, ließen den alttestamentlichen Propheten ihre vollkommene Geltung, betrachteten Jesum als einen bloßen, obgleich von Gott mit außerordentlichen Kräften ausgerüsteten, Menschen, erwarteten seine nahe Wiederkunft zu einem tausendjährigen irdischen Reiche, dem die Auferstehung der Frommen vorangehen werde. Die Essenisch-Gesinnten dagegen blieben ihrer Ansicht vom Wesen des Pentateuchs getreu, verwarfen einzelne Bestandtheile desselben als unächte Einschiebsel, während sie ihn im Uebrigen für die lauterste Quelle göttlicher Erkenntniß hielten, wiesen den Propheten eine sehr niedere Stelle an, fanden die einzig ächte Weissagung auf den Künftigen ausschließlich in etlichen Stellen der Bücher Mosis, erklärten Christus für den Moses-Messias und den reinen Urmenschen, bewahrten endlich ihre alten billigenden oder mißbilligenden Ansichten von der Ehe. Kurz die große Verschiedenheit in der Lehre jener Judenchristen, welche die Väter mit dem gemeinsamen Namen Ebioniten belegen, ist nicht erst im Christenthum entstanden, sie weist vielmehr auf viel ältere, auseinanderlaufende Richtungen des Judenthums zurück. Und weil von allen jüdischen Sekten die essenische der Kirche die meisten Anhänger zuführte, geschah es, daß unter den sogenannten Ebioniten, jene geistige, aus dem Essäismus stammende Glaubensweise die verbreitetste war. So liefern uns denn Zeugnisse des zweiten und vierten Jahrhunderts neue Beweise für die unumstößliche, schon durch so viele Thatsachen der früheren Zeiten bestätigte Wahrheit, daß die Urkirche in der engsten Verbindung mit dem essenischen Orden stand. Vielleicht stammt dorther auch die Hierarchie, denn die Essener hatten ja Obere, denen sie aufs Strengste gehorchten.

Zu den Ebioniten ist ohne Zweifel auch Cerinth zu zählen, der nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung, zu Ephesus — gleichzeitig mit dem Apostel Johannes — gelebt haben soll. Nach dem Berichte der Väter *) lehrte er, daß die Welt nicht von dem höchsten Gott, sondern von untergeordneten Mächten, Engeln, geschaffen worden sey. Ebendenselben schrieb er auch die Ertheilung des mosaischen Gesetzes zu. Daß er lezteres gleichwohl für gut und göttlich wahr hielt, folgt daraus, weil er die Verbindlichkeit des Pentateuchs für alle Glaubigen behauptete. Allem Anschein nach unterschied er

*) Irenäus I. 36, Epiphanius haeres. 28. 1.

jedoch gleich den geistigen Ebioniten in den Büchern Mosis ächte und unächte Bestandtheile, denn Epiphanius sagt, er sey dem Gesetze nur theilweise angehangen. Hingegen entfernte er sich wieder von dieser Parthie, indem er die Auferstehung der Leiber und eine tausendjährige Herrschaft Jesu Christi voll sinnlicher Genüsse lehrte, wofür das doppelte Zeugniß des römischen Cajus und des alexandrinischen Dionysius *) bürgt. Das wäre die pharisäisch-jüdische Ansicht. Auch in der Lehre von der Person Christi scheint er ebenderselben gefolgt zu seyn, sofern er den Stifter der Kirche für den, auf gewöhnlichem Wege erzeugten, Sohn Josephs und der Maria ausgab, der durch ausgezeichnete Frömmigkeit die Messiaswürde verdiente, aber erst bei der Taufe mit himmlischen Kräften ausgerüstet ward. Denn bei diesem Akte, lehrte er, habe sich der Geist des Höchsten mit Jesus verbunden, und Ihn von Nun an zur vollkommenen Erkenntniß der göttlichen Dinge und Vollbringung wunderbarer Werke befähigt. Diese Lehrsätze zusammengefaßt sehen ganz so aus, als wenn Cerinth die verschiedenen Ansichten der pharisäischen und mystischen oder essenischen Ebioniten mit einander zu verschmelzen gesucht hätte. Auch die doppelte Behauptung, daß nicht vom höchsten Gotte, sondern von Engeln das Gesetz gegeben und die Welt geschaffen worden, könnte aus dem Judenthum stammen, wenigstens kommt bei alten jüdischen Lehrern der erstere Satz vor, auf den zweiten dürften vielleicht eigenthümliche gnostische Elemente eingewirkt haben, von welchen tiefer unten die Rede seyn wird. Aeltere Quellen sprechen noch von einem andern jüdischen Irrlehrer Nikolaus, der eine Sekte gestiftet haben soll, welche der Meinung gewesen, daß man den Lüsten freien Lauf lassen dürfe, wenn nur der Geist ihnen nicht unterthan werde. Aber der Name des Mannes und seiner Sekte scheint ein Unding zu seyn, entstanden aus den mißdeuteten Stellen Offenbarung Johannis II. 6, 14, 15. Cerinth ist der einzige uns mit Namen bekannte judenchristliche Schriftsteller, der in Asien lebte. Die Verfasser des Hirten und der Clementinen gehörten zwar auch den Ebioniten an, aber nicht dem ursprünglichen asiatischen Stamme, sondern einem ins Abendland, nach Rom, verpflanzten Zweige. Aus dem großen Mangel bekannter Lehrer kann man ermessen, wie schnell das judenchristliche Element in seinem Vaterlande verkümmert ist:

*) Bei Eusebius K.G. III. 28.

eine Erscheinung, deren Ursachen wir oben aufgedeckt haben. Auch unter den apostolischen Vätern, zu denen wir uns jezt wenden, kommt keiner vor, der die ebionitische Färbung hätte.

Bis zum Schlusse des ersten Jahrhunderts hat, laut einer sehr glaubwürdigen Ueberlieferung, der Lieblingsjünger des Herrn, der Verfasser des vierten Evangeliums und der Briefe, Johannes, in der kleinasiatischen Hauptstadt Ephesus gelebt. Die Stürme, welche seit dem Jahr 60 zuerst über die Kirche zu Jerusalem, dann über das Judenthum hereinbrachen, scheinen ihn bewogen zu haben, eine Zufluchtstätte in Ephesus zu suchen. Viele Jahre lang lenkte er die dortige Gemeinde und streute durch eigenes Beispiel, wie durch seine Schriften, den Samen der christlichen Wahrheit in jenen Gegenden aus. Nachhaltig und gesegnet war seine Wirksamkeit; die von ihm angeregten Kirchenlehrer Kleinasiens haben in der Folgezeit, als der Kampf gegen die Gnostiker begann, den reinen und ursprünglichen Geist des praktischen Christenthums gegen diese gefährlichen Neuerer mannhaft gewahrt. Dem Bilde von dem Charakter des Apostels, das aus den Briefen, wie aus dem Evangelium hervorleuchtet, entsprechen vollkommen etliche alte Ueberlieferungen über seinen Wandel, wie z. B. der Bericht von dem gefallenen Jüngling, den der apostolische Greis aus der Gesellschaft von Räubern wieder in den Schoos der Kirche zurückgebracht habe *), oder die Erzählung bei Hieronymus **), laut welcher Johannes, als er schon vor Alter so schwach war, daß er nicht mehr in die Versammlung gehen konnte, sondern sich von Jüngern tragen lassen mußte, jedesmal dieß Eine der Gemeinde vorsprach: „Kinder, liebt Euch untereinander," und darüber befragt, warum er stets dasselbe wiederhole, antwortete: „weil genug geschieht, wenn das Eine geschieht." Wer möchte geradezu behaupten, daß diese Ueberlieferung alles historischen Grundes entbehre! Erdichtet sind dagegen andere Sagen, daß er in einen Kessel voll glühenden Oeles gestürzt, nichts davon gelitten, daß er den Giftbecher ohne Schaden getrunken, daß er sich lebend ins Grab gelegt habe, oder gar, gleich Henoch und Elias, in Himmel entrückt worden sey. Die dunkle Frage, ob er je in Patmos gewesen und dort die Offenbarung geschrieben habe, lassen wir lieber unentschieden.

---

*) Bei Clemens von Alexandrien quis dives salvus Cap. 42.

**) Commentarius in epistolam ad Galat. Cap. VI.

Fast ein so hohes Alter als Johannes soll Philippus in Hierapolis erreicht haben *). Nach dem Tode dieser Beiden war der Apostelkreis ausgestorben. Ein Theil ihres Ansehens gieng sofort auf Diejenigen über, welche den persönlichen Unterricht der Apostel genoßen hatten und Schriften hinterließen. Diese sind bekannt unter dem Namen apostolische Väter, deren Erster und Aeltester der oben erwähnte Barnabas. Wir haben von ihm einen Brief, den schon Clemens der Alexandriner, und sofort Origenes und Hieronymus für ächt hielten. Später ist seine Aechtheit angefochten worden, bis auf die neuesten Zeiten herab. Die Bestreiter berufen sich auf innere Gründe, sie halten es für unmöglich, daß ein Gefährte des Paulus so sonderbare Allegorien und mystische Spielereien treiben sollte, wie sie sich in dem fraglichen Briefe wirklich finden. Diese Einrede ist viel zu unbestimmt und offenbar von persönlichen Liebhabereien der Kritiker eingegeben. Die getadelte Allegorie lag im Geiste des ersten Jahrhunderts, wofür das Beispiel Philo's, selbst Pauli in einzelnen Stellen seiner Schreiben bürgt. Da der Brief, laut deutlichen Spuren im vierten Kapitel, bald nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben seyn muß, und überdieß das alte Zeugniß des alexandrinischen Clemens für sich hat, stehen wir nicht an, ihn für ein Werk des Apostelgenossen Barnabas zu erklären. Der zweite apostolische Vater ist Clemens der Römer, von dem früher die Rede war. Außer seinem Briefe an die Corinther sind noch Bruchstücke eines zweiten auf uns gekommen, deren Unächtheit außer Zweifel steht. Die Frage über die Aechtheit zweier weiterer Schreiben, die unter seinem Namen in der syrischen Kirche umliefen und von Wetstein herausgegeben worden sind, kann bei dem Stillschweigen der Väter nicht gelöst werden **), höchst wahrscheinlich sind sie jedoch unächt. An Clemens den Römer schließt sich Ignatius, Bischof von Antiochien, an, unter dessen Namen sieben Briefe, wovon sechs an kleinasiatische Gemeinden, einer an Polykarp gerichtet, in zwei Bearbeitungen, einer längern und einer kürzern, auf uns gekommen sind. Die Grundlage derselben ist allen Anzeigen nach ächt, doch scheint es, als haben spätere Hände in beide Bearbeitungen Einschiebsel hineingetragen. Acht andere, ihm beigemessene

*) Eusebius K.G. III. 31, V. 29.

**) Siehe Neander K.G. I. 3, 1103.

Briefe sind entschieden späteren Ursprungs. Noch ist von den apostolischen Vätern zu nennen, Polykarpus, Bischof von Smyrna, Verfasser eines unverdächtigen Briefs an die Philipper, und Papias, Bischof von Hierapolis in Phrygien, der unter dem Titel: „Auslegung der Reden des Herrn," ein Buch verfaßte, von welchem nur noch wenige Bruchstücke vorhanden sind. Beide letztere sollen Schüler des Johannes gewesen seyn. Zu den apostolischen Vätern wurden von den ältern Kirchenschriftstellern auch noch Hermas, der Verfasser des Hirten, und Dionysius, der Areopagite, gezählt. Allein erstere Schrift ist zwar sehr alt, aber ihr wahrer Urheber unbekannt; die Bücher dagegen, welche man dem Andern zuschreibt, sind erst im sechsten Jahrhundert entstanden, und dem Dionysius, dessen die Apostelgeschichte XVII. 34 gedenkt, unterschoben worden.

Wie wir schon früher gesagt, breitete sich das Christenthum seit dem Untergange Jerusalems schnell nach allen Seiten aus. In hohen, ohne Zweifel übertriebenen, Ausdrücken reden die Väter von den Eroberungen der Kirche. „Kein Volk, keinen Menschenverein, seyen es Barbaren oder Hellenen, Gebildete oder Rohe, gibt es mehr, unter denen nicht im Namen Jesu, des Gekreuzigten, Gebete zum Herrn und Schöpfer des Weltalls emporgeschickt würden," sagt Justin der Märtyrer *). Irenäus **) spricht von Bekehrungen in Lybien, in Aegypten, unter den Celten, Iberern, selbst Germanen. Einen noch höhern Flug nimmt Tertullian. „Parther, Meder, Elamiten," ruft er aus, „die Bewohner Mesopotamiens, Armeniens, Phrygiens, Cappadociens, von Pontus, von Kleinasien, von Aegypten, Cyrene, die vielfachen Stämme der Getuler und Mauren, die Völkerschaften Spaniens, Galliens, Britanniens, Germaniens u. s. w. haben Glaubige in ihrer Mitte" ***). Ueber die Ausbreitung des Christenthums innerhalb der Gränzen des römischen Reiches äußert er sich so †): „Wir sind von Gestern und Ehegestern, und doch haben wir eure Städte, eure Burgen, eure Colonien, eure Versammlungen, eure Lager, eure Innungen, selbst den Pallast des Kaisers, den Senat, das Forum mit unsern Glaubensgenossen

---

*) Im Gespräch mit dem Juden Tryphon. Kapitel 117.

**) I. Buch gegen die Ketzereien X. 2.

***) Contra Judaeos cap. 7.

†) Apologia cap. 37.

angefüllt.“ Wie gesagt, viel Rhetorik mag in diesen Sätzen liegen, die schnellen Triumphe der Kirche bleiben darum doch Wahrheit. Im Abendlande verbreitete sie sich von Rom aus nach Spanien, besonders nach dem westlichen Afrika, wo Karthago ein Hauptsitz wurde. Augustin sagt, der Bischof Agrippinus habe ums Jahr 200 eine Synode zu Karthago gehalten, auf welcher sich 70 afrikanische und numidische Bischöfe einfanden. In Gallien bestanden um die Mitte des zweiten Jahrhunderts Christengemeinden zu Lugdunum und Vienna *), und von diesen Punkten aus mag der Glaube durch Einzelne bis nach dem römischen Germanien und Britannien verbreitet worden seyn. Auch im Morgenlande dehnte sich die Kirche aus, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts erscheint sie in Edessa fest begründet; wahrscheinlich sind von dieser Stadt aus die weitern Eroberungen im Gebiete der zoroastrischen Religion, bei den Parthern und Medern, eingeleitet worden. Ums Jahr 190 gieng Pantänus von Alexandria nach Indien, um dort die Lehre des Heils zu verkünden. Der hohe Trost, den das Christenthum gewährt, gewann die Herzen. Der unerschrockene Muth, die hingebende Geduld, welche die Glaubigen unter Verfolgungen, in Leiden aller Art, und im Angesichte des Todes bewährten, erzwang Bewunderung. Besonders machte aber ihre Bruderliebe tiefen Eindruck auf bessere Gemüther. „Die Christen,“ sagt der Heide Octavius bei Minucius Felix **), „lieben sich noch eher als sie sich kennen,“ und Tertullian legt den Gegnern den Ausruf in den Mund: „Siehe wie sie sich untereinander lieb haben, wie sie für einander zu sterben bereit sind.“

Andererseits erwachte, bei den schnellen Siegen der Kirche, unter den Götzenpriestern und ihren Anhängern, unter Bösgesinnten, oder gleichgültigen Weltmenschen, unter den Philosophen, deren gelehrte Stapelwaare durch die neue Lehre mit gänzlicher Verachtung bedroht war, endlich unter dem unwissenden und schlechtunterrichteten Haufen, ein stets sich steigernder Haß gegen das Christenthum, der da und dort durch übertriebenen Eifer der Glaubigen gerechtfertigt schien. Die Christen erblickten in den Göttern der Heiden höllische Geister, und da der Götzendienst alle Fasern der gesellschaftlichen Zustände

*) Lyon und Vienne siehe Eusebius Kirchengesch. V. 1.

**) Kapitel 9.

durchdrungen hatte, so sahen sich die Christen genöthigt, vom öffentlichen wie vom häuslichen Leben der Heiden, von ihren Vergnügungen und ihrer Kunst sich zurückzuziehen. Dafür schrieen die Heiden das Christenthum als einen menschenfeindlichen Aberglauben aus. Noch gefährlicher für die Christen war es, daß ihre religiöse Ueberzeugung ihnen verbot, den römischen Kaisern die gewohnten — meist göttlichen — Ehren zu erweisen; manche weigerten sich sogar, obrigkeitliche Aemter, weil diese Theilnahme am Götzenkultus nach sich zogen, und Kriegsdienste zu übernehmen. Ueberdieß blieb den Heiden die christliche Erwartung nicht verborgen, daß allen Reichen der Erde naher Untergang bevorstehe. Man haßte und verfolgte deßhalb die Christen als schlechte Bürger, und wiewohl sie aufs Ernstlichste versicherten, daß ihr Glaube sie zu pünktlichem Gehorsam gegen die Obrigkeit verpflichte, so sahen die Heiden, gewohnt, jede Religion dem Staatszwecke unterzuordnen, in diesen Betheurungen bloße Heuchelei, und zwar um somehr, da die Christen ihren Gehorsam stets durch die Bedingung beschränkten, daß die Befehle der Obrigkeit dem göttlichen Gesetze nicht widerstreiten dürfen. Andere Heiden nahmen an den Lehren des Christenthums Anstoß. Daß ein Jude, der nach Sklavenart am Kreuze geendet, Gott seye, daß die todten Leiber wieder aus der Erde erstehen sollten, schien ihnen Gipfel der Verrücktheit. Leichtgläubige ließen sich durch allerlei lächerliche Erdichtungen über den christlichen Kultus täuschen. Unter andern Lügen war z. B. auch das Gerücht im römischen Reiche verbreitet, daß die Christen einen Eselskopf als Gott verehren *). Was die Bewunderung auch der Abgeneigtesten erzwang, ihr Heldenmuth, ihre Bruderliebe, wurde durch gehässige Deutungen herabgesetzt. Die Standhaftigkeit der Märtyrer verlästerte man als verrückten Starrsinn. Ihren Agapen und geheimen Zusammenkünften unterlegte Mißgunst die schmählichsten Absichten, als ob die Christen nur darum sich versammelten, um zügelloser Wollust zu fröhnen **). Es mag seyn, daß wirkliche Ausschweifungen gnostischer Sekten zu letzterem Vorwurfe gerechten Anlaß gaben. Die Katholiken haben sich mit solchen Gräueln nicht befleckt. Aberglaubige folgerten aus der gedrückten Lage der Christen

*) Tertullian apologet. cap. 15.
**) Minucius Felix Kapitel IX.

die Unmacht ihres Gottes. Andere nahmen an dem ausländischen Ursprung des Christenthums und an der Niedrigkeit seiner meisten Bekenner eben so großen Anstoß, als ihnen die Idee einer Weltreligion ungereimt schien. Die philosophisch Gebildeten lächelten verächtlich über die Christen, wegen der Zuversichtlichkeit ihres Glaubens. Die Philosophen von Handwerk sahen in ihnen gefährliche Nebenbuhler ihres Einflusses auf die Gesellschaft. Die religiösen Gaukler und Zauberer, welche sich damals in dem römischen Reiche herumtrieben, um die unbefriedigte Ahnung und Sehnsucht der Gemüther auszubeuten, feindeten sie als Gegner ihres Gelderwerbes an. Der große Haufe endlich haßte sie als Verächter seiner Götter, und erblickte in den gehäuften Unglücksfällen des Reichs himmlische Mahnungen, die verabscheute Sekte auszurotten. Und zu dieser Aufhetzung der Menge haben sicherlich die Götzenpriester das Meiste beigetragen. Man kann sich denken, wie diese Menschen erbost waren, als in vielen Gegenden die Göttertempel allmählig verlassen da standen, und Niemand mehr opfern wollte *).

Es ist kein Wunder, daß bei solcher Stimmung des römischen Volks die Kaiser auch Gewalt gegen die Kirche brauchten. Die erste Verfolgung fand, wie wir früher gesagt, unter Nero statt, doch beschränkte sie sich auf Rom, und war ein vereinzelter Akt der Grausamkeit des Wütherichs, nicht planmäßig gegen das Christenthum gerichtet. Vespasianus (von 70—79) verfolgte die Christen als solche nicht, doch mögen Einzelne unter seiner und seines Sohnes Titus Regierung (79—81) durch Abforderung des jüdischen Leibzolls geängstigt worden seyn. Schlimmere Zeiten kamen unter Domitian (81—96). Dieser ließ mehrere Christen hinrichten, darunter auch einen seiner Verwandten, den gewesenen Consul Flavius Clemens **); die Wittwe des Getödteten, Domitilla, wurde ebenfalls wegen ihres Glaubens, nach der Insel Pandateria verbannt. Es ist natürlich, daß der Märtyrertod eines so vornehmen und hochgestellten Mannes tiefen Eindruck auf die Gemüther der römi-

*) Siehe den Brief des Plinius an Trajan 10tes Buch, 96.: desolata templa, sacra solemnia diu intermissa, rarissimus victimarum emtor.

**) Xiphilin im Auszuge des Dio Cassius 67, 14. Eusebius im Chronicon II. oder Kirchengesch. III. 18. Sueton über Domitian Kap. 15.

schen Gemeindemitglieder hervorbrachte, und daß sie sein Andenken aufs Herrlichste feierten. Wie es in solchen Fällen geschieht, bildete sich bald eine eigene Sagengeschichte über ihn, deren Spuren wir schon im Hirten des Hermas finden. Vollkommen ausgemalt erscheint dieselbe in den Clementinen. Denn offenbar wird in diesem Buche der Consul Clemens mit jenem apostolischen, dessen Paulus gedenkt, und der den früher angeführten Brief an die Corinther schrieb, zu einer Person verschmolzen und als solcher zum glänzenden Haupte der judenchristlichen Parthei erhoben. Domitian scheint auch sonst Argwohn gegen die Christen gehabt zu haben; nach dem Zeugnisse des Hegesippus *) beschied er auf die Nachricht, daß in Palästina zwei Männer aus dem Geschlechte Davids und Jesu lebten, die mit großen Entwürfen umgehen sollten, die Beschuldigten zu sich nach Rom, ließ sie aber wieder im Frieden nach Hause, als er sich an ihren harten, mit Schwielen bedeckten Händen überzeugt hatte, daß er von diesen einfachen Landleuten Nichts zu fürchten brauche. Unter Nerva (96—98) hörten jedoch die Bedrückungen der Christen auf. Dieser milde Fürst verbot die Anklage wegen christlichen Glaubens, sprach die von seinem Vorgänger Verurtheilten frei, rief die Verbannten zurück. Neue Gefahren brachte dagegen die nachfolgende Regierung Trajans (98—117), der im Jahre 99 ein Gesetz wider geschlossene Vereine (ἑταιρίαι) erließ, das auch gegen die Christen angewandt werden konnte, und wirklich angewandt worden ist. Der jüngere Plinius war unter Trajan Statthalter in Bithynien und Pontus, wo das Christenthum zahlreiche Anhänger besaß. Ohne sein Zuthun, wie es scheint, wurden auf jenes Gesetz hin, als Verächter der Götter und der Ehrenbezeugungen, die dem Kaiser gebühren, viele Christen vor seinen Richterstuhl geführt. Plinius ließ die, welche Christo abschworen und dem Kaiser opferten, wieder frei, die Entschlossenen dagegen, welche bei ihrem Bekenntnisse verharrten, zum Tode abführen. Eine große Menge Glaubiger müssen damals abgefallen seyn, denn er sagt in seinem Berichte an Trajan: die verlassenen Tempel seyen allmählig wieder besucht worden. Doch blieben vielleicht eben so viele ihrem Glauben treu, so daß Plinius, erschreckt durch die Masse der Angeklagten, in Verlegenheit gerieth. Er schrieb daher an Trajan

*) Bei Eusebius Kirchengesch. III. 19. 20.

jenen berühmten Brief, der so belehrend ist über die damalige Lage der Christen, und bat sich vom Kaiser Verhaltungsregeln aus, indem er zugleich ziemlich deutlich auf Milderung des Verfahrens gegen die Angeklagten antrug. „Viele," schreibt er, „von jedem Alter, von jedem Stande, von beiden Geschlechtern sind in die Gefahr verwickelt, oder dürften es noch werden, denn nicht allein in den Städten, sondern auch in den Dörfern und auf dem Lande hat sich die Ansteckung des Aberglaubens verbreitet." Er fragt weiter an, ob zwischen den verschiedenen Altern ein Unterschied zu machen, oder das noch zarte wie das reifere zu behandeln sey, ob für Reue Raum gelassen, oder wer einmal Christ gewesen, in jedem Falle gezüchtigt werden solle, ob die Christen als solche, oder wegen anderer Vergehen, die sie etwa begangen, Strafe treffen müsse? Endlich spricht er von Angebereien, die ihm ohne Unterschrift des Anklägers zugekommen. In seiner Antwort billigte Trajan das Verfahren des Statthalters von Bithynien, verbot die Christen aufzusuchen, wenn sie aber angegeben und überführt würden, sollten sie bestraft werden. Wie? sagt er nicht, sondern deutet selbst darauf hin, daß sich für diese Sache keine allgemeine Regel aufstellen lasse. Indeß scheint man gewöhnlich Hinrichtung unter der Strafe verstanden zu haben. Reuigen, die Christum verleugnen und den römischen Göttern opfern würden, gebot er zu verzeihen, namenlose Angebereien verwarf er. Man kann annehmen, daß nach diesen Grundsätzen die Christen während der ganzen Regierungszeit Trajans behandelt worden sind. Wahrscheinlich hat als Opfer des Gesetzes über die Hetärien auch Ignatius, Bischof von Antiochien, einer der apostolischen Väter, den Märtyrertod erlitten (im Jahre 117).

Gefährlicher als durch seine nächsten Folgen war jene Verordnung für die Christen durch ihre Form. Seither hatte man sie da und dort stillschweigend als Anhänger einer verbotenen Glaubensweise behandelt, jezt bestand ein förmliches Gesetz, kraft dessen sie jeden Augenblick rechtlich angefallen werden konnten. Das Christenthum galt von Nun an in der römischen Gesetzgebung als religio illicita. Doch hieng die Anwendung immer noch von dem persönlichen Wohl- oder Uebel-Wollen der Statthalter ab, welche theils aus Menschlichkeit Verfolgungen hintertrieben, die so vielen verderblich werden mußten, theils vielleicht auch in manchen Fällen durch christliches

Geld sich beschwichtigen ließen. Zu allgemeinen Angriffen ist es daher in den nächsten Zeiten nicht gekommen, sie beschränkten sich vielmehr auf einzelne Städte. Unter Hadrian 117—138 fieng das heidnische Volk zuerst an, bei öffentlichen Festen die Hinrichtung von Christen stürmisch zu verlangen. Der Statthalter von Kleinasien, Serenius Granianus, widersezte sich diesen ungesezlichen Forderungen, und berichtete deßhalb an Hadrian, worauf der Kaiser in einem Erlasse *) an den Nachfolger des Granian, Minucius Fundanus, jedes tumultuarische Verfahren der Art untersagte. Obgleich dieser kaiserliche Befehl keineswegs ordentliche Anklagen gegen Christen ausschloß, sondern dieselben ausdrücklich zugestand, scheint er doch sehr günstig für die Ruhe der Kirche gewirkt zu haben. Hingegen wurde sie unter Antoninus Pius (138—161) von Neuem da und dort beunruhigt. Noch unglücklicher war für sie die folgende Regierung Mark Aurels des Philosophen. Häufige Unglücksfälle, die das römische Reich betrafen, besonders eine verheerende Seuche, die sich von Oberegypten aus bis nach Gallien verbreitete, veranlaßten wüthende Ausbrüche des Pöbels gegen die Christen. Andererseits behandelte der Kaiser die Aufrechthaltung der Staatsreligion als eine Herzenssache und war darum dem Christenthum abgeneigt. Schwere Verfolgung ergieng über die Kirchen in Kleinasien, welcher mit vielen Andern Polykarpus, Bischof von Smyrna, erlag (169). Auch die römische Gemeinde scheint gelitten zu haben, denn dort wurde Justin der Märtyrer (165) hingerichtet. Noch Schlimmeres erduldeten die jungen Gemeinden zu Lugdunum und Vienne in Gallien **). Zwar behauptet eine unter den Christen seit Anfang des dritten Jahrhunderts verbreitete Sage, Markus Aurelius sey durch eine wunderbare Begebenheit zu einem milderen Verfahren gegen die Kirche gestimmt worden. Als nämlich im Jahr 174 während des Kriegs gegen die Quaden das römische Heer im Angesicht der Feinde durch brennenden Durst in große Gefahr gerieth, habe sich die zwölfte Legion, die aus lauter Christen bestand, auf die Kniee niedergelassen, und durch ihr Gebet heilsamen Regen für die Römer, ein Gewitter den Feinden herabgefleht, worauf der Sieg errungen worden sey,

---

*) In der lateinischen Ursprache erhalten von Rufin, Kirchengesch. IV. 9.
**) Eusebius Kirchengeschichte V. 1—3.

in dessen Folge der Kaiser jener Legion den ehrenden Beinamen fulminea ertheilt, und von Nun an aufgehört habe, die Christen zu verfolgen. An dieser Erzählung ist jedoch nur ein Funke Wahrheit, das Uebrige erdichtet oder übertrieben. Die zwölfte Legion führte schon seit August den Namen Fulminea; der Kaiser wurde auch nach jenem Vorfalle den Christen nicht günstiger. Denn die Gräuel zu Lyon fanden drei Jahre später statt. Hingegen ist es Thatsache, daß die Römer durch Regen auf jenem Feldzuge aus drohender Gefahr gerettet wurden; aber die Heiden schrieben dieß Ereigniß dem Gebete des Kaisers, Einige sogar den Beschwörungen des Aegypters Arnuphis zu. Immerhin mögen sich unter der zwölften Legion Christen befunden haben, welche während der Noth zu ihrem Gotte flehten, und die Rettung Ihm zu verdanken glaubten, woraus dann allmählig die Sage entstand, die von den Vätern wiederholt wird. Markus Aurelius hat seine Gesinnung gegen die Christen nicht geändert, obwohl, wie es scheint, gegen Ende seiner Regierung jene Ausbrüche der Volkswuth allmählig ausgetobt hatten. Unter Mark Aurel's Nachfolger, dem grausamen Commodus (180 bis 192) genoß dagegen die Kirche eine erquickende Ruhe, die vielleicht nur durch einzelne wenige Fälle der Verfolgung unterbrochen ward. Nach Dio Kassius *) verdankten die Christen diese glückliche Wendung dem Schutze einer Geliebten des Commodus, Marcia, die ihnen günstig war, und den Kaiser in gleichem Sinne stimmte.

Nicht nur mit Gewalt und Gesetzen, sondern auch durch Waffen des Geistes wurde das Christenthum seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts bestritten. In den Tagen Mark Aurel's schrieb Celsus, den Origenes einen Epikuräer nennt, der aber selbst wie ein Platoniker sich gebärdet, unter dem Titel ἀληθὴς λόγος (Darlegung der Wahrheit) ein Buch gegen den christlichen Glauben, von dem uns Origenes starke Bruchstücke in einer eigens zur Widerlegung des Celsus abgefaßten Schrift aufbewahrt hat. Celsus stellt darin alle Einwürfe zusammen, die damals überhaupt gegen die Kirche erhoben wurden. Einen andern Weg schlug der berühmte Spötter Lucian von Samosata (um 180) ein; den neuen Glauben als eine der vielen Thorheiten seiner Zeit betrachtend,

*) Buch 72, 4.

übergoß er das Christenthum mit seinem beißenden Witze. Wenn das Christenthum auf diese Weise angegriffen ward, so fehlte es ihm andererseits nicht an Vertheidigern. Seit der Regierung Hadrians trat eine Reihe von Vorkämpfern — bekannt unter dem Namen der Apologeten — auf, welche ihre Schriften zum Theil den Kaisern selbst übergeben haben sollen. Laut dem Zeugnisse des Eusebius *) überreichten schon im Jahre 126 Quadratus und Aristides solche Apologien dem Kaiser Hadrian. Justinus Martyr richtete eine Schrift gleichen Inhalts an Antoninus Pius (138 oder 39), eine zweite an den Senat. Athenagoras, Melito, Bischof von Sardes, Claudius Apollinaris, Bischof von Hierapolis, Miltiades, Theophilus, Bischof von Antiochien, Tatianus und wahrscheinlich auch Hermias schrieben zur Vertheidigung des Christenthums unter Markus Aurelius. In dieselbe Zeit fällt vielleicht auch Minucius Felix, ein Sachwalter zu Rom, der in Form eines Gesprächs, unter dem Titel Octavius, den christlichen Glauben zu rechtfertigen suchte. Doch setzen ihn Andere 40—50 Jahre später. Von Allen diesen Apologien sind nur die des Justin, Athenagoras, Theophilus, Tatian, Hermias und Minucius Felix auf uns gekommen; die übrigen giengen verloren. Die vorhandenen Apologeten bewegen sich so ziemlich auf demselben Boden. Vor Allem gehen sie darauf aus, gewisse furchtbare Beschuldigungen, welche Haß oder Betrug und Unverstand gegen die Christen erhoben hatte, wie wenn sie gar keinen Gott verehrten, Menschenfleisch äßen, schmählicher Wollust in ihren Versammlungen fröhnten, als schändliche Lügen zurückzuweisen, indem sie sich auf ihre anerkannten Tugenden, Menschenliebe, Mäßigung der Begierden, Keuschheit, ihre Geduld im Leiden beriefen. Weiter suchen sie die Ungereimtheit des heidnischen Cultus und dagegen die Uebereinstimmung des Christenthums mit der Vernunft so wie mit den Lehren der ausgezeichnetsten hellenischen Philosophen darzuthun. Da aber letzterer Punkt von den Heiden leicht zu dem Schlusse gemißbraucht werden konnte: wenn Christus nichts Anderes lehre, als was die griechischen Philosophen schon vorgetragen hätten, dann genüge die Philosophie, und das Christenthum sey weder nothwendig noch göttlich — so beugen sie diesem Einwurfe durch die

*) Kirchengeschichte IV. 3.

Behauptung vor, daß die hellenischen Weisen aus den alttestamentlichen Offenbarungsurkunden den besten Theil ihrer Schätze geborgt hätten, ohne jedoch den tiefern Sinn derselben, der erst durch Christus enthüllt worden, gehörig zu ergründen. Plato sey ein Schüler Mosis, aber bei Weitem kein vollkommener. Selbst in der heidnischen Mythologie nehmen sie einzelne Bruchstücke alttestamentlicher Wahrheit an, die jedoch durch spätere Zusätze verdunkelt worden seyen. Mit Sätzen der Art waren den Apologeten schon die alexandrinischen Juden, namentlich Philo, vorangegangen. Als Beweise für die Göttlichkeit des Christenthums brauchen sie vorzüglich die Weissagungen des alten Testaments, die Wunder Jesu und der Apostel, die schnelle Ausbreitung der Kirche, die Standhaftigkeit ihrer Bekenner in Verfolgungen. Keiner der Apologeten zeichnet sich durch beredten Schwung, oder Hoheit der Gedanken aus; die Meisten halten sich auf der breiten Mittelhöhe, Einige stehen vielleicht tiefer. Auch gegen das Judenthum erschienen in diesem Zeitraum zwei Vertheidigungsschriften, unter Hadrian die *ἀντιλογία Παπίσκȣ καὶ Ἰάσονος*, welche später mit Unrecht dem Ariston von Pella beigemessen wurde, und bis auf die Vorrede verloren gegangen ist; zweitens die noch vorhandene Unterredung Justins des Märtyrers mit dem Juden Tryphon.

Mitten unter den Kämpfen, die sie zu bestehen hatte, blühte die Kirche auf. Die Verfolgungen nüzten ihr dadurch, weil kein Schlechter sich eindrängte, denn das Christenthum bot wohl Gefahren aber keine äußeren Vortheile dar. Es gehörte innerer Drang des Herzens dazu, um einen Glauben zu bekennen, gegen den der Haß des Pöbels, der Hohn der Gebildeten, das Schwert der Staatsgewalt gerichtet war. Dieselbe Ursache verhinderte den Mißbrauch gewisser Einrichtungen, die damals schon bestanden und ihrer Natur nach leicht verderblich wirken konnten. Wir meinen namentlich die Hierarchie. Wenn Stürme der Verfolgung über eine Gemeinde ausbrachen, wurde der Bischof zuerst betroffen. Sein Vorrecht bestand darin, als guter Hirte, der Heerde voran, dem Wolfe entgegen zu treten. In der That sind von Trajan bis Commodus verhältnißmäßig sehr viele Bischöfe den Märtyrertod gestorben. Unter solchen Umständen konnte die Bischofswürde für bloße Ehrsucht keinen Reiz haben.

Indessen hatte sich von einer andern Seite her durch Einflüsse,

die tief ins erste Jahrhundert zurückreichen, eine Gefahr vorbereitet, welche die christliche Kirche mit Zerstörung ihrer historischen Grundlage und zugleich mit Auflösung in viele kleine Partheien bedrohte.

Siebentes Kapitel.

Die Gnostiker. Valentin und seine Schüler. Die Ophiten. Basilides und seine Schule. Bardesanes. Tatian, Saturninus und Andere. Carpokrates. Die Platoniker. Marcion der Reformator des zweiten Jahrhunderts.

Nichts ist dem reinen, ursprünglichen Geiste des Christenthums mehr entgegen, als Losreißung religiösen Wissens von religiösem Leben, als eine Spekulation, die ohne Einfluß auf Besserung des Menschen, sich mit jenen Fragen über Entstehung der Welt, das Urwesen Gottes abmüht, welche unsere Wißbegierde zwar immer reizen, aber vom menschlichen Verstande, eingebannt, wie er ist, in die engen Gränzen der Erfahrung, nie befriedigend gelöst werden können. Paulus spricht in dieser Beziehung die christliche Regel mit schlagender Kraft in dem Satze aus: *ἡ γνῶσις φυσιοῖ, ἡ δὲ ἀγάπη οἰκοδομεῖ.* Das Wissen (die Spekulation) bläht auf, die Liebe dagegen erbaut (wirkt segnend) *). Er warnt mit großem Nachdruck vor Spekulationen, die in bodenlose, der Erfahrung fremde Gebiete hinüberschweifen; „sehet zu,“ sagt er Colosser II. 8., „daß Euch Niemand bethöre durch Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christo.“ Und ebendaselbst **): „lasset Euch nicht vom rechten Wege abbringen durch Leute, die Erniedrigung der Menschen und Verehrung der Engel predigen, und aufgebläht in ihrem fleischlichen Sinne von Dingen schwatzen, die noch kein Mensch gesehen hat.“ (die über alle Erfahrung hinaus greifen.) Der Apostel würde nicht so sich aussprechen, hätten sich nicht zahlreiche Elemente einer solchen verkehrten Wissenschaft in seinen Tagen vorgefunden. In der That war jenes Zeitalter, wie aus dem zweiten Kapitel vorliegenden Buches erhellt, so ganz gesättigt von Begriffen einer metaphysischen Spekulation, daß einige selbst in die apostolische Lehre

---

*) 1 Cor. 8, 1.
**) Vers 18.

eindrangen. Denn die Logos-Idee, welche Johannes seinem Evangelium voranstellt, manche Sätze in den Briefen Pauli, wie von Christus dem Ebenbild, dem Abglanze des Vaters, gehören jener Philosophie an. Nur ist ihnen die einseitige theoretische Richtung dadurch genommen, daß sie vollkommen in den praktischen Geist reinen Christenthums getaucht sind. Sie dienen den Aposteln als eine Zeitform, mittelst welcher sie der grenzenlosen Verehrung für den Herrn und Stifter des Glaubens, die in ihren Herzen lebte, das Gewand eines damals allgemein verstandenen und üblichen Ausdrucks verliehen. Aber diese Begriffe konnten sich von dem, der That und dem Leben zugewandten, Geiste des Christenthums um so eher losreißen, als ihre Richtung ursprünglich eine theoretische war. Und wirklich ist diese Abtrennung schon in der apostolischen Zeit erfolgt. Beweis dafür die aus Pauli Briefen angeführten Sätze, denen viele ähnliche beigefügt werden können, wo die Apostel vor Irrlehren warnen, namentlich etliche Stellen bei Johannes, welche offenbar gegen aufkeimenden Doketismus gerichtet sind *). Andere, noch klarere, Spuren eines Kampfes gegen denselben Irrthum finden sich in den Briefen des Ignatius von Antiochien **). Die Doketen giengen nämlich von einem uranfänglichen Gegensatz zwischen Geist und Materie, zwischen einer übersinnlichen und der Sinnenwelt aus, erklärten jene für göttlich, diese für teuflisch. Darum konnten sie Christo, als dem offenbar gewordenen Gott, keine wirkliche Erscheinung im Fleische, die ihn verunreinigt hätte, sondern nur den Schein eines Leibes (δόκησις) zugestehen. Mit diesem Satze war aber die historische Grundlage des Christenthums so gut als vernichtet. Kein Wunder, daß die Apostel und die apostolischen Väter so kraftvoll dagegen kämpften. Allein wie die Apostel es vorausgesagt, daß nach ihren Zeiten noch gefährlichere Irrlehren kommen würden, so geschah es auch. Das Uebel nahm überhand, als das Christenthum, die Grenzen Judäas überschreitend, sich in weiten Kreisen über Syrien, Parthien, Kleinasien, Aegypten verbreitete. Es fand in diesen Ländern eine theils aus Judenthum, theils aus hellenischen und orientalischen Spekulationen gemischte Philosophie vor, die gegen die neue Lehre ihr angestammtes Recht behaupten und dieselbe mit

*) 1 Joh. 4, 2. 2 Joh. 7.

**) Schreiben an die Epheser 7, 18., an die Trallianer 9, 10., an die Smyrnenser 1—8.

sich auf ihre Weise vereinigen wollte. Nach dem Uebergewicht der verschiedenen Elemente, aus denen sie gemischt war, theilte sie sich in mehrfache Zweige, die auch durch das Vaterland der einzelnen Lehrer bezeichnet sind. Man kann eine hellenisch-jüdische und eine parsisch-jüdische Richtung unterscheiden, jene in Aegypten, diese in Syrien einheimisch. Bekannt sind sie unter dem gemeinsamen Namen Gnostiker (Wissende), den sie sich aus Eigendünkel gaben, mit dem jedoch die katholischen Väter den Nebenbegriff eines vermessenen Bestrebens, die Geschichte und den Buchstaben der heiligen Bücher ungescheut der Spekulation aufzuopfern, mit gutem Fuge verbanden. Wirklich ist dieß in kürzesten Worten, die wahre Begriffsbestimmung der Gnosis des zweiten Jahrhunderts. Es waren Religionsphilosophen, die nur einige Sätze und Worte, ohne ihren Zusammenhang mit dem Ganzen, aus dem Christenthum entlehnten, im Uebrigen Buchstaben und Geist desselben mit unerhörter Keckheit ihren Spekulationen unterordneten.

Jüdisch-hellenische Form der Gnosis. Die ägyptischen Gnostiker.

Aus Philo's und seiner Vorgänger Werken geht hervor, daß die alexandrinischen Juden lange vor den Tagen Jesu die Schriften der hellenischen Philosophen, namentlich die des Plato und des Pythagoras zu durchforschen begannen, und daß dieses Eingehen in einen, dem ihrigen weit überlegenen, Bildungskreis mächtig auf ihre religiöse Denkweise zurückgewirkt hat. Viele Punkte des väterlichen Glaubens erschienen ihnen von Nun an ungenügend, die neue Ideenwelt zog sie mit unwiderstehlicher Gewalt an. Weil sie aber mit gleicher Zähigkeit am Hergebrachten hiengen, wie ihre übrigen Volksgenossen, und deßhalb es nicht über sich vermochten, offen einzugestehen, daß Plato in manchen Dingen mehr Beifall verdiene als Moses, ward die Allegorie erfunden, um Beide, Moses und Plato, auf künstlichem Wege Dasselbe sagen zu lassen. Gleichwohl reichte auch die regellose und überkühne Allegorie jener mystischen Juden nicht aus, um alle Widersprüche gegen die gefeiertsten Lehren Platos, welche sie seitdem im Gesetze gefunden, hinreichend auszugleichen. Bei Erklärung vieler mosaischen Stellen, welche dem Höchsten niedrige, vom Menschen entlehnte, Leidenschaften zuschreiben: als Reue, Zorn, Schmerz, Haß, Eifersucht, scheut sich Philo nicht, die Ansicht auszusprechen, daß Moses

in zweifacher Weise von Gott rede: für das gemeine Volk und die Unmündigen, welche die Wahrheit nicht ertragen können, schildere er den Höchsten wie ein menschliches Wesen, damit sie so, wenigstens aus Furcht vor Ihm, dem göttlichen Gebote gehorchten. Den Eingeweihten dagegen zeige er Gott, wie Er wirklich sey, als das vollkommenste, über alle Beschränkungen erhabene, mit nichts Irdischem zu vergleichende Wesen. Dieß war nicht blos eine künstliche, den Offenbarungsglauben so wenig als den gesunden Menschenverstand befriedigende, sondern auch eine sehr gefährliche Behauptung. Mit vollkommenem Rechte konnten Gegner einwenden, daß Moses, wenn die Sache sich so verhalte, die Wahrheit absichtlich verdrehe, indem er dem Volke statt der ächten Gottslehre eine falsche vortrage, und daß er demgemäß ein Lügner wäre. Man kann sich daher nicht darüber wundern, wenn andere, vom Hauche hellenischer Weisheit angewehte, Juden diejenigen Aussprüche des Pentateuchs, welche der göttlichen Natur wesentliche Schwächen beilegen, auf passendere Weise zu beseitigen suchten. Wirklich finden wir, daß die Essener, und nach Diesen die Ebioniten jene Stellen als Einschiebsel fremder unheiliger Hände betrachtet wissen wollten. Moses, sagten sie, habe die volle Wahrheit gelehrt, und den siebzig Aeltesten, seinen Nachfolgern überliefert, aber von Lezteren sey die heilige Lehre, nicht nur wider den ausdrücklichen Willen des Gesetzgebers schriftlich abgefaßt, sondern auch durch viele falsche Zusätze verunstaltet worden. Dieser Ausweg sicherte zwar das Ansehen Mosis besser, als der von Philo eingeschlagene, aber immerhin blieb die unentwirrbare Frage über, warum doch Gott es zugelassen habe, daß die Offenbarungsurkunden Israels, auf deren pünktlicher Befolgung ewiges Leben, auf deren Mißachtung ewiger Tod stehe, in solcher Weise verfälscht werden konnten. Andere Erklärungen kamen daher auf, als das Christenthum statt des Gesetzes Gnade, statt des strengen Jehovah einen Gott der Liebe predigte. Der Abstand zwischen dem Geiste des alten und des neuen Bundes war in der That so groß, daß selbst Paulus die mosaische Religion wie eine unvollkommene Ordnung betrachtete, deren einziger Zweck gewesen sey, als Zuchtmeisterin die Gemüther der Israeliten auf das Evangelium vorzubereiten. Es brauchte von Nun an nur eines kleinen Schrittes, um nicht blos die alttestamentliche Heilsanstalt, sondern auch den Gott, der sie gegeben, für ein unvollkommenes Wesen auszugeben, an dessen Stelle sich in

Christo der vollkommene, bisher verborgene Gott, geoffenbart habe. Dieser Schritt wurde von Judenchristen, die schon vor ihrer Bekehrung jene Mängel im Gesetz anerkannt hatten, wirklich gemacht. Und nun konnten sie auch die Räthsel, welche ihre Vorgänger nicht gehörig beantwortet, viel leichter lösen: menschliche Leidenschaften und Schwächen seyen in den Büchern des alten Testaments Jehovah zugeschrieben, nicht weil Moses in zweideutiger Weise rede, wie Philo will, nicht weil unächte Beimischungen in das rein göttliche Gesetz einschliechen, wie die Essener behaupteten, sondern darum, weil der Gott, welcher jene Bücher eingab, von Natur ein unvollkommenes Wesen sey. Derselbe Grund erkläre auch die rohen Ceremonien des Judenthum, den blutigen Opferdienst u. s. w. So wie diese Ansicht einmal Eingang gefunden hatte, und sich mit platonisch-jüdischen Spekulationen verband, war der eine Zweig der Gnosis fertig. Ihre durchsichtigste Form stellt Valentin's System dar.

a) Valentin und seine Schule.

Valentinus, etwa 110 in Alexandria geboren, von jüdischer Abkunft, gestorben gegen 160 in Cypern, gieng von zwei Platonischen Grundlehren aus: erstens die sichtbare Welt ist durch Abfall von einer geistigen entstanden, um einst nach Ablauf der, ihrer Dauer zugemessenen Zeit, in jene ihre wahre Heimath zurückzukehren. Zweitens die Ordnungen der abgefallenen untern Welt entsprechen denen der unsichtbaren, obern, beide verhalten sich wie Abbild und Vorbild. Zu Diesem kommt noch der Begriff von Emanationen des Ureinen. Quell alles Lebens und Seyns ist der Vollkommene, Ewige, wohnend in unsichtbaren und unaussprechlichen Höhen, der als der Unerforschliche, den kein Geist begreifen kann, Bythos oder Ungrund, als ein Wesen, das stets sich gleich bleibt, der ewig Jugendliche, nie Alternde ἀγήρατος, ἀεὶ νεάζων genannt wird. Auch προαρχή, Voranfang, προπατήρ, Vorvater, heißt Er, sofern nichts Einzelnes, Endliches in ihm unterschieden werden mag, sondern Alles in ihm als geschlossene Einheit ruht. Dieser Ewige, Alleinige, wollte jedoch Sich selbst offenbaren, das was in Seinem Wesen verschlungen lag, in Ordnung entfalten. Hervortraten also die Kräfte Seines Wesens, die nach einem Namen, der ursprünglich die Gottheit bezeichnet, Aeonen genannt werden. Da die obere Welt der untern entspricht, hier unten aber, wie die Erfahrung zeigt, alles Geschaffene in den

Gegensatz von Männlichem und Weiblichem zerfällt, so versteht es sich, daß auch die Entfaltung der obern Welt nach dem gleichen Gesetze erfolgte. Je zwei Aeonen traten hervor, ein männlicher und weiblicher, jener, weil er die Ergänzung und Vollendung des andern ist, Pleroma (πλήρωμα,) dieser, als ohne Verbindung mit dem andern nicht denkbar, Syzygia (συζυγία) genannt. Dreißig Aeonen strömten in drei Ordnungen heraus. Zuerst die heilige Achtzahl, bestehend aus dem Bythos, Urgrund selbst, mit seiner Syzygie der ἔννοια, (Idee seiner Selbst, die auch Sige und Charis, Verborgenheit oder Stillschweigen und Wonne heißt), dann aus dem Nus (Geist) und der Wahrheit, aus dem Logos und der Lebenskraft (λόγος καὶ ζωή,) aus dem obern Menschen und der obern Kirche. Der Logos und die Zoe (Lebenskraft) erzeugten die zweite Ordnung der Aeonen, welche deren Zehen umfaßt *); der Mensch und die Kirche strömten die dritte zwölftheilige Aeonen-Ordnung aus. So war die Dreißig-Zahl geboren. Alle Aeonen zusammen (die ganze obere Welt), werden auch Plemora genannt. Seligkeit und Friede wohnte in demselben, allein doch auch ein Keim der Entzweiung. Von den Aeonen der ersten Reihe, war nemlich der herrlichste und vollkommenste der Nus, der auch μονογενὴς, der Eingeborne, genannt wird. Nur er allein erkannte die Wurzel des ganzen Pleroma vollkommen, nur er durchschaute die Natur der Urgrunds, den Allvater. Da ihm diese Erkenntniß die seligste Wonne gewährte, wollte er sein Schauen auch den andern Aeonen mittheilen, aber die Sige hielt ihn nach dem Willen des Vaters zurück, und geduldig ließen sich jene die Beschränkung gefallen, nur Einer nicht, nämlich die lezte Syzygia der dritten Aeonenzahl, die Sophia. Von heftigerem Verlangen als

---

*) Die Aeonen der zweiten Reihe werden genannt βύθιος und μίξις, Uranfang und Mischung, ἀγήρατος und ἕνωσις, der nie Alternde und die Vereinigung, αὐτοφυὴς und ἡδονή, der aus sich geborene und die Wonne, ἀκίνητος u. σύγκρασις, der Unbewegliche u. die Durchdringung, μονογενὴς und χάρις, der Eingeborene und die Gnade. Die lezten Zwölfe heißen: παράκλητος und πίσις, der Tröster und der Glaube, πατρικὸς und ἐλπὶς der Väterliche und die Hoffnung, μητρικὸς und ἀγάπη, der Mütterliche und die Liebe, ἀείνους und σύνεσις, der Ewigdenkende und die Einsicht, ἐκκλησιασικὸς und μακαριότης, der Kirchliche und die Seligkeit, θελητὸς und σοφία, der Wünschenswerthe und die Weisheit. Man sieht, es sind lauter Namen, welche Eigenschaften der wahren Kirche darstellen.

die andern ergriffen, den Allvater und Urgrund zu erkennen, trennte sie sich von ihrem männlichen Genossen, dem Theletos, und sprang weit hinaus aus der ihr angewiesenen Sphäre, wodurch sie sich schweres Leiden zuzog, und zwar mit Recht. Denn ihr Verlangen war ein unmögliches und darum vermessenes, weil kein Aeon ausser dem Nus den Urgrund begreifen kann, aber auch ein entschuldbares, weil unendliche Liebe und Sehnsucht sie zu der unendlichen Anmuth des Vaters hinzog. Wäre sie weiter vorgedrungen, so würde sie in der Unendlichkeit desselben verschwommen seyn. Um die gestörte Harmonie wieder herzustellen, ließ der Monogenes, nach dem Willen des Vaters, eine neue geschlechtlose Kraft (ohne Syzygie) hervorströmen, den Horos nämlich (die Begränzung), welcher auch ϛαυρὸς (Pfahl, mit Anspielung auf das Kreuz Jesu) der Festbestimmende, λυτρωτὴς Erlöser, μεταγωγεὺς, der die Wesen in ihre eigenthümliche Sphäre Versetzende, und καρπιϛὴς der Aerndtende, der das Gute einheimst, das Unkraut ausjätet, ὁροθέτης der Marksteinsetzer genannt wird. Mittelst dieses Horos brachte der Monogenes die überschweifende Sophia in die gebührende Gränze zurück und verband sie wieder mit ihrem Genossen dem Theletos. Der Friede in der obern Welt war hergestellt. Damit jedoch keinem andern Aeon zustoße, was der Sophia widerfahren, ließ der Monogenes nach der vorsorgenden Liebe des Vaters, um das Pleroma für immer zusammenzuhalten, eine neue Syzygie, Christus und den heiligen Geist erstehen, durch welche die obere Welt ihre Vollendung erhielt. Denn Christus belehrte die Aeonen über die Natur der Syzygie und das Wesen des Vaters, daß es unerreichbar sey und von Niemand erkannt werden möge, als blos annähernd durch die Vermittlung des Monogenes; der heilige Geist seiner Seits machte sie alle gleich und ertheilte ihnen die wahre Ruhe, also daß von nun an die glücklichste Harmonie und Lobpreisung des Vaters im Pleroma herrschte. In ihrem seligen Gefühle beschloß das ganze Pleroma der Aeonen, mit Zustimmung von Christus und dem heiligen Geiste, das Schönste und Trefflichste, was jeder hatte, zu vereinigen, und gemeinsam eine vollendete Schönheit, ein leuchtendes Gestirn hervorzubringen. Diese ihre Frucht ist Jesus, den sie auch Soter (Erlöser), Christus, Logos und das All nennen, weil er von Allen ist. — Somit bestand schon in der obern Welt eine Verwirrung, welche durch die erlösende Kraft mehrerer Gestalten, die aus dem Christenthum entnommen sind,

wieder geheilt ward. Diese Gestalten sind gleichsam die Bande des Pleroma, und werden daher, weil sie blos das Verhältniß der Aeonen zu einander befestigen, den leztern nicht beigerechnet, sondern die Dreißig-Zahl bleibt dieselbe. Aber jene Verwirrung hatte noch wichtigere Folgen, die das Bedürfniß einer neuern, kräftigern Erlösung herbeiführten. Während nämlich die obere Sophia in vermessenem Streben, den Allvater zu erkennen, aus ihrer Sphäre herausgesprungen war, und dafür große Schmerzen erduldete, gebar sie ein formloses Wesen, das, wie aus einer kochenden Materie hervorgesprudelt, in die Leere fiel und eine Zwitternatur bildete, der obern Welt angehörig durch ihre Mutter die Sophia, einer fremden dagegen durch ihren Fall in die leere Tiefe (κένωμα). Zwar erbarmte sich ihrer der obere Christus, indem er ihr mittelst des Horos oder Stauros eine Gestalt gab, jedoch nur in Bezug auf das Seyn, nicht auf das Bewußtseyn. Allein nach diesem Akte zog er seine Kraft wieder von ihr zurück. Alsbald wollte die Achamot *) — so heißt die niedere Frucht der obern Sophia — seit sie Gestalt erhalten, im dunkeln Gefühl ihrer Abtrennung vom Pleroma, sich des Lichtes wieder bemächtigen, das sie verlassen, aber sie konnte es, gehindert von Horos, der den Namen Jao damals zuerst gegen sie aussprach, nicht erreichen. Und nun gerieth sie, gemartert von diesem Unvermögen, in einen Zustand der größten Leiden, voll wechselnder Empfindungen. Bald weinte und klagte sie, daß sie in schauerlicher Einöde, im Dunkeln und Leeren gelassen sey, bald lachte sie wieder auf, wenn sie des Lichts gedachte, das sie einst in ihrer Mutter bewohnt, bald gerieth sie in Furcht, daß auch das Leben, wie das Licht ihr entschwinden möchte, war außer sich und in höchstem Grade bestürzt. Auch das peinigte sie, daß sie sich mit Macht zu Dem hingezogen fühlte, der ihr Gestalt verliehen. In diesem Zustande nun, in welchem sie alle Arten des Leidens durchlief und kaum auftauchen konnte, wandte sie sich mit flehentlicher Bitte um Hülfe zu dem obern Licht, zu Christus. Da Lezterer jedoch schon ins Pleroma zurückgekehrt war und nicht zum zweitenmale kommen wollte, sandte er den Paraklet oder Soter (Erlöser), welchem vom Vater alle Gewalt gegeben war, und dem alles Sichtbare und Unsichtbare,

*) Nach dem hebräischen Worte הַחָכְמוֹת.

Thronen, Gottheiten, Gewalten (θρόνοι, θειότητες, κυριότητες) gehorchen mußten. Begleitet von den Engeln, seinen Altersgenossen, kam er herab zur Achamoth, sie zu trösten. Diese verhüllte sich zuerst mit einem Schleier aus Scham, als sie aber seine freundliche Absicht errieth, lief sie auf ihn zu, und sog aus seiner Erscheinung höhere Kraft. Der Soter gab ihr nun Bewußtseyn, und heilte sie, so gut es möglich war, denn ganz konnte er die Leiden nicht von ihr entfernen, weil sie zu tiefe Wurzeln in der Achamoth gefaßt. Doch erfolgte durch sein Wirken eine theilweise Absonderung: das unkörperliche Leiden verdichtete sich allmählig in Körper, und es entstanden zwei Substanzen, eine böse (grobmaterielle, hylische) aus dem Leiden, und eine leidensfähige (psychische) aus der Sehnsucht. Als die Achamoth also von ihren Leiden getrennt war, erfüllte sie der Anblick der Lichter des Soter mit solcher Freude, daß sie von ihnen befruchtet, nach ihrem Bilde eine geistige Frucht hervorbrachte, das Pneumatische nämlich, und somit waren die drei Grundkräfte der niedern Welt vorhanden: das Hylische (der grobe Körperstoff), das Psychische (die Substanz der Seelen), das Pneumatische (der himmlische Geisterkeim). Es fehlte ihnen nur noch die Gestalt. Das Pneumatische konnte die Achamoth nicht formen, weil es gleichen Wesens mit ihr war, deßhalb wandte sie ihre ganze Thätigkeit dem Psychischen zu, auf welches sie übertrug, was sie vom Soter gelernt hatte. Aus ihm bildete sie zunächst den Demiurg — den Weltschöpfer des ersten Buchs Mosis — welcher der Vater und König ist wie des Psychischen, das auch das Rechte heißt, so des Hylischen, welches das Linke, Schlechte genannt wird. Von ihr, seiner Mutter, bewegt, schuf der Demiurg Himmel und Erde, das Rechte und Linke, das Leichte und Schwere, das Niedersinkende und Aufschwebende, vermeinte aber, obgleich seine Mutter, die Achamoth, Alles durch ihn gewirkt, selbst der Schöpfer zu seyn, und ließ in diesem Irrthum die Propheten von sich verkündigen: „ich bin Gott und außer mir ist kein Anderer.“ Alles Endliche hat der Demiurg, getrieben von seiner Mutter, der Sophia, welche er nicht kannte, hervorgebracht, mit Ausnahme eines Einzigen, des Pneumatischen, oder des Lichtkeims der Geister. Als er den ersten Menschen schuf, blies er ihm als Lebenshauch das Psychische (die Seele) aus seinem Wesen ein; aber ohne daß der Demiurg es merkte, fügte Achamoth, vom Soter befruchtet, das himmlische Saatkorn des Pneumatischen bei, so daß also das

Menschengeschlecht nur den Leib und die niedere Seele vom Demiurg empfieng, den Geist dagegen aus der obern Welt, durch die Achamoth und den Soter. Der Demiurg wußte ebenso wenig Etwas hievon, als er seine Mutter, und das Abbild der obern, die untere Kirche, kannte, in welcher die pneumatischen Keime zu einem Ganzen verbunden sind. Je mehr die ins Menschengeschlecht ausgestreute Lichtsaat sich entwickelt und zu selbstbewußtem Leben gestaltet, desto näher wird der Weltlauf seinem Ziele entgegengeführt. Die Vollendung tritt dann ein, wenn alles Geistige durch die Erkenntniß geformt ist, d. h. wenn sämmtliche pneumatische Menschen die vollkommene Wissenschaft Gottes haben, oder wenn sie, nach dem Ausdrucke der Valentinianer, in die Mysterien der Achamoth eingeweiht sind. Zu diesem Zwecke bedarf es keiner besondern Erlösungsanstalt. Denn was ins Pleroma einzugehen vermag, ist nur der pneumatische Same, der Anfangs zwar ein schwacher Keim, doch nothwendig zur Vollendung kommt. So wenig das Hylische des Heils fähig ist, ebenso wenig kann das Pneumatische davon ausgeschlossen und dem Verderben unterworfen werden, gleichwie Gold, auch wenn es mitten im Koth liegt, doch immer Gold bleibt und seine Schönheit nie verliert. Wohl aber mag das Pneumatische durch geeignete Mittel angefacht und gekräftigt, wohl mag zweitens das psychische Element zur Lebensgemeinschaft mit jenem verklärt und dadurch zu einer höhern Stufe erhoben werden. Lezteres geschieht nun, nach der Lehre Valentin's, durch einen Akt der Erlösung. Derselbe Soter, der mit seinen Lichtengeln der Achamoth zu Hülfe eilte, als sie auf der tiefsten Stufe ihrer Leiden stand, und durch seine Einwirkung das Bewußtseyn ihres himmlischen Ursprungs, das nur verdunkelt war, in ihr wieder anfachte, steigt in sichtbarer Gestalt auf die Erde herab, um in den pneumatischen Menschen das Gefühl ihrer geistigen Natur, ihrer Verbindung mit der obern Welt, ihrer Abstammung vom Allvater der Dinge und seine Erkenntniß zu wecken, um endlich die psychischen Menschen zur Nacheiferung der Pneumatischen anzufeuern. Die Erlösung erfolgt nicht durch Gutes, sondern durch Wahres, nicht durch Heiligung, sondern durch Erkenntniß, denn wer diese hat, ist schon dadurch heilig. Geschichtlich ging die Erlösung so zu: auch der Demiurg erkannte, daß eine Entwicklung zum Bessern im Laufe der Zeiten bevorstehe. Er ließ daher durch seine Propheten (die Seher des alten Testaments)

einen künftigen Erretter verkünden. Als die Zeit erfüllt war, schuf er einen psychischen Christus, eingehüllt in einen Körper seelischer Art, der durch wundervolle Kunst so zubereitet wurde, daß er betastet und gesehen werden und auch leiden konnte. Hylisches (gewöhnliches Fleisch) durfte nämlich der Christus des Demiurgs nicht an sich haben, weil dieser Stoff nicht fähig der Erlösung ist. Dagegen besaß er, wie die andern pneumatischen Menschen, ursprünglich den Lichtkeim, die Erbschaft der Achamoth. In solcher Gestalt ging der Christ des Demiurg, d. h. Jesus, durch den Leib der Maria, wie Wasser durch einen Kanal, hindurch, ward geboren, verlebte seine Kindheit, trat in Judäa als Messias auf. Als er aber zur Taufe kam, da stieg jener Soter, derselbe, der im Pleroma von allen Aeonen zusammen ausströmte, in Gestalt einer Taube auf ihn nieder, und vereinigte sich mit Jesu für kurze Zeit zu einer Person. Und nun begann der Soter-Christus die Menschen durch seine Lehre zu erlösen, bis zu der Periode, wo Leiden über ihn verhängt werden sollte. Denn da alles Pneumatische seiner Natur nach unsichtbar und unantastbar, und folglich auch unfähig zu leiden ist, so trennte sich der Soter von Jesus von dem Augenblicke an, wo Lezterer vor Pilatus geführt wurde, und kehrte in das Pleroma, seine Heimath, zurück. Daher ward nur der psychische Christus gegeißelt und gekreuzigt, mit ihm jedoch, durch besondere göttliche Anordnung, auch der pneumatische Lichtkeim, der von der Achamoth her in ihm wohnte. Gott ließ nämlich dieß zu, damit an Christo die Leiden nachgebildet würden, welche einst die obere Sophia, als sie aus ihrer Sphäre sprang, erdulden mußte. Wie diese Leiden zur Befestigung des Pleroma und zur Herstellung der getrübten Ruhe geführt hatten, so auch jezt; zugleich sollte an dem Beispiele des Christs der Welt kund werden, daß das Ziel der Weltentwicklung nahe sey. Vollendet ist dieselbe, sobald alle geistigen Keime zur Reife gekommen sind. Dann geht Mutter Achamoth aus dem Orte der Mitte, in welchen sie seit ihrer Abtrennung von der obern Sophia eingekerkert war, in das Pleroma ein, und erhält als ihren Bräutigam den aus der gesammten Aeonenwelt gebornen Soter, also daß von Nun an beide eine Syzygie bilden. Darauf beziehen sich die evangelischen Gleichnisse vom Bräutigam und der Braut; das Pleroma selbst ist das Brautgemach. Auch die pneumatischen Menschen steigen dann, nachdem sie ihre Seelen abgelegt haben und zu reinen Geistern

geworden sind, in das Pleroma auf und werden als Bräute den Engeln zugesellt, die den Thron des Soter (himmlischen Erlösers) umgeben. Der Demiurg rückt an die Stelle seiner Mutter Achamoth ein, an den Ort der Mitte, welcher zugleich der Ruheplatz für die psychischen Gerechten ist; denn nichts Psychisches darf in das Pleroma treten. Wenn dieß Alles geschehen, wird das in der untern Welt verborgene Feuer hervorbrechen, Alles Endliche vernichten, und zulezt sich selbst verzehren. Nur die unsichtbare obere Welt, das Pleroma, und ihr Abbild, der Ruheort des gereinigten Psychischen, dauert ewig fort. — Dieß ein kurzer Ueberblick der Lehre Valentin's. Ihr sinnreiches Gedankenspiel haben mehrere Schüler, unter denen Herakleon, Ptolemäus, Markus die bedeutendsten waren, auf verschiedene Weise weiter ausgesponnen. Die Beschränktheit des uns zugemessenen Raums erlaubt uns nicht, auf diese abgeleiteten Formen weiter einzugehen. Eigenthümlich dagegen, obgleich mit der Valentinischen verwandt, ist die Lehre der Ophiten.

b) Die Ophiten.

Der Weltschöpfer (Demiurg) oder der Gott des alten Testaments wird von Valentin als ein zwar beschränktes, doch aber gutes Wesen dargestellt, eine tiefere Stufe wiesen ihm die Ophiten (Schlangenbrüder) an, eine judenchristliche Sekte in Aegypten, welche, wie es scheint, älter als Valentin, sich in zwei Hauptzweige, Sethiten und Cainiten, theilte. Das Grundwesen der Dinge, der Bythus, spaltete sich im Anfange in zwei Kräfte, den Urmenschen männlichen Geschlechts, welcher der Vater, und den heiligen Geist, weiblicher Art, welcher die Mutter alles Lebens ist. Angezogen von gegenseitiger Sehnsucht umarmten sie sich, und aus dieser Ehe entstand der Sohn oder Christus *) als vollkommene männliche Frucht,

*) Das System der Ophiten wird gewöhnlich so dargestellt, als wenn aus dem Bythus zuerst der Urmensch, aus diesem der Sohn, dann erst aus letzterem die Mutter oder der heil. Geist ausgeflossen wäre. Beide männliche Kräfte, der Urmensch und der Sohn, hätten dann mit dem Weibe oder dem heil. Geiste den Christus gezeugt. Diese Darstellung kann nicht richtig seyn, wie schon der Name Sohn beweist, der darauf hindeutet, daß dieser nicht blos einen Vater, sondern auch eine Mutter am heil. Geist haben müsse. Der Irrthum entstand daraus, weil von den Ophiten der Bythos selbst oft als der mannweibliche Urmensch dargestellt wird, der sofort in den Mann und das Weib sich spaltete.

aber auch eine unreife weibliche, die Sophia Achamoth, oder προύνεικος genannt, keine vollkommene Lichtnatur, sondern ein überfließender Thau des Urlichts, ein unvollendeter Keim des göttlichen Lebens. Sie konnte daher nicht im Pleroma bleiben, wo nur die drei, oder wenn man den Bythus eigens zählt, die vier oberen Gewalten thronen und die himmlische Kirche bilden, sondern sie stürzte hinab in das Chaos, um eine eigene Welt für sich zu schaffen. Das Chaos aber bestand uranfänglich aus der todten Materie, dem unentwickelten Samen der vier Elemente, der von jeher als Gegensatz der Mutter alles Lebens, oder des heiligen Geistes, ausgeschieden war. Hinabgestürzt in das Chaos, brachte die Achamoth jene träge Masse in Bewegung, hatte zuerst ihre Lust daran, auf den Wassern herumzuschwimmen, auf deren Oberfläche ihre himmlische Natur sie erhielt. Weil aber alles Materielle von ihrer Kraft angesogen sich um sie sammelte, verlor sie, gelähmt durch die fremde Last, das Bewußtseyn ihrer höhern Abkunft und des verwandten Lichtreichs, und bildete sich ein, unabhängig und die höchste Macht zu seyn. In diesem verdunkelten Zustand sich selbst vergötternden Hochmuths zeugte sie den Weltschöpfer, welchen die Ophiten nicht Demiurg, wie die Valentinianer, sondern Jaldaboth (יַלְדָּא בָהוּת Sohn des Chaos) nannten.

Endlich erwacht jedoch ein dunkles Gefühl ihres Falles in ihr, sie wird sich ihrer Schwäche bewußt und sucht wieder nach dem verlornen Lichtreiche aufzustreben, aber die Materie hindert sie daran, nur soviel gelingt ihr, daß sie sich in die Mitte zwischen beiden Welten erheben kann, wo sie aus den feineren Stoffen des Chaos den Aether oder Himmel bildet. Auf Jaldaboth, ihren Sohn, war zwar ein Funke des göttlichen Lichts, das in seiner Mutter wohnt, aber auch der ganze Hochmuth übergegangen, der die Achamoth in dem unseligen Zustande seiner Zeugung befallen hatte. Obgleich er daher wohl wußte, daß höhere Gewalten über ihm stehen, will er für den alleinigen Gott der Erde und des Himmels gehalten seyn, und auch seine Mutter verdrängen; zu diesem Zwecke zeugte er, damit er sein eigenes Reich habe, der Reihe nach sechs Engel: Jao, Sabaoth, Adonai, Elohim, Horaios und Astaphäus genannt. Diese sechs, von denen jeder seinem eigenen Himmel vorsteht, machen mit Jaldaboth eine mystische Siebenzahl aus, entsprechend den sieben Planeten; über ihnen sollte als Ogdoas (Achtzahl) die Mutter

Achamoth thronen. Nachdem Jaldaboth auf diese Weise die sechs Geister geschaffen, rief er voll Herrschsucht aus: „ich bin der Vater und Gott, über mir ist Niemand“. Da ließ seine Mutter, die es hörte, um den Prahler zu beschämen, die Worte vernehmen: „lüge nicht, Jaldaboth! über dir ist der Vater von Allem, der Urmensch, und der Menschensohn.“ Dieser Ruf und der nie vernommene Name Mensch sezte die Engel in Erstaunen, sie fragten, was dieß bedeute? Um zu verhindern, daß seine Engel nicht wirklich glauben möchten, eine höhere Gewalt stehe über ihm, und um zugleich die Behauptung der erhabenen Würde des Menschen Lüge zu strafen, beschloß Jaldaboth, einen Menschen, der ihm unterthan wäre, hervorzubringen. Er sprach daher zu seinen Engeln die Worte (Genes. I. 18.) „kommt, laßt uns einen Menschen machen, nach unserem Bilde.“ Damit arbeitete er aber nur der Sophia in die Hände, welche mittelst des Menschen ihrem ungerathenen Sohne den himmlischen Lichtfunken, der in ihm war, zu entziehen sich vornahm. Sie erweckte in den Engeln Jaldaboths die Idee des Menschen, worauf dieselben zusammentraten und einen Menschen von unermeßlicher Länge und Breite schufen. Aber die plumpe Masse konnte sich nicht aufrichten, sondern bloß auf der Erde einherkriechen, wie ein Wurm. In dieser Gestalt brachten sie ihn zu Jaldaboth, daß er ihn beseele. Und nun wußte es Achamoth so einzurichten, daß Jaldaboth, mit dem Hauche, den er in Adams Lippen blies, dem neuen Menschen seinen eigenen himmlischen Lichtkeim vollständig mittheilte. Adam hatte nun göttliche Vernunft in sich, sprang auf, erhob sich in seinen Gedanken über die sieben Himmelskreise, erkannte und pries den über Jaldaboth erhabenen Vater, ohne sich um den Weltschöpfer zu bekümmern. Statt eines niedern Geschöpfs, das nach Jaldaboths Plane sein unterthäniger Knecht sein sollte, stand in Adam ein Abbild des himmlischen Menschen da, und Jaldaboth war völlig betrogen. Von nun an schlagen die zwei abweichenden Partheien der ophitischen Sekte, die Sethianer und Cainiten, eine verschiedene Richtung ein. Jene lehren: aufs Heftigste erbost über den Trug, der ihm gespielt war, habe Jaldaboth in die Hefe der Materie hinabgeblickt, und indem seine Leidenschaft dort Unten sich zu einer Gestalt verkörperte, sey daraus ein Wesen voll Haß und Neid, der Schlangengeist Satan entstanden, der selbst wieder aus sich, entsprechend der Hebdomas des Jaldaboth, sechs böse Geister gebar. Jaldaboth versuchte sofort

alles Mögliche, um dem ersten Menschen den göttlichen Funken zu entziehen. Zu diesem Zwecke bildete er aus der Vernunft Adams das erste Weib, die Eva, damit jener, seiner bessern Kraft beraubt, dem Weltschöpfer unterthan bleibe. Entzückt über die Schönheit des Weibs, trieben die Engel Jaldaboths Ehebruch mit ihr, und zeugten Söhne, die, wie sie, Engel waren. Jaldaboth billigte die Ausschweifungen seiner Engel, in der Erwartung, daß aus Eva der Lichtkeim auf das Geschlecht ihrer mit den Geistern gezeugten Söhne übergehen, und so wieder in die Gewalt des Weltschöpfers kommen werde. Aber auch diese seine Hoffnung ward durch die Sophia vereitelt, indem sie der Eva die höhere Kraft, welche sie von Adam erhalten, heimlich entzog und in dem Baume der Erkenntniß verbarg. Jezt verbot Jaldaboth dem ersten Paare aufs Strengste, von diesem zu essen. Abermal trat ihm jedoch die Achamoth entgegen. Besorgt für ihr Wohl reizte sie den ersten Menschen, das Gebot Jaldaboths zu übertreten, indem sie sich der Vermittlung des Schlangengeistes bediente, der aus der Leidenschaft Jaldaboths entstanden war. Eva schenkte der Stimme des aus der Schlange sprechenden Geistes, welche sie für die des Sohn's Gottes hielt, Gehör und überredete auch Adam, von der verbotenen Frucht zu essen. Kaum war dieß geschehen, als beide den Allvater von Neuem erkannten und sich abermal vom Weltschöpfer lossagten. Nun erreichte die Wuth Jaldaboths ihren höchsten Grad, er spricht den Fluch über das erste Paar aus, verstößt Adam und Eva, die seitdem in höhern Regionen angethan mit ätherischen Körpern gewohnt, auf die Erde herab, und schließt sie in finstere Leiber ein. Noch schlimmeres Schicksal bereitet er wegen seines Ungehorsams dem Schlangengeist, der mit seinen Söhnen in die tiefsten Tiefen (die Hölle) wandern muß. Aber auch so erreichte Jaldaboth seinen Zweck nicht, denn schon vor dem Ausbruche seiner Wuth hatte Sophia den Lichtsamen wieder an sich gezogen, damit derselbe von der Schmach der Mißhandlung nicht mitbetroffen werde. Die ersten Menschen waren nun in eine fremde ungewohnte Natur versezt, mit einem Körper umschlossen, der die Seele niederdrückte und Bedürfnissen unterworfen, die ohne Mühe und Klugheit nicht befriedigt werden konnten. Ihre Seele, matt und schwach, weil des obern Lichts beraubt, vermochte nicht, die neuen Verhältnisse zu bemeistern; da erbarmte sich Achamoth ihrer wieder, gab ihnen den himmlischen Funken zurück. Und nun erkennen sie ihre Blöße,

fühlen zwar das Traurige ihrer Lage, aber auch das Bewußtseyn erwacht in ihnen wieder, daß wenn auch ihr Leib dem Tode verfallen sey, doch ihre Seele einer schönen Zukunft, einem bessern Daseyn in einer andern Welt entgegengehe. Ueberdieß finden sie, gelehrt von der Achamoth, Mittel, die Bedürfnisse ihres Körpers zu befriedigen.

Die Geschichte des ersten Paares stellt im Kleinen das Bild der Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts dar. Fortwährend sind die Bemühungen Jaldaboths darauf gerichtet, die Nachkommenschaft Adams seiner Herrschaft unterthänig zu erhalten. Noch Schlimmeres führen der Schlangengott und seine Geister im Sinne, denn da er nie vergessen kann, daß er um Adams Willen von seinem Vater Jaldaboth verstoßen ward, ist er von Haß gegen die Menschen erfüllt, sucht sie in die Hefe der Materie, aus der er stammt, herabzuziehen, facht allerlei böse Begierden und Laster, namentlich die Lust am Götzendienste, in ihrem Innern an. Aber ihnen beiden entgegen wirkt Achamoth zum wahren Besten der Menschen. Das Geschlecht der Guten und Geistigen stirbt durch ihre Bestrebungen nie aus, an der Stelle Adams erweckt sie den frommen Seth, ihren theuersten Liebling. Und weiter als Jaldaboth über unser Geschlecht zur Strafe des Götzendienstes die Sündfluth verhängt hatte, rettete sie Noah und seine Kinder, deren dem Lichtsamen verwandter Stamm die Erde wieder mit guten Menschen bevölkerte, obgleich die Bosheit des Schlangengeists auch einen Bösen in der Person Chams unter die Erwählten der Achamoth hineinzuspielen wußte. Von den Nachkommen Noahs wählte Jaldaboth sich Einen aus, den Abraham, und schloß mit ihm einen Bund, indem er versprach, seinem Samen das Land Canaan zum Erbtheil zu geben, so fern nämlich die Erkornen ihm beständig dienen würden. Unter Jaldaboths Schutze befreite Moses das erwählte Volk aus Aegypten, handelten auch die spätern Propheten, Mosis Nachfolger. Doch gehörten diese nicht ausschließlich Jaldaboth an, sondern sie wurden zwischen ihm und seinen sechs Engeln vertheilt: Jaldaboth erhielt als sein Eigenthum Moses, Josua, Amos, Habakuk; dem Jao fiel zu Samuel, Nathan, Jonas und Micha; dem Sabaoth Elias, Joel und Zacharia; dem Adonai Esaias, Ezechiel, Jeremias und Daniel; dem Elohim Tobias, Haggai, Obadja; dem Horaios Hoseas, Nahum, Maleachi;

dem Astaphai Esras und Sophonias *). Jeglicher der Propheten sollte als Herold seinen Schutzherrn verherrlichen, was sie wirklich thaten. Aber auch die Achamoth sprach durch ihren Mund Vieles vom Urmenschen, dem ewigen Aeon, vom himmlischen Christus und von seiner Erscheinung auf Erden. Jaldaboth und seine Geister erstaunten über diese Aussprüche der Propheten, von denen sie nichts verstanden, und wurden mit Furcht erfüllt. Gleichwohl benüzte die Sophia sie und ihren Vorsteher Jaldaboth, ohne daß diese etwas darum wußten, zur Vorbereitung der Herabkunft Christi.

Leztere wird von den Ophiten auf eine ähnliche Art, wie von Valentin, eingeleitet: Als nämlich Achamoth, in der Mitte zwischen der Sinnenwelt und dem Lichtreiche schwebend, ihren Zustand in der Länge unerträglich fand, rief sie ihre Mutter, die obere Sophia (oder den heiligen Geist) um Hülfe an. Diese erbarmte sich der gefallenen Tochter und bat den Höchsten, ihr den Sohn oder den himmlischen Christus zuzusenden. Die Bitte ward vom Höchsten bewilligt. Herabstieg nun der obere Christus durch die sieben Himmel, welche zwischen dem Pleroma und der Sinnenwelt liegen, auf eigenthümliche Weise, indem er nämlich in den niederern Himmeln sein Wesen verbarg und die Gestalt der dort wohnenden Geister annahm, so daß diese, getäuscht durch die ihnen gleiche Erscheinung, nichts vom Herabkommen eines oberen Gottes merkten **). Herabgefahren durch die Himmel verband er sich zuerst mit seiner Schwester, der Achamoth, doch nicht auf schwesterliche Weise, sondern mit brünstiger Liebe, wie Braut und Bräutigam. Beide zusammen gingen dann auf einen Menschen über, der durch Achamoths Vorkehrungen bereit da stand, sich mit den himmlischen Ankömmlingen auf wunderbare Weise zu verbinden. Durch ihre Eingebungen hatte nämlich Jaldaboth, ohne zu wissen, daß er für einen Höhern wirke, sondern im Wahne für eigene Zwecke zu handeln, die Erscheinung des Gottmenschen auf Erden zugerüstet. Gerade um jene Zeit war von ihm die Erwartung

---

*) Es ist klar, daß sämmtliche kleine Propheten unter die Engel Jaldaboths vertheilt werden müssen. Irenäus I. 30, 11 läßt einige aus und zählt Micha doppelt. Ich habe diesen Fehler nach dem Sinne verbessert.

**) Die Ophiten schloßen sich hierin an die Darstellung des apokryphischen ἀναβατικὸν Ἡσαΐου an, das bei ihnen in hohen Ehren stand.

eines Erretters, wie er ihn sich dachte, nämlich eines weltlichen Herrschers, unter den Juden aufs Höchste gesteigert und außerdem Johannes der Täufer erweckt worden, um die Ankunft des Verheißenen zu verkünden und die Juden zur Buße zu ermahnen. Auch dieß hatte Jaldaboth bewirkt, daß auf wunderbare Weise von einer Jungfrau Jesus geboren ward, den Jener zu seinem Messias erkoren, dieweil Jesus weiser und gerechter war, als alle andern Menschen. Auf den Erkornen Jaldaboths stiegen nun Christus und Achamoth in dem Augenblick herab, als Jesus von Johannes getauft wurde. Alsbald nach der Vereinigung konnte Jesus Wunder verrichten, zugleich aber auch erkannte er den höchsten Gott, und verkündigte Ihn und nicht Jaldaboth vor den Menschen. Abermal von den himmlischen Mächten betrogen, ruhte Jaldaboth nicht eher, bis er Jesum seinen Feinden in die Hände gespielt und ans Kreuz gebracht hatte. Aber noch vor der Kreuzigung trennten sich die Sophia und Christus von dem Messias und stiegen ins Lichtreich empor, vergaßen jedoch des Leidenden nicht, sondern sandten ihm eine belebende Kraft zu Hülfe, die ihn aus dem Grabe erweckte. Den grobmateriellen Körper ließ der Auferstandene in der Erde zurück, nur das Pneumatische und Psychische behielt er. Daher ward er auch Anfangs von den Jüngern nicht erkannt, und fälschlich glaubten diese nachher, ihn in seinem irdischen Leibe gesehen zu haben. Nach der Auferstehung blieb Jesus noch achtzehn Monate auf Erden, erhielt durch Eingebung der Sophia klare Erkenntniß der höhern Wahrheit, welche er jedoch nur wenigen seiner Jünger mittheilen konnte, weil die übrigen nicht geistig genug für solche Mysterien waren. Daß mit Jesu die himmlische Natur nur nach der Taufe und vor der Kreuzigung verbunden gewesen, bewies die Sekte daraus, weil weder vor der Taufe noch nach der Auferstehung Wunder von ihm erzählt würden. Die Apostel freilich, meinten sie, hätten die wahre Ursache dieses Geheimnisses nicht erkannt. Nach Verfluß der achtzehn Monate ward Jesus in das Pleroma erhoben; seitdem thront der himmlische Christus zur Rechten Jaldaboths, aber unbemerkt von diesem, und seine ganze Thätigkeit ist darauf gerichtet, alle Lichtseelen, die auf Erden wohnen und durch Jesu Lehre erweckt wurden, an sich zu ziehen. Je mehr ihm dieß gelingt, desto ärmer und schwächer wird Jaldaboth, welchem zulezt kein pneumatischer Funke übrig bleibt. Sobald die Vereinigung aller Keime des Lichts mit

dem himmlischen Christus vollendet ist, dann erfolgt das Weltende, ganz wie nach der Lehre Valentin's.

Die eben geschilderte Abtheilung der Ophiten sah in Jaldaboth zwar ein sehr beschränktes, einfältiges und eigennütziges, aber doch kein böses Wesen, vielmehr erscheint nach ihrer Darstellung der von Jaldaboth sorgfältig unterschiedene Schlangengeist als Ursache des Bösen in der Welt. Eine andere Parthei dieser Sekte, die Cainiten, gingen jedoch weiter. Sie erklärten Jaldaboth für den bösen Gott, folglich mußte die Schlange in ihrer Lehre eine ganz andere Bedeutung bekommen. Sie ist das reine Abbild der Achamoth, von ihr stammt alles Wissen her. Jaldaboth wollte den Menschen alle Erkenntniß der obern Welt und des Vaters entziehen, damit sie ihm allein dienen möchten. Aber die Schlange überredete, um die Menschheit zu retten, die beiden Stammeltern, daß sie von dem Baume aßen, und theilte ihnen dann Kenntniß der obern Mysterien mit. Von dem erzürnten Jaldaboth ward die Schlange dafür aus dem Himmel herabgeschleudert, weßhalb die Cainiten sie einen vom Himmel stammenden König nannten. Sie erwiesen derselben sogar, laut dem Berichte des Epiphanius, göttliche Ehre. Eine wirkliche Schlange ward von ihnen in einem Käfig aufbewahrt, zur Zeit ihrer Mysterien legten sie Brode auf den Tisch, öffneten das Käfig und luden die Schlange ein, von dem Vorgesetzten zu genießen. Wenn sie nun auf den Tisch kroch, und die Brode umwand, galt dieß als vollkommenes Opfer, und ward Eucharistie genannt. Die Brode, welche die Schlange umwunden, brachen und vertheilten sie unter sich; Einige küßten sogar die Schlange. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Cainiten dieses Thier zugleich als Ausfluß der Allseele betrachteten, die in jedes endliche Geschöpf eingegangen, besonders in den Menschen, weßhalb das vielgekrümmte Eingeweide desselben ein Bild der Schlange darstelle, aber auch, obgleich in geringerem Grade, in die Thiere und Pflanzen niederer Art. Jene Ophiten aßen daher Fleisch und Gartengewächse ohne Unterschied, indem sie laut einer von Epiphanius aufbewahrten Stelle *) sprachen: „wir erweisen den Geschöpfen eine Wohlthat, wenn wir sie zu unserer Nahrung brauchen, denn wir befreien dadurch die in ihnen gebundenen Lichtkeime, ziehen sie in uns hinein, und führen sie in unser eigenes Wesen

*) Haer. 26, cap. 9.

verschmolzen, zur allgemeinen Lichtseele zurück.“ Epiphanius führt einen andern Satz aus einer Ophitischen Schrift an, welcher noch stärker den Pantheismus der Sekte beurkundet. Die Sophia spricht nemlich zum Menschen: „ich bin Du und Du bist Ich, wo Du bist, bin auch Ich, in Allem bin Ich zerstreut. Woher Du nur willst, kannst Du mich einsammeln, und indem Du mich einsammelst, sammelst Du Dich selbst ein.“

Nachdem Jaldaboth oder der Gott des Judenthums zu einem bösen Wesen gemacht worden war, mußte sich eine ganz andere Ansicht von den Büchern des alten Testaments ergeben. Bei folgerichtiger Durchführung dieser Ansicht konnten die Lieblinge Jehovahs nur als schlechte, seine Feinde nur als gute Menschen betrachtet werden. Mit großer Kühnheit haben die Cainiten diesen Schluß gezogen. „Alle die, welche der Judengott verfolgte,“ sagten sie, „Kain, Cham, die Sodomiter, Korah u. s. w. waren Menschen von dem höhern Geschlechte der Sophia Achamoth und der Schlange, dessen Bestreben darauf gerichtet seyn muß, sich den beschränkten Gesetzen und Anmaßungen Jaldaboths zu widersetzen. Alle, die er liebt, wie Abel, Noah u. s. w. waren Schwächlinge, die seiner Herrschsucht blindlings fröhnten, und daher mit Recht von den Starken, wie Abel von Kain, ausgerottet wurden.“ Dieselbe Ansicht trug die Sekte auch auf das neue Testament über: „Christus, lehrten sie, ist gekommen, um das Fleisch und die Welt Jaldaboths zu vernichten, welcher Zweck bloß durch den Tod des Erlösers vollkommen erreicht werden konnte. Die übrigen Jünger sahen Dieß nicht ein, nur ein Einziger durchschaute das große Geheimniß, Judas Ischariot; weil er erkannte, daß Jesu Kreuzigung dem Reiche Jaldaboths den Untergang bereite, und deßhalb von seinen Geistern, den Fürsten dieser Welt, ängstlich befürchtet werde, verrieth er ihn an seine Feinde, brachte ihn an's Holz, und beförderte dadurch die Erlösung.“ Die ganze christliche Lehre wurde auf diese Weise umgekehrt, was den Glaubigen ein Greuel war, zur Tugend, was ihnen Tugend war, zum Greuel umgeschaffen, und die wilden Schwärmer setzten ihren Einfällen die Krone auf durch den Grundsatz, daß es die erste Pflicht der Eingeweihten sey, die Werke der Gebärmutter (τὰ ἔργα τῆς ὑστέρας, so nannten sie Jaldaboth als den Vater alles Vergänglichen, Fleischlichen) und somit jede Satzung und Anordnung des alten Bundes zu verhöhnen, was zu den schänd-

lichsten Ausschweifungen führte. Allem Anschein nach hießen Anfangs nur die Cainiten Schlangenbrüder (Ophiten), erst Haß der Katholiken scheint den Namen später auch auf die Sethianer ausgedehnt zu haben. Die Cainiten erhielten sich übrigens von allen gnostischen Schulen am Längsten. Noch um's Jahr 530 erließ Kaiser Justinian Gesetze wider sie. Merkwürdiger ist, daß einzelne Lehren der Ophiten wie der Valentinianer bis tief in's Mittelalter herunter unter jüdischen Partheien fortgepflanzt wurden, und im Jahre 1300 in dem berühmten Hauptwerke jüdischer Mystik, dem Buche Sohar *) einen beredten Vertheidiger fanden. Es ist dieß ein letzter Beweis, daß sie ursprünglich aus dem Judenthum stammen.

Jüdisch-persische Form der Gnosis. Die syrischen Gnostiker.

Unter dem Einflusse der Zoroastrischen Religion hatte sich in einem großen Theile des vordern Asiens die Lehre von zwei Grundkräften der Welt, einer guten und einer bösen, und von ihrem uranfänglichen Gegensatze verbreitet, und lange vor Entstehung der christlichen Kirche war das Judenthum von dieser Lehre vielfach berührt worden. Auch auf die Gnosis des zweiten Jahrhunderts wirkte sie mächtig ein. Als Uebergang von der hellenisch-jüdischen Form zu dieser andern, kann man das System des Basilides betrachten, der auch seiner Geburt nach das syrische und ägyptische Judenthum vermittelte. Nach Epiphanius war er ein geborner Syrer, siedelte sich aber in der Folge nach Alexandria in Aegypten über, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte. Seine Zeit dürfte in die Jahre 125—40 fallen. Ein Sohn dieses merkwürdigen Mannes, Isidor, pflanzte die Lehre seines Vaters fort, hat aber vielleicht mehrere Sätze derselben geändert. Bestimmt ist dieß durch spätere Schüler geschehen, welcher Umstand eine genaue Kenntniß der ursprünglichen Ansichten des Basilides erschwert, denn mehrere Väter schreiben gewisse Lehren, die nicht dem Stifter, sondern seinen späteren Anhängern zugehören, Jenem zu. Unter andern auch Irenäus. Nur Clemens von Alexandrien, der die ächten Schriften des Basilides vor sich hatte, und aus denselben einige, wiewohl

*) Ganz wie die Ophiten läßt der Sohar das Urwesen Ensoph zuerst in den Adam Kadmon und die Mutter sich spalten; diese beiden zeugen dann den Sohn und bilden zusammen die obere Kirche, das Vorbild der untern.

nicht bedeutende Auszüge mittheilt, darf als sicherer Zeuge des Systems betrachtet werden. *)

c) Basilides und seine Schule.

Zuerst bestanden zwei anfangslose Kräfte des Bösen und Guten, des Lichts und der Finsterniß, des Geistes und der formlosen Materie, die aus sich ihr Daseyn hatten, während alles Endliche aus ihnen abgeleitet ist. An der Spitze des Lichtreichs thront der namenlose Gott: θεὸς ἄῤῥητος, ἀνωνόμαστος, ἀκατονόμαστος. Dieses Urwesen, das alle Vollkommenheiten in sich verschlossen trug, wollte seinen innern Reichthum entfalten, daher traten aus ihm sieben Aeonen hervor: der Geist oder Erstgeborne (νοῦς), die Vernunft (λόγος), der Verstand (φρόνησις), die Weisheit (σοφία), die Kraft (δύναμις), die Gerechtigkeit (δικαιοσύνη), der Friede (εἰρήνη), welche mit dem Urgrund zusammen die oberste hochheilige Achtzahl bilden. Die erste Ordnung der Sieben zeugte eine zweite, diese eine dritte, und sofort bis zu 365 Geisterreichen, deren Innbegriff Abraxas ἀβραξὰς genannt wird. Alle diese Ordnungen sind ihrem Wesen nach gut, wiewohl die jüngeren, jemehr sie sich von dem Urgrunde entfernen, das ursprüngliche Licht um so schwächer wiederstrahlen. Das lezte und deßhalb unvollkommenste Geisterreich besteht aus dem Archon **) und seinen 6 Engeln, welche zugleich Schöpfer der sichtbaren Welt aus folgender Veranlassung wurden. Als der Himmel in den 365 Aeonen sich entfaltete, und dadurch dem Reiche der Finsterniß nahe kam, drangen einzelne Lichter in lezteres herüber. Da erwachte in den dunkeln Mächten desselben eine glühende Begierde nach dem, was sie für viel besser erkannten, als ihre eigene armselige Natur. Gierig sogen sie von den ausstrahlenden Funken des Himmels an sich, was sie zu erreichen vermochten. Daraus entstand eine ungehörige Vermischung von Kräften, die sich ihrem Wesen nach fremd sind, ein τάραχος καὶ σύγχυσις ἀρχική, wie Basilides ***) sagt. Um die von dem Reiche der

*) Eine wichtige Beweisstelle findet sich noch in den actis disputationis Archelai, abgedruckt in der Ausgabe des Hippolytus, welche Fabricius besorgt hat.

**) Dem Demiurg Valentin's und dem Jaldaboth der Ophiten.

***) In einem Bruchstück bei Clemens von Alexandrien. Strom. II, S. 408.

Finsterniß oder der Materie verschlungenen Lichtkeime wieder in gehöriger Ordnung zu befreien, wurde daher die Erschaffung der Sinnenwelt nöthig, deren leztes Ziel Absonderung des Lebendigen vom Tode (διάκρισις), Rückkehr alles dem Licht Verwandten in seine Heimath (ἀποκατάστασις), und endliche Vernichtung der blinden Natur und ihrer grobstoffigen Schlacken ist. Die Vermischung des Guten und Bösen soll somit zum gänzlichen Sieg des allein ewigdauernden Lichtreiches führen. Zu diesem Zwecke erhält der Archon sammt seinen Engeln den Auftrag, die Lichtfunken, welche von der gespenstischen und dunkeln Materie eingesogen waren, in eine ordentliche Gestalt zu fassen, d. h., die untere Welt zu schaffen. Der Archon handelt jedoch als Schöpfer nicht unabhängig, noch selbstständig, sondern er vollzieht bloß die Ideen des obersten Gottes, obgleich er ihren vollen Umfang und die wahre Absicht des Höchsten nicht begreift; denn er ist nur ein Werkzeug desselben, und die Gesetze, nach denen alles Leben sich bilden soll, sind den Naturen gleich bei ihrer Entstehung eingepflanzt, sie werden vom Archon bloß in Wirksamkeit gesezt. Basilides betrachtete daher die Welt keineswegs als ein dem höchsten Gott entfremdetes Wesen, sondern als eine Selbstoffenbarung desselben.

Die Seelenwanderung ist nun, nach Basilides Lehre, das große Mittel, durch welches der Zweck der Welt erreicht werden soll. Die von der Materie umschlossenen, vom Schöpfer mit einer festen Gestalt begabten Lichtkeime, oder die Seelen, sind seit Erschaffung des Alls in beständiger Wanderung begriffen. Um sich von dem fremden Stoffe zu reinigen, durchlaufen sie fortschreitend alle Formen des Lebens von der niedrigsten Stufe an, wo der ätherische Funke ganz der Gewalt der Finsterniß oder der Materie zu unterliegen scheint, und daher nicht zum Selbstbewußtseyn gelangen kann, im Stein- und Pflanzen-Reich, durch die Geschlechter der Thiere hindurch zu den verschiedenen Classen und Zuständen menschlichen Daseyns. Vom Aufenthalte der Seele in Thierkörpern erklärte z. B. Basilides die Worte im Römerbrief VII, 9. wo Paulus sagt: „ich lebte einst ohne Gesetz.“ „Ehe ich nämlich in meinen jetzigen Leib kam,“ dieß sey die Meinung des Apostels, „lebte ich in Gestalt eines Körpers, der keinem Gesetze unterworfen war, eines vierfüßigen Thieres oder Vogels.“ Die Läuterung der Seelen leiten unter Obhut des Archon verschiedene Engel, die theils ganzen Völkern,

theils einzelnen Menschen vorgesetzt sind, die Seelen auf ihren verschiedenen Einkörperungen begleiten, ihnen in ihren Kämpfen beistehen, und sie zum Lichte zu erheben suchen, weßhalb sie ἄγγελοι φωταγωγοὶ genannt werden. Wohl bedarf die Seele auf ihren Wanderungen solcher Hülfe, denn in jedem ihrer verschiedenen Zustände drängt sich immer von Neuem fremder Stoff an den ursprünglichen Lichtkeim (die ψυχὴ λογικὴ) an. Basilides spricht daher von Anhängseln (προσαρτήματα) oder auch von zugewachsenen thierischen Seelenstoffen (ψυχὴ προσφυὴς), sofern aus der umgebenden irdischen Natur gewisse unreine Mächte in die Seele eindringen, mit welchen sich noch andere thierische Geister verbinden, als von Wölfen, Affen, Löwen, Böcken, deren Eigenschaften als Bilder die Seele umgaukeln, wodurch unsere Begierden der Natur dieser Thiere ähnlich gemacht werden.*) Der Lichtkeim im Menschen bedarf daher immerwährender Anstrengung, und eines rastlosen Kampfes, um diesen Feinden nicht zu unterliegen.

Basilides benuzte ferner die Lehre von der Seelenwanderung auf eine geschickte Weise zur Rechtfertigung des Höchsten wegen der schlimmen Schicksale, die oft anscheinend oder wirklich guten Menschen hier Unten zustoßen. Die glücklichen oder unglücklichen Verhältnisse des einzelnen Menschen in diesem Leben, sind Folgen seines Verhaltens in einem früheren und des geistigen Zustandes, in welchem er die Zeitlichkeit betreten hat, denn es wäre der göttlichen Gerechtigkeit durchaus zuwider, daß irgend ein Wesen unverdient leiden sollte; jedes Leiden ist vielmehr Strafe, entweder für früher begangene Sünden, oder doch für ein im Menschen der Kraft nach vorhandenes, wenn auch noch nicht zur Wirksamkeit gekommenes Böse. Darum mag ein Mann, der hier Unten einen möglichst frommen Wandel führt, dennoch die Schuld eines früheren Daseyns abbüßen, er wird aber auch die Früchte seiner jetzigen Tugend in dem Leben einärnten, das auf das gegenwärtige folgt. Die Stelle im 2ten Buch Mosis, XX, 3. von der Vergeltung bis in's dritte und vierte Geschlecht, bezog Basilides auf diesen Wechsel der Seelen. Die Leiden und Kämpfe der Lichtkeime hier Unten sind nicht unmittelbare Wirkungen des höchsten Gottes, der nur Gutes verleiht, sondern sie ergeben sich von selbst aus der

*) Siehe Clemens von Alexandrien. Strom. II, C. 20.

Einkerkerung der Seelen in diese fremdartige Welt, aus der sie sich herausarbeiten sollen, auch kann das Böse nie vollkommene Gewalt über die Lichtsaat erringen, sondern es gleicht dem Roste, der sich an das Eisen ansezt, ohne es zu zerstören, und alle schlimmen Schicksale dienen nur dazu, die Seele zu läutern.

Dennoch konnte ohne außerordentliche Mittel, die der Höchste anwenden mußte, der Zweck des Weltlaufs, die Wiederbringung der Seelen in das Lichtreich, nicht erreicht werden. Der Archon, auf der niedrigsten Stufe der Geisterwelt stehend, wußte nichts von jenem erhabenen Ziele, er wähnte über Seelen zu herrschen, die ihm auf immer unterthan seyn sollten. Die Lichtkeime selbst blieben in der Gewalt seiner Geseze, sie mochten zwar durch die Seelenwanderung auf eine höhere Stufe irdischer Ordnungen emporstreben, aber keineswegs konnten sie über die ehernen Bande des Weltlaufs hinaus in das Lichtreich sich erheben, aus welchem sie stammen, und in welches sie zurückkehren sollen; kaum daß einige der edelsten Seelen — die Propheten Israels — einen künftigen Umschwung ahnten. Daher die Nothwendigkeit einer Erlösung durch Gott selbst. Zu diesem Zwecke sandte nun der Höchste aus den Himmeln den Nous, seinen Erstgebornen herab, der sich, in Gestalt einer Taube einherschwebend, mit Jesus in dem Augenblicke verband, als sich dieser fromme und gerechte Mensch von Johannes taufen ließ. Von Nun an verkündigte der Sohn Gottes das Lichtreich und die Rückkehr der guten Seelen in dasselbe, und gibt Allen denen, deren geistiger Keim gehörig entfaltet ist, (den Erkornen oder wie Basilides sich ausdrückt, der ἐκλογῇ) und die sich an ihn innig anschließen, die Fähigkeit, befreit von den Banden der Welt, in die himmlische Heimath aufzuschweben. So unerwartet und erschütternd war die Kunde des Heils, die Christus brachte, daß selbst der Archon in Staunen und Furcht gerieth. „Als er," so heißt es in einem von Clemens*) dem Alexandriner aufbewahrten Bruchstücke des Basilides, „den Ausspruch des erlösenden Geistes vernahm, erschrack er darüber, weil gegen seine Erwartung das Evangelium verkündigt wurde. Auf diese seine Bestürzung beziehe sich die Bibelstelle (Sprüche Salomon's I, 7.) Furcht ist der Weisheit Anfang, wirklich sey seine Furcht der Anfang gewesen

*) Strom. II, 8.

jener die Geschlechter scheidenden, aussondernden, vollendenden, wiederherstellenden Weisheit, denn der Höchste sondert von Nun an die Welt, Er scheidet die Erkornen aus und läßt sie frei." Im Uebrigen beschränkt sich nach der Ansicht des Basilides, die erlösende Thätigkeit Christi auf die Verbindung des Nous mit dem Menschen Jesu, und seine in Folge dieses Ereignisses vorgetragene Lehre vom Lichtreiche. Die Taufe Jesu war daher für unseren Gnostiker, wie für seine Schüler, als Zeitpunkt des Eintritts der Erlösung in die Welt der wichtigste Tag in der Geschichte der Menschheit, sie begingen ihn unter dem Namen ἐπιφάνια am 6. Januar mit ausgezeichneter Feier. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß von ihnen aus dieses Fest in die katholische Kirche übergegangen ist. Sonst legten sie auf die menschliche Erscheinung Jesu keinen besondern Werth. Selbst die Lehre, daß alle Leiden Strafe für frühere Sündhaftigkeit seyen, dehnte Basilides mit großer Kühnheit bis auf Jesum aus. In einer Stelle, die Clemens, der Alexandriner, aus einer Schrift des Basilides anführt,*) heißt es: „wenn man mich dadurch in Verlegenheit bringen will, daß man von bestimmten Personen sagt, Dieser hat also gesündigt, weil er litt: so werde ich antworten: Er hat zwar nicht gesündigt, war aber leidenden Kindern gleich; wenn du jedoch noch stärker in mich drängst, so werde ich sagen: daß jeder, den ihr mir auch immer nennen mögt, Mensch sey, und nur Gott vollkommen; kein Mensch dagegen ist, wie Hiob (XIV, 4.) sagt, von Flecken rein." Clemens bemerkt ausdrücklich, daß diese Worte auf Jesum zielen, was schon aus der Vorsicht erhellt, mit welcher Basilides über einen so zarten Gegenstand sich ausspricht. Der himmlische Nous litt natürlich nicht mit dem Menschen Jesus, sondern Basilides dachte sich ohne Zweifel, gleich den andern Gnostikern, daß dieser himmlische Gast vor dem Augenblick, wo Jesus zu Pilatus geführt ward, in das Lichtreich zurückgekehrt sey. Auch von den Leiden der Märtyrer hatte unser Gnostiker eine andere Ansicht, als seine Zeitgenossen, welche sie der Arglist des Satans, des bittersten Feinds der Christenheit, zuschrieben. Basilides sagt hierüber, in Uebereinstimmung mit seiner Lehre vom Bösen, im nämlichen Bruchstücke: „Ich behaupte, daß auch Die, welche den sogenannten Verfolgungen unterliegen, eigentlich für frühere, ihnen

*) Strom. IV, c. 12.

vielleicht selbst unbewußte Fehler büßen, dabei ist es eine große Gnade von Gott für sie, daß sie nicht für wirkliche Vergehungen dulden, nicht als Mörder oder Ehebrecher, sondern bloß wegen der Anklage, daß sie Christen seyen, worin für sie ein solcher Trost liegen muß, daß sie gar nicht zu leiden glauben. Sollte jedoch je Einen Leiden treffen, der gar nicht gesündigt hat, was gewiß selten ist, so leidet auch ein Solcher nicht durch die Nachstellung einer bösen Macht, sondern wie ein unmündiges Kind, das nicht gesündigt zu haben scheint," (aber doch Reiz und Kraft des Bösen in seinem Innern hat).

Der von Christo verkündigten Erlösung machen sich die Seelen, nach Basilides Lehre, durch Eingehen auf das dargebotene Heil mittelst des Glaubens (πίστις) und der Hoffnung (ἐλπὶς) theilhaftig. Den Begriff des Glaubens bestimmt er als Hinneigung der Seele zu Etwas, das der Anschauung noch nicht gegenwärtig sey, oder als geistiges Ergreifen, das ohne Beweis die Wahrheit findet.*) Die christliche Hoffnung besteht darin, daß die Seele die sichere Erwartung hegt, dem Lichtreiche, welches der Mensch im Glauben schon hier erfaßt hat, nach dem Tode in der That einverleibt zu werden (προσδοκία κτήσεως ἀγαθοῦ). Aber da die tägliche Erfahrung zeigt, daß diese Kräfte der Seele in verschiedenen Menschen auf sehr verschiedene Weise, in Vielen gar nicht hervortreten, so nahm Basilides verschiedene Stufen der Erwählung und des Glaubens an, die er, entsprechend den Grundsätzen seines Systems, aus den verschiedenen Klassen der Geisterwelt ableitete, von welchen die, in die Endlichkeit herabgesunkenen Funken des Lichtreichs entstammen. Natürlich muß ein Keim, der aus den höheren Aeonen ausgeflossen ist, mehr Anziehung für die obere Welt fühlen, als ein den untersten der 365 Himmel entsprossener. Ob Basilides allen Seelen ohne Ausnahme Erlösungsfähigkeit zuschrieb, oder aber eine besondere Klasse von irdischen und stoffigen Menschen (ὑλικοὶ oder χοικοὶ) annahm, in denen kein Zug zum Lichte vorhanden, ist ungewiß. Der Alexandriner Clemens spricht so, als ob Basilides die Freiheit des Menschen aufhebe, und die Erlösung bloß von der größern oder

*) Ψυχῆς συγκατάθεσις πρός τι τῶν μὴ κινούντων τὴν αἴσθησιν διὰ τὸ μὴ παρεῖναι, oder κατάληψις νοητικὴ, τὰ μαθήματα ἀναποδείκτως εὑρίσκουσα.

kleineren Kraft des Lichtkeims in den Seelen abhängig mache; sein Sohn dagegen, Isidor, maß jedem Menschen Freiheit des Willens bei. Es springt in die Augen, daß die Lehre vom Glauben und der Hoffnung, wie sie Basilides vortrug, der Paulinischen nachgebildet ist, wir wissen außerdem, daß Basilides sich viel mit den Schriften des Heidenapostels beschäftigte. Gleichwohl führte er nach einem Zeugnisse des alexandrinischen Clemens*) seine eigenthümlichen Ansichten auf Glaucias einen angeblichen ἑρμηνεὺς (Erklärer der geheimen Lehre) des Petrus, und somit auf den Judenapostel zurück. Man hat das Recht, hieraus zu schließen, daß Basilides von Judenchristen abstammte — denn diese haben immer Petrus als ihr Haupt betrachtet — und daß er keine wesentliche Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Aposteln, Paulus und Petrus, anerkannte. Außerdem berief sich die Schule des Basilides auf gewisse apokryphische Schriften, Barkabas, oder Parchor betitelt, und auf Prophezeihungen Chams, die wohl ältere Erzeugnisse jüdischer Mystik gewesen seyn dürften.

Ernst und würdig war die Sittenlehre des Basilides, sie ging von dem Grundsatze aus, daß ein der Seele verwandtes höheres Leben (eine Saat des Urlichts) durch die Schöpfung verbreitet sey, welches der gebesserte Mensch mit Liebe umfassen müsse, aber auch ein von der Ur-Finsterniß herrührender, böse Begierden aufregender Stoff des Bösen, von welchem sich frei zu machen, dem Weisen gebühre. „Der Mensch soll dahin streben,“ sagt Basilides in einem Bruchstück bei Clemens,**) „wie Gott Alles zu lieben, weil Alles mit dem All verwandt ist, nichts zu begehren und Nichts zu hassen.“ Auch dadurch zeichnete er sich vor andern Gnostikern aus, daß er weder übertriebene Enthaltsamkeit verlangte, noch muthwillige Gesetzesverachtung billigte. Der Ehelosigkeit namentlich, die in jenen Zeiten so gefeiert war, legte er kein besonderes Verdienst bei, sondern ließ sie nur als Mittel für höhere Zwecke gelten. Sein Sohn Isidor empfahl die Ehe allen denen, welche nicht genug Kraft in sich fühlten, die sinnliche Lust zu überwinden.***)

*) Strom. VII, c. 17.

**) Ebendaselbst Buch IV, 13.

***) Isidor verfaßte eine Erklärung über das Buch Parchor. Das Hauptwerk des Basilides selbst waren 24 Bücher ἐξηγητικά, die auch wohl sein Evangelium genannt wurden. Von beiden Schriften ist nichts auf uns gekommen, als wenige Bruchstücke.

Allein schon frühe wurde die Lehre des Basilides von seinen Schülern verfälscht, indem sie einzelne Sätze des Meisters verdrehten oder auf die Spitze trieben. Den Archon oder Gott der Juden, welchen Basilides zwar als beschränktes, keineswegs aber als böses Wesen betrachtet wissen wollte, machten sie zum offenen Gegner der Lichtwelt, und verwarfen somit ihn und sein Gesetz, was zu großen Ausschweifungen, besonders in Geschlechtslust führte. Denn die ihres himmlischen Ursprungs bewußte Seele des ächten Gnostikers könne durch solche Dinge, die nur das Fleisch angehen, nicht befleckt werden. Basilides hatte eine wahre Verbindung des oberen Nous mit dem wirklichen Menschen Jesus gelehrt. An ihre Stelle sezten sie den bloßen Schein irdischer Gestalt: der himmlische Nous, welcher auf Befehl des Höchsten aus dem Lichtreich herabgestiegen sey, um die Gewalt des Archon zu zerstören, habe die Kraft besessen, sich, wann er wollte, unsichtbar zu machen, und alle möglichen Trugformen dem Auge der Menschen vorzuspiegeln. Anfangs sey er den Juden in Gestalt Jesu erschienen, als Diese ihn kreuzigen wollten, habe er durch seine magische Kraft bewirkt, daß jener Simon von Cyrene, der nach dem dritten Evangelium das Kreuz trug, seine Gestalt annehmen mußte, und die getäuschten Juden hätten dann wirklich anstatt des Erlösers, den sie zu verderben glaubten, den Simon an's Kreuz geschlagen, der Nous aber sey, die elenden Gegner verhöhnend, in das Lichtreich zurückgekehrt. Bei solcher Ansicht von dem Leiden Christi fiel alle Verbindlichkeit weg, den Gekreuzigten in Gefahr und Tod zu bekennen; denn Er war ihnen nicht der sterbende Erlöser, sondern ein Trugbild, das nur schwache, in den Kern der Wahrheit nicht eingedrungene, Menschen für einen Gegenstand der Verehrung halten. Sie erklärten daher das Märtyrerthum für lächerlich, die standhaften Bekenner für Knechte der niederen Geister, die den Körper gebildet hätten, nur wer Kraft genug in sich fühle, Jesum zu verläugnen, sey ein wahrhaft Freier. Ihre Starkgeisterei zeigten sie endlich auch durch Theilnahme an Götzenmahlen, und durch jene Ausschweifungen, von denen bereits die Rede war. So sehr diese Abart der Schule des Basilides von den Katholiken verabscheut wurde, dauerte sie doch bis gegen das Jahr 400 fort.

d) Saturninus, Bardesanes, Tatian.

Noch stärker als durch Basilides ist von diesen drei syrischen Gnostikern die Lehre von zwei anfangslosen Urkräften ausgesprochen worden. Saturnin lebte in Kaiser Hadrian's Zeiten zu Antiochien. Seine Ansichten, von denen uns Irenäus und Epiphanius nur ein undeutliches Bild geben, möchten auf folgende Punkte hinauslaufen. An der Spitze des Lichtreichs steht der unbekannte Gott (πατὴρ ἄγνωστος), aus welchem eine Reihe Aeonen in der Art ausfließen, daß die jüngeren und tieferen immer trüber das Licht des Vaters wiederstrahlen. Die unterste Stufe der Aeonen nehmen die sieben Planetengeister (ἄγγελοι κοσμοκράτορες) ein, welche die sichtbare Welt schufen. Ihnen gegenüber erhob sich nämlich als Sohn der anfangslosen, finstern Materie der Satan. Um ihn zu verdrängen, und auf seinem Gebiete eine unabhängige Macht zu gründen, vereinigten sich die sieben Geister zu gemeinsamer Thätigkeit, deren Frucht die Sinnenwelt wurde. Die Planeten theilten sich in die Schöpfung, das schönste Erbe erhielt der Judengott, (Jehovah) ihr Anführer. Dieß geschah unter stetem Kampfe mit dem Reiche der Finsterniß und seinem Fürsten, dem Teufel, der nicht dulden will, daß ihre Herrschaft sich auf Kosten seines Gebiets ausdehne, und der deßwegen Alles von ihnen Auferbaute wieder zu zerstören trachtet. Nur ein schwacher Schein des höchsten Lichtreichs schimmerte zu den Sternengeistern herab. Derselbe erweckte große Sehnsucht in ihnen nach der obern Welt, sie wollten hinan dringen, fühlten sich aber zu schwach dazu. Zulezt beschloßen sie mit gemeinsamer Anstrengung, den Lichtkeim dadurch in ihr Reich zu bannen, daß sie nach dem Bilde der ihnen vorschwebenden Lichtgestalt, Etwas Entsprechendes schufen. So erstand Adam. Aber das Gebilde der Engel kann sich nicht zum Himmel erheben, nicht aufrecht stehen, es ist eine Körpermasse ohne Seele. Der höchste Vater im Lichtreiche erbarmt sich endlich des unmächtigen, doch nach seinem Bilde geschaffenen Adam; er theilt ihm einen Funken seines Lebens mit, und nun kann der Mensch sich zum Himmel aufrichten, ist beseelt und der Tugend fähig, aber andererseits dem Judengotte, seinem leiblichen Schöpfer, unterthan. Alsbald stellte Satan dem Geschlechte des Lichtmenschen ein böses, nur ihm fröhnendes entgegen, das neben jenem fortbesteht, und die Guten bekämpft. Um nun die Ihm verwandten Lichtseelen aus der Gefan=

genschaft der Sternegeister zu befreien und das Reich der Finsterniß und des Satans zu zerstören, sandte der himmlische Allvater seinen höchsten Aeon, den Nous, in die Endlichkeit herab. Dieser konnte jedoch seiner Reinheit wegen weder mit dem Reiche der Sternegeister noch mit der stoffigen Welt in wahre Verbindung treten. Es war daher nur ein Scheinkörper, in welchem er als Jesus erschien und die Rückkehr der guten Seelen ins Lichtreich verkündigte. Aus Abscheu vor der Materie, in welcher sie die Kraft und den Reiz des Bösen fanden, enthielten sich Saturnin und seine Schule des Fleischessens und der Ehe.

Mit Saturnin theilte den Dualismus Bardesanes, der um die Mitte des zweiten Jahrhundert in Edessa blühte, in den meisten andern Punkten näherte er sich jedoch der Valentin'schen Lehre. Von Anfang an steht dem Lichtreiche der formlose Stoff, das Chaos entgegen, dessen Erzeugniß der Teufel ist: jenes wirkt nur segnend und beseligend, dieses geht auf Zerstörung aus, jenes ist unvergänglich, dieses zur Vernichtung bestimmt. Im Uebrigen ließ Bardesanes, gleich Valentin, aus dem Urwesen des Lichts sieben Aeonen ausströmen, die er, wie jener, in Syzygien, weibliche und männliche Mächte theilte. Doch kennen wir nicht alle; genannt werden als die obersten der Vater, der heilige Geist als Mutter, und wahrscheinlich als Abbilder dieser beiden in der untern Welt, der Sonnenkörper und die Mondscheibe, jener männlichen, diese weiblichen Geschlechts. Der Vater und die Mutter zeugen zusammen den Sohn, d. h. den obern Christus, aber auch ein unreifes weibliches Wesen, die Achamoth, welche aus dem Lichtreiche herabstürzt, und auf dem Gebiete des gespenstischen Stoffes und Satans die Welt schafft. Weil Achamoth und ihre Schöpfung unvollkommen ist, muß ihr, nach dem Willen des Urvaters, der himmlische Christus in Gestalt Jesu zu Hülfe kommen, welcher zu diesem Zwecke in einem ätherischen Körper erscheint; das sind lauter Ansichten, die wir schon von andern Gnostikern her kennen. Eigenthümlich war vielleicht dem Bardesanes die Lehre, daß die äußere Natur, die Leiber und die bösen Menschen unter einem unabänderlichen Sterneverhängniß stehen, von dessen Banden nur der Christ innerlich sich lösen könne. Das Hauptwerk des Bardesanes waren syrische, längst verlorene Hymnen, durch deren Wohllaut und Schwung er viele Gemüther gewann. Außerdem schrieb er ein Buch

über das Verhängniß, von welchem Eusebius*) ein Bruchstück aufbewahrt hat. Die besten Nachrichten von seiner Lehre gewähren uns die 56, gegen Ketzer gerichteten, Hymnen Ephrems, des Syrers.

Zu den dualistischen Gnostikern ist endlich noch Tatian, der Assyrer, zu zählen, welcher zuerst in Rom rechtglaubiger Schüler Justins, des Märtyrers, war, dann nach dem Tode dieses Lehrers in sein Vaterland zurückkehrte, und dort eine Schule stiftete, die sich durch strenge Enthaltsamkeit und Verwerfung der Ehe auszeichnete, woraus man schließen darf, daß er neben dem Vater des Lichts eine uranfängliche böse Materie annahm, die in Gestalt des Körpers den Menschen zu beherrschen und der Gewalt des Bösen zu unterwerfen strebe, weßhalb dem Frommen die Pflicht obliege, sich mit aller Anstrengung dem Fleisch und seinen Lüsten zu entziehen.

e) Carpokrates, und sein Sohn Epiphanes. Die Antitakten und Prodicianer.

In allen bisher geschilderten Formen der Gnosis zeigt sich eine mehr oder minder starke Beimischung jüdischer Elemente. Es ist aber auch der Versuch gemacht worden, das Christenthum gänzlich in den Kreis der gemeinen hellenischen Philosophie herabzuziehen. Carpokrates, ein Alexandriner, der wahrscheinlich unter Hadrian lebte, stellte Jesum in Eine Linie mit den Stiftern der gefeiertsten griechischen Schulen. Sein Hauptverdienst, sagte er, bestehe nämlich darin, daß Jesus die Einheit des Höchsten erkannt und gelehrt habe. Diese Erkenntniß bilde den Angel aller Weisheit; wer sich zu ihr emporgeschwungen, der sey ein göttlich-weiser Mann, besitze die höchste Ruhe, stehe hoch über allen Religionen, die von niedern Geistern und Dämonen erfunden, nur darauf berechnet wären, die Völker am Gängelbande zu führen. Der zur Verbindung mit der Monas gelangte Weise vermöge sogar die Gewalt jener Götter zu besiegen und Wunderwerke zu verrichten. Von solcher Art seyen unter den Hellenen Pythagoras, Plato, Aristoteles, unter den Juden Jesus gewesen. Was er an Lezterem besonders bewunderungswürdig fand, war dieß, daß Jesus, in dem beschränkten Judenthum geboren und erzogen, die Kraft gehabt habe, die Fesseln des

*) Praeparatio evangelica VI. 10.

Judengottes zu durchbrechen, und seine Religion zu vernichten. Die Anhänger des Carpokrates stellten daher in ihren Versammlungsräumen neben den Bildern jener hellenischen Philosophen das von Jesus hin. Carpokrates verstand sogar die Kunst, in seiner eigenen Familie einen Heiligen gleich Jesu, Pythagoras, Plato und Aristoteles aufzuziehen, nämlich in der Person seines Sohnes Epiphanes. Diesem jungen Menschen, der im 17ten Jahre seines Alters mit dem Rufe vollendeter Weisheit starb, erbauten die Carpokratianer einen eigenen Tempel in Cephalenia, und erwiesen ihm göttliche Ehre. Wohin die Starkgeisterei des Carpokrates und seiner Schule führte, ersieht man deutlich aus dem von Clemens, dem Alexandriner *), erhaltenen Bruchstück einer Schrift des Epiphanes, worin es heißt: „die Gesetze konnten die Unwissenheit der Menschen nicht überwältigen, sondern lehrten sie erst Unrecht zu thun. Denn das Eigenthum, das die Gesetze einführten, zerstörte und zernagte die vom göttlichen Gesetz verlangte Gemeinschaft. Da vorher Alles für den Genuß Aller gemein war, sollte nun nichts mehr gemeinschaftlich seyn, nicht der Boden, nicht die Güter, nicht die Weiber. — Gott hat dem männlichen Geschlecht zur Erhaltung der Gattung eine sehr starke und heftige Begierde eingepflanzt, welche nicht Gesetz, nicht Sitte, noch etwas Anderes bändigen kann. So ist es der Wille des Höchsten.“ Carpokrates und seine Schule hielt besonders viel auf die Gemeinschaft der Weiber, welche sie am Schlusse ihrer Agapen auf schändliche Weise verwirklichten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die allzu eifrige Anwendung dieses Grundsatzes den frühen Tod des jungen, aber großen Weisen Epiphanes herbeigeführt hat. Gleiche Ansichten und gleiche Ausschweifungen herrschten unter den sogenannten Antitakten und Prodicianern, zwei Sekten, die mit der Carpokratischen verwandt waren. Der Sprung vom Eigendünkel bodenloser Spekulation, wie vom thatlosen mystischen Brüten zur gröbsten Sinnlichkeit herab, ist überall ein schneller und alltäglicher gewesen.

Gefährlich für den Bestand der christlichen Kirche waren alle diese Formen der Gnosis, in geringerem Grade vielleicht die halbparsischen, weil ihren Dualismus eine gewisse Tapferkeit und Schwung

*) Stromat. III. C. 2.

auszeichnet, in höherem die hellenisch-jüdischen. Ihre Schädlichkeit wird begründet erstens dadurch, daß sie den Zusammenhang christlichen Lebens und Denkens mit den Zuständen der Urkirche mittelst der heiligen Bücher gewaltsam zerrissen, man kann sagen, mit Füßen traten. Die meisten Gnostiker kannten unsere Evangelien sammt den Apostolischen Briefen, und ließen sie als Offenbarungsquelle gelten. Aber wie haben sie die Aussprüche derselben mit ihren verwegenen Spekulationen in Einklang zu bringen gesucht? Hören wir hierüber denjenigen Vater, der durch Bekämpfung dieser Sekten ein bleibendes Verdienst sich erworben. Irenäus*) sagt: „So wenig die Ansichten der Gnostiker mit Dem übereinstimmen, was die Propheten, was Christus und die Apostel gelehrt haben, so eifrig sind sie bemüht, ihren Einfällen durch die Parabeln des Herrn, durch die Aussprüche der Propheten und Apostel einen Schein von Glaubwürdigkeit zu geben, nur bekümmern sie sich dabei gar nichts um Zusammenhang und Ordnung der Schrift, sondern reissen die Glieder der Wahrheit auseinander, um daraus zu machen, was ihnen beliebt. Sie verfahren wie etwa ein Mensch, der ein, von einem Künstler aus Edelsteinen schön zusammengesetztes Königsbild auflöste und statt der Menschengestalt mit denselben Steinen einen Hund oder Fuchs formte und dann behauptete, es sey noch dasselbe Königsbild, weil es dieselben Steine seyen.“ Irenäus führt schlagende Beispiele an, um dieses sein Urtheil zu rechtfertigen. Der Ausruf des HErrn am Kreuze: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, beziehe sich, nach der Behauptung der Valentinianer, auf die Leiden der Achamoth, als sie vom Lichte verlassen, durch den Horos gehindert ward, weiter zu streben. Auf die Trauer eben derselben Achamoth weise der Ausspruch Christi hin: meine Seele ist betrübt bis in den Tod; auf ihre Furcht die Worte: Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; auf ihre Verlegenheit der Satz: ich weiß nicht, was ich sagen soll. (Joh. XII. 27.) Die Worte Christi, daß Er gekommen sey, um das verlorne irrende Schaf zu suchen, deuteten sie auf die Schicksale der Achamoth, als sie außerhalb des Pleroma umherirrend, von Christus geformt und vom Erlöser getröstet worden sey; die Parabel von der Frau, die ein Licht anzündete

*) Erstes Buch gegen die Ketzer VIII. 1 folg.

und das ganze Haus durchsuchte, um den verlornen Groschen zu finden, zogen sie auf die Zustände der obern Sophia, da sie ihre verlorene Besinnung erst dann wieder erhielt, nachdem Alles durch die Gegenwart des obern Erlösers wiederhergestellt worden war. Ein Bild der Achamoth in dem Augenblicke, wo sie von Christus wieder zum Bewußtseyn des Lichtreichs, das sie verlassen, erhoben ward, sahen sie in der Tochter des Synagogenvorstehers, die im Alter von 12 Jahren durch Christus wieder erweckt ward. Daß der Erlöser der Achamoth erschienen sey, als sie außerhalb des Pleroma, wie eine Verstoßene (ὡσεὶ ἔκτρωμα) herumirrte, deute Paulus im ersten Corintherbriefe *) durch die Worte an: am Lezten von Allen, ist Er auch mir der Mißgeburt erschienen: ὡσπερεὶ τῷ ἐκτρώματι ὤφθη κἀμοί. Das verhüllte Angesicht Mosis, sowie der Ausspruch des Apostels (1. Cor. XI. 10.), das Weib soll einen Schleier auf dem Kopfe tragen, wegen der Engel, beziehe sich darauf, daß Achamoth, da der Erlöser zu ihr kam, sich aus Schaam in einen Schleier gehüllt habe. Simeon, der den gebornen Welterlöser in die Arme nahm und ausrief: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, soll ein Bild des Demiurgs seyn, der bei der Ankunft des Erlösers seine Versetzung erkannte und dem Urgrunde dafür dankte. Gleicherweise sagten sie, stelle die Prophetin Anna, von der es im Evangelium heißt, daß sie sieben Jahre mit ihrem Manne lebte, die übrige Zeit als Wittwe zubrachte, bis sie den Erlöser sah, unzweideutig die Schicksale der Achamoth dar, sofern diese, die wenigen Stunden ausgenommen, in welchen sie den obern Christus sah, alle ihre übrige Zeit im Orte der Mitte zubrachte, und dort wartete, bis Er wiederkommen und ihre Syzygie herstellen würde. Besonders theuer waren der üppigen Phantasie vieler Gnostiker jene neutestamentlichen Bilder vom Bräutigam und der Braut, welche sie auf die einstige Vollendung der Seelen, auf ihre selige Rückkehr in das Pleroma bezogen. Es war nicht zufällig, daß die Gnostiker Evangelium und Briefe der Apostel so gewaltsam mißdeuteten. Sobald sie einmal diese Bücher als göttlich anerkannten, blieb ihnen nichts anders übrig, als eine scheinbare Uebereinstimmung zwischen ihren eigenen Ansichten

*) I. Cor. 15, 8.

und den überlieferten Urkunden auf solche Weise zu erzwingen. Denn in den heiligen Büchern steht kein Wort von Bythus, von Aeonen, von Demiurg, von der Achamoth, von Syzygien und all den bunten Einfällen, welche die Gnosis ausgebrütet hat. Dieses ihr Verhältniß zum neuen Testament beweist genugsam, daß die Gnostiker aufs Lockerste mit dem Christenthum zusammenhiengen, oder besser, daß sie bloß einige Worte mit der christlichen Lehre gemein hatten, dem Wesen nach ihr ferne standen. Wäre es ihnen gelungen, Einfluß in der Kirche zu gewinnen, so würden sie derselben ihre historische Grundlage entzogen haben. Die zweite große Gefahr, mit der sie das Christenthum bedrohten, bestand in der Bodenlosigkeit ihrer Spekulationen. Es ist ein unschätzbarer Vorzug der christlichen Kirche, daß sie von metaphysischen Fragen gerade nur so viel entscheidet, als durch die Natur des Menschen nothwendig gefordert wird. Sie glaubt, daß durch Gottes Allmacht die Welt geschaffen sey, weil der Mensch sich nicht als Mensch fühlen, nicht höherer Regungen sich bewußt werden kann, wenn er dieß nicht annimmt. Die Kirche lehrt ferner, daß mit der Erschaffung des ersten Menschen auch das Böse da war, und daß es fortdauere, nicht ohne unsere Schuld, denn unser Inneres sagt uns, daß dem so sey. Die Kirche behauptet endlich, daß in der Person Jesu Christi Gott sich den Menschen geoffenbart habe; ohne diesen Schatz wäre eine innerliche, geistige Religion gar nicht möglich. Alle diese Lehren wurzeln im innersten Bewußtseyn des Menschen. Im Uebrigen läßt das Christenthum jeglicher Erweiterung menschlichen Wissens, jeder neuen Entdeckung freien Raum, und wird dadurch nicht erschüttert; denn es ist nicht denkbar, daß Erfahrungen, welche die Außenwelt darbietet, je die Aussprüche unserer eigensten Natur, welche uns immer das erste seyn wird, umstoßen sollten. Ganz anders verhält es sich mit jenen gnostischen Spekulationen. Die Lehre, daß diese sichtbare Welt durch Abfall von einer unsichtbaren entstanden sey, kann durch nichts bewiesen werden, sie ist erweislich erst dann aufgekommen, als die Menschen, nach dem Untergange nationaler Unabhängigkeit und eines erfreulichen gesellschaftlichen Zustandes, die trübe Stimmung, welche dieser Verlust in ihren Herzen hervorbrachte, auf die Außenwelt übertrugen und die ganze Schöpfung als die Frucht eines unseligen Abfalls zu betrachten sich gewöhnten. Jene Aeonenausströmungen, und die Fabeln von den Leiden der Sophia sind vollends

Geburten regelloser Phantasie. Solche Einfälle ließen sich noch hören zu einer Zeit, da die Erde für den Mittelpunkt des Weltalls, die leuchtenden Körper des Himmels für Zierrathen des Aethers galten, da das Mittelmeer als die große Wassersammlung betrachtet wurde, jenseits deren das Reich des Nichts beginne. Hätte sich die Kirche verleiten lassen, statt der einfachen Lehre unsrer Offenbarungsbücher, die Einfälle gnostischer Schulweisheit zu den ihrigen zu machen, welche beschämende Stellung würde sie dann jetzt einnehmen, gegenüber den großen Entdeckungen, welche der menschliche Verstand, bewaffnet mit den das Licht ins Unendliche vervielfältigenden Gläsern, und geleitet von der Mathematik, gemacht hat! Wie läppisch stehen jene Träumereien von abgefallenen Aeonen neben der Unermeßlichkeit von Welten, neben den in ungetrübter Ordnung sich um einander schwingenden Sonnen da, welche die neuere Himmelskunde auffand! Anderer Seits ist es eine Thatsache, daß alle Fortschritte der Naturwissenschaften dem ächten Christenthum durchaus nicht geschadet, daß die größten Forscher, die Keppler, die Newton für dasselbe gefühlt haben; denn es hat seinen eigenen unzerstörbaren Boden. Hingegen in jener eingebildeten Religionsphilosophie ist alles Willkür. Man sieht dieß schon daraus, daß eine gnostische Sekte um die andere sich erhob, daß die Schüler die Grundsätze ihrer Lehrer schon wieder anders drehten. Und noch viel mehr Richtungen hätten entstehen können. Denn was hindert, statt 30 oder 365 Aeonenreihen 100,000, oder so viel man will, zu setzen, statt des Lichts dem Wasser, statt der Finsterniß der Schwere, oder irgend welcher andern Naturkraft die erste Stelle anzuweisen. Alles hängt hier vom persönlichen Geschmack, von der Eitelkeit und dem Neuerungstrieb der einzelnen Lehrer ab. Und hierin lag eine dritte Gefahr für die Kirche. Wenn sie sich dem Einflusse dieser Menschen hingab, so zerfiel sie nothwendig in so viele abgesonderte Winkelvereine, als es ehrgeizige Lehrer gab, statt daß sie auf dem von den Katholiken betretenen Wege ein mächtiges, wohlgegliedertes Ganzes bildete, das als solches den Sieg über die Welt errang. Kein Gemeingeist war mit solchen Elementen möglich; hierin bewährte sich die Wahrheit des Paulinischen Satzes: „die Gnosis bläht auf (und zerstört), die Liebe aber (die Gemeinschaft) erbaut.“ An der Stelle solcher, die Menschen einigenden Gefühle, herrschte unter den Gnostikern die vereinzelnde Kraft des Eigenwillens, der persönlichen Geltung. Tief sahen

sie auf die Katholiken, als Menschen niederer Art, herab. „Nicht das werkthätige Handeln“, sagten die Anhänger Valentins, „sondern der Lichtsame, den der geistig Geweihte, als Keim von Oben empfangen und in sich zur Reife bringe, nicht die That oder der Glaube, sondern nur die Gnosis mache den Menschen selig und führe ihn ins Pleroma ein. Und dieß, behaupteten sie, mache eben den Unterschied zwischen ihnen und den Katholiken aus. Was Leztere im Christenthum befestige, sey einzig das werkthätige Handeln und der Glaube, aber die vollkommene Erkenntniß gehe ihnen ab, sie stehen daher auch bloß auf der niedern Stufe des seelischen (psychischen) Lebens, und hätten es sehr nöthig, fromm und gut zu leben, weil sie anders nicht selig werden könnten. Hingegen die Wissenden, die ächten Gnostiker werden nicht durch Handeln selig, sondern aus keinem andern Grunde, als weil sie von pneumatischer Natur seyen.“ *) Man denke sich diesen aufgeblasenen Aeonenmachern gegenüber jene wahrhafte Philosophie, welche, wie Sokrates sagte, damit endigt, daß sie ihre vollkommene Unwissenheit in Betreff aller übersinnlichen Dinge eingesteht, oder auch irgend eines jener thätigen Häupter der katholischen Kirche, einen Mann, der Alles daran sezt, das Christenthum auszubreiten und demselben die Verhältnisse des Lebens dienstbar zu machen, der die verschiedenen Glieder des Leibs der Kirche in immer innigere Verbindung zu bringen strebt, dem Heidenthum Boden um Boden abringt, und in diesem Geschäfte den höchsten Scharfsinn, einen Schatz von Welterfahrung aufbietet, ohne an sich zu denken und zu verlangen, daß die Leute von seinem Namen reden: so hat man einen Begriff von der Aermlichkeit jener metaphysischen Schwätzer. Auch war die Liederlichkeit, in welche am Ende fast alle gnostischen Sekten (mit Ausnahme der streng dualistischen) ausarteten, nichts weniger als zufällig. Wenn einmal der Eigendünkel gelehrten Wissens recht angebläht ist, wenn Gesetz und Regel des thätigen Lebens, als niedere nur für gemeine Menschen verbindliche Beschränkungen erklärt sind, kommt die Ausschweifung unfehlbar hintendrein. Die Katholiken erkannten die Gefahr, mit welcher diese Metaphysik das Christenthum bedrohte, vollkommen. Eine Menge Kämpfer standen gegen die Gnostiker auf. Es war gleichsam der erste gemeinsame Feldzug, den die Kirche bestand, und der, weil gut geführt, das

---

*) Irenäus gegen die Ketzer I. 6, 2.

Gefühl der Einheit stärkte und die innere Kraft erhöhte. In erster Reihe stritten für das historische Christenthum die Väter aus der kleinasiatischen Schule: Agrippa Castor, Theophilus von Antiochien, Rhodon, Philippus von Gortyna, Miltiades, Claudius Apollinaris und Andere, deren Streitschriften verloren gingen, namentlich aber Irenäus, der in Ephesus gebildet, von 177—202 Bischof von Lyon war. Von Diesem sind uns fünf Bücher gegen die gnostischen Ketzereien, jedoch größtentheils nur in lateinischer Uebersetzung, übrig geblieben. Hauptwaffe der Bestreiter des Gnosticismus ist die Geschichte, die Ueberlieferung: nicht so, wie Jene wollen, habe Christus, nicht so hätten die Apostel gelehrt, deren einzig wahre Meinung in den apostolischen Gemeinden erhalten worden sey. Da die Ketzer sich zu ihrer Rechtfertigung auf apostolische Traditionen, selbst auf angebliche Schriften der Apostel beriefen, so sahen sich die Katholiken genöthigt, den Kanon der heiligen Bücher festzustellen, damit den Gnostikern jede Ausflucht der Art entzogen werde. So ist es gekommen, daß seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts Zahl und Name der heiligen Schriften des neuen Bundes bestimmt wurde, die hinfort als einzige Richtschnur des rechten Glaubens gelten sollten. Man begriff sie unter die beiden Hauptklassen des Evangeliums (τὸ εὐαγγέλιον oder τὸ εὐαγγελικὸν) und des Apostels (ὁ ἀπόστολος oder τὸ ἀποστολικὸν). Jene umfaßte unsere vier Evangelien, diese die apostolischen Briefe. Früher waren einzelnen Gemeinden nur ein oder das andere der kanonischen Evangelien, ein oder der andere Brief bekannt gewesen; jezt gingen sie in den gemeinschaftlichen Gebrauch über. Jedoch wurde neben diesen allgemein anerkannten (ὁμολογούμενα) Büchern, auch noch andere apokryphische gelesen und hochgeschäzt. Zugleich fingen die Katholiken an, auf die Grundlage der kanonischen Schriften hin eine unveränderliche Regel des Glaubens *) aufzustellen, über welche sich keine Spekulation hinauswagen dürfe. Zu gleichen Zwecken wurden die anfänglich nur kurzen Bestimmungen des Taufbekenntnisses (σύμβολον), je nach dem augenblicklichen Bedürfnisse, durch Zusätze gegen Mißverständnisse und Verdrehungen gesichert; in größerem Umfange da, wo Ketzereien aufgekommen waren, in einfacherer

*) ὁ κανὼν ἐκκλησιαστικὸς, wie Clemens der Alexandriner, Strom. VI., oder ὁ κανὼν τῆς ἀληθείας, wie Irenäus I. 1 sagt.

Gestalt, wo die ursprüngliche Lehre nur geringere Angriffe bestehen mußte. Im Kampfe gegen die Gnostiker zeichneten sich außer den Kleinasiatischen die latinische, besonders die römische Kirche aus. Valentin hatte unangefochten seine Ansichten zu Alexandrien ausgebrütet und verbreitet, als er aber nach Rom kam, um in der Hauptstadt der Welt sich einen bedeutendern Wirkungskreis zu erringen, stieß ihn die dortige Gemeinde als Ketzer aus. Der latinischen Kirche gehörte ferner derjenige Vater an, der neben Irenäus die größte Thätigkeit gegen die Gnostiker entwickelte, Tertullian, von welchem wir tiefer unten handeln werden. Der Widerstand der Katholiken war so kräftig, daß, obwohl einzelne gnostische Sekten, wie wir gezeigt, noch längere Zeit fortbestanden, doch in der Folge außer den Manichäern keine Partheien mehr sich erhoben, welche mit gleicher Keckheit den Text der heiligen Bücher zu meistern sich herausgenommen hätten.

f) Die Platonischen Lehrer des zweiten Jahrhunderts.

Nichtsdestoweniger dauerte die Einwirkung solcher Denkweisen auf das Christenthum fort, die sich mit dem neuen Testament ohne offenbare Gewalt vereinigen ließen. Von allen Formen der hellenischen Philosophie war keine der christlichen Lehre so verwandt, wie die Platonische. Dieselbe hatte ja schon vor Christus einen sehr bedeutenden Einfluß auf das Judenthum geübt, und dadurch die Entstehung der Kirche in gewissem Sinne vorbereitet. Nachdem daher allmählig das Christenthum durch die Menge seiner Bekenner sich solcher Geltung im römischen Reiche erfreute, daß Schul-Philosophen nicht mehr den Spott des großen Haufens zu fürchten brauchten, wenn sie zu Christo schworen, traten viele Platoniker über, ohne darum den Glauben an Plato und die andern Weltweisen aufzugeben, deren Meinungen damals mit der platonischen Philosophie verschmolzen waren. Die bekanntesten unter diesen Platonikern sind Justin der Märtyrer, Aristides, Athenagoras, Tatian, Pantänus von Alexandrien, Maximus *), Männer, die wir größtentheils schon früher bei andern Anlässen genannt haben. Ihr Bestreben ging zunächst dahin, mit Hülfe der Philosophie die Lehrsätze der katholischen Kirche zu entwickeln, zu begründen und in eine Verbindung mit einander zu bringen, welche dem hellenischen Zeitgeschmack zusage. Nebenbei trugen sie aber, wie natürlich, manche

*) Ueber ihn ist zu vergleichen Eusebius praeparat. evangelica VII. 22.

dem ursprünglichen Christenthum fremde Ansichten in dasselbe herüber, und zwar nicht bloß Platonische, denn nicht sowohl die alte Akademie, sondern jene von den alexandrinischen Juden umgebildete Weise des Platonismus war es, welcher sie anhingen. Mit besonderer Vorliebe spannen sie, nach dem Vorgange Philo's, die Lehre vom Logos aus, unterschieden einen ἐνδιάθετος und προφορικὸς λόγος, zogen, wie jener Alexandriner, eine Menge alttestamentlicher Stellen (wie Prov. VIII, 22. Ps. XXXIII, 6. XLV, 1. CIV, 24. Genes. I, 1.) in den Kreis der vielgestaltigen Logosidee herein, und dehnten denselben sogar auf das Gebiet der heidnischen Religion und Litteratur aus. Es war nämlich eine ihrer theuersten Meinungen, daß Bruchstücke einer Uroffenbarung, welche von Christus wieder hergestellt worden sey, sich bei Barbaren und Griechen erhalten hätten, und da und dort aus den Schriften der Dichter, der Historiker, besonders der hellenischen Philosophen hervorleuchteten*). Darum schien es ihnen eine würdige Aufgabe, die zerstreuten Strahlen dieses Lichtes zu sammeln, und vergleichend an das Christenthum anzureihen, welches die ursprüngliche und vollkommene Gestalt desselben darbiete. Auf diesem Wege kam allmählig in die christliche Theologie hellenisches Schulwissen herein, das unter den fleißigen Händen der alexandrinischen Väter vom Ende des zweiten und dem Anfange des dritten Jahrhunderts zu einer unabsehbaren Masse von Gelehrsamkeit angeschwollen ist: — wie uns dünkt, nicht zum Vortheile der Kirche, denn die schillernden, übel zusammenhängenden Lappen einer, dem Untergang entgegeneilenden Kultur ließen sich weder mit dem einfachen Wesen des Christenthums, das seiner Natur nach praktisch ist, dauernd verschmelzen, noch entsprachen sie dem Geiste wahrer Bildung, wie dieselbe in den ächten Erzeugnissen des römischen und griechischen Genius hervortritt. Wie tief stehen die platonischen Träumereien des zweiten Jahrhunderts unter den Werken der alten Historiker, Dichter und Philosophen. Allerdings war diese Entwicklung der Dinge unter den damaligen Umständen unvermeidlich. Jenes Zeitalter, zu gedrückt, um selbstständige Größen von Einem Gusse hervor zu bringen, lebte von den Erinnerungen der Vergangenheit; daher

*) Sie sprechen von einem λόγος σπερματικὸς, dessen Spuren sich unter allen Völkern finden.

das Bestreben, von den Schätzen der Väter so viel aufzuraffen, als möglich, und die ererbten Juwelen so aneinander zu reihen, daß wenigstens die Fassung neu erscheine, und der Mangel schöpferischer Kraft durch Mannigfaltigkeit überdeckt werde. Diese, dem absterbenden Hellenismus eigenthümliche Sucht, Alles unter einander zu mengen, hatte das gesellschaftliche Leben, die Schulen, den Götterdienst, die Kunst ergriffen; auch die fremden Culte, die allmählig in das Gebiet der griechisch-römischen Welt hineindrangen, wurden ihr unterthan, zuerst das Judenthum, dann die christliche Religion, und zwar leztere auf ganz ähnliche Weise, wie jenes. Die Schriften der meisten platonischen Väter sehen aus, wie Nachbildungen Philos, denen bloß einige christliche Begriffe und viele christliche Namen beigemischt sind; fast aus allen dringt ein Nachhall des alexandrinischen Juden hervor, wie er denn auch von denselben außerordentlich hoch geschäzt wurde. Bezeichnend ist, daß die platonischen Väter des zweiten Jahrhunderts, nachdem sie Christen geworden waren, den griechischen Philosophenmantel *) beibehielten; man sieht hieraus, welchen Werth sie auf diese armselige Auszeichnung legten. Doch schüzte sie weder das philosophische Gewand, noch die platonische Färbung ihrer Ideen vor den derben jüdischen Meinungen, die damals freilich allgemein in der Kirche verbreitet waren. Wie die übrigen Christen hofften sie in nächster Zukunft den Anbruch des tausendjährigen Reichs, das Herabsteigen des himmlischen Jerusalems, und zugleich mit diesem Ereigniß die erste Auferstehung der Gerechten, um mit Christo in Freude und Glanz zu herrschen. Justin, der Märtyrer, sagt **), daß nur Derjenige den Namen eines Christen verdiene, welcher des tausendjährigen Reichs gewärtig sey. Um diesem Glauben mehr Schein zu geben, wurde eine eigene Zeitrechnung erdacht. Sieben Tausend Jahre oder einen großen Sabbat sollte die Welt dauern. Von denselben wiesen Einige 5000 der gemeinen Zeitlichkeit an, das sechste der Herrschaft Christi, das siebente dem Teufel, Gog und Magog. Nach dem Ablaufe des siebenten Jahrtausends, wähnten sie, werde das allgemeine Gericht, die Auferstehung aller Todten, die Verbrennung der Erde und sodann die Ewigkeit folgen. Andere rechneten 6000 Jahre auf die

*) τρίβων, τριβώνιον oder pallium genannt.

**) Im Gespräch mit dem Juden Trypyhon Kap. 80.

Zeitlichkeit, das siebente Tausend auf das irdische Reich Christi, nach welchem sie unmittelbar die Vollendung aller Dinge eintreten ließen. Da die Einen wie die Andern überzeugt waren, daß die zweite Wiederkunft Christi und somit der Beginn des tausendjährigen Reichs ganz nahe bevorstehe, da aber anderer Seits nach der Zeitrechnung des alten Testaments die Gegenwart weder das fünfte, noch viel weniger das sechste Jahrtausend erreichte: so halfen sie sich dadurch aus der Verlegenheit, daß sie die Zahlen der heiligen Bücher willkürlich auseinander zogen, und dadurch die Welt um eins bis zweitausend Jahre älter machten *). Bis zum Anbruch des tausendjährigen Reiches, glaubte man, seyen die abgeschiedenen Seelen an einem gewissen Orte der Unterwelt verwahrt, und die Meinung, als ob die Gerechten gleich nach dem Tode in den Himmel aufstiegen, galt für ketzerisch.

Indeß konnten die chiliastisch-gesinnten Christen trotz ihres starken Glaubens das Gefühl nicht unterdrücken, daß jene Erwartungen etwas Ausschweifendes an sich haben und dem gesunden Menschenverstande widerstreben. Man sieht dieß aus den Vorkehrungen, welche getroffen wurden, um die angedeuteten Skrupel zu beschwichtigen. Zwischen dem ersten und lezten Drittheil des zweiten Jahrhunderts kam nämlich eine Reihe unterschobener Schriften zum Vorschein, deren gemeinschaftlicher Zweck es war, mit dem Scheine gefeierter Namen die Abneigung der Heiden gegen die chiliastischen Träume zu besiegen, oder auch den gesunkenen Muth der Glaubigen wieder anzufeuern. Zu ersterem Zwecke wurden sibyllinische Orakel und die Prophezeiungen des Hystaspes geschmiedet. Letzterer sollte ein uralter der Zukunft kundiger König des Ostens gewesen seyn; unter dem Namen der Sibyllen trug das vorchristliche Alterthum sich mit dunkeln Weissagungen, die bereits zu Philo's Zeit von alexandrinischen Juden vermehrt und verfälscht, nun auch durch die Christen zu frommem Truge benüzt und vielfach erweitert wurden. Beide, die Sibyllen und Hystaspes, mußten den einstigen Untergang der Welt durch Feuer, die nahe bevorstehende gänzliche Vernichtung des römischen Reichs und die Triumphe Christi über seine Feinde vorausverkün'den. Ob die Heiden sich gutwillig durch

*) Vergleiche hierüber meine Schrift: Jahrhundert des Heils I. 105 folg. in der Note.

diese Machwerke täuschen ließen, wissen wir nicht, jedenfalls aber geht aus den Schriften der Kirchenväter des zweiten und der folgenden Jahrhunderte hervor, daß die Christen den von Leuten aus ihrer Mitte gefertigten Weissagungen kein geringes Gewicht beilegten. Justin der Märtyrer, Clemens von Alexandrien berufen sich auf dieselben im Kampfe gegen die Heiden, besonders theuer waren sie dem Laktantius*). Wie die Sibyllen und Hystaspes gebraucht wurden, um die Heiden zu gewinnen, so sollte das Testament der Patriarchen, und die Himmelfahrt des Esaias, zwei Schriften, die ebenfalls um diese Zeit zum Vorschein kamen, die Ausdauer der Glaubigen und ihre Erwartung des nahen Heiles bestärken. Zu gleichem Zwecke wurden ältere jüdische Apokryphen, besonders das 4te Buch Esrä und Henoch benützt. Beide Schriften erfreuten sich keines geringen Ansehens bei den Vätern, und sie sind theilweise auch von Glaubigen interpolirt worden. In diesen Künsten waren den Christen lange zuvor die Juden vorangegangen, welche nicht nur sibyllinische Orakel verfaßt, sondern auch die Orphischen Gedichte verfälscht, ja sogar dem Sophokles einzelne, die Einheit Gottes feiernde, Verse unterschoben haben. Je mehr die Kirche sich von der Einfalt ihres Ursprungs entfernte, und fremde Elemente in sich aufnahm, desto häufiger wurden solche fromme Täuschungen. Das reine Christenthum bedurfte keiner erkünstelten Beweise, denn es rechtfertigt sich selbst vor dem natürlichen Gefühle des Menschen; die erschlichenen Auktoritäten, mit welchen man selbstgeschaffenen Lehren den Schein göttlichen Ansehens verschaffen wollte, waren zugleich eine Folge und ein Bekenntniß der Ausartung.

g) Marcion, der Bekämpfer des Judenthums und Reformator des zweiten Jahrhunderts.

Blicken wir nun zurück, so ergibt sich, daß das Judenthum einen höchst bedeutenden Einfluß auf die christliche Kirche übte.

*) Die jetzt noch vorhandene Sammlung sibyllinischer Orakel begreift Stücke von sehr verschiedenem Alter in sich. Nach Bleeks scharfsinniger Untersuchung enthält Buch 3 und 5 meist ältere jüdische Orakel, Buch 4 ist von einem Christen am Ende des ersten Jahrhunderts verfaßt; diese 3 Bücher sind von einem andern Christen unter Hadrian überarbeitet und vermehrt worden. Buch 8 fällt in die Zeit Mark Aurel's, Buch 6 und 7 in das dritte Jahrhundert, Buch I. und II. in die Mitte des fünften Jahrhunderts. Vergleiche Schleiermacher und Dewette theologische Zeitschrift Heft I. 120 ff. Heft II. 172 ff.

Dasselbe war vielfach in die drei ersten Evangelien eingedrungen, weil diese Bücher, aus der mündlichen Ueberlieferung der ältesten Judenchristen stammend, nothwendig viele jüdische Ansichten in sich aufnahmen, es hatte die Spekulation in den gnostischen Sekten überwuchert, den gemeinen Glauben des christlichen Volks durch die Lehre vom tausendjährigen Reiche und der ewarteten zweiten Ankunft Christi sich unterthan gemacht, es hatte endlich selbst die gesellschaftliche Verfassung der Kirche bemeistert, indem das mosaische Vorbild der Levitenkaste auf die Geistlichkeit übertragen wurde. Der überragende Einfluß des Judenthums feierte seinen Triumph hauptsächlich dadurch, daß mit Ausschluß Pauli, der doch in Wahrheit zu Rom gelehrt, der Judenapostel Petrus für den Stifter der Muttergemeinde damaliger Christenheit, der römischen Kirche, ausgegeben ward. Freilich lebte in den Gemüthern noch ein reges Gefühl für die Eigenthümlichkeit des Evangeliums und seiner Verschiedenheit vom Gesetze; aber es fehlte an einer historischen Form, um dieß Bewußtseyn gegenüber dem eindringenden Judenthum geltend zu machen. Nur die Erinnerung war lebendig geblieben, daß Paulus gegen das Joch des Gesetzes gestritten und die Freiheit des neuen Bundes gewahrt habe. Wenn daher je ein Versuch gemacht wurde, die Uebermacht des in die Kirche eingedrungenen Judenthums zurückzustoßen, so ließ sich erwarten, daß Dieß mit Berufung auf Paulus erfolgt seyn werde. Und so ist es wirklich geschehen.

Nicht lange nach dem Anfange des zweiten Jahrhunderts wurde zu Sinope in Pontus Marcion geboren, nach unserer Ansicht der ausgezeichnetste Kirchenlehrer jenes Zeitalters. Epiphanius*) berichtet, sein Vater sey Bischoff der Gemeinde obiger Stadt gewesen. Wenn sich dieß wirklich so verhält, so ist doch aus andern Spuren glaublich, daß Marcion's Vater erst, als der Sohn bereits das Jünglingsalter erreicht hatte, zu jenem Amte gewählt worden seyn dürfte. Mehrere Gründe machen es nämlich wahrscheinlich, daß Marcion seine Jugend als Heide verlebte, und erst durch schnelle Bekehrung Christ wurde. Hierauf weist die Nachricht bei Tertullian**) hin, daß Marcion in der ersten Gluth des Glaubens sein ganzes Vermögen oder einen Theil desselben der

*) Haeres. XLII, 1.

**) Im 4ten Buche gegen Marcion Cap. IV.

Kirche dahingab, welche Angabe zu beweisen scheint, daß er, ehe dieß geschah, nicht glaubte, folglich auch kein Christ, sondern ein Heide war. Für dieselbe Voraussetzung spricht das tiefe Gefühl der ausschließenden Herrlichkeit des Evangeliums, und die schroffe Entschiedenheit, mit der er jede andere Religionsform, Heidenthum wie Judenthum, verwarf, denn es ist kaum glaublich, daß Jemand, der im Christenthum, welches damals in Kleinasien besonders viele jüdische Elemente eingesogen hatte, geboren und erzogen ward, mit solcher Heftigkeit gegen letztere aufgetreten seyn sollte; diese Energie des Absprechens scheint auf einen raschen Uebergang vom Unglauben zum Glauben, vom Heidenthum zur Bekehrung hinzudeuten. Dem sey nun wie ihm wolle, so ist kaum zu zweifeln, daß Marcion aus den Schriften Pauli seine geistige Nahrung zog, denn ihn allein hat er nachher für den wahren Apostel Jesu ausgegeben. Aufs Tiefste ergriffen von dem Geiste der Liebe und Gnade, von jenen ätherischen Lehren, die von jeher die Blume und der unzerstörbare Hort des Christenthums gewesen sind und seyn werden, aber auch angeregt durch den Gegensatz, welchen Paulus zwischen Gesetz und Evangelium aufthürmt, und durch die schweren Kämpfe, welche der Heidenapostel deßhalb mit den Juden zu bestehen hatte, faßte Marcion eine unversöhnliche Abneigung gegen das Judenthum an sich, so wie gegen die nachtheiligen Einflüsse, die es auf die Kirche in jener Zeit geübt. Besondere Verhältnisse in seiner Umgebung mochten ihn darin bestärken, denn in den Gemeinden Kleinasiens herrschte damals ein roher, durchaus jüdischer Chiliasmus. Es wäre nun möglich, daß unverholene Aeußerung dieser Ansichten seine gezwungene Entfernung aus Sinope herbeiführten. Die Väter berichten nämlich einstimmig, er habe seine Vaterstadt verlassen müssen; doch dürfen wir nicht verbergen, daß mehrere glaubwürdige Quellen einen andern Grund seiner Abreise aus Pontus unterlegen. Tertullian *) und Epiphanius **) berichten, Marcion habe sich mit einer Jungfrau vergangen und sey deßhalb von der Kirchengemeinschaft seiner Vaterstadt Sinope ausgeschlossen worden; hiemit stimmt auch eine neuerdings aufgefundene Schrift des armenischen Bischofs Esnig ***) überein. Eine

*) De praescriptionibus haereticorum cap. 51.

**) Haer. XLII. 1.

***) Im Auszuge mitgetheilt von Neumann in Illgen's Zeitschrift für historische Theologie IV. 1. S. 71 ff.

Nachricht ist darum nicht unglaublich, weil sie auf das lichte Bild eines ausgezeichneten und sonst achtungswerthen Mannes einigen Schatten wirft. Im vorliegenden Falle läßt sie sich außerdem leicht begreifen. Marcion besaß eine feurige Seele, voll Kraft, er gehörte dabei zu Denen, welche den Genuß der fleischlichen Liebe strenge verwarfen. Nun beweist die Erfahrung, daß Männer von seinem Charakter in lezterer Hinsicht um so entschiedener Entsagung verlangen, je mehr ihnen dieselbe kostet. Was ist es Besonderes, wenn er bei solcher Gemüthsstimmung sich in unbewachter Stunde von einer natürlichen Leidenschaft hinreißen ließ? Doch glauben wir darum nicht, daß er bloß wegen dieses Fehltritts, den begreiflicher Weise der Haß seiner spätern Gegner in gar treuem Andenken behielt, seine Vaterstadt habe meiden müssen; der andere oben angegebene Grund mag mitgewirkt haben. Genug, Marcion verließ Sinope und begab sich nach Rom, der großen Mutterkirche, wohin damals Alle strömten, welche Ehrgeiz stachelte, oder welche das inwohnende Bewußtseyn höherer Bestimmung einen Wirkungskreis für großartige Thätigkeit zu suchen antrieb. In Rom hat er auch seine Lehre vollends ausgebildet, von der wir jezt Rechenschaft geben wollen. Leider ist uns dieselbe nicht durch seine eigenen Bücher, welche sämmtlich verloren gingen, sondern bloß durch die Schriften seiner Gegner, namentlich Tertullians, bekannt:

Das Evangelium ist eine ganz neue Schöpfung, durch nichts Früheres vermittelt, nicht durch das Judenthum, nicht durch das Heidenthum, nicht durch irgend welche Philosophie; der wahre Gott war vor Jesus der Welt gar nicht bekannt, weder in der Schöpfung hat Er sich zu erkennen gegeben, noch im Gesetz, erst unter Tibers Regierung ist Er in der Person Jesu Christi den Menschen urplötzlich offenbar worden. Die Heiden, die das Gesetz nicht hatten, konnten nicht aus der Natur das wahre Wesen der Gottheit erforschen, denn dieselbe ist ein unvollkommenes Werk, und rührt nicht von dem wahren Gotte her; eben so wenig vermochten die Juden aus den heiligen Büchern und aus den Offenbarungen Jehovahs die Wahrheit zu erkennen, denn ihr Gott ist zwar der Weltschöpfer, aber er steht tief unter dem Höchsten, dem Unendlichen. Marcion beschäftigte sich wenig mit dem Gegensatz der christlichen Lehre gegen das Heidenthum, weil er diesen als bekannt und an

sich klar voraussetzte, desto mehr mit dem Verhältnisse der wahren Religion zum Judenthum, gegen welches er die tiefste Abneigung fühlte. Der Gott des alten Testaments ist, nach ihm, ein schwaches, beschränktes Wesen, welches Urtheil er besonders aus den wörtlich verstandenen Erzählungen der Genesis rechtfertigte, wie zum Beispiel aus der Verführung des ersten Menschenpaares durch die Schlange, und aus dem Sündenfalle. „Diese Begebenheit," sagt er, „zeuge entweder gegen die Güte Jehovahs, weil Er dem Menschen, seinem Ebenbild, ein Gesetz gab, von dessen Beobachtung sein Heil abhängen sollte, da Er doch wissen mußte, daß Adam nicht im Stande seyn werde, dasselbe zu halten; oder gegen seine Allwissenheit, da Er nicht voraussah, daß der schwache Mensch durch den Bösen werde hintergangen werden; oder gegen seine Allmacht, weil Er das Unheil nicht abzuwenden im Stande war." Marcion berief sich ferner auf die widersprechenden Anordnungen, die im alten Testament Jehovah beigemessen werden, wie z. B. daß Er in den zehn Geboten den Diebstahl als eine der größten Sünden verpöne und doch den Juden beim Auszuge aus Aegypten gebiete, die Gefässe der Aegypter zu entwenden, daß Er sonst das Sabbathgebot aufs strengste einschärfe, aber dasselbe durch den vor Jericho gegebenen Befehl (Richter Cap. VI.) selbst wieder aufhebe, daß Er die Anbetung der Schlange in der Wüste verlange, während Er sonst den Götzendienst mit dem Tode bestraft wissen wolle. Endlich machte Marcion auf die gemeinen menschlichen Leidenschaften aufmerksam, die Jehovah im Pentateuche zugeschrieben werden: ein Gott, welcher Rache, Zorn, Eifersucht, Neid, Ruhmredigkeit empfinde, könne nicht der wahre seyn, vielmehr sey ein Solcher der Verderbniß und folglich auch dem Tode unterworfen.

Doch erklärte er darum den Judengott nicht für ein böses Wesen, vielmehr faßte er seine Eigenschaften unter dem Begriffe der Gerechtigkeit zusammen, mit welchem er den Gedanken der Strenge und grausamer Härte verband. Der Weltschöpfer handelt, laut Marcions Lehre, nicht im Sinne einer höheren Ordnung, sondern nach den Planen seines eigenen beschränkten Geistes, daher die Unvollkommenheit der sichtbaren Welt. Er vermochte nicht einmal seine Ideen in der Schöpfung hinreichend abzuformen, denn Er war zu schwach, den Widerstand der Materie und der aus ihr hervorgegangenen bösen Geister zu besiegen. Seine beste Kraft

verwandte Er auf die Erschaffung des Menschen, den Er, damit Adam Jehovas Macht offenbar mache, nach seinem Bilde formte. Adams Körper bildete Er aus der Materie, daher die bösen Begierden im Menschen; als Seele blies Er ihm ein, seinem eigenen Wesen verwandtes, Element ein. Seine Absicht war dabei eine eigennützige, nämlich daß die Menschen Ihm allein dienen und seine Ehre verkünden sollten. Aber der größte Theil derselben hat sich vom Weltschöpfer abgewandt, und den bösen Geistern unterworfen, welche aus der Materie aufsteigend, Götzendienst und Laster einführten, weßhalb Jehovah die Abgefallenen dem Verderben überließ, und sich aus allen übrigen für seine besondere Leitung ein einziges Volk, die Juden, erkor. Diesen allein hat Er sich geoffenbart, damit sie ihn ausschließlich verehren möchten, und sie deßhalb zu einem beschränkten Ceremoniendienst verpflichtet, indem Er ihnen ein äußerliches, seinem eigenen Charakter entsprechendes, Gesetz vorschrieb, dessen Hauptzweck blinde Gerechtigkeit ist, ohne den Geist der Liebe, gute Werke ohne göttliches Leben. Die Uebertreter bedrohte Er mit den furchtbarsten Strafen, Denen dagegen, die Ihm treu bleiben und seine Gebote halten würden, verhieß Er einen ihren sinnlichen Wünschen angemessenen glücklichen Zustand nach dem Tode, bei ihren frommen Stammvätern (im Schooße Abrahams). Da jedoch der Judengott und Weltschöpfer nicht mächtig genug war, um sein erkornes Volk zum herrschenden zu machen, so tröstete Er seine Anhänger mit der Zukunft, indem Er durch die von ihm ausgesandten Propheten verkündigen ließ, daß ein mit höchster Machtvollkommenheit ausgerüsteter Held erstehen solle, der die zerstreuten Juden versammeln, ein die ganze Erde umfassendes Reich gründen, und über die Heiden und Sünder mit unerbittlicher Strenge das Gericht halten werde. So geht all sein Dichten und Trachten auf eigene Ehre, und die Richtschnur seiner Handlungen ist Gerechtigkeit, kraft welcher die Getreuen belohnt, die Widerspenstigen erbarmungslos bestraft werden sollen; das, was seine Unterthanen, die Juden, zum Gehorsam antreibt, kann allein Sucht nach Lohn und Furcht vor Strafe seyn.

Ein ganz anderer Gott dagegen sey der in Christo erschienene, Juden und Heiden früher völlig unbekannte, ein Gott der Liebe, des Erbarmens, der aus freier Gnade sich zu uns herabgelassen habe, um das Menschengeschlecht zu erlösen, das sonst nicht

gerettet werden konnte. Marcion verfaßte unter dem Titel antitheses (ἀντιθέσεις Gegensätze zwischen Judenthum und Christenthum), ein Werk, dessen Zweck es war, die Erhabenheit des Evangeliums über das Gesetz ins hellste Licht zu stellen. Leider sind uns nur einige Bruchstücke desselben durch Tertullian aufbewahrt worden. Höchste Regel des jüdischen Glaubens, hieß es darin, sey die Furcht, des christlichen dagegen die Liebe; dort herrsche der Grundsatz: Aug' um Auge, Zahn um Zahn, hier Vergebung und Erbarmen; der vom Judengotte verheißene Messias solle nur das eine Volk der Juden aus der Sklaverei befreien, Christus dagegen sey vom Gott der Liebe herabgesendet, um alle Menschen zu erlösen. Das Reich des Letztern ist ein ewiges und himmlisches, während der Judenmessias seinem erkornen Volke blos den Wiederbesitz des Landes Canaans, nach dem Tode Ruhe in Abrahams Schooß verheißt. Der im alten Testamente verkündigte Erretter ist ein Kriegsheld, welcher mit Gewalt und Waffen die Völker seinem Willen unterthan macht. Christus dagegen war sanft und milde und verabscheute Krieg und Gewaltthat. Marcion behauptete daher, daß die Weissagung im 7ten Kapitel des Jesaias gar nicht auf unsern Erlöser passe. Christus zeigte sich überall als Kinderfreund, und lehrte, daß wer ins Himmelreich kommen wolle, den Kindern ähnlich werden müsse, der Judengott dagegen sandte, um die Beschimpfung Elisa's zu rächen, Bären gegen die Kinder aus. Während Christus es seinen Jüngern verweist, daß sie an einem Flecken Samaria's Rache nehmen wollten, schickte der Weltschöpfer auf das Verlangen Elisa's Feuer vom Himmel herab, um die falschen Propheten zu vernichten. Christus verbot den Jüngern auch nur einen Stab mit auf den Weg zu nehmen, der Judengott dagegen gebot den Seinigen, das Gold und Silber der Aegypter zu entwenden. Moses, der Prophet des Weltschöpfers bestieg, da sein Volk in Krieg verwickelt war, den Gipfel des Berges und streckte seine Hände zu Gott aus, um recht viele zu vertilgen; unser Herr dagegen breitete seine Arme aus, nicht um die Menschen zu verderben, sondern um sie zu retten. Wie an Liebe und Erbarmen, so übertrifft Christus den Judengott auch an Macht. Er hat über Wind und Meer geboten, viele Wunder und Heilungen durch das bloße Wort vollbracht, während Elisa, der in Kraft des Judengottes wirkte, nur einen Einzigen zu heilen vermochte, und zwar nicht durch das Wort,

sondern nur mit Hülfe einer Materie, des Wassers. Der schneidendste Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium beurkundet sich endlich dadurch, daß Christus die Satzungen des Judengottes theils durch die That, theils durch offene Erklärungen verwarf. Zu Aposteln hat Er Sünder und Zöllner angenommen, folglich Leute, die vom Gesetze verdammt waren, Er hat die Sabbatsgebote selbst nicht beobachtet, und seinen Jüngern die Beobachtung derselben untersagt, Er hat einen Aussätzigen, eine Blutflüssige (Luc. VIII. 44) berührt, da doch das mosaische Gesetz dieß verbot. Aus allem Dem gehe nun hervor, daß Jesus Christus etwas ganz anderes gewesen sey, als der Messias, den die Juden gemäß den Verheißungen ihres Gottes und seiner Propheten erwarteten. Daher komme es, daß selbst Johannes der Täufer sich an unserem Herrn ärgerte, denn der Täufer habe dem Judengott gedient und sey von gemeinjüdischen Messiashoffnungen angesteckt gewesen, deßhalb auch der Ausspruch des Herrn, daß Johannes, obwohl der größte im Reiche des Weltschöpfers, doch dem Geringsten im Reiche des wahren Gottes nachstehen müsse. Diese Wahrheit sey selbst von einigen Johannis-Jüngern anerkannt worden, denn als sie zum Herrn übertraten, baten sie Ihn ja um eine neue Gebetsformel, offenbar weil sie voraussetzten, daß man zu einem andern Gott auch anders beten müsse. Die ganze Thätigkeit Christi hatte nach Marcion den Zweck, das mosaische Gesetz aufzuheben, und die Bande zu lösen, welche den Menschen an die materielle Welt knüpfen, und in dem Reiche des Schöpfers derselben, des Judengottes, festhalten, damit sie durch Liebe und hingebenden Glauben dem Reiche des wahren Gottes zugeführt werden. Sein Leben war daher ein immerwährender Kampf mit dem Weltschöpfer. Dieser ruhte nicht eher, bis Er durch die Hände seiner Juden Jesum ans Kreuz gebracht hatte, womit Er jedoch, ohne es zu ahnen, den geheimen Planen des Höchsten diente. Auch seit dem Hingange des Herrn sezt der Judengott den Streit gegen die Anhänger Christi fort, denn alle Verfolgungen, welche Leztere zu bestehen haben, sind sein Werk.

Wenn man gegen Marcion den Einwurf erhob, warum der Heiland sich für den Judenmessias ausgab, da er doch Der nicht gewesen, den die Juden erwarteten, so antwortete er: Jesus habe dieß aus Milde gethan, um sich an die Begriffe der Menschen anzuschließen, unter einem bekannten Namen Vertrauen zu erwecken und

so die Gemüther zu gewinnen. Mit gleicher Schonung sey Er gegen den Aussätzigen verfahren, dem Er gebot, sich vor dem Priester zu stellen, denn Er habe wohl gewußt, daß ein jeder vom Aussatz Befreite den Vorschriften des Gesetzes nachkommen müsse. Die eigenste Meinung des HErrn ergebe sich aus der Stelle Luc. IX. 20., wo Er den Jüngern verbiete, Nichts von Seiner Messiaswürde laut werden zu lassen, und zwar darum, weil Er sah, daß sie noch in jüdischen Vorurtheilen befangen gewesen. Wenn endlich Jesus auch vor dem Synedrium sich als Messias bekannt habe, so sey dieß geschehen, um den Leiden nicht zu entgehen, die nothwendig zu seiner Sendung gehörten. Wandte man gegen ihn ein, daß keine hinreichende Bürgschaft für die himmlische Würde Jesu übrig bleibe, wenn der Beweis aus dem alten Testamente und den Propheten verworfen werde, so entgegnete er: eine solche Anordnung sey gar nicht nöthig gewesen, da sich Jesus gleich bei Seinem Erscheinen als Sohn des höchsten Gottes und als Christus durch die That selbst und den Beweis der Wunder beglaubigt habe.

Marcion war viel zu entschiedenen und klaren Geistes, um sich des Nothbehelfs der Allegorie zu bedienen, mit welcher viele Väter denjenigen Stellen des alten Testaments auszuweichen wußten, welche ihren idealistischen Meinungen nicht zusagten. Er verwarf diese Auslegungskünste, und ließ nur die wörtliche Erklärung gelten, weßhalb er sich genöthigt sah, so streng über die Offenbarung des alten Bundes zu richten. Aber auch die Schriften des neuen Testaments enthalten Vieles, was sich mit seinen eigenthümlichen Ansichten nicht vertrug. Marcion schlug hier, wie dort, den geraden Weg ein: statt durch Deuteleien nachzuhelfen, trat er als Kritiker auf, er, der erste in der ganzen Kirchengeschichte, erklärte ungescheut, daß die Evangelien selbst und die Briefe nicht durchaus die wahre Geschichte Jesu, noch seine ächte Lehre wiedergeben, sondern durch jüdische Zusätze verunstaltet seyen. Zur Rechtfertigung dieses kühnen Satzes berief er sich auf den Galaterbrief, wo Paulus seinen Genossen vorwerfe, daß sie nicht nach der Wahrheit Christi wandelten, und zugleich etliche Eindringlinge der Fälschung des Evangeliums anklage. Es ist jedoch nicht klar, ob er dieses Vergehen den, im Galaterbriefe selbst genannten, Häuptern der ältesten Kirche, Petrus, Johannes, Jakobus, Schuld gab, oder späteren Irrlehrern. Nach einigen, wiewohl nicht ganz sichern,

Spuren dürfte es das Wahrscheinlichste seyn, daß Marcion annahm, keiner der Apostel habe ein Evangelium geschrieben, sondern die Geschichte Jesu sey von ihnen mündlich verkündigt worden, und aus diesen ihren Nachrichten, verbunden mit vielen unächten Zusätzen jüdischer Ueberlieferung, hätten dann Judaisten unsere heutigen Evangelien gebildet. Gewiß ist, daß er bloß die Briefe Pauli als ächte Urkunden anerkannte, aber auch diese nicht in ihrem vollen jetzigen Umfange; denn er ließ nur zehen gelten und sonderte auch aus ihnen einzelne Stellen aus, die er für fremde Zuthat ausgab. Marcion betrachtete den Paulus als den ersten und geistigsten der Apostel, weil er sich ihm durch den gemeinschaftlichen Kampf gegen das Judenthum verwandt fühlte. Von den kanonischen Evangelien hat er keines angenommen, sondern sich aus den vorhandenen ein eigenes gebildet, und zwar so, daß er das dritte kanonische, Lukas zugeschriebene, als Grundlage des seinigen benützte. Man hat hieraus in neuern Zeiten geschlossen, daß in seinen Tagen das Evangelium Johannis nicht vorhanden gewesen seyn könne, weil Marcion sonst, nach seiner ganzen Denkweise, gewiß das vierte Evangelium als ächten Ausdruck der Geschichte Jesu anerkannt und benüzt haben würde. Aber dieser Schluß ist mehr scheinbar als gründlich. Denn da im zweiten Jahrhundert die Meinung allgemein verbreitet war, daß Lukas unter dem Einflusse des Heidenapostels geschrieben habe, läßt es sich — das Vorhandenseyn des vierten Evangeliums vorausgesetzt — recht wohl erklären, warum Marcion bei seiner Vorliebe für Paulus dem dritten Evangelisten, als dem Freund und Begleiter des Heidenapostels, den Vorzug gab. Ueberdieß enthält das vierte kanonische Evangelium, so gut als die andern, Elemente genug, welche den Ansichten Marcions widerstrebten, weßhalb es für seine Zwecke nicht brauchbarer seyn konnte, als das dritte. Marcion verwarf z. B. die Taufe Christi durch Johannes den Täufer, mit welcher der vierte Evangelist beginnt.

Sein eigenes Evangelium unterschied sich von dem gewöhnlichen Text des Lukas hauptsächlich dadurch, daß es alle die Stellen nicht enthielt, welche entweder dem Judenthum günstig lauteten, oder sonst Marcions metaphysischen Lieblingsmeinungen entgegen waren. Es begann mit folgendem Satze: „Im 15ten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius stieg Gott herab nach Kapernaum, einer Stadt Galiläas, und lehrte an den Sabbaten.“ Diese Worte sind

aus Lucä III. 1. und IV. 31. zusammengesetzt. Alles, was beim dritten Evangelisten vorangeht, hat Marcion planmäßig weggelassen. Da er nämlich die Materie und somit das Fleisch als Kraft und Reiz des Bösen betrachtete, anderer Seits Christum für das sichtbare Bild des unsichtbaren, bisher unbekannten Gottes hielt, konnte er den Erlöser nicht auf dem Wege anderer Menschen geboren werden, noch mit einem gemeinen menschlichen Leibe bekleidet auftreten lassen. Marcion verwarf Ehe und Kinderzeugung, also durfte Christus nicht von einem Weibe abstammen, sondern Er mußte urplötzlich aus dem Himmel herabsteigen. Aus demselben Grunde schrieb er Ihm nur einen Scheinkörper zu, eine Meinung, welche bekanntlich schon von den ältesten Doketen und mehreren Gnostikern des zweiten Jahrhunderts vorgetragen worden war. Gleichwohl lehrte er, daß Christus ganz so, wie die kanonischen Evangelien berichten, zum Wohle der Menschheit gelitten habe und gestorben sey, was allerdings nicht gut mit der Annahme eines Scheinleibs zusammenstimmt. Marcions warmes Gefühl siegte hierin über den Zusammenhang des Systems. Durch Christi Kampf sollte nämlich die Lehre veranschaulicht werden, daß der Fromme nur durch Leiden Sieg und Herrlichkeit erringe. Ueberdieß knüpfte er an den Tod des Erlösers auf eigenthümliche Weise den in der ältesten Kirche fast allgemein verbreiteten Glaubenssatz der Höllenfahrt. Es schien ihm nämlich der Güte des Höchsten zu widersprechen, daß alle die unzähligen Seelen, die vor Jesu Erscheinen gelebt, ohne ihre Schuld von den Segnungen des Lichtreichs ausgeschlossen, in der Gewalt des Weltschöpfers verharren sollten. Also nahm er an, daß Christus nach seinem Verscheiden am Kreuze in die Unterwelt hinabgestiegen sey, um das Heil Allen zu verkünden, die darnach sich sehnten. Der gemeine Glaube war, daß der Erlöser nur zur Beseligung der verstorbenen Frommen des alten Testaments die Unterwelt besucht habe. Anders Marcion: die Lieblinge des Judengotts hätten von Diesem ihren Lohn empfangen, und wünschten nichts Besseres. Christus sey vielmehr um der Verlornen willen, die im Gefühle ihres Elends nach Rettung verlangten, in der Hölle erschienen. Man hat Spuren, daß er aus Haß gegen den selbstgerechten Hochmuth des Judenthums sich in dieser Beziehung den Ophiten näherte, indem er lehrte, Christus habe, in der Unterwelt angekommen, Kain und die ihm ähnlichen, den Korah, Dathan, Abiram, Esau, die Sodomiten,

die Aegypter und im Allgemeinen die Völker beseeligt, denen der Judengott unbekannt war, dagegen die Patriarchen, Jehovahs Schützlinge, so wie die Propheten dem Reich ihres Gottes überlassen.

Marcion verwarf ferner nicht nur die Geschichte von der Geburt und Kindheit Jesu, wie sie in den kanonischen Evangelien erzählt wird, sondern auch den Bericht von der Taufe des Erlösers durch Johannes. Da er letztern als einen blinden Verehrer des Weltschöpfers betrachtete, der in allen jüdischen Vorurtheilen befangen gewesen, konnte er nicht zugeben, daß Christus, das sichtbare Abbild des unsichtbaren Gottes, von dem Täufer seine Weihe empfangen sollte. Wie die drei ersten Kapitel des Lukas, so schnitt er auch die letzten Verse desselben aus seinem Evangelium weg, und entfernte endlich mitten inne, wie wir bemerkt haben, diejenigen Stellen, die zu Gunsten des alten Testaments, der prophetischen Weissagungen, oder überhaupt des Judengottes lauteten.

Rein war Marcions Sittenlehre. Durch die freie Gnade des Höchsten angenommen, ohne ihr Verdienst beseeligt und durch hingebenden Glauben dem himmlischen Reiche verbunden, sollten die Anhänger Jesu nach dem Vorbilde des vollkommenen Gottes Gutes thun aus Herzensdrang, der Fremden sich erbarmen, Böses mit Gutem vergelten, Feindesliebe üben, für die Wahrheit leiden. Nur verleitete ihn die Ansicht, daß die Materie Grund alles Bösen und die Geschlechtslust ihr gefährlichster Reiz sey, zu übertriebener Ascese. Er verwarf den Umgang mit Weibern und Kindererzeugung, als einen niedrigen Trieb, der den Zweck habe, das Reich des Weltschöpfers auszubreiten und die Menschen durch fleischlichen Genuß der Materie dienstbar zu machen. Ehen durften daher in der Marcion'schen Gemeinde nicht eingegangen werden, und Verehlichte wurden entweder gar nicht aufgenommen, oder nur gegen Angelobung gänzlicher Enthaltsamkeit. Die Strenge dieser Forderung nöthigte ihn, den auch in der katholischen Kirche üblichen Unterschied zwischen wirklichen Gemeindemitgliedern und Solchen, die sich erst zur Aufnahme vorbereiteten, oder den sogenannten Catechumenen, zu verschärfen. Die Catechumenen sollten durch Unterricht wie durch praktische Uebungen und Selbstverläugnung zum Stande vollkommener Christen herangebildet werden. Erst wenn sie sich bewährt hatten, wurden sie durch die Taufe förmlich der Gemeinde einverleibt und übernahmen mit ihr die Verpflichtung zu fortwäh-

render Enthaltsamkeit. In anderer Beziehung zeigte er sich jedoch milder, als die Katholiken, bei welchen die Sitte bestand, die Catechumenen vor dem Anfang der Kirchengebete aus der Versammlung fortzuschicken. Marcion verwarf diesen Gebrauch, als der apostolischen Ueberlieferung und dem Geiste der christlichen Liebe zuwider, welche mit Freuden alles Gute Allen gönne. Die Marcionitischen Catechumenen durften an allen Andachtsübungen und Gebeten der Gemeinde ungehindert Theil nehmen. Nicht Einschränkung des Genusses der christlichen Güter, sondern nur die Größe der eingegangenen Verpflichtung unterschied sie von den wirklichen Mitgliedern. Natürlich war aber die Zahl der Catechumenen viel größer als die der leztern Klasse. Uebrigens hat Marcion die Last der Entsagung, welche er seinen Anhängern auflegte, selbst ohne Wanken getragen. Da er von den Katholiken aufs Bitterste gehaßt wurde, war sein Leben eine fortlaufende Kette von Verfolgungen, denen er eine unermüdliche Geduld entgegensezte. Ruhig zu dulden hielt er für die Bestimmung des Christen. „Ihr meine mitduldenden und mitgehaßten Brüder“ (συμμισέμενοι καὶ συνταλαιπωροὶ) war die gewöhnliche Anrede, mit der er zu seinen Glaubensgenossen sprach.

Es ist am Tage, daß Marcion es als Aufgabe seines Lebens betrachtete, die vom Judenthum überwucherte reine Christusreligion wieder herzustellen. Wie Andere nach ihm, welche Aehnliches erstrebten, hielt er sich vorzugsweise an Paulus und seine Lehre von der freien Gnade Gottes. Unter den Reformatoren gebührt ihm daher ein Platz, und Diejenigen, welche ihn unter die Gnostiker zählen, thun dem ausgezeichneten Manne Unrecht. Gleichwohl finden sich in Marcions Lehre manche gnostische Elemente, welche jedoch mehr auf Rechnung seines Zeitalters, als auf die seiner eigensten Persönlichkeit zu schreiben sind. Man kannte damals nur eine zweifache Auffassung des Christenthums: die buchstäbliche katholische und die gnostische. Wer von jener abwich, verfiel mehr oder minder dem Einflusse der andern, da die ganze geistige Athmosphäre des Jahrhunderts mit gnostischen Ideen angefüllt war. Durch die Schroffheit seines Gegensatzes zwischen den frühern Religionen und der christlichen, wurde er sogar genöthigt, nach dem Vorgange mehrerer Gnostiker eine Zweiheit ewiger Kräfte anzunehmen: den unsichtbaren Gott, den Urheber alles Guten, und die Materie als Sitz der Unvollkommenheit und des Bösen. Marcion soll diese

Lehre von dem syrischen Gnostiker Cerdo, den er in Rom kennen lernte, entlehnt haben. In welches Verhältniß zu beiden Urkräften er den Weltschöpfer oder Judengott sezte, ist unklar. Nach einigen Nachrichten könnte man schließen, daß er ihn dem guten Gotte unterordnete, nach andern aber, daß er ihn als unabhängige dritte Macht betrachtet habe. Das Wahrscheinlichste dürfte jedoch seyn, daß er über diese Frage keine bestimmte Meinung aufstellte. Marcion zeigte darin eine bewunderungswürdige Mäßigung, daß er nur so viel aus der Metaphysik aufnahm, als zur Begründung seiner Ansichten unumgänglich nöthig war. In allem Uebrigen hielt er sich an die Aussprüche seines warmen christlichen Gefühls. Demgemäß blieb er bei der Thatsache stehen, daß seit Erscheinung Jesu das Judenthum eine feindliche Stellung gegen die neue Religion eingenommen hatte. Um dieses Verhältnisses willen betrachtete er den Judengott als eine feindselige Macht, hütete sich aber sonst, über das metaphysische Wesen des Schöpfers weiter zu grübeln. Gleiche Mäßigung zeigte Marcion in andern Lehren. Es ist z. B. nicht mit hinreichender Sicherheit zu entscheiden, ob er Christus für eine vom Höchsten verschiedene Persönlichkeit gehalten, oder vielmehr angenommen habe, daß der früher Allen unbekannte Gott in der menschlichen Gestalt Jesu auf Erden erschienen sey. Marcion hielt sich an die einfache Thatsache, daß wir den Gott der Liebe nur in Christo und durch ihn kennen. Doch lassen einzelne Spuren vermuthen, daß er keine Zweiheit zugestand, sondern den Erlöser als eins mit dem Höchsten betrachtet wissen wollte. Hierauf deutet eine Stelle bei Tertullian hin, welcher zu verstehen gibt, Marcion habe Christus den circumlator (Herumträger) des unbekannten Gottes genannt.

Das, was Marcions Eigenthümlichkeit ausmacht und ihm für immer eine wichtige Stelle in der Kirchengeschichte sichert, ist das tiefe und lebendige Gefühl für innerliches Christenthum, und demgemäß das Bestreben, der erkannten Wahrheit Geltung in der Welt zu verschaffen, die eingeschlichenen Mißbräuche aus Lehre und Leben zu entfernen. Jene gnostischen Elemente dagegen sind, wie wir bereits bemerkten, als ein Tribut zu betrachten, welchen er dem Zeitgeiste seines Jahrhunderts bringen mußte. Gleichwohl waren sie hauptsächlich daran Schuld, daß Marcion mit seinen Versuchen, das reine Christenthum wieder herzustellen, nicht durchdrang, und daß

der kirchliche Verein, welchen er stiftete, nur eine Sekte blieb. Sein Haß gegen die Materie und die aus ihm entsprungene Verachtung der Natur und ihrer Schönheit verlezte den gesunden Verstand. Die Verwerfung der Ehe schnitt seiner Gemeinde die Möglichkeit stetiger Entwicklung auf natürlichem Wege ab, und beschränkte sie darauf, die Zahl ihrer Mitglieder aus fremdem Gebiete ergänzen zu müssen. Ohne Zweifel theilte Marcion den Glauben an das nahe Bevorstehen des Weltuntergangs, sonst würde er wohl die Fortpflanzung unseres Geschlechts nicht so vernichtet haben. Endlich der harte Ton, in welchem er das Judenthum und die Bücher des alten Testaments verdammte, mußte die rechtglaubige Kirche gegen ihn empören. Konnte er je hoffen, daß die Katholiken leichten Kaufes Schriften preisgeben würden, welche eines mehr als tausendjährigen heiligen Ansehens genießend, von den Christen so hochgehalten wurden, als von den Juden, Schriften, auf welchen seit Einführung der Hierarchie die ganze Macht der Kirchenhäupter beruhte! Marcion ward von der römischen Gemeinde ausgestoßen, von allen Katholiken aufs Bitterste angefeindet. Hätte er erkannt, daß jede Offenbarung, wenn sie dauernd unter den Menschen wohnen will, sich ihren Schwächen ihrer jeweiligen Bildungsstufe anbequemen muß, daß folglich überall Zeitansichten in heilige Urkunden eindringen, so würde er anders über das Judenthum geurtheilt haben und nicht blind geblieben seyn für die Lichtpunkte der prophetischen Bücher, welche mit dem Christenthum übereinstimmen und dasselbe vorbereiteten. Allerdings war dieser wichtige historische Grundsatz damals Niemand bekannt, er bricht sich erst in unserer Zeit allmählig Bahn, wo die Fragen, mit deren Lösung sich Marcion beschäftigte, von Neuem an der Tagesordnung sind. Dennoch hat er, wenn auch durch Nebel hindurch, den hellen Schein der Wahrheit gesehen. Es ist eine unläugbare Thatsache, daß dem Christenthum von Vorne herein jüdische Elemente beigemischt wurden, welche früher oder später ausgeschieden werden müssen. Auch die Ansicht von Entstehung der Evangelien, welche man ihm, nach den freilich dunkeln Aussagen der alten Quellen, beimessen muß, und die ersten Versuche historischer Kritik, die er übte, verdienen volle Beachtung. Nur war jene Zeit nicht reif genug, um einem solchen Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man darf wohl sagen, daß Marcion um 17 Jahrhunderte zu frühe gekommen ist.

Uebrigens muß der Eindruck sehr groß gewesen seyn, den er auf seine Zeitgenossen machte. Hiefür bürgt nicht minder die Menge der Anhänger, welche er gewann, als die große Zahl der Gegner, die sich in der katholischen Kirche gegen ihn erhoben, wie die Bitterkeit, mit der sie von ihm reden und seine Ansichten zu widerlegen suchen. Lange über seinen Tod hinaus erhielt sich der Anhang Marcions, vielleicht wider seinen Willen. Tertullian berichtet nämlich, Marcion habe gegen das Ende seiner Tage, betrübt über die Spaltung, welche seine Lehre hervorgebracht, sich mit der katholischen Kirche wieder aussöhnen wollen, sey aber durch den Tod daran verhindert worden: welcher Zug, wenn anders die Nachricht wahr ist, die edle Gesinnung des Mannes in's hellste Licht sezt. Bis in's sechste Jahrhundert herab gab es Marcionitische Gemeinden. Epiphanius macht, ehe er die Ketzerei Marcions schildert, ausdrücklich auf den großen Einfluß aufmerksam, den „diese große Schlange in der Welt erlangt habe: eine Menge Menschen sey von ihm verführt worden, und bis auf den heutigen Tag bestehe die Schule des Betrugs fort. Diese Ketzerei wuchere noch jezt in Rom und in Italien, in Aegypten und in Pontus, in Arabien und Syrien, in Cypern und in Thebais, ja sogar in Persien." Theodoret*) versichert, daß er allein in seiner Diöcese (in Syrien) gegen tausend Marcioniten bekehrt habe. Die angesehensten unter Marcions unmittelbaren Schülern waren Markus und Apelles, beide blieben jedoch der einfachen praktischen Richtung des Meisters nicht treu, sondern näherten sich mehr oder minder den Gnostikern. Von Apelles wird erzählt,**) daß er eine Jungfrau, Namens Philumene für erleuchtet gehalten, und Offenbarungen von ihr angenommen habe. Vielleicht darf man diese Nachricht als einen Beweis betrachten, daß in Marcions Schule der Glaube an die Möglichkeit eines Verkehrs mit der Geisterwelt geherrscht habe, welche Vermuthung durch die Eigenthümlichkeit seiner Lehre und seines Lebens bestätigt zu werden scheint. Nachdem Apelles viele Jahre lang in gnostischer Weise philosophirt, und eine metaphysische Meinung mit der andern vertauscht hatte, verzichtete er im Alter auf die Spekulation, und äußerte sich gegen den asiatischen Kirchenlehrer

*) Epistol. 113.

**) Siehe Tertullian de praescrip. cap. 30.

Rhodon auf folgende merkwürdige Weise: *) „die Untersuchung über das Urwesen der Dinge sey das Allerschwierigste; er glaube an Gott, aber beweisen, daß derselbe sey, könne er nicht, man müsse überhaupt über diese Dinge nicht zu viel grübeln. Jeder möge bei seinem Glauben bleiben, denn Alle, die auf den Gekreuzigten ihr Vertrauen sezten, würden zur Seligkeit gelangen, wenn sie nur ihren Glauben durch gute Werke bewährten.“ Rhodon verspottete ihn darüber, daß er ein Lehrer seyn wolle, aber Das, was er lehre, nur glaube, nicht beweisen zu können eingestehe. Wir pflichten der Ansicht Neanders **) bei, welcher meint, der Verlachte sey in diesem Falle weiser gewesen, als der Lacher.

Achtes Kapitel.

Montanus, seine Anhänger und Gegner. Tertullian. Geist der Lateiner. Kirchliches Leben am Ende des zweiten Jahrhunderts.

Alle Formen des Christenthums, die wir bisher geschildert, beschäftigten sich ausschließlich mit der Glaubens- oder auch der Sitten-Lehre. Aber in der Urkirche wurde die Stiftung Jesu nicht bloß als eine neue Lehre, sondern auch als ein himmlisches Mittel betrachtet, durch das der Mensch mit der übersinnlichen Welt in dauernde Verbindung treten könne. Die Apostelgeschichte, die Briefe Pauli reden von übernatürlichen Gnadengaben, die den Gläubigen von Oben zu Theil geworden seyen, Paulus spricht von Zuständen der Entzückung, die er selbst erfahren habe. Die sonst so mannigfaltige Entwicklung des christlichen Geists im zweiten Jahrhundert wäre unvollkommen, wenn nicht auch diese magische Seite ihre Vertreter gefunden hätte. Wirklich standen Männer der Art auf, und zwar in Phrygien, einer Provinz von Kleinasien, deren Einwohner schon im vorchristlichen Alterthum durch ihren Hang zu enthusiastischer Gottesverehrung berüchtigt waren. Außer dieser den Phrygiern angebornen Neigung scheinen noch besondere Zeitverhältnisse, der Kampf gegen die Gnostiker, die Angst, daß das ächte Wort Gottes durch

*) Siehe Eusebius Kirchengesch. V., 13.

**) Kirchengesch. I., 807.

die Irrlehrer verfälscht werden könnte, endlich auch der Druck heidnischer Verfolgungen, die unter Mark Aurel so häufig stattfanden, zusammengewirkt zu haben, um das gereizte Gefühl der Gläubigen auf's Höchste zu steigern. Es müssen damals Erscheinungen vorgekommen seyn, dem Erfolge und der Ursache nach ähnlich denen, welche 16 Jahrhunderte später bei den Camisarden beobachtet wurden.

Um das Jahr 160 *) begann Montanus, ein neubekehrter Phrygier, gebürtig aus dem Flecken Artabau, der auf der Gränze zwischen Mysien und der leztgenannten Provinz lag, Aufsehen zu erregen durch Zustände der Entzückung, in welchen er neue Verfolgungen weissagte, die Christen zu strengem Wandel, zu furchtlosem Bekenntniß Christi ermahnte, die Seligkeit des Märtyrertodes pries. Zugleich verkündigte er, als ganz nahe bevorstehend, Strafgerichte Gottes über die Verfolger der Kirche, die Wiederkunft des Herrn und die Errichtung des tausendjährigen Reichs, dessen Wonnen er in lebhaften Farben schilderte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er als ein für die ganze Kirche von Gott gesandter Prophet, als Wiederhersteller der Reinheit des christlichen Lebens angesehen seyn wollte. Ja er glaubte, es sey sein Beruf, die Kirche auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erheben, als dieselbe in den Tagen der Apostel eingenommen. Montan behauptete nämlich, der Paraklet, den der Herr bei Johannes seinen Jüngern in der Zukunft verheißt, sey ihm mitgetheilt worden. Demgemäß wollte er neue Aufschlüsse über die Geheimnisse des Glaubens und Gottes ertheilen, und sprach das Recht an, über obschwebende Streitfragen zu entscheiden, und die Einwürfe der Ketzer gegen die Kirchenlehre niederzuschlagen. Zwei Frauen, Priska oder Priscilla und Maximilla, die gleich ihm mit der übersinnlichen Welt zu verkehren behaupteten, schloßen sich in der Folge an ihn an.

Wir wissen nicht, ob Montanus alle diese Sätze auf einmal vortrug, oder ob er nicht nach und nach in dem Maße, als er Beifall fand, seine Ansprüche auf prophetische Geltung steigerte, denn es fehlt an genauen Nachrichten über seine Geschichte, welche wir hauptsächlich nur aus Tertullians Schriften kennen, der den

*) Die wahre Zeit Montan's ist nicht genau bekannt. Eusebius läßt ihn im Jahr 171 zuerst auftreten; allein andere Zeugnisse, die von guten Gründen unterstüzt werden, setzen ihn 12—15 Jahre früher.

Montanismus in seiner spätern, bereits ausgebildeten Form schildert. Doch ist es wahrscheinlich, daß er erst allmählig mit seinen Lehren hervortrat. Das Eigenthümlichste derselben ist die Behauptung eines stufenmäßigen Fortschreitens der Kirche von unvollkommenen Zuständen zu vollkommenern, nach einem allgemeinen Entwicklungsgesetz. „In den Werken der Gnade — sagten die Montanisten*) — wie in den Werken der Natur entfalte sich Alles stufenweise: aus dem Saamenkorn gehe zuerst die Staude hervor, diese wachse allmählig zum Baume heran, der Baum gewinne zuerst Laub, darauf folge die Blüthe, erst zulezt die Frucht, welche nach und nach zur Reife gedeihe. In ähnlicher Weise entwickle sich auch das Reich der Gnade: auf der niedersten Stufe der Zustand natürlicher Gottesfurcht ohne geoffenbarten Glauben, (die Religion der Patriarchen), dann folge das Kindesalter unter dem Gesetz und den Propheten, hierauf die Jugend unter dem Evangelium, zulezt die männliche Reife, eingeleitet durch die neue Ausgießung des heiligen Geistes, die seit dem Auftreten des großen Propheten Montanus den Menschen zu Theil geworden, und durch die neuen Belehrungen des von Christo verheißenen Paraklets, der sich ihm geoffenbart habe." Montan und seine Schule verwahrten sich dagegen, als ob sie die Jünger des Herrn herabsetzen oder behaupten wollten, der Paraklet habe nicht auch die Apostel belehrt, sondern nur dahin gehe ihre Meinung, daß jene Verheißung Christi sich nicht allein auf die Apostel beziehe, noch an ihnen in vollem Umfang erfüllt worden sey, vielmehr müsse die neue Offenbarung, die jezt durch die eben erweckten Propheten der Welt zukomme, als nothwendige Ergänzung der ersten, nach Christi Hingang erfolgten, betrachtet werden. Ausdrücklich erklärten sie, daß die Eingebungen der Seher auf die Grundlage der apostolischen Lehre fortbauen, daß sie ihre Wahrheit durch die Uebereinstimmung mit dieser Richtschnur beurkunden. In der That aber, und in der Anwendung auf das wirkliche Leben, sprachen sie dennoch den neuen Offenbarungen ein höheres Ansehen zu, als den Schriften der Apostel, indem sie vorgaben, daß durch Das, was der Paraklet seinen Werkzeugen ingebe, die Kirchenzucht erst recht festgestellt, die bisher dunkel gebliebenen Stellen der heiligen Bücher aufgehellt, und die volle

*) Tertullian de virgin. veland. cap. I.

Wahrheit der Welt enthüllt werde. „Wenn ihr aus dieser Quelle schöpfen wollt,“ ruft Tertullian*) aus, „werdet ihr nach keinem Unterricht weiter dürsten, keine Fragen werden Euch fürder quälen.“ Zugleich behaupteten sie, daß nur durch die Aussprüche des Paraklets den so gefährlichen Ketzereien der Gnostiker ein fester Damm entgegengesetzt werden könne. Denn wegen der Dunkelheit der heiligen Urkunden sey es nicht möglich, aus ihnen allein mit bloß menschlicher Einsicht die Irrlehrer zu widerlegen.

Da die Katholiken, auf dem starren Grundsatze der Tradition fußend, jede Neuerung im Leben wie in der Lehre verwarfen, geriethen die Montanisten mit ihnen in mehrfachen Streit. Leztere verwarfen den katholischen Begriff der Kirche, welche sie die Kirche der Bischöfe nannten, sezten demselben die Idee einer innerlichen Gemeinschaft der Heiligen und Erleuchteten, einer Kirche des Geistes entgegen, und erklärten, daß, wenn auch die Glaubenslehre unwandelbar dieselbe bleiben müsse, doch die kirchlichen Einrichtungen nach dem wechselnden Bedürfnisse der Zeiten, unter dem Einflusse des Paraklets, verändert und verbessert werden können. Ferner lehrten sie, daß die Wirkungen des prophetischen Geistes auf keinen Stand beschränkt seyen, sondern daß die Erleuchtung von Oben Menschen aus allen Klassen, von jedem Geschlecht, Weibern wie Männern, Jünglingen und Jungfrauen wie Greisen, zu Theil werden möge. Ausdrücklich beriefen sie sich auf die Weissagung im dritten Kapitel des Joel, welche jezt seit dem Auftreten Montan's in Erfüllung gehe. Diese Behauptung veranlaßte sie, im Gegensatz gegen die Katholiken, welche Lehrberuf und Kirchengewalt ausschließlich den Bischöfen zueigneten, auf die apostolischen Begriffe der Gleichheit aller Gläubigen vor Gott, und der priesterlichen Würde sämmtlicher Christen zurückzukommen. Wie schon das unbedingte Ansehen vermuthen läßt, das sie für die Aussagen der neuen Propheten in Anspruch nahmen, dachten sie sich dabei jede menschliche Thätigkeit ausgeschlossen. Es sind uns einige Orakel aufbewahrt worden,**) welche also lauten: „So spricht der heilige Geist durch Montanus: siehe, der Mensch ist gleich einer Leier, und ich schwebe über ihm gleich dem Werkzeug, das die Leier in Schwingung bringt.

*) Am Ende seiner Schrift de resurrectione.

**) Epiphanius haer. XLVIII. 4 u. 11.

Der Mensch schläft und ich wache. Siehe, der Herr ist es, der die Menschen außer sich versezt, und ihnen wieder das Bewußtseyn gibt.“ Ein anderes Orakel beginnt mit den Worten: „Kein Engel ist es, kein Gesandter der kommt, sondern ich der HErr, Gott der Vater, bin gekommen.“

Troß dieser großen Zurüstungen, welche die außerordentlichsten Dinge in Aussicht stellen, haben die Montanisten eigentlich keine wesentliche Neuerung eingeführt. Die Glaubenslehre ließen sie ganz unangetastet, und selbst in der Sittenzucht, und in den Kircheneinrichtungen begnügten sie sich, früher vorhandene strenge Ansichten auf die Spitze zu treiben. Wahrscheinlich schon seit den Zeiten der Apostel, gab es in der Kirche einzelne Eiferer, welche unter dem Namen Asceten durch mehr als gewöhnliche Beschränkung der sinnlichen Begierden und Bedürfnisse, eine höhere Heiligkeit zu erstreben suchten. Die Montanisten wollten diese Richtung zur allgemeinen, Regel für die Gläubigen erheben, schrieben geschärfte Fasten vor, priesen die Ehelosigkeit, drangen auf Verachtung alles Irdischen und feierten endlich das Märtyrerthum als die Krone des christlichen Lebens. In der katholischen Kirche galt es für erlaubt, sich nahender Verfolgung durch die Flucht oder durch sonstige schuldlose Mittel zu entziehen, wiewohl strengere Geister dieß tadelten. Montanus verdammte die Flucht und jeden andern Ausweg. „Wünscht doch nicht,“ sagte er, „auf euren Betten in Kindesnöthen oder an weichlichem Fieber zu sterben, sondern eilt dem Märtyrertode entgegen, auf daß Der verherrlicht werde, der für euch gelitten hat.“ Manche seiner Anhänger klagten daher sich selbst als Christen vor der heidnischen Obrigkeit an, nur um der Hinrichtung, wie eines köstlichen Guts, theilhaftig zu werden. Die Ansicht, daß die zweite Ehe bedenklich sey, und der christlichen Vollkommenheit widerstreite, zählte in der Kirche von jeher einzelne Anhänger. Montanus trat ihr bei, und trieb sie auf die Spitze, indem er es für Todsünde erklärte, wenn ein Mann nach erfolgtem Tode seiner ersten Frau, oder umgekehrt eine Frau zum zweitenmale heirathe, „denn die Ehe,“ sagte er, „dauere als eine Verbindung im Geiste, nicht im Fleische allein, unauflöslich über das Grab hinaus fort.“ Menschen, welche grobe Sünden begangen hatten, und darum von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden waren, konnten nach katholischem Brauche Wiederaufnahme und kirchliche Sündenvergebung erlangen, wenn sie

öffentlich vor der Gemeinde Buße thaten, doch mögen Einzelne dieses Verfahren zu milde gefunden haben. Montan auch hierin der strengsten Meinung folgend, lehrte, daß Unzucht, Mord und Götzendienst für immer von der Kirche ausschließe. Nichts destoweniger fuhren die Montanisten fort, für solche Sünder zu beten, behaupteten auch nicht, daß Gott sie nicht begnadigen könne, sondern nur dieß erklärten sie, die Kirche sey nicht befugt, dem Höchsten vorzugreifen. Auf diese Weise faßte Montanus Alles, was zu seiner Zeit für stark, mannhaft und streng christlich galt, zusammen, und steigerte die Pflichten der Gläubigen auf den höchsten, damals bekannten Grad. Das Bewußtseyn, absonderlicher Heiligkeit nachzustreben, gebar jedoch auch hier denselben geistlichen Stolz, der überall in ähnlichen Fällen vorkommt. Die Montanisten hielten sich für das Salz der Erde, wähnten im Alleinbesitze des Geistes zu seyn, nannten sich spirituales πνευματικοὶ, und sahen tief auf die übrigen Christen als den großen Haufen der Psychiker (Sinnenmenschen) herab. Merkwürdig ist, wie sie hierin mit den Gnostikern zusammentreffen, mit denen sie doch sonst nichts gemein hatten, denn auch die Gnostiker liebten es, sich als Pneumatiker, den Katholiken als Psychikern entgegenzustellen. Unter den verschiedensten Formen berückt Stolz und Eigendünkel das unbewachte Herz.

Montan's Lehren fanden besonders unter dem weiblichen Geschlecht Beifall, das nicht bloß viele Gläubige, sondern auch Prophetinnen und Häupter lieferte. Bei manchen derselben kamen Erscheinungen vor, die auf's Haar Dem gleichen, was man in neueren Zeiten bei sogenannten Magnetischen beobachtet. Tertullian*) berichtet z. B. Folgendes: „Bei uns (in Carthago) ist eine Schwester, welche die Gabe der Offenbarungen hat, am Sonntage in der versammelten Gemeinde während des Gottesdienstes in Entzückung geräth, in diesem Zustande mit den Engeln verkehrt, bisweilen auch mit dem HErrn selbst, überschwängliche Geheimnisse hört und sieht, die Herzen mancher Menschen durchschaut und auch Arzneien für Kranke verordnet.“ Gewöhnlich jedoch beschäftigten sich die montanistischen Prophetinnen damit, die Zukunft vorauszusagen. Einstimmig verkündigten sie, daß das Ende der irdischen Dinge vor der Thüre stehe, daß in nächster Zeit das tausendjährige

*) De anima. cap. 9.

Reich beginnen, das himmlische Jerusalem aus den seligen Höhen herabsteigen werde. Maximilla weissagte: „nach mir wird keine Prophetin mehr seyn, denn die Vollendung der Dinge naht. Vorher aber werden noch sehr schwere Kriege und Umwälzungen kommen.“ Einen noch höhern Flug nahm Priscilla: „in Frauengestalt“ verkündigte sie, „ist mir Christus erschienen, angethan mit strahlendem Gewand, hat mir Weisheit gegeben, hat mir enthüllt, daß dieser Ort, (Pepuza, die Muttergemeinde der Montanisten) heilig sey, indem hier das himmlische Jerusalem herabsteigen werde.“ Bis zum Fanatismus steigerte sich diese Hoffnung unter den Mitgliedern der Sekte. Man höre die Worte Tertullians: „Welch ein Schauspiel steht uns ganz nahe bevor, bei der nun unbezweifelten Ankunft des HErrn in voller Glorie, in triumphirender Majestät! Welche Wonne, welcher Jubel, welches Entzücken, wenn so viele Kaiser, welche amtlich in den Himmel unter die Götter aufgenommen wurden, sammt ihrem Jupiter und ihrem ganzen Anhange in der dunkelsten Hölle sich krümmen, wenn jene Beamten grausamere Martern, als sie über uns verhängt, in der ewigen Flamme erdulden, wenn jene hochweisen Philosophen im Angesicht ihrer Schüler und mit diesen im Feuerstrome zu Schanden werden.“ Wundern müßte man sich, daß die römische Obrigkeit nicht kräftiger, als es wirklich geschehen ist, gegen diese wilden Träumer einschritt, wäre ihre Verachtung aller Schwärmerei nicht bekannt. Der Erfolg hat die Weissagungen der Montanisten gründlich widerlegt, und so liefert schon das Alterthum Beweise für die auch heut zu Tage oft bewährte Erfahrung, daß, wenn je etwas Wahres an dem behaupteten Verkehr der Magnetischen mit der Geisterwelt ist, doch alle ihre Offenbarungen durch das trübe Glas der menschlichen Individualität hindurchgehen, und in diesem Durchgangspunkte Vorurtheilen eines ganzen Zeitalters, wie den Schwächen einzelner Menschen dienstbar werden. Der Glaube an das tausendjährige Reich war wirklich, wie wir schon öfters bemerkt, ein fast allgemeiner Irrthum der Kirche des zweiten Jahrhunderts.

Ganz Kleinasien gerieth durch den Montanismus in Bewegung; der Glaube an Montans Offenbarungen breitete sich schnell aus, und es entstanden montanistische Gemeinden, die angesehenste in der

---

*) Eusebius Kirchengesch. V, 16. 8. Epiphanius Haeres. 48, 2. 49, 1.

Phrygischen Stadt Pepuza. Aber die Sekte stieß bald auf sehr kräftigen Widerstand. Die katholischen Bischöfe erhoben sich wider sie, und hielten wegen dieser Sache die ersten in der Kirchengeschichte vorkommenden Synoden. Durch gemeinschaftliche Uebereinkunft wurden die Montanisten für Ketzer erklärt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Sicherlich wirkte hiebei priesterliche Eifersucht und die Besorgniß der Bischöfe, durch die neuen Propheten ihres ausschließlichen Ansehens beraubt zu werden, in erster Linie. Denn die montanistische Lehre, daß der Paraklet sich, ohne Ansehen des Standes, allen Christen, Laien wie Klerikern offenbaren möge, stand in schneidendem Widerspruch mit dem aristokratischen Streben der kirchlichen Häupter. In der Regel begnügten sich die Katholiken, den prophetischen Geist, dessen die Anhänger Montan's sich rühmten, als unächt zu verwerfen. Manche erklärten die Zustände der Verzückten für Wirkungen der Dämonen und des Satans. Einige gingen aber noch weiter, sie versuchten es, die Stützen, welche der Montanismus in der damaligen Kirchenlehre hatte, umzustoßen. Montan begründete, wie alle andern Chiliasten, seine Lehre vom tausendjährigen Reich hauptsächlich auf die Offenbarung Johannis. Darum verwarfen jene Gegner dieß Buch als ein dem Evangelisten unterschobenes Machwerk Cerinths. Da Montan ferner zum Beweise, daß seine und seiner Anhänger Eingebungen ächt christlich seyen, sich auf die Gnadengaben in der Urkirche berief, rückten die Bestreiter mit der merkwürdigen Behauptung hervor, daß jene Wirkungen des heiligen Geistes sich auf das apostolische Zeitalter beschränkt, seitdem für immer gänzlich aufgehört hätten. Um diesem kecken Satze einigen Schein zu geben, benüzten sie die Stelle Matth. XI. 13., wo der Herr sagt: „alle Propheten und das Gesetz haben geweissagt bis auf Johannes.“ Dagegen drangen die Montanisten auf die Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit der göttlichen Gnade. „Nimmer,“ heißt es in einer montanistischen Schrift *), „möge Schwäche oder Verzweiflung des Glaubens wähnen, daß die Gnade des Höchsten bloß bei den Alten gewaltet habe, Gott wirkt allezeit was Er verheißen, den Unglaubigen zum Zeugniß, den Glaubigen zum Segen.“ Der Widerspruch gegen den Montanismus wurde zulezt in der Hitze des Streits bis auf

*) Acta Perpetuae et Felicitatis. Praefat.

die äußerste Spitze getrieben. Die heftigsten Gegner verwarfen nicht bloß die Fortdauer der Gnadengaben, nicht bloß den Chiliasmus und die Offenbarung Johannis, sondern auch das vierte Evangelium, sey es, weil sie ihre Abneigung gegen die Apokalypse auch auf das Evangelium übertrugen, das man wie ersteres Buch dem Johannes zuschrieb, sey es aus blindem Haß gegen alle Mystik überhaupt, als deren Stütze von jeher das Evangelium Johannis betrachtet wurde, oder endlich, was das wahrscheinlichste, weil im vierten Evangelium die Verheißung des Paraklets sich findet, auf welche die Montanisten hauptsächlich ihre eigenthümliche Lehre begründeten *). Epiphanius **) führt diese Bekämpfer der johanneischen Schriften unter dem Namen Aloger auf.

Der Glaube an eine fortwährende Verbindung des Himmels mit der Erde, der übersinnlichen Welt mit der sinnlichen, ist sosehr in das Wesen des Christenthums verwachsen, daß man ihn nicht aufheben kann, ohne die Grundfesten unserer Religion zu untergraben. Da dieser Glaube damals in voller Blüthe stand, fand der Montanismus eine starke Stütze an ihm, besonders unter den Lateinern, deren Sinn weit einfacher und noch nicht durch dogmatische Zänkereien und Einmischung griechischer Philosophie verwirrt war, wie wir Dieß im hellenischen Morgenlande finden. Selbst die Art, in welcher die Lehre Montans von den Gegnern bestritten wurde, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, die allgemeine Meinung der einfältigen Christen zu seinen Gunsten zu stimmen. Nimmermehr konnte das fromme Gefühl sich mit der Behauptung versöhnen, daß alle jene übernatürlichen Wirkungen nur in den Zeiten der Apostel stattgefunden, jezt gänzlich aufgehört hätten. Das hieß ja soviel: Christus sey für das lebende Geschlecht nicht mehr derselbe, der Er für das frühere gewesen, und die jetzige Kirche nur noch ein Schatten der ursprünglichen. Noch andere Gründe kamen hinzu, um dem Montanismus Eingang zu verschaffen. Schon bereitete sich damals der Triumph des Christenthums über das heidnische Rom vor, denn die Gesinnung war vorhanden, welche zulezt immer den

---

*) Man vergleiche Irenäus 3tes Buch gegen die Ketzereien Kap. XI.

**) Haeres. 51. Ohne Zweifel hieß man sie so, weil sie mit dem Evangelium Johannis die Logoslehre verwarfen, die zu Anfange dieses Buches vorgetragen wird.

Sieg erringt. Eine kühne Entschlossenheit, für die Sache Christi Alles zu ertragen, ein dem altrömischen verwandter Geist der Tapferkeit, von jenem nur dadurch verschieden, daß er statt Waffen der Gewalt die der ausdauernsten Geduld brauchte, zeigte sich namentlich unter den Gemeinden aus latinischem Geschlechte. Es war das Heldenalter der Kirche. Bei solcher Stimmung der Gemüther fand die strenge Sittenzucht des Montanus leicht erklärlichen Beifall. Die Lüste des Körpers zu bezähmen, vor Verfolgern nicht zu fliehen, den Märtyrertod ohne Zagen zu sterben, den Feigen, der aus Furcht den Herrn des Himmels verläugnet, aus der Gesellschaft der Tapfern auszuschließen: solche Grundsätze erschienen den Enkeln des Volks, das einst nach ähnlichen Regeln, nur auf dem Wege der Gewalt, die Welt bezwungen hatte, als die einzig richtigen. Ich glaube, dieß waren die hauptsächlichsten Ursachen, welche die schnelle Verbreitung der montanistischen Lehren im latinischen Abendland bewirkten. Es sind Spuren vorhanden, daß die asiatischen Gegner Montans Schritte thaten, um ihre Meinung zur gemeinsamen der Kirche zu erheben, und namentlich die römische Gemeinde für sich zu gewinnen. Aber sie stießen zu Rom auf Hindernisse von sehr verschiedener Art, wie es scheint. In der Kirche von Lyon befanden sich zur Zeit der Verfolgung unter Mark-Aurel *) viele Kleinasiaten, welche ohne Zweifel der montanistischen Lehre zugethan waren. Mehrere derselben schrieben aus dem Gefängniß Briefe nicht nur an ihre Brüder in Phrygien, sondern auch an den damaligen Bischof von Rom, Eleutherus, zu Gunsten des Montanismus, und die Gemeinde von Lyon fügte diesem Schreiben einen Bericht an denselben Bischof bei, welchen der bekannte Irenäus nach Rom überbrachte. Eusebius **), aus dessen Kirchengeschichte vorliegende Nachrichten entnommen sind, stellt seine Worte auf Schrauben, und deutet bloß dunkel an, daß die Lyoner sich für Montans Sache verwendeten, obwohl allem Anschein nach in sehr gemäßigten Ausdrücken. Der Geist jener Zeiten verlangte, daß einer solchen Fürsprache kein geringes Gewicht beigelegt wurde, besonders wegen der mitfolgenden Briefe jener Eingekerkerten, die bald darauf den Märtyrertod starben. Denn die Empfehlung durch einen Bekenner oder gar Märtyrer öffnete alle

*) Siehe oben Seite 309.

**) K.G. V. 3.

Thüren, ebnete sonst unübersteigliche Schwierigkeiten. Dennoch glauben wir nicht, daß dieser Umstand allein den römischen Bischof und die dortige Gemeinde günstig für den Montanismus stimmte. Der in Kleinasien ausgebrochene Streit bot dem Oberhaupte der römischen Kirche eine gar zu günstige Gelegenheit dar, seine Macht im Morgenlande auszudehnen, und gewisse Künste der Herrschaft in Anwendung zu bringen, als daß er sie nicht, abgesehen von andern Beweggründen, hätte benützen sollen. Wirklich finden wir, daß er im Begriffe stand, für die Unterdrückten, die Montanisten, gegen die Sieger, die katholischen Bischöfe Kleinasiens, Parthei zu ergreifen, um so vielleicht beide von sich abhängig zu machen. Tertullian *) berichtet: schon seyen von Seiten des römischen Bischofs — man weiß nicht, ob Eleutherus oder nicht vielmehr sein Nachfolger Viktor gemeint ist — die nöthigen Briefe ausgefertigt gewesen, durch welche den Montanisten Schutz der römischen Kirche angekündigt werden sollte, als Praxeas der Sache eine andere Wendung gegeben habe. Dieser Mann war ein Bekenner aus Kleinasien, der die dortigen Verhältnisse ohne Zweifel genau kannte, und ums Jahr 190 nach Rom kam. Welche Ueberredungsgründe er anwandte, um den römischen Bischof von seinem, zu Gunsten der Montanisten gefaßten, Entschluß abzubringen, sagt uns Tertullian nicht. Wir fürchten aber keineswegs zu irren, wenn wir behaupten, daß Praxeas hauptsächlich die Unverträglichkeit der montanistischen Lehre von der Allgemeinheit der Wirkungen des Paraklets und der gleichen Würde aller Glaubigen, mit den katholischen Begriffen von priesterlicher Macht und den Vorzügen des Clerus, sowie die gefährliche Stellung zur höchsten Obrigkeit des Staats, in welche die ganze Kirche durch jene fanatischen Verheißungen eines nahen Weltuntergangs verwickelt werden könnte, gegen den römischen Bischof geltend gemacht habe. Für diese Annahme spricht eben so sehr die Natur der Sache, als der wirkliche Erfolg, oder Das, was später geschah. Der Montanismus wurde zu Anfang des dritten Jahrhunderts von der abendländischen Kirche verworfen, aber bei weitem nicht seinem ganzen Umfange nach; vielmehr erfreuten sich die montanistischen Grundsätze strenger Sittenzucht fortwährend fast allgemeiner Geltung. Zieht man nun von Dem, was blieb, Das ab, was miß-

*) Adversus Praxeam cap. I.

billigt wurde, so beschränken sich die verworfenen Bruchstücke des Montanismus eben auf jene beiden Punkte. In der That konnten die latinischen Bischöfe so wenig als die kleinasiatischen eine überschwängliche Richtung billigen, die Jedem aus dem Haufen der Christen, der in den Zustand der Entzückung gerieth, unbedingtes Ansehen zusprach. Denn nimmermehr vertrug sich hiemit ihre schon fest eingewurzelte Lehre vom levitischen Vorrechte des Clerus. Aber anderer Seits begreift man, daß ihnen die strenge Sittenzucht der Montanisten recht gut gefallen mochte. Nachdem der Plan, die kleinasiatischen Gemeinden mit Hülfe der montanistischen Bewegung von dem römischen Bischof abhängig zu machen, aufgegeben war, wiederholte Viktor denselben Versuch aus Anlaß des Osterstreites. Auf welche Weise und mit welchem Erfolge dieß geschah, wurde oben erzählt *). Die von den asiatischen Katholiken aus der Kirchengemeinschaft verstoßenen Montanisten erhielten sich noch lange, und bildeten besondere Gemeinden mit eigenthümlicher Verfassung. An der Spitze derselben standen nämlich Patriarchen, die zweite Stelle nach diesen nahmen Priester ein, die man Cenones hieß, erst die dritte Stufe gehörte den Bischöfen **). Bis ins sechste Jahrhundert dauerten sie fort. Die lezten Gesetze wider sie, sind von Justinian ***). Außer der gewöhnlichen Benennung Montanistae und Cataphryges (οἱ κατὰ Φρύγας) werden sie von den Späteren noch unter andern Namen aufgeführt (Quintilliani, Priscillianistae, Ἀρτοτυρῖται, Tascodrugitae), die theils einzelne Partheien bezeichnen mögen, theils dem Spott ihren Ursprung verdanken. Die im latinischen Abendlande zerstreuten Anhänger Montans sind dagegen nie förmlich von der Kirchengemeinschaft ausgestoßen worden, doch bestanden sie mit den Katholiken in Afrika heiße Kämpfe, in Folge deren sie sich freiwillig von den Altglaubigen trennten †). Allein die Trennung war, allen Anzeigen nach, weder allgemein, noch dauerte sie längere Zeit, vielmehr verschmolz die montanistische Streitfrage, wie es scheint, allmählig mit den andern Bewegungen, welche im Laufe des dritten Jahrhunderts die afrikanische Kirche erschütterten.

---

*) S. 279.

**) Hieronymus epist. 27 ad Marcellam.

***) Cod. lib. I. Tit. 5, lex 18—21.

†) Tertullian adversus Praxeam Cap. I., womit zu vergleichen de virgin. velandis Cap. 2. u. 3.

Wie gelinde der Montanismus von den lateinischen Katholiken beurtheilt wurde, ersieht man aus dem ungeschmälerten Ansehen, das Tertullian und seinen Schriften, trotz ihrer starken montanistischen Färbung, fortwährend zu Theil ward. Quintus Septimius Florens Tertullianus, der älteste lateinische Kirchenlehrer und zugleich derjenige, der die Eigenthümlichkeit des lateinischen Genius am Schärfsten ausprägt, wurde um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Carthago geboren. Sein Vater war Centurio im Dienste des römischen Prokonsuls, der in jener Stadt seinen Sitz hatte. Obgleich nicht von ansehnlichem Stande, scheint er eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben, denn seine Schriften zeugen von großer Belesenheit und einer Masse geschichtlicher und alterthümlicher Kenntnisse. Tertullian sagt selbst *), er sey in seiner Jugend Heide gewesen und erst in reiferem Alter zu der christlichen Kirche übergetreten. Ebenso gewiß ist, daß er nach seinem Uebertritt das Amt eines Presbyters verwaltet hat, aber darüber streitet man, ob auch zu Rom oder bloß zu Carthago? Hieronymus **) spricht so von ihm, als hätte er zu Rom eine geistliche Würde bekleidet, womit eine Stelle bei Eusebius ***) übereinstimmt, welcher sagt, Tertullian sey einer der angesehensten Männer in Rom gewesen. Tertullian selbst aber redet in verschiedenen seiner Schriften, die zu verschiedenen Zeiten abgefaßt sind, von sich als Einem zu Carthago Ansäßigen. Nach seiner Bekehrung gehörte er Anfangs der katholischen Kirche an, erst später wurde er Montanist. Hieronymus erklärt diesen Wechsel in der eben angeführten Stelle aus beleidigter Eigenliebe, indem er berichtet, Tertullian habe sich, erbittert über Kränkungen, die ihm von Seiten der römischen Geistlichkeit widerfuhren, dem Montanismus in die Arme geworfen. Man kann jedoch seiner Angabe nicht vollkommen trauen, denn einmal war dem Hieronymus jede Gelegenheit willkommen, den Stolz der römischen Geistlichkeit anzuklagen, fürs Zweite ist bekannt, daß die Rechtgläubigen es von jeher liebten, dem Uebertritt von der katholischen Kirche zu einer ketzerischen Parthei unlautere Beweggründe zu unterlegen. Mag der äußere Anlaß, welcher Tertullian den

*) De poenitentia cap. I.: coecus sine Domini lumine; und de resurrectione carnis cap. 59.

**) Catalogus scrip. eccles. cap. 53.

***) K.G. II. 2.

Montanisten zuführte, gewesen seyn, welcher er will: so viel ist gewiß, daß dieser ausgezeichnete Mann, indem er Montanist wurde, sich selbst treu blieb. Der zugleich schwärmerische und strenge Geist Montan's mußte einem Manne von so kühner Seele und feuriger Phantasie, wie Tertullian, gefallen. Auch über eine andere Frage, ob nämlich Tertullian bis an sein Ende zu den Montanisten gehalten oder sich wieder von ihnen getrennt habe, stimmen die Nachrichten der Alten und seine eigenen Schriften nicht recht überein. Augustinus berichtet *), Tertullian habe sich später von jener Parthei losgesagt, und einen Mittelweg zwischen ihr und der katholischen Kirche eingeschlagen; er beruft sich auf die Thatsache, daß zu Anfang des fünften Jahrhunderts in Carthago eine Gemeinde von Tertullianisten bestand, die ihre besondern Versammlungen in einer Kirche hielt, in welcher nach der Sage einst Tertullian gepredigt haben sollte. Allein der wesentliche Unterschied zwischen Tertullians Ansichten und der katholischen Kirchenlehre beschränkt sich darauf, daß er den Aussprüchen der neuen Propheten Glauben schenkte. Kannte er leztere nicht mehr an, so war kein Grund der Trennung zwischen ihm und der übrigen Kirche mehr vorhanden. Man begreift also nicht, wie er einen Mittelweg einschlagen mochte. Außerdem findet sich in seinen Schriften keine Spur, daß er den Glauben an die neuen Offenbarungen des Paraklets wieder aufgegeben. Am wahrscheinlichsten ist daher die Vermuthung Neanders, die Gemeinde, der Tertullian vorgestanden, habe sich nach dem Tode dieses ihres verehrten Lehrers von den andern Montanisten getrennt und eine Sekte für sich gebildet, woraus leicht die Sage entstehen konnte, als sey von Tertullian selbst eine abgesonderte Parthei gestiftet worden.

Dieß ist nahe zu Alles, was wir von Tertullian's äußern Verhältnissen wissen. Dagegen sind die Schriften, die er hinterließ, ein treuer Spiegel seines innern Lebens, der Nationalität, welcher er angehört, der dem latinischen Geschlechte eigenthümlichen praktischen Geistesrichtung, aber auch des heißen punischen Blutes, das mit dem latinischen vermischt in seinen Adern rollte, der Wirkung, welche auf solche Männer das Christenthum hervorbringen konnte, endlich der Umgebungen und des Landes, in dem er wohnte. Tertullian war, ehe er Christ wurde, dem Studium der Rechte obge-

*) Haeres. 86.

legen, und hatte dieselben allem Anscheine nach auch ausgeübt. Von dieser frühern Beschäftigung klebte ihm auch nachher noch Vieles an: daher seine Vorliebe für juridische Ausdrücke und Bilder, der Hang zu rhetorischen Uebertreibungen und die Gewohnheit, Meinungen, die er haßte oder liebte, auf eine Weise zu vertheidigen oder zu bekämpfen, die nicht selten an sachwalterische Künste anstreift. Das afrikanische Latein, das in Tertullian's Heimathlande gesprochen wurde, war rauh und für die Gefühle und Begriffe, die das Christenthum einführte, zu arm und ungebildet. Tertullian mußte daher mit seiner Muttersprache ringen, sich fast eine neue schaffen, und da die gewohnten Ausdrücke nicht hinreichten die Welt christlicher Ideen und Empfindungen, die sich in seinem Innern drängten, gehörig zu bezeichnen, entstand daraus manche Härte und Dunkelheit. In gleicher Richtung wirkte noch eine andere, aber verschiedene Ursache. Die trostlosen Zustände des römischen Reichs, der sichtbare Verfall aller Dinge gab besseren Gemüthern, in denen noch ein Nachklang altrömischen Geistes lebte, ein melancholisches Gepräge. Erbittert durch Das, was vor ihren Augen vorging, zogen sie sich in sich selbst zurück, sprachen nur wenig, suchten aber dagegen in Das, was sie sagten, die größte mögliche Bedeutung hineinzudrängen. Daher eine Wortkargheit, die sich jedoch, sobald das Gefühl mächtig aufflammte, mit einer leidenschaftlichen Beredtsamkeit wohl vertrug. Tacitus ist bekanntlich Meister dieser Weise des Styls, schwache Anklänge ähnlicher Art finden sich bei Tertullian. In solcher Form spricht sich der Geist eines Mannes aus, der wenn er in den guten Zeiten des alten Roms gelebt hätte, würdig gewesen wäre, als Consul oder Feldherr seinem Vaterlande zu dienen, nun aber das merkwürdige Schauspiel darbietet, wie reines und ungeheucheltes Christenthum römische Gesinnung verklärte. Im hellsten Lichte zeigt sich seine Eigenthümlichkeit, wenn man ihn mit den griechischen Christen, seinen Zeitgenossen vergleicht. Während diese sich selbst unbewußt, in dem Christenthum hauptsächlich eine neue Religionsphilosophie, eine Aufgabe für dialektischen Scharfsinn erkennen, sich am liebsten mit den dunkelsten, über alle Erfahrung hinausstrebenden, Glaubenssätzen beschäftigen, ist die ganze Thätigkeit unseres Römers darauf gerichtet, dem Evangelinm und seinem Geiste sich glaubig hinzugeben, und das Leben der Menschen demselben dienstbar zu machen. Das Christenthum erscheint ihm als eine göttliche Offenbarung, die den Menschen

erst recht zum Menschen macht, die ihn sich selbst verstehen lehrt, die ihm alle Wahrheit, welche das große Werk Gottes, die Natur in tausend Erscheinungen uns vorhält, ohne daß wir es früher durch unsere Schuld begriffen, die ihm endlich die Ahnungen, welche in den verborgensten Tiefen der Seele unentwickelt schlummern, zum hellen Bewußtseyn erhebt. „Der, welchen wir Christen verehren“ ruft er im Apologetikus Cap. 17. aus „ist der eine Gott, der diese ganze Welt mit allen Elementen, Körpern, Geistern, durch Sein gebietendes Wort, Seine ordnende Vernunft, Seine allvermögende Macht aus Nichts geschaffen hat, um Seine Herrlichkeit abzuformen: der Unsichtbare, obgleich Er gesehen wird, der Unbegreifliche, obgleich wir durch die Gnade uns ein Bild von Ihm entwerfen — der eben deßhalb der wahre und große Gott ist, die Unermeßlichkeit seiner Majestät macht Ihn den Menschen zugleich bekannt und unbekannt. — Aber es ist unsere Schuld, daß wir Den nicht kennen wollen, den wir doch kennen müssen. Sollen wir sein Daseyn erweisen aus den Werken der Schöpfung, die uns umgeben, die uns halten und tragen, durch die wir erfreut, manchmal auch in Schrecken gesetzt werden? Oder sollen wir ihn erweisen aus den Zeugnissen der Seele selbst: Die Seele, obgleich in den Kerker des Leibs eingeschloßen, obgleich durch schlechten Unterricht irre geführt, obgleich durch Begierden und Lüste entnervt, obgleich den falschen Göttern dienstbar, dennoch wenn sie einmal zur Besinnung kommt, wie aus einem Rausche, oder aus dem Schlafe oder aus langer Krankheit sich zusammenraffend, nennt Gott nur mit diesem einen Namen Gott, *) weil derselbe allein dem wahren Gotte eigen ist. „Der große Gott, der gute Gott,“ und was Gott gibt, diese Worte sind in Aller Munde; auch als Richter beschwört sie ihn. „Gott sieht es, ich empfehle es Gott, Gott wird es vergelten.“ O das Zeugniß der Seele, die von Natur eine Christin ist, (o testimonium animae naturaliter christianae). Und solches aussprechend, blickt sie nicht zum Capitol, sondern zum Himmel empor; sie kennt den Sitz des lebendigen Gottes, denn von Ihm und von dort Oben ist sie gekommen,“ Tertullian liebt es überall auf diese unmittelbaren Aussprüche der geistigen Natur in uns hinzudeuten, und die

*) d. h. sie weiß in diesem Zustande wo sie ihrem angeborenen Zuge folgt, nichts von der heidnischen Vielgötterei.

Wahrheit des Christenthums aus ihnen zu beweisen. So sagt er an einem andern Orte, *) indem er zugleich die Einwürfe der Heiden bekämpft: „Ich berufe mich auf ein neues Zeugniß, welches bekannter ist als alle Literatur, verbreiteter als Bücher und Gelehrsamkeit, größer als der ganze Mensch, denn es ist Das, was das Wesen des Menschen ausmacht. Du sollst uns Rede stehen o Seele, seyest du nun göttlicher und ewiger Art, wie gewisse Philosophen wollen, oder sterblich, wie Epikur lehrt, seyst du vom Himmel empfangen oder aus Erde geboren, magst du aus Zahlen (wie Pythagoras vorgibt) oder aus Atomen bestehen, magst du mit dem Körper anfangen, oder erst nach Erzeugung desselben in uns hineinkommen, woher und wie immer du entstanden seyest: so bist du es, was den Menschen zum Menschen macht, zu einem vernünftigen, der Empfindung und Erkenntniß fähigen Wesen. Aber ich meine nicht dich, wie du in Schulen zugerichtet, mit dem Staube von Bibliotheken beladen, in Akademien und gelehrten Gesellschaften herangefüttert, von fremdem Wissen strotzest, sondern ich rufe dich an, einfältige, ungebildete, rohe Seele, wie du bei Denen bist, welche Nichts haben als dich. Ich verlange von dir Das, was du mit dir in den Menschen bringst, was du aus dir selbst, oder von dem Schöpfer deines Daseyns, wer er auch sey, für wahr zu halten gelernt hast. Du bist, so viel ich weiß keine Christin, noch als Christin geboren. Doch verlangen jetzt die Christen ein Zeugniß von dir, als einer Fremden, gegen die Deinen, daß sie doch vor Dir sich schämen, wenn sie uns um solcher Dinge willen hassen und verfolgen, für welche dein eigenes Bewußtseyn zeugt. Es gefällt den Menschen nicht, daß wir als den einzig wahren Gott Den verkündigen, von welchem alles Daseyn ausgegangen. Zeuge du für uns; öffentlich und mit aller Freiheit hören wir dich, was uns nicht gestattet ist, zu Hause und draußen ausrufen: „Gott gibt's und wenn's Gott gefällt;“ auch was wir von dem Wesen Gottes lehren, ist dir nicht verborgen. Häufig sind es deine Worte: „der gute Gott, Gott verleiht das Gute.“ Du fügst wohl noch hinzu: „aber schlecht ist der Mensch,“ durch diesen Gegensatz deutest du auf verdeckte Weise an, daß der Mensch deßhalb schlecht ist, weil er vom guten Gotte abgewichen. Auch die Hauptlehre der Christen, daß Gott der

*) de testimonio animae cap. I. II. passim.

Urquell aller Güter sey, ist dir wohl bekannt. „Gott segne dich“ sprichst du so leicht aus, als es der Christ aussprechen muß. — Endlich zeugst du auch für Gottes Heiligkeit und sein Gericht durch die gewöhnlichen Ausrufe: „Gott sieht Alles, ich empfehle es Gott, Gott wird's vergelten, Gott sey Richter zwischen uns.“ Solche Aeußerungen entschlüpfen dir manchmal sogar unter dem Priesterrocke und in den Göttertempeln. O das Zeugniß der Wahrheit, die selbst im Hause der Götzen das Christenthum rechtfertigt.“ Derselbe Gott nun, der sich durch die Aussprüche des natürlichen Gefühls, obwohl auf dunkle Weise, kund gibt, hat sich in Christo vollkommen geoffenbart. Tertullian sagt in Apologetikus *) hierüber Folgendes: „Wir bekennen es, und bekennen es öffentlich, blutend unter Martern rufen wir aus, daß wir Gott durch Christum verehren. Mögt ihr Ihn für einen Menschen halten, durch Ihn und in Ihm will Gott erkannt und verehrt werden.“ Die Göttlichkeit Christi und seiner Lehre beweist sich nach Tertullian hauptsächlich dadurch, weil sie im Stande ist, im Allgemeinen die Menschen zu bessern, und Insbesondere die abgeschliffene, durch Ueberbildung verdorbene, römische Welt zur Erkenntniß der einfachen Wahrheit zurückzuführen. **)

Da Tertullian das Christenthum als Wiederherstellung und Verklärung der ursprünglichen, in jede Seele von Natur eingepflanzten, obwohl nur in dunkeln Ahnungen hervortretenden Urreligion betrachtet, mußte er jenen Aeußerungen des unverdorbenen Gefühls einen großen Werth beilegen. Er sprach Dieß in dem allgemeinen Grundsatze aus, daß der gesunde Menschenverstand, auch in göttlichen Dingen sein Recht habe. ***) Desto abgeneigter ist er dagegen, der künstlichen, von den Philosophen vorgetragenen, Schul-Weisheit.

---

*) Apologet. 21. zu Ende. (Christus) jam expolitos et ipsa urbanitate deceptos in agnitionem veritatis oculavit. Quaerite ergo, si vera est divinitas Christi! Si ea est, qua cognita ad bonum quis reformatur, sequitur ut falsa renuntietur quaevis alia contraria comperta. Ein schlagender und glänzender Gedanke, der um so mehr Bewunderung verdient, als solche allgemeine, ganze Geschlechter in Einem Blicke umfassende Ansichten bei den ausgezeichneten Alten nicht häufig sind.

**) de resurrectione carnis cap. 3. „est et de communibus sensibus sapere in Dei rebus.

***) apologet. cap. 46.

Ganz im Sinne eines alten Römers unterscheidet er sich hierin von den griechischen Vätern. Während Diese in den Lehren der verschiedenen Schulen eine gemeinsame Offenbarung der Natur in Uns erkennen, die trotz mancher Irrthümer doch in vielen Punkten mit dem Worte Gottes übereinstimme, faßt Tertullian die einzelnen Philosophen scharf ins Auge, sieht in ihnen nicht, was sie der Idee nach seyn sollten, sondern was jeder von ihnen wirklich war. Sie erscheinen ihm als Verfälscher jener angeborenen Begriffe ewiger Wahrheit, als Verwirrer des Volks, als aufgeblasene Thoren, die Dinge zu wissen vorgeben, welche der menschliche Verstand nie ergründen kann, endlich als eigentliche Urheber aller Ketzereien in der christlichen Kirche. „Die Philosophen," sagt er, „haschen ihrer eigenen Ehre wegen nach Wahrheit, und durch dieses eitle Streben verderben sie dieselbe, weil sie nur Ruhm suchen." An einer andern Stelle *) äußert er sich so: „was Wahres an der Philosophie ist, hat sie den Aussprüchen des allgemeinen Menschenverstandes (sensus publicus) entnommen, aber das Entlehnte aus lauter Eitelkeit zu Systemen aufgebläht, mittelst einer Redfertigkeit, die Alles zu beweisen und zu widerlegen sich vermißt, und vielmehr darauf ausgeht, die Menschen zu beschwatzen als zu belehren. Sie stellt Formen der Dinge auf, die sie bald für allgemeine, bald für besondere erklärt, urtheilt nach Dem, was gewiß ist, über das Ungewisse ab, beruft sich auf Beispiele, als ob Alles mit einander verglichen werden könnte, will Alles unter Regeln fassen, obgleich sonst ähnliche Dinge oft verschiedene Eigenschaften haben. Nichts behält sie der Freiheit Gottes vor; ihre Einfälle wagt sie für Gesetze der Natur auszugeben." Das Christenthum dagegen sey fern von solcher Vielwisserei. An derselben Stelle heißt es tiefer unten: „Der Christ bedarf nur wenig über jene, (die übersinnlichen Dinge) zu wissen, denn des Gewissen ist überall nur wenig, und er darf nicht mehr suchen als er finden kann, die ins Unendliche ausschweifenden Fragen verbietet der Apostel Nun kann man nichts weiter finden, als was von Gott gelehrt wird, was aber von Gott gelehrt wird, das ist ganz" (vollkommen und bedarf keiner philosophischen Nachhülfe). Schroff setzt daher Tertullian das Evangelium der hellenischen Phi-

*) de anima cap. 2.

losophie entgegen: *) „Was haben Athen und Jerusalem, die Akademie und die Kirche, mit einander gemein? Unsere Schule stammt aus der Halle jenes Salomo, der selbst auch gelehrt hat, daß der Herr in der Einfalt des Herzens gesucht werden müsse. Das mögen Diejenigen bedenken, die ein stoisches, platonisches, oder dialektisches Christenthum sich gemacht haben. Wir brauchen nicht weiter zu grübeln, nachdem wir Jesum Christum erkannt, wir brauchen nicht weiter zu suchen, nachdem wir das Evangelium gefunden haben. Wenn wir glauben, bedürfen wir nichts über den Glauben hinaus." Mit bitterem Spott übergießt er die Philosophen, die er aus ganzer Seele verachtet: „Unverzeihlich war es," ruft er ironisch aus, **) „daß die göttliche Lehre in Judäa, statt in Griechenland erstand. Und Christus hat einen großen Irrthum begangen, daß er lieber Fischer, als Sophisten ausschickte, das Evangelium zu verkündigen." Aber noch unerbittlicher fällt er über die Gnostiker her, die unter dem Deckmantel rechtgläubiger Formeln ihre philosophischen Träume auf das Christenthum zu impfen suchten. Mit ein paar kühnen Pinselstrichen werden sie hingestellt, wie sie leibten und lebten: ***) „wenn du sie treuherzig um ihre Lehre befragst, antworten sie mit ernster Miene, mit zusammengezogenen Brauen: es sind gar hohe Dinge. Wenn du ihnen weiter zusetzst, tragen sie in zweideutigen Worten den allgemeinen Kirchenglauben vor. Gibst du ihnen zu verstehen, daß du sie durchschauest, so läugnen sie ihre eigenthümlichen Ansichten frech weg. Dringst du mit Macht auf sie ein, so suchen sie, indem sie unterliegen, den Schein auf den Gegner abzuladen, als sey er zu dumm sie zu begreifen. Selbst den eigenen Schülern vertrauen sie ihre Lehre nicht an, als bis sie dieselben ganz zu den ihrigen gemacht haben. Es ist das ihr Kunststück, daß sie die Leute früher beschwatzen, als belehren." †)

Die Gnostiker bedienten sich zweier Hauptmittel, um unter dem Scheine der Rechtglaubigkeit fremde Ansichten in die Kirchenlehre einzuführen. Das erste bestand darin, daß sie entweder vorgaben,

---

*) de praescriptionibus haeret. cap. VII.

**) De anima cap. III.

***) adversus Valentinianos cap. I.

†) Wie schlagend passen diese Worte auf eine gewisse Secte des neunzehnten Jahrhunderts!

die Apostel hätten nicht Alles gewußt, oder auch nicht Allen Alles, was sie wußten, mitgetheilt, sondern im Geheimen manche Lehre fortgepflanzt, die jetzt in den Gnostischen Schulen ans Tageslicht gezogen worden sey. Oder zweitens übten sie im weitesten Umfange Allegorie, durch welche sie jede Ansicht rechtfertigen konnten. Tertullian verwarf den ersten Ausweg. „Die Ketzer“ sagt er, *) „behaupten, die Apostel hätten nicht Alles gewußt; dieser Satz ist eben so unwahr, als der entgegengesezte, daß sie zwar Alles gewußt, aber nicht Allen Alles mitgetheilt hätten. In beiden Fällen würde Christus der Vorwurf treffen, daß Er entweder Unwissende oder nicht aufrichtige Männer zum apostolischen Amte auserkohren.“ Anderer Seits war Tertullian viel zu gerade und offenen Sinnes um eine ausschweifende Allegorie zu billigen, welche am Ende auf Schleichwegen Dasselbe zu erreichen sucht, was die eben geschilderte Parthei durch eine kühne Behauptung erstrebte. Nur in gewissen Fällen, wo Allegorie durch den Text gerechtfertigt schien, ließ er sie gelten: **) „Wer sollte das Mark der Schrift besser kennen“, sagt er, „als die Schule Christi selbst, als Die, welche der Herr zu Jüngern wählte, und welche er uns zu Lehrern gegeben hat, damit sie uns in Allem unterweisen? Wem anders sollte er den geheimen Sinn seiner Reden enthüllen, als Denen, welchen er auch das Bild seiner Herrlichkeit enthüllte, dem Petrus, Jakobus, Johannes und nachher Paulus? Oder schreiben auch Jene anders, denn sie denken als Lehrer der Lüge, nicht der Wahrheit“? Und an einer andern Stelle: ***) „Wäre alles Allegorie, so könnte man die Bilder selbst nicht unterscheiden, zuvor mußte die Wahrheit verkündigt werden, um nach ihr die Bilder zu formen. Wäre alles Bild, wo wäre dann Das, was das Bild ausdrücken soll. Wie willst du einen Spiegel vorhalten, wenn kein Angesicht da ist, das er wiederstrahlen soll. Also sind es nicht lauter Bilder, sondern auch Wahrheiten. Es gibt nicht lauter Schatten, sondern auch Körper.“

Die einzige Quelle göttlicher Offenbarung ist nach Tertullian die h. Schrift und die apostolische Ueberlieferung, doch leztere nur insofern, als sie mit den Grundsätzen des geschriebenen Worts

*) De praescrip. haeret. cap. 22.

**) Scorpiace cap. 12.

***) de resurrectione carnis, cap. 20.

übereinstimmt. In dem Buche über das Recht der Verjährung gegen die Ketzer spricht er sich, wie es der Gegenstand mit sich brachte, sehr stark über die bindende Kraft der Tradition aus. Blos mit der Schrift könne man, sagt er, gegen die Irrlehrer nichts ausrichten, weil diese die einfachen Aussprüche des Worts immer durch ihre Deutungen verdrehen. Ein lebendiger Damm sey daher gegen ihre Anmaßungen nöthig, und auch vorhanden in Gestalt der Ueberlieferung des reinen Glaubens, wie er sich von den Aposteln vorgetragen, in den apostolischen Gemeinden erhalten habe, und von Lezteren in die ganze Gemeinschaft der Christen übergegangen sey. Die verschiedenen Gemeinden zusammen bilden, sofern sie die ursprüngliche Lehre festhalten, welche sie von den apostolischen Mutterkirchen (ecclesiae matrices et originales fidei) empfiengen, mit denselben eine apostolische Kirche. Die Uebereinstimmung mit dieser apostolischen Kirche sey daher der sicherste Beweis für das Bekenntniß der wahren und ursprünglichen, von Christo und den Aposteln herrührenden, Lehre; und wer anders lehre und glaube, als die allgemeine Kirche, müsse als Ketzer angesehen werden*). Nachdem jedoch Tertullian Montanist geworden war, brauchten die Katholiken denselben Begriff der Tradition, den er hier aufstellt, als Waffe gegen ihn, und er sah sich daher genöthigt, der Ueberlieferung engere Gränzen zu stecken. Er that Dieß in seiner Schrift von Verhüllung der Jungfrauen: „Gegen die Wahrheit kann nicht gelten keine Länge der Zeit, kein Ansehen der Person, kein Vorrecht eines bestimmten Orts (beide Sätze sind, wie es scheint, gegen die Anmaßungen der römischen Kirche gerichtet); denn sonst geschieht es leicht, daß die Gewohnheit, obgleich von Irrthum und Einfalt ausgegangen, durch Verjährung sich als Gebrauch befestigt und gegen die Wahrheit ein eingebildetes Recht behauptet. Unser Herr Christus hat sich die Wahrheit, nicht die Gewohnheit genannt. Wenn Christus von Ewigkeit her und vor Allem da war, so ist auch die Wahrheit etwas Ewiges und Altes. Das mögen Die bedenken, welche Dinge als neu betrachten, die an sich alt seyn können. Die Ketzereien werden nicht durch ihre Neuheit, sondern bloß durch die Wahrheit widerlegt. Alles, was der Wahrheit widerstreitet, wird Ketzerei seyn, sey es auch alte Gewohnheit.“ Das

*) De praescript., haeret. Cap. 20. 21.

lautet ein wenig sophistisch und sehr unkatholisch. Nun fährt er aber fort: „Allerdings ist die Grundlehre der Kirche nur Eine, sie allein unbeweglich und unverbesserlich — nämlich der Glaube an Einen allmächtigen Gott, den Schöpfer der Welt, und seinen Sohn Jesus Christus, der geboren ist von der Jungfrau Maria, gekreuzigt unter Pontius Pilatus, von den Todten auferstanden am dritten Tage, erhoben zum Himmel, sitzend zur Rechten des Vaters, und dermaleins kommen wird zu richten die Lebendigen und auch die Todten, vermöge der Auferstehung. Wenn nur dieses Gesetz des Glaubens festgehalten wird als unwandelbar, so läßt hinfort das Uebrige, was zur Sittenzucht und zum christlichen Wandel gehört, Veränderungen zum Bessern zu, dieweil die Gnade Gottes bis ans Ende fortwirkt und immer weiter fördert. Denn wäre es nicht widersinnig, daß, während der Satan immer mehr um sich greift und seinen bereits gewonnenen Werkzeugen des Bösen täglich neue zufügt, nur das Werk Gottes stehen bleiben und nicht fortschreiten sollte, da doch der Herr deßhalb den Paraklet sandte, um, weil die menschliche Schwäche nicht Alles auf einmal fassen konnte, durch diesen seinen Stellvertreter, den heiligen Geist, das christliche Leben nach und nach zu ordnen, zu leiten und zur Vollendung zu führen. Er selbst sagt ja zu den Jüngern: ich hätte Euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht ertragen *).“ Wir wagen nicht zu entscheiden, ob diese zweite Stelle mit der zuerst angeführten in wirklichem Widerspruch stehe; aber dieß scheint uns gewiß, daß Tertullian in letztern Worten die Kraft der Tradition, obgleich er sie in gewisser Beziehung beschränkt, im Ganzen aufs Kräftigste wahrt. Und doch hatte er, während des erbitterten Kampfes, den er als Montanist gegen die Katholiken bestand, Aufforderung genug, der gemeinen Kirchenlehre viel weniger Recht einzuräumen. Wir vermuthen, daß ihn hierin außer seinem tiefen christlichen Gefühl auch jene, dem lateinischen Geschlecht angeborne Achtung für das Herkommen und die Geschichte **) auf dem rechten Wege erhalten hat.

Wie es sich erwarten läßt, hängt Tertullian fest an diesen Grundsätzen, ohne irgend Ausnahme zu gestatten. Die Dogmen der Kirche sind darum unbedingt anzunehmen, weil sie in der Schrift

---

*) De virginibus velandis. Cap. I.

**) Die exempla majorum, wie die römischen Geschichtschreiber sich ausdrücken.

stehen, und in der Tradition begründet sind. Ob sie mit der Philosophie übereinstimmen, oder nicht, ist gleichgültig, im Gegentheil müssen sie gerade deßhalb um so fester aufrecht erhalten werden, weil sie manchmal Dem widerstreiten, was die Welt für weise hält. In dem Buche *) vom Fleisch Christi treibt er diese Behauptung bis auf die äußerste Spitze: „Was thöricht vor der Welt ist, das hat Gott erwählet, damit Er die Weisen zu Schande mache. Was ist dieß Thörichte? Die Bekehrung des Menschen, daß er den einen Gott verehrt, die Verwerfung des Irrthums, die strengen Vorschriften über Gerechtigkeit, Keuschheit, Geduld, Barmherzigkeit, Unschuld? Das Alles ist noch das Thörichte nicht! Frage also, von welchen Dingen der Apostel **) jenen Ausspruch gethan habe. Und wenn du sie gefunden zu haben meinst, wird nichts so thöricht seyn, als der Glaube an einen, noch dazu von der Jungfrau geborenen, im Fleisch erschienenen Gott, der unter jeder Schmach der menschlichen Natur gewandelt. Möge Einer sagen, daß er Dieß nicht thöricht finde, möge er etwas Stärkeres nennen, das Gott erwählt zur Beschämung der weltlichen Weisheit. — Was zerstört ihr die nothwendige Schmach des Glaubens! Was Gottes unwürdig scheint, dient mir zum Heile. — Der Sohn Gottes ist gekreuzigt worden, ich schäme mich nicht an diesem Glaubenssatze, eben weil er schändlich aussieht. Der Sohn Gottes ist gestorben, ich glaube daran, weil es Euch thöricht vorkommt. Er ist begraben worden und wieder auferstanden, es ist für mich gewiß, weil es unmöglich scheint." Dieser hier in der Hitze des Streits gegen Marcion mit äußerster Härte ausgesprochenen Regel ordnet Tertullian seinen Glauben unter. Er behauptet die Schöpfung der Welt aus Nichts, obgleich er die philosophischen Gründe wohl kennt, die dagegen von jeher vorgebracht worden sind, er bekennt die Lehre von der Dreieinigkeit, spricht von der unwiderstehlichen Gnade Gottes, er nimmt an, daß alle Seelen durch Fortpflanzung aus der Adams stammen, und daß sie, wie auch Gott, eine körperliche Natur haben, bloß weil diese Sätze in klaren Stellen der Schrift wirklich vorgetragen werden, oder aus solchen gefolgert werden müssen. Und zwar hat Tertullian beinahe in allen diesen Punkten die spätere Entwicklung

*) De carne Christi cap. IV., passim.
**) 1. Cor. I. 25. 27.

der lateinischen Kirche vorbereitet, den lateinischen Vätern ihre Richtung gegeben, indem Diese auf der von ihm zuerst betretenen Bahn weiter schritten. Seit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts herrschten unter den Christen zwei verschiedene Lehrformen über die Person des Erlösers: die Einen behaupteten, der Logos, ein selbständiges persönliches Wesen, das vor dem Anfang aller Dinge aus dem unbegreiflichen und verborgenen Gott hervortrat, habe sich auf übernatürliche Weise mit Jesus Christus verbunden. Diese Ansicht, die zuerst von den alexandrinischen Juden (namentlich von Philo) aufgestellt worden ist, zählte bei Weitem die meisten Anhänger, besonders unter den griechischen Vätern des zweiten und dritten Jahrhunderts, aber sie fand auch Mißbilligung, weil sie der Strenge des alttestamentlichen Begriffs von der Einheit Gottes zu widerstreiten schien. Die andere Parthei, bekannt unter dem Namen der Monarchianer, suchte daher die Einheit des Ewigen mit der himmlischen Würde Jesu dadurch zu vereinigen, daß sie entweder annahm, dieselbe göttliche Kraft, die einst die Welt schuf, und die Propheten des alten Bundes begeisterte, habe sich mehr oder minder stätig mit Jesu verbunden, oder auch die Behauptung aufstellte, Gott selbst sey in Jesu Christo auf Erden als Mensch erschienen. Leztere Ansicht, die in die Formel gefaßt wurde: „Der Eine Gott heißt als unsichtbares Wesen, der Vater, als sichtbares, der Sohn," fand zu Ende des zweiten Jahrhunderts einen sehr eifrigen Vorfechter an Praxeas, von dem tiefer unten ein Mehreres gesagt werden soll. Tertullian trat ihm entgegen mit einer Begriffsbestimmung, welche nicht nur die Zweiheit, sondern sogar die Dreiheit mit der Einheit zu verschmelzen unternimmt, und obwohl nicht ganz den Worten, so doch der Sache nach mit den spätern Nicenischen Beschlüssen übereinstimmt. In der Schrift gegen Praxeas beschäftigt er sich hauptsächlich mit dieser Frage, und sagt dort unter Anderem: *) „es ist ketzerische Verkehrtheit, zu behaupten, daß der Glaube an Einen Gott nur dann in seiner Reinheit bewahrt werden könne, wen man sage, daß einer und derselbe Vater, Sohn und heiliger Geist sey. Denn auch dann ist alles noch Eins, wenn aus dem Einen Alles stammt, und doch kann dabei das Geheimniß der göttlichen Ordnung (οἰκονομίας) aufrecht erhalten werden, welches die Einheit in der Drei-

*) Adversus Praxeam. cap. II.

heit wirken läßt, drei unterscheidend: den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Drei aber sind es nicht dem Seyn, sondern dem Grade nach, nicht der Wesenheit, sondern der Form, nicht der Macht, sondern der Gestalt nach. Ein Wesen, ein Seyn, eine Macht, weil nur ein Gott, aus welchem jene Grade, Formen, Gestalten unter dem Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, hervortreten.“ Tertullian ist nicht der erste, der diese schwer verständliche Lehre aufstellt, denn schon die Juden haben in den Tagen Jesu Aehnliches behauptet, und auch die Montanisten waren ihr zugethan. Aber wir zweifeln, ob Tertullian sich entschieden für sie ausgesprochen hätte, wenn er nicht fand, daß nur auf diesem Wege das alttestamentliche Dogma von der Einheit Gottes sich mit zahlreichen Aussprüchen der Evangelien und apostolischen Briefe vereinigen lasse, und wenn er nicht die Einwürfe der bloßen Philosophie für Nichts achtete. Sein Begriff der Dreieinigkeit hat, so scheint es uns, ihre eigentliche Wurzel in dem, von ihm so energisch behaupteten Grundsatze, daß in Glaubenssachen nur die Schrift und die Tradition entscheide, daß man die christliche Religion sich nicht selbst zurechtlegen dürfe, sondern sie annehmen müsse, wie sie uns in den heiligen Büchern dargeboten werde.

Der Apostel Paulus leitet die Verderbniß des menschlichen Geschlechts von der Uebertretung Adam's her, und schreibt es der Gnade Gottes in Jesu zu, wenn wir trotz der angebornen Sündhaftigkeit dennoch der Seeligkeit theilhaftig werden. Ersterer Satz, in dem Sinne angenommen, in welchem ihn der Heidenapostel vortrug, führt fast nothwendig auf die Behauptung, daß die Seelen der späteren Menschen durch irgend welche Erbschaft von der Urseele Adams abstammen. Tertullian steht nicht an, diesen Schluß zu ziehen, indem er sagt:*) der Seelenkeim des ganzen Menschengeschlechts sey in Adam gewesen, und aus seiner Seele hätten sich alle übrigen entwickelt; er vergleicht die verschiedenen Seelen mit Absenkern, die aus der Seele Adams, wie aus einem ersten Pflanzenstamm genommen seyen, und daraus erklärt er denn die angeborne Sündhaftigkeit des Menschen. Auch von der Gnade spricht er so, als ob sie allein mit unwiderstehlicher Gewalt diese Verderbniß auszutreiben, und den Menschen wieder mit Gott zu verbinden

*) De anima. cap. 10. u. cap. 19.

vermöge: „Die Otternbrut kann Frucht der Buße bringen, wenn sie erst das Gift der Bosheit ausgespien. Dieß geschieht aber durch die Kraft der göttlichen Gnade, welche in alle Wege mächtiger ist als die Natur, und die Macht des freien Willen in uns sich unterwirft. Denn da leztere eine natürliche und wandelbare ist, so wendet sich die Natur dahin, wohin jene sich wendet.“*) Tertullian ging hierin, wie in so vielen andern Punkten, den spätern latinischen Vätern, besonders dem Augustin voran. Doch hat er darum den freien Willen des Menschen nicht aufgegeben, er wahrt vielmehr diese Lehre an andern Orten in unzweideutigen Ausdrücken, wie z. B. de monogamia cap. 14. Die Frage war noch nicht in Streit gekommen, noch durchgefochten, darum durchkreuzen sich entgegengesezte Ansichten in den Schriften desselben Vaters. Tertullian sprach nach seinem augenblicklichen Gefühle, nichts destoweniger ist unbezweifelbar, daß jene Stelle bereits den Keim der späteren latinischen Kirchenlehre enthält.

Am Meisten hat man es den Tertullian verargt, daß er der Seele, wie auch Gott einen Körper beilegt, zwar nicht von grobem Stoffe, der ins Auge fällt, sondern einen ätherischen, unsichtbaren. In dem Buche de anima cap. 7 sagt er: „die Seele ist Nichts, wenn sie kein Körper ist,“ deßgleichen von Gott: „Wer wird läugnen, daß Gott ein Körper sey, obgleich Gott ein Geist ist. Auch der Geist ist ein Körper seiner Art und seiner besondern Gestaltung.“ Diese Sätze stechen grell ab gegen ältere und neuere philosophische Begriffe. Allein Tertullian beruft sich auf die Schrift, er sagt, das Gleichniß von Lazarus und dem reichen Mann habe durchaus keinen Sinn, wenn man der Seele nicht irgend welchen Körper zuschreibe. Er kann sich, was die Körperlichkeit Gottes betrifft, auf zahlreiche Stellen des alten, selbst auf manche des neuen Testaments stützen, was er denn auch thut, indem er fragt: wie Christus das Abbild Gottes genannt werden möge, wenn dem Höchsten nicht irgend welche Gestalt,

*) De anima Cap. 21. Wir setzen seine eigenen Worte wegen ihrer Wichtigkeit her: haec erit vis divinae gratiae, potentior utique natura, habens in nobis subjacentem sibi liberam arbitrii potestatem, quod αὐτεξούσιον dicitur, quae cum sit et ipsa naturalis atque mutabilis, quoquo vertitur, natura convertitur.

**) Im Buche adversus Praxeam cap. 7.

also auch ein Körper zukomme? Uns scheint es, daß er auch hierin dem Grundsatze, die Schrift allein entscheide in Glaubenssachen, nicht die Philosophie, sein Recht gelassen hat. Allerdings lehrt das Evangelium Johannis, daß Gott ein Geist sey; aber alle alten Väter, selbst die Alexandriner, haben wenigstens die Geistigkeit der Seele so verstanden, daß dadurch der Begriff einer ätherischen Körper-Bekleidung nicht ausgeschlossen werde. Ueberdieß kamen bei Tertullian noch besondere Gründe ins Spiel. Er beweist nämlich die Körperlichkeit der Seele durch die Aussage derselben Prophetin, von der schon früher *) die Rede war. „Wir sprachen eben über die Natur der Seele,“ erzählt er, **) „als sie im Geiste war. Wie wir sie nach vollendetem Gottesdienst über ihre Gesichte befragten, antwortete sie: Unter Anderem habe ich die Seele geschaut körperlich, wie einen Geist, aber nicht von leerer und wesenloser Eigenschaft, sondern greifbar, doch fein, durchsichtig und von ätherischer Farbe, in einer Gestalt, die ganz dem menschlichen Körper glich.“ Ueberhaupt ist es ein hervorstechender Zug in Tertullians Denkweise, daß er an eine gewisse Magie, an Verbindung des Menschen mit einer höhern Welt und den Geistern glaubt. Gerne beruft er sich, wenn er von der Seele spricht, auf ihre geheimen Kräfte, ihr Ahnungsvermögen, ihre prophetischen Träume. ***) Diese Neigung für das Uebernatürliche war es ohne Zweifel, was ihn den Montanisten zuführte. Von ihr beherrscht, und durch den Glauben an Christus im Verkehre mit dem Himmel sich fühlend, achtet er die Einwürfe des nüchternen Verstands gegen geoffenbarte Lehren für Nichts, und umfaßt auch die äußerlichen Gebräuche der Kirche mit aller Glut einer gesteigerten Empfindung. Daher seine Ansicht von den Sakramenten. Es fehlt nicht an Stellen, wo Tertullian vom Abendmahl so redet, als ob Brod und Wein nur ein Sinnbild des Bluts und Leibs Christi sey, so sagt er z. B. im ersten Buche gegen Marcion cap. 14: „Durch das Brod stellt Christus seinen Leib dar,“ und in der Schrift über die Seele cap. 17: „Christus hat den Wein zum Angedenken seines Bluts gereicht.“ Aber an andern

---

*) Siehe S. 377.

**) De anima caput IX.

***) De anima cap. 45 und folg. besonders 47, wo er sagt: major paene vis hominum ex visionibus Deum discunt.

Orten kommen Ausdrücke entgegengesezter Art vor, wie folgende: „Das Fleisch ißt den Leib und das Blut Christi, damit auch die Seele von Gott gesättigt werde,“ *) und „in der Eucharistie genießen wir das Festmahl des Leibes unseres Herrn.“ **). Es ist daher schwer zu entscheiden, ob er nicht im Abendmahl ein magisches Geheimniß annahm. Bestimmt spricht er in diesem Sinne von der Taufe: „Das Fleisch wird abgewaschen, damit die Seele rein werde, das Fleisch wird gesalbt, damit die Seele geweiht werde, das Fleisch wird mit dem Kreuze bezeichnet, damit auch die Seele befestigt sey, (gegen die Nachstellungen des Teufels), das Fleisch wird durch Hände-Auflegung beschattet, damit die Seele durch den Geist erleuchtet werde.“ Abermal die Keime der spätern Kirchenlehre, die dem überströmenden Gefühle von Männern, wie Tertullian, entsprossen, in den kommenden Jahrhunderten durch die Priestermacht mißbraucht wurde. Auch aus diesen Sätzen, wie aus allen übrigen, leuchtet übrigens das ächt römische Bestreben hervor, der Geschichte, d. h. in vorliegendem Falle, den heiligen Büchern ihr vollkommenes Recht zu geben, und in eine Sache, die er einmal mit allem Feuer ergriffen, keine fremden Gesichtspunkte einzumischen.

Noch eigenthümlicher zeigt sich Tertullians römische Denkungsart in seinem Verhältnisse zu Marcion. Beide Männer gleichen sich offenbar in vielen Punkten: derselbe Ernst, dieselbe sittliche Strenge, dieselbe Entschiedenheit für die Sache des Christenthums, der sie sich einmal geweiht, dasselbe schroffe Abstoßen Dessen, was sich mit ihrem Glauben nicht verträgt, ist ihnen gemein. Aber Marcion unterlag als Grieche den Einflüssen einer gnostischen Philosophie, und stellte demgemäß Ansichten auf, die der praktische Sinn des Römers, weil sie seiner Natur zuwider waren, mit Heftigkeit verwarf. Marcion betrachtete die ganze Schöpfung als eine seelenlose Masse, in der keine Spur des göttlichen Wirkens zu finden sey. Diese kränkliche Ansicht verräth einen Mann, der immer in der Schule oder unter Büchern, statt in der Welt, gelebt. Der Römer dagegen besteht darauf, daß der Unendliche sich eben so gut in der Schöpfung verherrliche, als durch die heiligen Bücher, nur sey die Natur gleichsam

*) De resurrectione carnis cap. 8.

**) De pudicitia cap. 9.

die erste, die Offenbarung die zweite Stufe, durch die wir Ihn erkennen mögen. *) Marcion wollte bloß ein Paulinisches Christenthum, und verwarf alle andere heilige Schriften. Tertullian fühlte, wie sehr die historische Grundlage der Kirche erschüttert werde, sobald man zugab, daß neben dem Einen ächten Zeugen des Christenthums so viele falsche sich von Vorneherein eingedrängt haben sollten. Ueberdieß hatte er zu viel Menschenkenntniß, um nicht zu wissen, daß dieselbe Geschichte von Verschiedenen auf verschiedene Weise dargestellt zu werden pflege: er glaubte, Einen Christus aus den apostolischen Büchern herausfinden zu können. Der Erlöser Marcions fällt wie ein Blitz aus heiterem Himmel herab, vorher ist Gott für die Welt eigentlich gar nicht gewesen, erst unter Tiberius erfahren die Menschen, daß es ein bis jezt unbekanntes, höchstes Wesen gebe. Auch Andere mögen begriffen haben, welche historische Unmöglichkeiten sich dieser unreifen Behauptung entgegenthürmen. Sicherlich hat sie aber keiner mit solcher Schärfe ausgesprochen, als Tertullian. „Alles geschieht plötzlich bei Marcion“ **), sagt er, „plötzlich erscheint Christus, plötzlich Johannes, während in den Werken des Schöpfers, der auch der Gott des Evangeliums ist, Nichts abgerissen geschieht, nirgend Stückwerk sich zeigt, sondern Alles nach weiser Ordnung vorbereitet ist und in schönem Zusammenhange steht.“ Tertullian hatte noch einen andern Grund, wie gegen Marcion Insbesondere, so gegen die Ketzer überhaupt. In seinem Buche von der Verjährung ***) findet sich folgende Stelle: „Wie leichtfertig, wie irdisch und menschlich ist doch der Wandel der Ketzer, wie ganz ohne Würde, Ansehen und Mannszucht! Da ist kein Unterschied zwischen Catechumenen und (bereits durch die Taufe geweihten) Glaubigen; alle untereinander kommen sie in die Kirche, untereinander hören sie (die Predigt), beten sie. Auch wenn Heiden sich einfinden, werfen sie den Hunden und Schweinen die Perlen vor, obgleich es keine Perlen sind (weil die Ketzer die Wahrheit nicht haben). Ihre Verachtung der kirchlichen Zucht nennen sie Einfalt, unsern Eifer, dieselbe aufrecht zu halten, schelten sie Prunksucht (lenocinium) —

*) Contra Marcion. I. 18. Deum primo natura cognoscendum, dehinc doctrina recognoscendum.

**) Contra Marcion. III. 2, IV. 11, de carne Christi 2.

***) De praescriptionibus cap. 41

Die Weiber der Häretiker, wie frech sind sie! sie wagen zu lehren, über Glaubensfragen zu streiten, Teufel auszutreiben (exorcismos agere) Wunderheilungen zu versprechen, vielleicht auch zu taufen. Ihre Kirchenwahlen geschehen mit Leichtfertigkeit, bald stellen sie Neubekehrte, bald der Welt Verpflichtete an. Heute ist Der, morgen Jener Bischoff, heute Diakonus, wer morgen Vorleser, heute Presbyter, wer morgen Laie. Denn auch den Laien tragen sie priesterliche Verrichtungen auf." Im folgenden Kapitel hebt Tertullian noch besonders hervor, daß die Ketzer ihren Vorstehern keine Ehrfurcht bezeugen und ihnen nicht gehorchen. Diese Sätze sind um so auffallender, weil Tertullian als Montanist mit den Katholiken schwere Kämpfe wegen derselben Grundsätze zu bestehen hatte, die er hier so stark wahrt. Die Gegner tadelten am Montanismus nichts sosehr, als die Behauptung, daß die Offenbarungen des Paraklets allen Glaubigen, den Laien so gut als dem Klerus, zu Theil werden können, und Tertullian sah sich genöthigt, in dem Streite mit den Katholiken die apostolische Lehre von der priesterlichen Würde aller Glaubigen mehrfach einzuschärfen *). Auch macht er bittere, wiewohl verdeckte Ausfälle gegen die Anmaßungen der Bischöfe, besonders der römischen **). Warum spricht er aber dennoch der Hierarchie das Wort, die ihm doch selbst so lästig wurde? Ohne Zweifel, weil er als Römer wohl begriff, daß ohne feste Organisation die Kirche nicht bestehen, und noch weniger den Sieg erringen könne. Hieraus erklärt sich auch die freilich oft maßlose Heftigkeit, mit welcher er über die Häretiker herfällt; er erkannte in ihnen die gefährlichsten Feinde des Aufschwungs und Siegs der Kirche, darum haßte er sie.

Wir sind hiemit in das praktische Gebiet hinübergekommen, auf welchem die Thätigkeit Tertullians sich vorzugsweise bewegt. Während die Schriften der griechischen Väter meist nur von Dogmen und metaphysischen Dingen handeln, beschäftigt sich Tertullian mit solchen Fragen nur wenig, und auch dann bloß durch den Kampf gegen die Gnostiker gezwungen; der größere Theil seiner auf uns gekommenen Bücher folgt einer ganz andern Richtung. Alle Formen des Lebens dem Christenthum anzupassen, betrachtet er als seine

*) Besonders de exhortatione castitatis cap. 7.

**) Z. B. de pudicitia cap. I.

schriftstellerische Aufgabe. Strenge sind die Regeln, die er vorschreibt, denn sein Charakter brachte Dieß mit sich, und seine angeborne Unbeugsamkeit wurde noch vermehrt durch den Einfluß des Montanismus und durch die Leiden, die er um seiner Ueberzeugung willen zu erdulden hatte. Doch wird die Last, die er den Glaubigen auferlegt, wenn auch nicht immer durch den Geist des Evangeliums, so doch durch die damaligen Zeitumstände gerechtfertigt. Die Christen bildeten bereits eine allzu zahlreiche Parthei im römischen Reich, als daß sie neben den Heiden ruhig bestehen konnten. Entweder mußten sie durch die kräftigste Ausdauer, durch den Muth des Duldens den Sieg erringen, oder gewärtig seyn, mit Gewalt unterdrückt zu werden. In solcher Lage war nichts gefährlicher als Schlaffheit, nichts nöthiger als das entschlossenste Festhalten an den christlichen Grundsätzen in allen Verhältnissen des Lebens. In diesem Sinne schreibt Tertullian. Er verlangt, daß der Christ sich von Allem, was an das Heidenthum erinnert, ferne halte, daß, was bisher von mannhaften Beispielen und Grundsätzen in der Kirche aufgestellt worden, zur allgemeinen Regel werde. Er verwirft demgemäß die heidnische Kunst, als dem Götzendienste fröhnend, die grausamen Fechterspiele, die üppigen Theater-Belustigungen, als unmenschlich und unsittlich, er verbietet den Christen, heidnische Aemter anzunehmen, Soldatendienste zu thun, den Kaisern Ehren zu erweisen, die irgend etwas Abgöttisches an sich haben, ihnen zu Gefallen bei Festen die Häuser zu beleuchten. Er ächtet ganze Gewerbe, wie das eines Rhetors, eines Krämers, jenes als der heidnischen Mythologie nothwendig dienstbar, dieses, weil es den Menschen zur Habsucht, zum Betrug verleite. Man darf annehmen, daß Tertullian hierin die allgemeine Meinung des größten Theils seiner afrikanischen Glaubensgenossen aussprach; aber er ging als Montanist in der Sittenzucht noch weiter. Es galt für erlaubt, daß bei nahender Verfolgung Glaubige von einer Stadt in die andere flohen, so wie daß, wenn eine Ehe durch den Tod getrennt war, der überlebende Theil eine neue Verbindung einging. Gleicher Weise glaubte man, daß die Sünde der Unzucht durch öffentliche Kirchenbuße gesühnt werden könne. Tertullian verwarf diese Gebräuche als zu schlaff, erklärte die zweite Ehe für sündhaft, wollte die Begnadigung des Unzüchtigen, wie Dessen, der Blut vergossen, oder sich durch Götzenopfer befleckt, Gott allein anheimgestellt wissen, und behauptete endlich,

daß der Christ dem Märtyrertode nicht durch Flucht oder Bestechung sich entziehen dürfe. Begriffe strenger militärischer Zucht schwebten ihm hiebei vor, und militärische Bilder gebraucht er auch mit Vorliebe. Doch diese Saite hat Tertullian nicht zuerst angeschlagen, seine latinischen Glaubensgenossen waren ihm bereits vorangegangen. Wenn man es nicht aus andern Spuren wüßte, daß Etwas vom kriegerischen Geist des alten Roms sich im zweiten und dritten Jahrhundert in den latinischen Provinzen des großen Reichs erhalten hatte, könnte man es allein aus den latinischen Vätern beweisen. Die Legion wurde von den Lateinern noch immer als Vorbild der Ordnung, der Mannhaftigkeit betrachtet, in diese Farbe ist auch das aufstrebende Christenthum getaucht worden. Plötzlich finden wir nämlich militärische Begriffe und Namen auf die wichtigsten Verhältnisse des christlichen Lebens angewandt, ohne daß man sagen könnte, wo und wann dieser Sprachgebrauch zuerst aufkam: der Glaubige heißt von Nun an Soldat Christi, die Taufe wird als Fahneneid unverbrüchlicher Treue betrachtet, den jeder Christ seinem obersten Gebieter, Christo, geschworen; die zu bestimmten Zeiten sich wiederholenden Gebete werden stationes genannt, als die Schildwachen, die der Christ zu Ehren seines Gottes bezieht. Die Kirche in ihrem jetzigen leidenden Zustand erschien ihnen als ecclesia militans (kämpfende Kirche), aber einst werde sie im Himmel als triumphirende Kirche (ecclesia triumphans) reiche Vergeltung für die kurze Noth der Zeitlichkeit einärnten. Man begreift, daß diese prachtvollen Bilder dazu dienen mußten, die Ausdauer und den Muth der einzelnen Bekenner zu erheben. Der Geist des alten Roms leuchtet aus ihnen hervor, so Gestimmten konnte der Sieg über das Heidenthum in die Länge nicht entgehen. T e r t u l l i a n liebt es, sich in ihrem Glanze zu sonnen, sehr oft und mit Vorliebe braucht er sie, denn sie entsprachen ganz seinem Charakter, aber darüber vergaß er nicht, daß die christliche Kirche, obgleich von ähnlicher Gesinnung beseelt, wie das alte Rom, doch in Betreff der Mittel, die zum Ziele führen sollten, aufs Schärfste sich von ihrer Vorgängerin unterschied. Diese verehrte den furchtbaren Gott der Stärke, und bediente sich der Waffe der Gewalt, jene vertraute dem Gott der Liebe, und überwand die Welt, dem Beispiele ihres Stifters folgend, durch Geduld und leidenden Gehorsam. Tertullian hebt diesen Haupt-Unterschied zwischen dem Heidenthum und der neuen Lehre auf merkwürdige

Weise hervor *), indem er den unglaubigen Römern zuruft: „Uns ist geboten, die Feinde zu lieben, wie könnten wir irgend Jemand hassen? Wir dürfen, wenn wir beleidigt sind, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, wie sollten wir also Jemand wehe thun? Die Erfahrung möge dafür sprechen. Wie oft wüthet ihr gegen die Christen, theils aus eigenem Antrieb, theils um die Gesetze zu vollstrecken, wie oft fällt auch der Pöbel, ohne Rücksicht auf die Obrigkeit, seiner wilden Leidenschaft folgend, mit Mord und Brand über uns her! In den Festen der Bachanalien, die man besser Wüthereien des Bachchus nennen könnte, schonen sie nicht einmal der todten Christen, sondern aus der Ruhe des Grabes, aus der Zufluchtstätte des Todes, reißen sie die halb vermoderten Leichname heraus, verstümmeln und zerstückeln sie. Und doch habt ihr je bei allen solchen Fällen bemerkt, daß wir, die ihr doch für Verschworne, bis zum Tode Verbundene ausgebt, uns für das Unrecht gerächt hätten? Gleichwohl würde eine einzige Nacht, ein paar Feuerbrände hingereicht haben, um uns Rache zu schaffen, wenn uns nämlich erlaubt wäre, Böses mit Bösem zu vergelten. Aber fern sey es von uns, daß ein göttlicher Verein durch Menschenblut sich rächen, oder daß er sich weigern sollte, Leiden geduldig zu ertragen, durch die wir, nach unserm Glauben, von Gott bewährt werden. Wollten wir vollends als eure offene Feinde, nicht bloß als geheime Rächer, auftreten, glaubt ihr, daß es uns an Macht und Menge der Streitkräfte fehlen würde? Sind die Mauren, die Markomannen, selbst die Parther oder irgend ein abgesondertes Volk innerhalb seiner Grenzen stärker, als wir, deren Parthei das Gebiet der römischen Welt mit Anhängern bedeckt? Zu welchem Kriege wären wir nicht hinreichend und zugleich auch kampffähig, da ihr ja selbst bekennen müßt, daß wir so freudig in den Tod gehen. Diese Gesinnung würde uns den Vortheil zuwenden, selbst wenn wir an Anzahl euch nachstünden. Aber Eines hält uns zurück: die Vorschrift des Stifters, daß der Christ wohl sich tödten lassen, aber nicht Andere tödten dürfe.“ So Tertullian. Wie in diesen Worten die Gesinnung des Römers und des Christen sich wechselseitig durchdringt! Was er hier als allgemeine Pflicht seiner Glaubensgenossen und als ihre gemeinsame Gesinnung ausspricht, hat er selbst mit Gefahr seines Lebens

*) Apologet. cap. 37.

bewährt. Um das Jahr 211 verhängte der damalige Prokonsul in Carthago, Scapula, eine Verfolgung über die afrikanische Kirche. Tertullian trat als Vorkämpfer seiner Glaubensgenossen gegen diesen Mann mit einer an ihn gerichteten Vertheidigungsschrift auf, welche mit den Worten beginnt *): „Wir fürchten Das nicht, was uns von Menschen droht, die uns und unsere Sache nicht kennen. Denn wahrlich gleich beim Eintritt in die Gesellschaft leisten wir die Verpflichtung, auch das Leben daran zu setzen. Ich habe Dir daher diese Schrift zugesandt, nicht weil ich für mich fürchte, sondern weil ich für Euch und für alle unsere Feinde, geschweige denn für unsere Freunde besorgt bin. Denn so gebietet es unser Glaube, zu lieben die Feinde, zu beten für Die, welche uns verfolgen, dieß ist das vollkommene Gebot der Liebe, das nur der Christ kennt. Denn die Freunde zu lieben, gilt bei Allen als Gesetz, aber den Feinden wohl zu wollen, das ist nur den Christen eigen. Wir nun, die wir eure Unwissenheit beklagen, die wir den menschlichen Irrthum bemitleiden, die wir in die drohende Zukunft blicken (die göttliche Strafe ahnen, welche über euren Häuptern schwebt), wollen auch vorliegende Gelegenheit benützen, um Euch Das vorzulegen, was ihr uns sonst nicht wollet öffentlich sagen lassen. Wir verehren den Einen Gott, den auch ihr Alle von Natur kennt, bei dessen Donner und Blitz Ihr erbebt, dessen Segnungen Euer Herz erfreuen. Außerdem verehrt ihr noch andere Götter, von denen wir wissen, daß es böse Geister sind. Dennoch ist es allgemeines Menschenrecht, und steht Jedem von Natur zu, Gott nach seinem Gewissen zu verehren. Die Religion des Einen kann dem Andern weder schaden noch nützen. Es ist keine Religiosität, die Religion erzwingen zu wollen, denn frei muß der Glaube angenommen seyn, nicht mit Gewalt aufgedrungen; auch die Opfer eurer Götter sollen ja aus freiem Antrieb dargebracht werden. Wenn ihr uns daher zum Opfern zwingt, so werdet ihr Euren Göttern nicht damit dienen u. s. w.“ Tertullian forderte die Todesgefahr heraus, als er diese Schrift dem Prokonsul übergab, doch ward er kein Opfer seines Muths, sondern blieb verschont, man weiß nicht, durch welches günstige Geschick. Sicherlich paßt das Bild der streitenden Kirche vollkommen auf die damaligen Zustände der latinischen Gemeinden; Dieß zugegeben, muß

---

*) Adversus Scapulam cap. I. II. passim.

man sagen, daß Tertullian ein Tribun dieser streitenden Kirche, daß er eines ihrer fähigsten Kriegshäupter war. Indessen hat ein gleicher kriegerischer Muth öfter unter dem Priesterrocke geschlagen, und sich auch bei ganzen christlichen Partheien gezeigt, wie z. B. bei den Camisarden, die sonst mit den Montanisten so manche Aehnlichkeit haben. Aber derselbe war dann öfters durch finstern Fanatismus befleckt. Dieß ist nicht der Fall bei Tertullian. Die ätherischen Gefühle und Triebfedern des ächten Christenthums treten bei ihm, neben der römischen Seelenstärke, ungetrübt hervor. Man lese seine Bücher von der christlichen Ergebung, vom Gebet *), seine Schilderung der christlichen Ehe in der Schrift de habitu muliebri.

Vor Tertullian **) gab es keine latinische kirchliche Litteratur. Zwar war die Bibel bereits mehrfach ins Lateinische übersezt, aber selbst geborne Latiner schrieben früher in griechischer Sprache. Tertullian hat nicht nur in diesem Felde die Bahn gebrochen, sondern auch die spätere Entwicklung der latinischen Kirche vorgezeichnet. Außerordentlich war sein Einfluß auf die Väter der folgenden Zeiten. Von Cyprian wird berichtet, daß er nie einen Tag vorübergehen ließ, ohne irgend etwas in Tertullians Büchern zu lesen, er nannte ihn nur den Magister ***). Auch aus den Schriften anderer späteren Lateiner tönt Tertullianus hervor. Die Richtung auf das thätige Leben, der Trieb, Recht und Verfassung der Kirche auszuprägen und christliche Grundsätze auf alle Zustände der Gesellschaft anzuwenden, die Abneigung vor bloß metaphysischen Händeln, ist von Tertullian auf sie übergegangen. Wir haben daher den Geist der latinischen Kirche geschildert, indem wir unsern Lesern ein Bild von der Eigenthümlichkeit dieses Mannes vorzuhalten uns bemühten.

Tertullian ist der wichtigste Zeuge für die Zustände des kirchlichen Lebens am Ende des zweiten Jahrhunderts. Wir halten es daher für passend, an diesem Orte die nöthige Beschreibung derselben bei-

---

*) De patientia, de oratione.

**) Wenn man etwa die Schrift des Minucius Felix ausnimmt, der aber wahrscheinlich nach Tertullian schrieb.

***) Nach dem Zeugniß des Hieronymus, catalog. cap. 53, pflegte er seinem Schreiber zu sagen: da mihi magistrum, wenn er Tertullians Schriften verlangte.

zufügen. Einfach war der Gottesdienst, ohne Tempel, Altäre, Bilder. Die Glaubigen versammelten sich, wenn Ruhe herrschte, in eigens dazu bestimmten Häusern, zur Zeit der Verfolgung, in Einöden, Höhlen, Wäldern, häufig auch bei Nacht, besonders in der Osterzeit, denn von den Juden hatte die Kirche den Glauben angenommen, daß Christus in der Osternacht vom Himmel wiederkehren werde. Die Gemeindemitglieder brachten monatlich, oder zu andern Fristen, freiwillige Beisteuern dar, aus denen die Kosten des Abendmahls (Eucharistie) und der damit damals noch verbundenen Agapen bestritten wurden. Der Rest fiel den Armen und den Clerikern zu. Diese Geschenke und noch mehr der gesegnete Wein und das gesegnete Brod, das der Bischof im Namen der Gemeinde dem Herrn weihte, wurde als Gott dargebrachte Gabe angesehen. Daher die Ausdrücke προσφέρειν, προσφορά, offerre, oblatio, und schon begann man dieselben mit alttestamentlichen Zehnten, Opfern, Erstlingen zu vergleichen, welches Vorbild seine wichtigen Folgen hatte, indem die ursprünglich freiwilligen Beiträge allmählig zur Pflicht umgestempelt wurden. Da die Eucharistie für ein magisches Geheimniß galt, das die Gemeinde mit Gott verbinde, so schickte man von der gesegneten Speise auch Abwesenden einen Theil zu; Anwesende nahmen davon nach Hause mit.

Der Taufe gingen Unterricht, Gebete und Fasten voran. Das Taufen der Kinder kam vor, wurde aber auch hin und wieder mißbilligt. Nach Tertullians Darstellung waren mit diesem heiligen Akte bereits gewisse Gebräuche verbunden, welche die apostolische Zeit nicht kannte. Er sagt nämlich *): „ehe wir in das Wasser hineintreten, geloben wir an Ort und Stelle, aber auch ein wenig vorher bei versammelter Gemeinde, in die Hände des Vorstehers, daß wir dem Teufel, seinem Wesen und seinen Engeln entsagen. Dreimal werden wir hierauf untergetaucht, und antworten dabei etwas mehr, als was der Herr im Evangelium bestimmt hat. Nach vollzogener Taufe kosten wir eine Mischung von Honig und Milch **), und von diesem Tage an enthalten wir uns eine ganze Woche

*) De coron. milit. cap. 3.

**) Ein Sinnbild des Standes der geistigen Kindheit, in welchen die in Christo Neugebornen treten, nach Stellen wie 1 Cor. III. 2, 1 Petr. II. 2, Hebr. V. 12.

hindurch des täglichen *) Bades.“ Doch kann man nicht beweisen, daß diese Ceremonien allgemeine Geltung in der Kirche hatten. Wahrscheinlich waren damals mit der Taufe auch schon Exorcismen verbunden; denn häufig bediente man sich derselben als kräftigster Waffe gegen das Reich des Teufels, mit welchem die Glaubigen, als Streiter Christi, in stetem Kampfe zu seyn die Ueberzeugung hegten. Ehe eine Ehe vollzogen ward, mußte sie durch den Bischof der Gemeinde kund gethan werden, sonst hielt man sie für ungültig. Der Bischof segnete auch die neuen Eheleute ein. Die Ehe selbst wurde nicht nur als ein irdisches, sondern auch als ein himmmlisches Band betrachtet, das über die Zeitlichkeit hinüber dauere. Daher geschah es, daß Viele eine zweite Ehe mißbilligten, besonders bei Clerikern galt sie als Vorwurf; als jedoch die Montanisten die zweite Ehe geradezu für Sünde erklärten, stießen sie auf Widerspruch. Enthaltsamkeit überhaupt, insbesondere Kasteiung des Leibs durch Fasten, und Bezähmung der fleischlichen Lust, und folglich Ehelosigkeit wurden hoch geschäzt. Schon gab es Manche, welche auf diesem Wege besondere Heiligkeit erstrebten. Sie gaben gleich bei der Taufe all ihr Gut der Gemeindekasse oder den Armen hin, führten in Mitten der Gemeinde ein stilles, zurückgezogenes Leben, mit Gebet, mit heiligen Betrachtungen beschäftigt, enthielten sich der Ehe, nährten sich kümmerlich von ihrer Händearbeit, und verwandten, was etwa noch erübrigt werden mochte, auf Werke der christlichen Liebe. Männer wie Weiber widmeten sich dieser Lebensart, die auf evangelische Aussprüche sich berufen konnte, und ursprünglich aus reinem Herzen floß. Später, als die Menge sich zu ihr drängte, artete sie aus, wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, und wurde zur Tagesarbeit, die sich mit der Zeit zum Mönchthum umgestaltete. Damals nannte man solche Christen mit einem Worte, das von den griechischen Philosophen entlehnt wurde, ἀσκηταὶ, continentes. Es war allgemeiner Gebrauch in der Kirche, daß für Fasten und Gebete gewisse Tage und Fristen ausgewählt wurden, namentlich der Mittwoch und Freitag. Sie heißen bei den Latinern nach einem,

*) Weil gemeines Wasser den Leib, der eben durch himmlisches geweiht war, nicht berühren darf. Vielleicht ist diese Einrichtung ein Ueberbleibsel des alten Gebrauchs der Essener, welche den nackten Leib gar nicht wuschen. Siehe oben Seite 105.

wie wir oben gezeigt, von der Legion entlehnten Bilde, stationes. Außerdem fanden Fasten in der Osterzeit statt. Sonntag und Sabbat wurden als Wochenfeiertage, Ostern und Pfingsten als Jahresfeste begangen. Daß in Bezug auf das Passah verschiedener Gebrauch unter den kleinasiatischen und abendländischen Gemeinden herrschte, haben wir oben gezeigt *). Ueberführte Sünder wurden von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, ganz wie in der apostolischen Zeit. Waren es geringere Fehler, die sie begangen, so konnten sie sich durch öffentliche Buße den Weg zur Wiederaufnahme bahnen. Mord wurde jedoch, allem Anschein nach, nie vergeben, in die Klasse gleicher Verdammniß sezten die Montanisten auch Götzenopfer und Unzucht, und dieser ihrer Ansicht wußten sie in Afrika fast allgemeine Geltung zu verschaffen, aber in andern Provinzen drangen sie nicht durch. In der Regel gestatteten auch die Katholiken nach der Taufe nur Eine öffentliche Buße. Alle, welche um Christi willen Verfolgung standhaft erduldeten, standen in außerordentlichem Ansehen. Der Tod des Märtyrers galt gleich der Taufe für sündentilgend, und ward darum auch Bluttaufe genannt, man glaubte, daß er die Taufe ersetze und daß jeder Märtyrer, allein von allen Christen, sogleich zum Herrn ins Paradies aufsteige. Denn die Seelen der andern Christen, die auf gewöhnlichem Wege sterben, sollten, nach der Ansicht jener Zeiten, im Hades verweilen, bis zur (täglich erwarteten) Rückkunft Christi auf die Erde. Den Todestag der Märtyrer betrachtete man daher als ihren Geburtstag für die himmlische Heimath und nannte ihn auch so (ἡμέρα γενέϑλιος, natalitia martyrum). Fast gleicher Ehre genoßen Die, welche Christum vor der heidnischen Obrigkeit bekannt hatten (darum confessores, ὁμολογηταί, Bekenner genannt) und mit dem Leben davon kamen. Man beeiferte sich, sie im Gefängniß zu besuchen und ihre Lage auf alle Weise zu erleichtern. Den Diakonen wurde Dieß sogar zur besondern Pflicht gemacht. Ihre Verwendung für Solche, die in Verfolgungen unterlegen waren und den Götzen geopfert hatten, galt für so kräftig, daß man die Gefallenen (lapsi) gewöhnlich auf ihr Wort wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnahm, weßhalb die Montanisten, ihren strengen Grundsätzen getreu, das allzugroße Ansehen der Bekenner bekämpften. Jährlich wurde der Todestag der Märtyrer von den

---

*) Seite 279.

Gemeinden, welchen sie angehört hatten, durch Gebete auf ihren Gräbern und durch Agapen begangen und nichts versäumte man, was ihr Andenken verherrlichen konnte. Die gränzenlose Hochschätzung derselben erhitzte manche feurige Gemüther so sehr, daß sie sich selbst bei der Obrigkeit als Christen anklagten, um nur des Märtyrertodes gewürdigt zu werden: doch mißbilligten besonnene Katholiken diesen übertriebenen Eifer, der den Vorwurf der Heiden, daß die Christen fanatische Schwärmer seyen, zu rechtfertigen schien, indem sie sich auf den Ausspruch des Herrn beriefen (Matthäi X. 23): wenn ihr in einer Stadt verfolgt werdet, so flieht in eine andere." Wie und mit welchem Erfolge im Laufe des zweiten Jahrhunderts das levitische Vorbild auf die christliche Geistlichkeit übergetragen wurde, und wie regelmäßige Versammlungen der Bischöffe aufkamen, haben wir oben*) gezeigt.

Neuntes Kapitel.

Geschichte der griechischen Kirche im Laufe des dritten Jahrhunderts und zu Anfange des vierten. Monarchianer, Praxeas, Theodotus, Artemon, Noetus, Beryllus von Bostra, Sabellius, Paul v. Samosata. Die alexandrinische Schule, Pantänus, Clemens, Origenes, Gregor der Wunderthäter, Dionysius Alexandrinus. Andere Griechen. Aufkeimendes Mönchthum. Kampf heidnischer Philosophen gegen das Christenthum. Mani und seine Lehre.

Außerordentlich reich war die Entwicklung der christlichen Kirche im zweiten Jahrhundert. Kaum ist in späteren Zeiten irgend eine Ansicht aufgestellt worden, die nicht schon damals ihre Vertreter gefunden hätte, oder wenigstens im Keime vorhanden gewesen wäre. Auch hatten die zwei Hauptnationen der alten Kirche bereits ihre eigenthümliche Richtung genommen, die Römer auf das Leben und die Herrschaft, die Griechen auf das ätherische oft bodenlose Reich der Gedanken und des Wortkampfes. Von nun an muß man sie beide abgesondert darstellen, denn wenn auch auf latinischem Boden manchmal kirchliche Metaphysik betrieben ward, so gingen solche Bestrebungen in der Regel von geborenen Griechen aus. Römern und Griechen blieb jedoch von nun an nichts übrig, als auf den

*) 254 flg. 275.

Wegen, die im zweiten Jahrhundert bereits gebahnt waren, weiter fortzuschreiten. Wir beginnen mit den Letztern. Zuerst treten aus ihnen bloß einzelne Männer hervor, welche es versuchten, gewisse Lehren genauer zu bestimmen, bald kamen geschlossene Schulen auf.

Wir haben oben gezeigt, daß in der alten Kirche zwei entgegengesetzte Grundansichten über die Natur des Erlösers herrschten. Die Einen nahmen eine Zweiheit im Urwesen an; sie unterschieden von Gott, den Logos seinen Sohn, der nicht erschaffen wie die Endlichkeit, sondern vor dem Anfang aller Dinge aus Gott ausgeströmt, in Jesu Christo Fleisch geworden sey. Die andere Hauptparthei hielt die Einheit des Höchsten aufrecht, welche sie auf verschiedene Weise mit der Würde Christi zu vereinigen suchte. Sie sagten entweder: „der Logos, welcher in Christo erschienen, sey eine vom Höchsten unzertrennbare Kraft. Wie die Lichtstrahlen, welche auf Erden leuchten, nicht geschieden werden können von der Sonne am Himmel, wenn diese untergehe, nehme sie auch das Licht mit: auf gleiche Weise lasse auch der Vater eine Kraft ausströmen, wenn es Ihm beliebe, und ziehe sie wieder zurück, nach seinem Wohlgefallen. In derselben Art schaffe Er auch die Engel"*). Oder behaupteten sie: der Vater sey in Jesu Gestalt auf die Erde herabgestiegen, und heiße als Mensch, der Sohn Gottes. Letztere Ansicht findet sich z. B. im Testamente der zwölf Patriarchen (Simeon 6) und in dem sogenannten Evangelium der Aegypter, von welchem Epiphanius berichtet, daß es Jesu viele geheimnißvolle Reden in Mund lege, und Ihn so zu den Jüngern sprechen lasse, als wäre dasselbe Wesen zugleich Vater, Sohn und heiliger Geist**). Man nannte die Anhänger derjenigen Meinung, welche keine Zweiheit in Gott zuließ, im Allgemeinen Monarchianer, und Insbesondere Diejenigen, welche behaupteten, daß der Höchste in Christo Fleisch geworden sey, Patripaßianer, weil sie zugeben mußten, daß der Weltenschöpfer unter den Händen der Juden gelitten und am Kreuze geendet habe. Beide Partheien konnten gleich starke Gründe anführen. Die Vertheidiger des Logosbegriffs und somit der uranfänglichen Zweiheit oder Dreiheit im göttlichen Wesen, mochten sich auf Aussprüche der beiden Apostel Paulus und Johannes, so wie auf eine alte jüdische

---

*) Diese Ansicht ist entwickelt bei Justin dialogus cum Judaeo, Cap. 128.
**) 62ste Ketzerei 2tes Cap.

Ueberlieferung berufen. Denn es ist kein Zweifel, daß die Dreieinigkeitslehre, oder wenigstens eine sehr ähnliche Ansicht, lange vor Christus unter einzelnen Juden verbreitet war; von dorther kam sie allen Anzeigen nach in die Kirche herüber*). Die Monarchianer dagegen stützten sich auf den mosaischen Grundsatz von der Einheit Gottes, welcher gleichsam den Mittelpunkt der alttestamentlichen Offenbarung bilde, auf das Zeugniß der Vernunft, endlich auf die Zustimmung der juden-christlichen Tradition. In der That hingen die meisten Judenchristen dieser Ansicht an, sie findet sich bei den Ebioniten und namentlich in den Clementinen wieder. Und da die juden-christliche Denkweise im Laufe des zweiten Jahrhunderts zu Rom bedeutenden Einfluß gewonnen hatte, wie wir oben gezeigt, so herrschte daselbst eine für die Lehre der Monarchianer günstige Stimmung. Als daher unter dem Bischoff Eleutherus der Kleinasiate Praxeas, der zur Zeit der Verfolgungen Mark Aurels ein Bekenntniß unter Martern abgelegt hatte, nach Rom kam und in der dortigen Gemeinde die Lehre vortrug, daß Gott selbst in Jesu Christo erschienen sey, stieß er auf keinen Wiederstand, sondern galt für rechtgläubig. Nicht so gut erging es ihm in Afrika, wohin er sich von Rom aus begeben zu haben scheint. Die Montanisten, Tertullian an ihrer Spitze, erhoben sich gegen ihn, und Letzterer berichtet**), Praxeas sey zum Widerrufe gezwungen worden. Vielleicht hat die Entschiedenheit, mit welcher die Afrikaner gegen Praxeas auftraten und alle anstößige und nachtheilige Sätze auseinandersetzten, welche sich aus seiner Lehre folgern ließen, in Rom Eindruck gemacht. Gewiß ist, daß kurz nach Praxeas Erscheinen die Ansichten eines andern Hauptzweigs der Monarchianer von der römischen Kirche verworfen wurden. Ein gewisser Theodotus, aus Byzanz gebürtig, war vielleicht gleichzeitig mit Praxeas nach Rom gekommen, und behauptete daselbst, um die Einheit Gottes festzuhalten, daß Jesus Christus bloßer Mensch gewesen. Diese Lehre, die überdieß in herber Form von Theodotus vorgetragen ward, beleidigte nicht nur das christliche Gefühl, sondern beeinträchtigte auch die Ansprüche

*) Der stärkste Zeuge dafür ist das Buch Henoch, man sehe das 2te Kapitel dieses Werks S. 121 flg. Außerdem trägt bekanntlich auch Philo die Logoslehre ganz in der Gestalt vor, die später von den alexandrinischen Vätern wiederholt wird.

**) Adversus Praxeam Cap. I.

priesterlicher Macht. Denn es ist am Tage, daß in gleichem Verhältniß, wie die Person Jesu höher oder niederer gestellt ward, auch das Ansehen der Kirche und ihrer Häupter steigen oder fallen mußte. Der römische Bischof Viktor schloß daher den Monarchianer Theodotus von der Kirchengemeinschaft aus, worauf der Anhang dieses Mannes noch eine Zeit lang getrennt von der Kirche fortdauerte. Die Verwerfung der Lehre des Theodotus hatte indeß die natürliche Folge, daß auch bald hernach die Meinung der andern monarchianischen Hauptparthei, d. h. die des Praxeas für ketzerisch erklärt ward. Als nemlich unter dem Bischoff Zephyrinus, Viktors Nachfolger, der Grieche Artemon in Rom die Lehre des Praxeas von Neuem vortrug, stieß er auf lebhaften Widerspruch, man warf seine Ansicht in Eine Klasse mit der Ketzerei des Theodotus, und mehrere Schriften erschienen gegen ihn. Vergeblich berief sich Artemon darauf, daß seine Lehre von der Person Christi bis auf Viktor die allgemeine der römischen Gemeinde gewesen und daß der Logosbegriff erst unter Zephyrinus sich eingeschlichen habe: diese historischen Beweise halfen ihm nichts, obgleich sie, wie wir glauben, wohl begründet waren. Es scheint uns natürlich, daß die Sache so gegangen ist. Nachdem die Lehre des Theodotus einmal entschieden verworfen war, mußte auch die Ansicht der Patripassianer früher oder später gleichem Schicksale unterliegen, denn beide hängen, so verschieden sie dem äußern Anscheine nach lauten, doch sehr genau zusammen. Wird nämlich die Behauptung der Patripassianer ganz buchstäblich verstanden, als sey derselbe Jesus, der unter Herodes geboren ward, unter Pontius Pilatus am Kreuze durch die Juden geendet hat, durchaus und in jeder Beziehung Eins mit dem Unendlichen, dem Schöpfer aller Dinge, so ist dieß ein Satz, den nicht nur der gesunde Verstand, das unverdorbene Gefühl jedes Menschen zurückstößt, sondern gegen den auch die ganze christliche Ueberlieferung, und fast jeglicher Vers der Evangelien zeugt. Denn wie konnte Christus vom himmlischen Vater reden, wie zu Ihm beten, wenn er dieser Vater selbst ist? Läßt man aber irgend welchen Unterschied zwischen dem Unendlichen und der Persönlichkeit Jesu Christi gelten, so lauft am Ende das Dogma der Patripaßianer darauf hinaus, daß die Gottheit sich auf besondere Weise mit dem Menschen Jesus verbunden und durch ihn geoffenbart habe. Dann folgt aber auch, daß der Erlöser sich nur dem Grade nicht dem

Wesen nach von den andern Sterblichen unterscheide, denn darin stimmen unsere heiligen Bücher überein, daß Gott der gemeinsame Vater aller Menschen ist, daß unsere Seelen vom Himmel stammen, und daß der Ewige sich uns Allen innerlich offenbare. Ich sage die Ansicht der Patripaßianer laufe auf den eben entwickelten Satz hinaus, sobald sie nemlich offen dargelegt, und nach allen ihren nothwendigen Folgen zugestanden wird. Aber die Kirchengeschichte weist zahllose Beispiele davon auf, daß der wahre Sinn von Dogmen künstlich verhüllt wurde, um das Aergerniß zu vermeiden, das ihre nakte Gestalt hervorbringen mochte. Und wirklich lassen einige Zeugnisse vermuthen, daß Artemon und seine Schule sich solcher Mittel bedient habe. Eusebius gibt nemlich Auszüge aus einer ältern Streitschrift gegen Artemon*), in welcher unter Anderem bemerkt wird, Artemon und seine Anhänger hätten allerlei künstliche Schlüsse zur Vertheidigung ihrer Ansicht benutzt, und sich viel mit Mathematik und den Büchern Euklid's beschäftigt, auch die Schriften des Aristoteles und Theophast besonders geschätzt. Hieraus geht, so scheint es uns, klar genug hervor, daß die Artemoniten sich in Spitzfindigkeiten gefielen und auf die beschriebene Weise ihre wahre Ansicht verhüllten. Schon darum konnte ihre Lehre nie die allgemeine werden. Denn ein Dogma, das in der ganzen Kirche Geltung erhalten soll, muß entschieden, kräftig, derb seyn. Wollten sie dagegen ihre wahre Meinung offen eingestehen, nemlich daß sie Jesum zwar für einen gottbegeisterten Lehrer, aber am Ende doch als bloßen Menschen betrachteten, so durften sie noch viel weniger auf Beifall rechnen. Denn dieser Ansicht widerstrebte, wie wir sagten, ebensowohl Herkommen und Gewohnheit, welche göttliche Ehren für den Stifter der Kirche verlangte, als die aufkeimende Priestermacht, die ihre theuerste Stütze in der übermenschlichen Würde Christi sah. Am Besten wäre es sicherlich gewesen, man hätte nie über die dunkle Frage von der metaphysischen Natur des Erlösers gegrübelt, noch darüber gestritten, sondern wäre bei der einfachen evangelischen Lehre, daß Ihm unbedingte Verehrung gebühre, stehen geblieben. Allein nachdem die Sache einmal durch die dogmatische Kampflust der Griechen in Streit gekommen war, ist es in der Ordnung, daß Alles so verlief, wie wir gezeigt haben. Die Mei-

*) KG. V. 28.

nung des Praxeas fand in Rom keinen Widerspruch, weil sie mit dem Herkommen, und der in der dortigen Gemeinde vorherrschenden judenchristlichen Denkweise übereinstimmte, die in Christo den Sohn Gottes verehrte. Als aber Theodotus mit dem Satze: Jesus sey ein bloßer Mensch gewesen, welcher auch in Praxeas Lehre nur eingehüllt, und unter überschwänglichen Worten verborgen lag, ungescheut hervortrat, fühlte sich das christliche Gefühl, und noch mehr die Kirchengewalt dadurch beleidigt. Und nachdem einmal die Häupter der römischen Gemeinde zum klaren Bewußtseyn gekommen waren, daß ihnen von dieser Seite Gefahr drohe, kann man sich nicht wundern, wenn sie nun die Lehre des Praxeas, in ihrer durch Artemon erneuerten Gestalt verwarfen. Uebrigens beschränkte sich der Kampf gegen die Monarchianer nicht blos auf Rom. An verschiedenen Orten wurde im Laufe des dritten Jahrhunderts der Versuch gemacht, die Einheit Gottes mit der himmlischen Würde Jesu in Einklang zu bringen, aber überall auf gleiche Weise niedergeschlagen. Nach Artemon trat (ums Jahr 230) Noet in Smyrna mit einer ähnlichen Ansicht auf. Theodoret*) berichtet, Noet habe Folgendes gelehret: „Einer sey Gott und Vater, der Schöpfer des Alls, unsichtbar, so lange Er wolle, aber auch sichtbar, wenn es Ihm beliebe, Derselbe gezeugt und ungezeugt, ungezeugt nemlich von Anfang an, gezeugt, seit es Ihm gefallen von der Jungfrau geboren zu werden, dem Leiden nicht unterworfen und unsterblich, zugleich aber auch sterblich und dem Leiden unterthan. Denn seiner Natur nach über Leiden erhaben, habe Er aus eigenem Antrieb das Leiden am Kreuze auf sich genommen. Er heiße Vater und Sohn je nach seiner verschiedenen Wirksamkeit.“ Wie Artemon zu Rom wurde auch Noet von den Asiaten aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen. Demselben Schicksal entging ein anderer Patripassianer, Beryllus, Bischof von Bostra nur dadurch, daß er sich von Origenes für die rechtglaubige Lehre gewinnen ließ. Aber in den Jahren 250—60 trug Sabellius, Presbyter zu Ptolemais, die Lehre des Praxeas von Neuem mit großer Gewandtheit vor, indem er sich viel besser, als seine Vorgänger an das kirchliche Dogma anzuschließen wußte: „wie in der Sonne Dreifaches zu unterscheiden sey, ihre ganze Gestalt, dann die Kraft der Wärme,

*) Haeres. III. 3.

die von ihr ausströme, und endlich das Licht, so verhalte es sich auch mit der Gottheit. Derselbe, seinem Wesen nach Eine, Gott erscheine je nach dem Bedürfniß unter verschiedenen Gestalten, bald als Vater, bald als Sohn, bald als heiliger Geist; als Vater habe Er in den Zeiten des alten Bundes das Gesetz auf Sinai gegeben, als Sohn im neuen Bunde Fleisch angezogen, als heiliger Geist zu den Jüngern gesprochen. Wohl könne man daher von drei Personen reden, so fern der Eine Gott sich ausdehne und dadurch zur Dreiheit werde. Denn Gott dehne sich aus und ziehe sich wieder zusammen: wie nach dem Ausspruche des Apostels Paulus verschiedene Gnadengaben in der Kirche seyen, aber nur ein Geist, so breite sich derselbe und Eine Vater in den Sohn und Geist aus.“ Es half dem Sabellius nichts, daß er auf diese Weise die drei Personen der Kirchenlehre anzunehmen schien, denn aus seinen künstlich gestellten Sätzen folgt, daß der Eine, sofern er Vater ist, nicht zu gleicher Zeit Sohn und Geist seyn kann, mit andern Worten, daß der Erlöser nur eine vorübergehende Gestalt ist, die abwechselnd aus dem Höchsten ausströmt, und wieder in ihn zurückfließt. Die Rechtgläubigen dagegen wollten eine unvergängliche, ewige Persönlichkeit Christi, welche mit dem Vater zugleich bestehend, die Macht der Kirche vertrete. Dionysius, Bischoff von Alexandrien, gab sich alle Mühe, den Presbyter von Ptolemais durch mündliche Ueberredungen, wie durch Briefe zu widerlegen, aber vergeblich. So wurde denn Sabellius als Ketzer verdammt; dennoch erhielten sich Anhänger seiner Lehre bis ins vierte Jahrhundert zu Rom und in Mesopotamien. Schon wurde während des Streits gegen ihn der Ausdruck ὁμοούσιος auf Christus angewandt, ein Wort, das in den spätern Arianischen Händeln eine so wichtige Parteibedeutung erhalten hat. Noch größern Lärm als die Behauptungen des Sabellius, erregte ein ähnlicher Versuch des Paulus von Samosata, weil sich noch andere Leidenschaften in diesen Streit mischten. Paul ward um 260 Bischoff zu Antiochien, zu einer Zeit als zuerst Odenathus und nach seinem Tode die berühmte Wittwe desselben, Königin Zenobia, von der Wüstenstadt Palmyra aus fast den ganzen römischen Orient und namentlich Syrien beherrschte. Der christliche Priester verstand sich trefflich mit der Königin, spielte vielleicht als der erste unter allen Geistlichen, welche die Kirchengeschichte aufführt, die Rolle eines Hoftheologen und zeigte eine Eitelkeit und Prachtliebe, wie man sie

seither bei Bischöffen noch nie gesehen hatte. Es läßt sich leicht denken, daß er durch dieses sein Betragen Aergerniß gab und unter der niedern Geistlichkeit, wahrscheinlich auch unter Neidern, die es ihm gerne gleich gethan hätten, einen geheimen Haß gegen sich entflammte, der nur auf eine gute Gelegenheit der Rache lauerte. Als daher Paul von Samosata eine Ansicht von dem Wesen des Erlösers entwickelte, die mit der Sabellianischen so ziemlich übereinstimmte — er erklärte nemlich Jesus für einen vom heiligen Geist erzeugten Menschen, mit welchem sich die göttliche Weisheit auf besondere Weise verbunden habe — brach der Sturm gegen ihn los. Drei Versammlungen wurden seinetwegen in Antiochien gehalten. Auf den zwei ersten wußte sich Paulus durch künstlich bemäntelte Redensarten aus der Verlegenheit herauszuschwatzen, aber auf der dritten, 269, ward er durch einen fertigen, ihm überlegenen Dialektiker, Malchion der Ketzerei überwiesen, und zur Entsetzung verurtheilt. Indeß konnte er, erst nachdem Aurelian seine Gönnerin Zenobia überwunden hatte, wirklich aus seinem Amte vertrieben werden. Merkwürdiger Weise gebot Aurelian, daß Derjenige seine Stelle einnehmen sollte, den die italischen Bischöffe, namentlich der römische dazu vorschlagen würden*). Uebrigens dauerte der Anhang Pauls unter dem Namen Samosateniani, Pauliani, Paulinistae bis in's 4te Jahrhundert fort.

Fassen wir die hier beschriebenen Streitigkeiten zusammen, so stellt sich folgendes Ergebniß heraus: zwei Vorstellungsweisen über die Natur Christi und sein Verhältniß zum Höchsten, die beide nicht bloß seit dem Anfang der Kirche bestanden hatten, sondern in das vorchristliche Judenthum hinüberreichen, waren, durch die dogmatische Zanksucht der Griechen auf die Spitze getrieben, mit einander in heftigen Kampf gerathen. Der Sieg blieb zuletzt derjenigen, welche dem kirchlichen Machtinteresse am meisten zusagte. Daraus erklärt es sich, warum auf den verschiedensten Punkten, in Rom, in Bostra, in Ptolemais, Antiochien und Alexandrien auf gleiche Weise entschieden wurde. Denn die Macht der Kirche war damals, wie wir

*) Eusebius K.G. VII. 30, 9. War dieß eine Folge ehrsüchtiger Umtriebe des römischen Bischoffs, oder ein Akt kaiserlicher Politik, der den Zweck hatte mittelst des römischen Bischoffs, den der Kaiser in der Hand zu haben glaubte, die entfernten asiatischen Kirchenhäupter zu beherrschen?

später bei Entwicklung des Fortschrittes ihrer Verfassung zeigen werden, überall in kräftigem Aufschwung begriffen. Die Niederlage der Monarchianer ist das erste auffallende Beispiel davon, daß die Dogmen nach dem kirchlichen Interesse entschieden wurden. Die folgenden Zeiten werden uns noch viel stärkere Beweise dieses Grundsatzes liefern. Zugleich ersieht man, wie durch den Kampf gegen die Monarchianer die arianischen Streitigkeiten des vierten Jahrhunderts vorbereitet wurden.

Es waren dieß nur kleine Versuche, ein einzelnes Dogma genauer zu bestimmen. Aber der fruchtbare und spitzfündige Geist der Griechen hat um dieselbe Zeit einen großen Anlauf genommen, der ganzen Kirchenlehre eine eigenthümliche Gestalt zu geben, und zwar in der Hauptstadt Aegyptens, Alexandrien. Hier befand sich, wie wir schon früher sagten, der Weltmarkt antiker Gelehrsamkeit, gleichsam die große Universität des Alterthums, wo alle Wissenschaft der früheren bessern Zeiten gesammelt, einregistrirt, und durch eigene gelehrte Zünfte also bearbeitet wurde, daß es manchmal schien, als sollte aus vielem Alten, das man mannigfaltig zusammengoß, Etwas Neues entstehen Die heidnische Litteratur des römischen Kaiserreichs empfing seit August von dorther großentheils ihren Anstoß und ihre Farbe. Auch das Judenthum hatte dort, wie aus Philo's Werken zu ersehen, eine merkwürdige Umbildung erfahren. Ebenso und in ganz gleicher Weise ergieng es dem Christenthum. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts muß in Alexandrien eine, wahrscheinlich vom dortigen Bischoff gegründete, christliche Lehranstalt bestanden haben, die später unter dem Namen der Katecheten-Schule bekannt, gegen das Jahr **190** in ihr Blüthealter eintrat. Ob sie ursprünglich zu Bildung von Kirchenlehrern in der Art eines heutigen Seminars gegründet war, oder nur für den Unterricht der Kinder jener Gemeinde, können wir bei den dürftigen Nachrichten der alten Quellen*) nicht sicher entscheiden. Wahrscheinlich diente sie beiden Zwecken, sofern manche der jungen Leute, die dort ihre christliche Bildung erhalten hatten, nachher Lehrer der Kirche wurden. Bis auf Origenes hatte die alexandrinische Katecheten-Schule nur einen einzigen Vorsteher, seit diesem ihrem berühmtesten Haupte zwei, später vielleicht noch mehr. Pantänus, derselbe, der, wie

*) Eusebius K. G. V, 10. VI, 3, 26. Hieronymus catal. cap. 38.

wir oben *) erzählten, ums Jahr 190 von Alexandrien als Glaubensbote nach Indien ging, ursprünglich ein stoischer Philosoph, dann zum Christenthum bekehrt, ist der erste der dortigen Lehrer, der sich Ruhm erwarb, doch kam nichts von ihm auf uns. Nach Pantänus blühten als Häupter der katechetischen Schule Clemens der Alexandriner, Origenes, Heraklas, Dionysius. Von Heraklas haben wir Nichts, von Dionysius dem Alexandriner mehrere Bruchstücke, dagegen von Clemens und Origenes viele Werke, obgleich nicht alle, die sie hinterließen. Wir beschäftigen uns zunächst mit Jenem. Titus Flavius Clemens mag um die Mitte des zweiten Jahrhunderts geboren seyn, wo? ist unbekannt. Einige sagen, zu Athen, Andere nennen Alexandria seine Vaterstadt **), dagegen wissen wir, daß er im Heidenthum geboren und erzogen ward, und erst, nachdem er die griechischen Mythen und Philosophien durchstudirt hatte, den christlichen Glauben annahm. Er selbst spricht von sechs verschiedenen Lehrern, deren Religionsunterricht er genossen, von einem Jonier, Cölesyrier, Aegypter, Assyrer, einem Palästinenser jüdischer Abkunft, und endlich von einem sechsten in Aegypten ansäßigen, den er die „sikelische Biene" nennt ***), „welche die Blüthen der apostollischen und prophetischen Auen pflückend, die Seelen der Zuhörer mit lauterer Kenntniß zu erfüllen gewußt habe." Schon Eusebius behauptet, daß Clemens in letztern Worten auf den Vorsteher der alexandrinischen Katechetenschule Pantänus hinweise †), was auch an sich sehr wahrscheinlich ist. Man ersieht aus dieser Stelle, daß es unserem Vater an ausgebreiteter Gelehrsamkeit nicht gemangelt hat. Fast sein ganzes Leben brachte er in Schulen zu, meist als Lernender, dann auch als Lehrender, außerdem machte er viele Reisen allein für den Zweck, Schätze des Wissens zu sammeln. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Männer, die mit großer Mühe eine Last sogenannter Wissenschaft zusammengebracht, diesen peinlichen Erwerb nicht mehr aufzugeben im Stande sind, auch wenn eine später gewonnene Ueberzeugung sich mit demselben nicht vertragen sollte. So erging es Clemens dem Alexandriner.

---

*) Seite 304.

**) Epiphanius haer. 32, 6.

***) Stromat. I, S. 322.

†) Eusebius K. G. 5, 11.

Er suchte seine heidnische Weisheit nach Kräften mit der christlichen Religion zu verbinden, was freilich nur mit theilweiser Aufopferung der Eigenthümlichkeit beider Elemente bewerkstelligt werden konnte, aber ihm dafür als Ersatz für diesen unvermeidlichen Nachtheil bei Aeltern und auch bei Neuern den Ruhm eingebracht hat, für einen der gelehrtesten Kirchenväter zu gelten. Andrerseits zog das Christenthum aus der litterarischen Bildung des Clemens und seiner Genossen wenigstens in so fern Gewinn, als seine aus der heidnischen Philosophie geschöpften Kenntnisse dazu dienten, mehrere rauhe und widerwärtige Seiten des alten juden-christlichen Glaubens, die damals noch allgemeine Geltung genoßen, zu glättten oder ganz abzuschleifen. Dieß ist wohl das Hauptverdienst der alexandrinischen Väter.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Clemens noch während der Anwesenheit des Pantänus in Alexandrien gemeinschaftlich mit diesem seinem Lehrer der dortigen Katechetenschule vorstand. Als Pantänus im Jahr 190 seine Bekehrungsreise nach Indien unternahm, leitete Clemens die Schule allein, aber nur so lange, bis Jener zurückkam und sein Amt wieder übernahm, das er bis zu seinem Tode rühmlich verwaltete. Clemens wurde nun des Pantänus Nachfolger, und blieb an der Spitze der Katechetenschule bis zum Jahr 202, wo die Christenverfolgung des Kaisers Severus auch über Alexandrien sich verbreitete, und unsern Vater bestimmte, nach Syrien zu flüchten. Um's Jahr 210 finden wir ihn in Antiochien; von seinen weiteren Schicksalen ist jedoch nicht mehr bekannt, als daß er vor 217 gestorben seyn muß. Während seines Aufenthalts in Alexandria schrieb er die drei Hauptwerke, die auf uns gekommen sind: zuerst die Ermahnungsrede an die Griechen (λόγος προτρεπτικὸς πρὸς τὲς Ἕλληνας), dann den Erzieher (παιδαγωγὸς) in drei Büchern, und endlich die Teppiche gnostischer Abhandlungen über die wahre Philosophie (τῶν κατὰ τὴν ἀληθῆ φιλοσοφίαν γνωστικῶν ὑπομνημάτων ϛρωματεῖς, oder auch einfach ϛρώματα genannt). Außerdem besitzen wir von ihm noch eine kleine Schrift, die den Titel führt, was für ein Reicher kann zum Heile gelangen? (τίς ὁ σωζόμενος πλέσιος.). Seine übrigen Werke, namentlich 8 Bücher ὑποτυπώσεις oder Erklärungen über Stellen der heiligen Schrift, samt etlichen andern von geringerem Umfang, gingen entweder ganz oder bis auf wenige Bruchstücke verloren. Die drei

zuerst genannten Abhandlungen sind vor dem Jahre 192 geschrieben und folgen in der Reihe, in welcher wir sie aufführten, nicht nur der Zeit, sondern auch beabsichtigter systematischer Ordnung nach, auf einander. In der Ermahnungsrede an die Griechen wird nämlich beschrieben, wie der göttliche Logos, von dem alle Weisheit stammt, gleichsam als Anfang seiner bildenden Thätigkeit, die noch rohe ungeweihte Seele in die erste Klasse der Schule einführt, und sie auffordert, durch Ablegung der bösen Sitten und des frühern heidnischen Wahns sich zum Heile lenken zu lassen; im Pädagogen zeigt ihr sodann der Logos, wie sie sich ihrer schlechten Leidenschaften entäußern und eine neue Natur anziehen müsse, um der wahren Erkenntniß theilhaftig zu werden; in den Stromaten endlich gießt der Logos die himmlischen Strahlen christlicher Gnosis über die sittlich wiedergeborne Seele aus. Mit dem Namen Stromata, der damals für Sammlungen von Allerlei nicht ungewöhnlich war, bezeichnete Clemens letzteres Buch, weil er darin absichtlich von dem Einen aufs Andere überspringt, und so verschiedene Fäden zu Einem bunten Gewebe vereinigt. Er hoffte durch diese Abwechslung des Stoffs die Neugierde der Leser um so sicherer zu fesseln. Und in der That muß man bekennen, daß für eine so buntscheckige hellenisch-orientalisch-jüdisch-christliche Weisheit, wie die seinige nun einmal ist, für eine Philosophie, zu der Plato, Pythagoras, die alten Mythen, Zeno, Epikur, Zoroaster, Aristoteles, Philo, Paulus, Johannes, Petrus gleichmäßig beisteuern mußten, jene Form bei weitem die geeignetste war.

Als Gnostiker will Clemens betrachtet seyn, und ist stolz auf diesen Namen, denn er ist Religionsphilosoph, er erstrebt „die Wissenschaft des Seyenden, eine Erkenntniß, die mit der Natur der Dinge zusammenfällt, und durch die Vernunft vermittelt wird“ *). In hohen Worten spricht er von dieser Wissenschaft: „Nicht um irgend eines Nutzens willen, um etwas Gutes zu erreichen oder Böses abzuwenden, befleißigt sich der Myste der Erkenntniß des Höchsten, vielmehr ist der einzige Zweck seines Strebens die Gnosis selbst. — Würde Jemand dem Gnostiker die Wahl lassen zwischen der Erkenntniß Gottes und der ewigen Seligkeit, und wäre Beides getrennt, was doch nicht der Fall ist, so würde er ohne Bedenken die Erkennt-

*) Strom. II, c. 17.

niß wählen *).“ Und an einer andern Stelle **): „Der Gnostiker hat nicht nur das erste Princip, und das aus diesem entstandene zweite begriffen, so daß er es unwandelbar festhalten kann, sondern auch über Gutes und Böses, über jegliches Ding, mit Einem Worte, über Alles, was der Herr geredet hat, besitzt er die genaueste, Weltanfang und Weltende umfassende, Erkenntniß, die er der Wahrheit selbst verdankt. — Das vom Herrn Gesagte ist ihm klar und offenbar, wenn es auch Andern verborgen bleibt; über Alles hat er Aufschluß erlangt. Denn unsere heiligen Bücher (der Christen) verkündigen das Seyende, wie es ist, das Künftige, wie es seyn wird, das Vergangene, wie es war. Als Wissender webt und lebt er im Wissenschaftlichen allein, verkündigt das Wort vom Guten, beschäftigt sich bloß mit übersinnlichen Dingen, und schöpft aus jenen obern Urbildern die Regel für alles menschliche Thun und Lassen, gleichwie die Schiffenden nach den Gestirnen ihren Lauf richten.“ Wahrlich, nach diesen prächtigen Versprechungen zu schließen, muß es ein unschätzbares Gut um die alexandrinische Gnosis gewesen seyn! Dennoch verstand Clemens den Begriff in einem minder überschwänglichen Sinne, als jene älteren Schulen, die sich ebenfalls den Namen Gnostiker beigelegt, und zwar vermuthen wir, daß unser Alexandriner und seine Genossen mehr aus gewissen praktischen, als aus wissenschaftlichen Gründen um einige Stufen niedriger stehen blieben. Wie nämlich Valentin, Basilides und die Andern auf etliche christliche Ausdrücke ein ganz fremdartiges Gebäude aufführten, und im Uebrigen, so viel an ihnen war, das historische Fundament des Christenthums zu zerstören suchten, brach bekanntlich ein furchtbarer Sturm der Rechtgläubigen gegen sie los, und sie wurden ohne Erbarmen, aber mit Recht, aus der Kirche ausgestoßen! Diesen Vorgang behielten die Alexandriner in gutem Angedenken, und sie setzten daher, um nicht gleiches Schicksal zu erfahren, den regellosen Bewegungen der Gnosis eine heilsame Schranke durch den Grundsatz, daß die Gnosis oder die Erkenntniß mit dem Glauben (d. h. der hergebrachten Kirchenlehre) im Einklang stehen müsse. „Der Glaube,“ meint Clemens ***), „ist für das geistige Leben des Gnostikers

*) Strom. IV, c. 22.
**) Ebendaselbst VI, 9 oder opp. S. 779.
***) Opp. I, 445.

so nothwendig, als für das leibliche Daseyn das Athmen. Wie man ohne die vier Elemente nicht leben kann, so mag ohne den Glauben auch die Gnosis nimmermehr errungen werden.“ Schon wandte man damals *) die mißverstandene Stelle Jesaias VII, 9, welche nach der alexandrinischen Uebersetzung so lautet: ἐὰν μὴ πιστεύσητε, ὐδὲ μὴ συνῆτε (wenn ihr nicht glaubt, werdet ihr nicht verstehen), auf das Verhältniß des Glaubens zur sogenannten höheren Erkenntniß an. Durch's ganze Mittelalter ist dieser Satz hie und da glücklich, meist aber zur Rechtfertigung der abgeschmacktesten Dogmen benützt worden. Clemens selbst bestimmt **) den Rang der Gnosis gegenüber dem Glauben also: „Die Gnosis ist die Vollendung des Menschen als Menschen, bewerkstelligt durch Erkenntniß des Göttlichen, kraft welcher Sitte, Rede, Leben des Eingeweihten mit sich selbst und dem göttlichen Logos harmonisch übereinstimmt. Durch sie wird der Glaube vollendet, ersteigt der Glaubige die Stufe der Vollkommenheit. Der Glaube ist ein im innern Menschen niedergelegtes Gut, auch ohne über Gott zu forschen bekennt der Glaubige das Daseyn des Höchsten und preist Ihn. Indem man nun von diesem Glauben ausgeht, und in ihm fortschreitet, muß man durch die göttliche Gnade, so viel möglich, die Erkenntniß des Ewigen zu erringen trachten. — Der Glaube ist, so zu sagen, eine auf das Allgemeinste sich beschränkende Erkenntniß des Nothwendigen, die Gnosis dagegen ein starkes und nachhaltiges Erfassen des im Glauben Aufgenommenen, das durch die Lehre des Herrn auf den Glauben gebaut wird, und zu dem unwandelbaren, begreifenden Wissen führt. Die erste heilbringende Umänderung ist daher die vom Heidenthum zum Glauben, die zweite der Uebergang vom Glauben zum Wissen.“ Bei diesen Ansichten kommt Clemens mit zwei Klassen von Gegnern in Streit; er bekämpft Die, welche eine Gnosis erstreben ohne die Grundlage des Glaubens, d. h. die ältern Gnostiker, Basilides und Valentin. Er nennt ihre Gnosis, die falsche, ketzerische ψευδώνυμος γνῶσις. Noch weit tiefer aber stellt er die andere Klasse, nämlich den großen Haufen der Katholiken, die sich mit dem bloßen Glauben begnügen (μόνη καὶ ψιλὴ πίστις), ohne nach der höhern Erkenntniß, der Gnosis, zu begehren. Diese

*) Strom. II, S. 362., I, 273. IV, 528.

**) Strom. VII, 864 (cap. 10).

erscheinen ihm als schlechter Pöbel, über welchen er sich im seligen Bewußtseyn überschwänglichen Wissens hoch erhaben fühlt. Als Quelle, aus welcher die Gnosis geschöpft werden müsse, bezeichnet er erstens die Ueberlieferung der Kirche und die heilige Schrift, und zwar gibt er letzterer einen sehr weiten Umfang. Denn nicht nur die von den Juden für kanonisch gehaltenen Bücher des alten, und die vier Evangelisten samt den apostolischen Briefen des neuen Bundes rechnet er zu den Urkunden der Offenbarung, sondern auch die alttestamentlichen Apokryphen: das Buch der Weisheit, die Sprüche des Jesus Sirach, die Bücher der Makkabäer, Judith, Tobia und die griechischen Zusätze zu Daniel, außerdem viele neuere Schriften, welche die Kirche nie allgemein anerkannt hat, die Ueberlieferung des Mathias (παράδοσις Ματθία), die Predigt des Petrus (κήρυγμα Πέτρȣ), die Briefe des Barnabas, des römischen Clemens, die Offenbarung des Petrus, die Prophezeihungen der Sybille, das vierte Buch Esdrä, das Buch Henoch und den Hirten des Hermas. Man muß daher gestehen, daß Clemens troz seiner gnostischen Gelehrsamkeit in der Kritik nicht glücklich gewesen ist. Die Kirche urtheilte bekanntlich von den heiligen Büchern ebenso wie Clemens, und er stand hierin in gleicher Linie mit dem großen Haufen der Katholiken, auf die er sonst herabsieht; hingegen unterschied er sich wiederum von der gemeinen Ansicht darin, daß er eine geheime Ueberlieferung des wahren, dem ungeweihten Auge verborgenen, Sinns der Offenbarungsurkunden behauptet, und dieselbe zu besitzen vorgibt. In seltsamen Ausdrücken spricht er oft von einer gnostischen Geheimlehre, die er ganz in der Weise der griechischen Mysterien behandelt*), doch ist dieß nur ein Spiel, und hellenischer, oder vielmehr griechisch-jüdischer Geheimnißkrämerei nachgebildet; denn 200 Jahre vorher prangt Philo in denselben Worten, wie Clemens, mit jüdischer Geheimlehre, unter welcher bei Diesem und Jenem nichts weiter als allegorische Künste verborgen sind. Zweitens erkennt Clemens in der barbarischen und hellenischen Philosophie eine andere Hauptquelle gnostischer Erleuchtung. Er ist nämlich derselben Ansicht zugethan, die vor ihm schon mehrere griechische Väter, obwohl nicht mit gleichem Aufwande von Gelehrsamkeit, vortrugen, daß der nämliche Logos,

---

*) So Stromat. I, Cap. 12, opp. 348. Strom. V, 9 S. 680. VI, S. 802. VII, 886. quis dives salvus §. 5.

der in Christo erschien, sich in früheren Zeiten allen Menschen unter verschiedener Form, den Juden als Gesetz, den Heiden, Griechen und Barbaren mittelst der Erfinder philosophischer Systeme, und durch ihre Schulen geoffenbart habe. Dieser Voraussetzung zu Liebe hat er sich keine Mühe verdrießen lassen, die schriftlichen Denkmäler des vorchristlichen Alterthums durchzuforschen, um überall Honig der Gelehrsamkeit zu sammeln, wie eine Biene, und wirklich verdanken wir seinem Bestreben zahlreiche Bruchstücke alter Schriften, samt einer Masse philologischer und antiquarischer Kenntnisse, von denen sonst Nichts auf uns gekommen wäre. Das ist allerdings ein Verdienst, das er sich um die gelehrte Welt erwarb, aber anderer Seits kann man freilich auch nicht läugnen, daß auf dem Wege, den er wandelte, das Christenthum in eine Angelegenheit der Schule, in vielwisserische Gelehrsamkeit auszuarten drohte. Clemens bezeugt an vielen Stellen, nur durch solche umfassende Studien könne wahre christlich-gnostische Vollkommenheit erreicht werden. Gegen diese und ähnliche Behauptungen lag ein schlagender Einwurf des gesunden Menschenverstandes sehr nahe, der allerdings auch schon in Alexandrien gegen die neuen Gnostiker erhoben worden ist, nämlich der Satz: daß sicherlich weder Christus noch seine Apostel ein Wort von allen jenen Blumen griechischer und barbarischer Weisheit gewußt, noch dieselben für ein nothwendiges Hülfsmittel des Heils gehalten hätten. Hiegegen erwiedert Clemens *): „Wenn auch die Propheten und die Apostel nichts von den Künsten verstanden, welche in den Philosophenschulen gelehrt werden, so muß man doch gestehen, daß der Sinn des prophetischen und geoffenbarten Geistes sehr dunkel ausgedrückt, und deßhalb schwer verständlich ist, darum bedürfen wir eben kunstgerechter Lehre, um die verborgene Meinung der Propheten zu enthüllen.“ Die Philosophie wird in diesen Worten durchaus nicht als selbstständige Quelle höherer Weisheit, sondern bloß als Werkzeug zum Verständniß der Offenbarung behandelt. Auf gleiche Weise äußert sich Clemens an vielen andern Orten, er nennt sie die Vorschule der Gnosis **) (*προπαιδεία τȣ̃ γνωςικȣ̃*), Gehülfin bei Erforschung der Wahrheit ***) (*σπȣδάσματα συνεργὰ*), er vergleicht sie mit einem Zaun und Gehege um den Weinberg des

---

*) Stromat. I, c. 9. opp. S. 542.

**) Ibd. S. 376.

***) Ibd. 785.

Herrn (φραγμὸς τȢ ἀπελῶνος), der dazu diene, den Glauben gegen die dialektischen Einwürfe der Gegner zu wahren *), er wärmt endlich die zuerst von Philo angewandte Allegorie wieder auf **), kraft welcher sich die griechische Weisheit zur Offenbarung verhalten solle, wie die ägyptische Dienstmagd Hagar zu ihrer hebräischen Herrin Sarah. Aber nicht überall weist Clemens der heidnischen Weisheit eine so bescheidene Stelle an; er konnte es auch nicht, weil er selbst zu gut wußte, daß er und seine Genossen aus dieser Quelle viele wichtige Lehren, die der Bibel fremd sind, in ihre Gnosis aufgenommen hatten. Wirklich spricht er an andern Stellen so, als ob die heidnische Weisheit eine mittelbare Eingebung des Höchsten sey, ja er steht an, ob man sie nicht eine unmitttlbare Offenbarung nennen dürfe, sofern die Philosophen unter den Heiden dieselbe Sendung gehabt hätten, wie die Propheten unter den Hebräern; er beruft sich darauf, daß der Apostel Paulus den griechischen Weisen Periander (Titum I. 12, 13.) einen Propheten nenne, und überhaupt niemals in seinen Briefen vor den Philosophen, sondern nur vor den Weisheitsschwätzern und Sophisten warne. In allen Schriften der hellenischen Philosophen und Dichter finden sich, sagt er, einzelne Strahlen des göttlichen Lichts, und wenn man sie nach richtigem Verfahren zu einem Ganzen sammle, so komme ein vollständiges Bild des Logos heraus; die meisten Züge zu demselben gebe der platonische Sokrates an die Hand, welcher mittelst der göttlichen Stimme, die in seinem Innern ertönte, prophetisch auf Christum hinweise. Mit solchen Ansichten von der hellenischen Weisheit kann allerdings Clemens seinen Grundsatz, daß genauere Kenntniß der Philosophie für den ächten Gnostiker unentbehrlich sey, vortrefflich rechtfertigen, aber anderer Seits gerieth er dadurch noch auf eine gefährlichere Klippe. Denn wenn sich die Sache so verhält, dann folgt, daß Christi Erscheinen eigentlich überflüssig war, jedenfalls daß Er der Welt nichts völlig Neues, was sie nicht schon vorher wußte, geoffenbart haben kann. Der Sohn Gottes ist dann bloß dazu auf die Erde herabgestiegen und hat sich von den Juden kreuzigen lassen, um die Lehren, welche in den griechischen Schulen zerstreut vorgetragen wurden, in einen Brenn-

*) Ibd. 377 und 913.

**) Ibd. 333.

punkt zu vereinen, und durch seine Zustimmung zu besiegeln. Aber Dieß hat die Kirche nie angenommen; sie war vielmehr von jeher der Ansicht, daß durch Jesum Christum eine der Vernunft unerreichbare, früher unbekannte, jedoch durch die Propheten des alten Bundes vorbereitete, Offenbarung dem Menschengeschlecht zu Theil geworden sey. Dieser allgemeinen Ueberzeugung der Christen konnte auch Clemens sich nicht entziehen. Fortgerissen von dem Strome des kirchlichen Glaubens seiner Zeit, trägt er daher an vielen Stellen eine Ansicht vor, die mit den bisher geschilderten Sätzen sehr schlecht übereinstimmt, aber doch dem alten und neuen Testament den ausschließlichen Besitz überschwänglicher Wahrheit vorzubehalten scheint. Er behauptet nämlich: Alles, was in den Werken hellenischer und barbarischer Literatur mit den Lehren der Bibel zusammentöne, sey von den Philosophen aus dem alten Testament entwendet; Orpheus, Pythagoras, Plato, und wie die Heroen griechischer Metaphysik heißen mögen, hätten aus den Büchern Mosis und der Propheten ihre Schätze geborgt; die höchsten Blüthen hellenischer Philosophie verdanken ihr Daseyn einem Diebstahl, aber das schlecht errungene Kleinod sey nachher durch unächte Zusätze verdorben worden. Das stimmt nun mit jenen Lobeserhebungen der griechischen Philosophie und mit der Behauptung, daß ihre Kenntniß dem vollkommenen Gnostiker unentbehrlich sey, ebenso schlecht zusammen, als wenn Jemand sagen würde, wer nach reinem Wasser verlange, müsse dasselbe nicht an dem Orte seines Ursprungs, sondern weit von diesem entfernt schöpfen, nachdem der Brunnquell zuvor durch viele Sümpfe gelaufen, und mit fauligem Schmutz gehörig geschwängert sey. Doch sieht man recht gut, wie Clemens auf einen so abgeschmackten Satz verfiel, der ihn überdieß mit sich selbst in Widerspruch brachte. Er schwatzt nämlich hierin, wie in den meisten andern Dingen, dem Alexandriner Philo nach. Dieser Jude war den christlichen Vätern Aegyptens, seinen Nachtretern, nicht nur mit dem Kunststücke, platonische und pythagoräische Ideen in die Bibel hineinzudeuten, sondern auch mit der Behauptung vorangegangen, daß Pythagoras und Plato all ihr ächtes Wissen aus einer verloren gegangenen griechischen Uebersetzung der Bücher des alten Bundes heimlich geraubt hätten. Will man den Grund dieser Widersprüche in Clemens Schriften noch tiefer erfassen, so wurzeln seine Irrthümer darin, daß er das Christenthum vorzugsweise als eine neue Schul-

metaphysik betrachtete. Um demselben diesen erborgten Charakter geben zu können, bedurfte man vieler Schminke aus hellenischer Erfindung, besonders aus Platos Schriften, dieweil Christus kein Philosoph, seine Lehre keine Schulweisheit war. Um nun aber hinwiederum dem so aufgeputzten Christenthum den bedrohten Ruhm der Ursprünglichkeit retten zu können, war die Behauptung nöthig, daß Plato und die andern Weisen aus hebräischen Schätzen geborgt hätten. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß Clemens und die andern Häupter der Katechetenschule nicht als die wahren Urheber dieser Mißgriffe anzusehen sind; dieselbe gehören vielmehr dem Zeitalter und dem Lande an, in welchem Clemens lebte. Alles wurde damals mit der metaphysischen Farbe überzogen, und Alexandria war die wahre Heimath des krankhaften Bestrebens, die verschiedensten Dinge und Lehren gelehrt untereinander zu mengen. Keiner entzieht sich den Einflüssen seines Jahrhunderts, und darum gereicht es unserem Vater nicht zum persönlichen Vorwurf, einer so unwiderstehlichen Macht unterlegen zu seyn.

Clemens ist jedoch weit entfernt, die Vollkommenheit des ächtchristlichen Weisen auf metaphysische Erkenntniß zu beschränken; er macht an ihn auch hohe praktische Anforderungen, die fast noch stärker von dem sonderbaren Geiste der Alexandriner zeugen, als die theoretischen Sätze. Der wahre Gnostiker soll nach Clemens eine Tugend erstreben, die weit über die Sittlichkeit des großen Haufens erhaben ist, und sich durch vollkommene Herrschaft über den Leib und seine Lüste, durch strengste Enthaltsamkeit, durch Ueberwindung aller gemeinmenschlichen Gefühle und Triebe: wie Hunger, Durst, Geschlechtsliebe, Zorn, aufwallender Muth, Eifer, Freude, Traurigkeit, Begierde bethätigt. Kurz es ist die völlige Affektlosigkeit eines indischen Fakirs, die er als Vorbild eines christlichen Gnostikers hinstellt. Wir wollen einige Stellen anführen: „Der Gnostiker,“ sagt er *) „darf nur solchen Bedürfnissen gehorchen, die zur Erhaltung des Leibs unumgänglich nothwendig sind, wie Essen und Trinken. Zu sagen, daß auch der Leib des Erlösers zu seiner Erhaltung solche Dinge nöthig gehabt habe, wäre eine lächerliche Behauptung. Christus aß nicht des Leibes wegen, denn derselbe

---

*) Strom. VI. cap. 9. S. 775.

wurde durch eine heilige Kraft zusammengehalten, sondern nur damit Denen, die mit Ihm lebten, nicht andere Gedanken über Ihn kämen, wie denn wirklich Einige vermuthet haben, Er sey nur dem Scheine nach erschienen. Er war völlig affektlos und keine Gemüthsbewegung konnte Eingang in seine Seele finden, weder Freude noch Trauer. Auch die Apostel haben, nachdem sie durch den Unterricht des Herrn Zorn, Furcht und Begierden gnostisch zu überwinden gelernt, selbst solche Affekte, die für gut gelten, wie Eifer, Freude, Muth, Kraft des Begehrens, nicht in sich zugelassen. Nichts konnte sie aus der festen Verfassung ihres Gemüths verrücken, und sie blieben stets unverändert in dem Zustande ascetischer Uebung, wenigstens nach der Auferstehung des Herrn. Wenn man auch die zuvor genannten Bewegungen, sofern sie durch Vernunft geleitet werden, für gut hält, so ist doch gewiß, daß sie dem vollkommenen Gnostiker ferne bleiben müssen; denn derselbe hat keinen Muth nöthig, da er nicht in Gefahr ist, noch etwas in der Welt für furchtbar hält, und sich durch Nichts von der Liebe zu Gott abwendig machen läßt. Auch Heiterkeit des Gemüths bedarf er nicht, denn er verfällt nie in Trauer, da er überzeugt ist, daß Alles aufs Beste gehe. Ebenso wenig wird er zornig, denn nichts kann ihn zum Unwillen reizen, da er immer Gott liebt, und auf Ihn allein seine Gedanken richtet, und deßwegen auch kein Geschöpf Gottes haßt; auch eifert der wahre Gnostiker nicht, denn es fehlt ihm Nichts zum Besitze des Guten und Schönen, noch liebt er Jemand mit der gewöhnlichen Liebe, sondern den Schöpfer allein in den Geschöpfen. Er hat durchaus kein Begehren und Verlangen, bedarf auch, was die Seele betrifft, keines Andern, da er durch die himmlische Liebe mit dem Geliebten verbunden ist, und im Besitze desselben durch den Ueberfluß alles Guten sich selig fühlt. Sein einziges Streben geht dahin, auf solche Weise dem Logos seinem Lehrer in Affektlosigkeit völlig ähnlich zu werden u. s. w." Clemens hält das Musterbild von Tugend, das er hier malt, nicht nur für vortrefflich, sondern auch für möglich und erreichbar, und hat selbst den besten Theil seiner Lebenskraft dran gesezt, um dieser Vollkommenheit theilhaftig zu werden. Wer auf solchem Wege wandelt, Den nennt er einen Gott-Gleichen, oder zum Gott sich machenden, oder vergotteten Menschen (θεοειδής, θεοείκελος, θεέμενος, θεοποιέμενος,) ja er braucht sogar den Ausdruck, der wahre Gnostiker sey ein im Fleische herumwandelnder

Gott *) ἐν σαρκὶ περιπολῶν θεός. Und zwar ist dieß in allem Ernste gemeint, „denn“ sagt er **) „es ist wohl möglich, daß der Gnostiker ein Gott werde; es steht ja geschrieben: Götter seyd ihr und Söhne des Höchsten“ (Ps. 102, 6.) An andern Stellen nimmt er den Flug weniger hoch, äußert sich dagegen auf eine, in anderer Beziehung noch merkwürdigere Weise: „Wer seine Leidenschaften überwunden, Affektlosigkeit errungen, und die Höhe gnostischer Vollendung erstiegen hat, wird den Engeln gleich, schwebt glänzend schön, und leuchtend wie die Sonne, durch Erkenntniß in der Liebe Gottes zu den heiligen Hütten empor, wie die Apostel.“ Und etliche Sätze weiter unten fährt er, die künftige Herrlichkeit der wahren Gnostiker auf die kirchliche Hierarchie anwendend, so fort: „die Rangordnung und die Stufen im christlichen Clerus, die Aemter der Bischöffe, der Presbyter, der Diakonen sind, wie ich glaube, nur Abbilder des Glanzes der Engel und gehören zu den Belohnungen, welche, wie die Schrift sagt, Derer warten, die den Fußstapfen der Apostel nachwandelnd, in vollendeter Gerechtigkeit gemäß dem Evangelium gelebt haben. Von Diesen schreibt der Apostel sie würden, nachdem sie in die Wolken erhoben worden, erst (himmlische) Diakonen seyn, dann zur Presbyterwürde gelangen, zuletzt zur Vollendung heranreifen“ ***) (εἰς τέλειον ἄνδρα αὐξήσωσιν das heißt das himmlische Bisthum mit Christo theilen und folglich Götter werden). Das überschwengliche Streben nach Heiligkeit ist hier schon ganz in die Farbe der Hierarchie getaucht. So gerieth Clemens und seine Schule durch gnostische Uebertreibung auf Sätze, die nicht blos allem gesunden Menschenverstande und der Erfahrung, sondern auch einem der obersten Gebote des Christenthums, der Demuth, straks widersprechen. Uebrigens wirkten verschiedene Einflüsse zur Entstehung dieser sonderbaren Sittenlehre zusammen: einmal das Bestreben, den gefeierten Idealen der hellenischen Schulen, dem Gerechten der Platoniker, dem Weisen der Stoiker, ein ähnliches an die Seite stellen, oder vielmehr dieselben zu überbieten, außerdem aber noch den Vorgang desselben Alexandrinischen Juden, dem Clemens in so vielen andern Punkten gefolgt ist. Philo schildert die Therapeuten

*) Strom. VII. 894.
**) Ibid. IV. 632.
***) Strom. VI. 13, opp. S. 792.

und Eßener als die vollkommensten der Sterblichen. Diese Therapeuten waren jüdische Mönche, die Ersten, welche die Geschichte aufführt, und marterten sich mit derselben Art von Moral, welcher Clemens in obigen Stellen die Palme der Vollkommenheii zuerkennt. Von jener alexandrinischen Sekte ging der Geist des Mönchthums zu den ägyptischen Christen über, er ist es, der aus jenen Aussprüchen unseres Vaters vernehmlich ertönt, so wie anderer Seits wieder die Schriften der Katecheten dazu dienten, ihn in immer weitern Kreisen unter den Christen zu verbreiten. Wirklich treten, bald nach Clemens, die ersten christlichen Mönche auf, und zwar in Aegypten.

Wir haben bisher das Verhältniß des Clemens zur Kirche und zur heidnischen Bildung seiner Zeit nur im Allgemeinen beschrieben, außerdem hegte er noch viele eigenthümliche Meinungen, die wir jedoch bei der Charakterschilderung seines berühmten Schülers, Origenes, des ausgezeichnetsten unter den Alexandrinischen Lehrern, berücksichtigen wollen. Wir wenden uns jezt zu Diesem. Origenes wurde im Jahr 185 in Alexandrien geboren. Sein Vater Leonides, ein ägyptischer Bischoff, ließ ihn in den hellenischen Wissenschaften und Künsten sorgfältig unterrichten, der tiefere Sinn der christlichen Lehre ward dem Knaben in der Katechetenschule durch Pantänus und Clemens eröffnet. Origenes machte bei seinen glücklichen Naturanlagen glänzende Fortschritte, also daß er schon im achtzehnten Jahre seines Alters, nachdem Clemens vor der ausbrechenden Verfolgung Alexandrien verlassen hatte, an derselben Schule, in der er seinen christlichen Unterricht empfangen, als Lehrer auftreten konnte. Doch scheint es nicht, als sey er schon in dieser ersten Epoche seiner gelehrten Thätigkeit den überschwänglichen Ansichten des Clemens zugethan gewesen, vielmehr verrathen mehrere starke Züge seiner Jugendgeschichte, daß Origenes damals das Christenthum nach seinem gewöhnlichen, wörtlichen Sinne auffaßte, oder um mit der Schule zu reden, daß er auf der Stufe der Glaubigen, nicht der Gnostiker stand. Wir haben schon mehrfach die Verfolgung berührt, welche unter dem Kaiser Septimius Severus über die ägyptische Kirche ergieng; hingerissen von dem Beispiele der Märtyrer wollte der junge Origenes sich selbst vor der Obrigkeit als Christ angeben, und konnte nur durch die dringensten Vorstellungen von diesem Entschluße abgebracht werden. Als vollends Leonides eingekerkert wurde, und bald darauf den Märtyrertod starb, fühlte sich der Sohn von Neuem

gedrungen, das Schicksal seines Vaters zu theilen. Seine trostlose Mutter vermochte ihn zulezt nur dadurch zurückzuhalten, daß sie seine Kleider versteckte. Da das Vermögen des Hingerichteten eingezogen wurde, gerieth die hinterlassene Wittwe mit ihren sieben Knaben, deren ältester Origenes war, in sehr bedrängte Lage. Origenes fand anfangs freundliche Aufnahme im Hause einer reichen alexandrinischen Christin, blieb aber darum nicht lange bei ihr, weil sie einen syrischen Gnostiker Namens Paulus an Kindesstatt annahm, und in ihrer Wohnung Zusammenkünfte von Ketzern duldete, an welchen aus Neugierde, um etwas Absonderliches zu hören, wohl auch einzelne Rechtglaubige Theil nahmen. Origenes hielt es für eine Sünde mit diesen Ketzern zu verkehren, und verließ deßhalb auch das Haus seiner Gönnerin bald wieder. In späteren Zeiten hat er über Berechtigung der Christen, dem Märtyrertod ausweichen zu dürfen, und über Umgang mit Ketzern, viel milder, d. h. so wie Clemens gedacht. Ein anderer Vorfall, der noch stärker beweist, wie wörtlich er damals die Gebote des Evangeliums verstand, gehört in dieselbe Zeit. Nicht blos die äußerste Sparsamkeit, welche ihm seine Armuth zur Pflicht machte, sondern auch der Trieb, gemäß den Begriffen jenes Jahrhunderts, durch möglichst große Kasteiung des Leibs den Ruhm eines vollendeten Christen zu erwerben, bestimmte ihn, sich ganz der Lebensweise eines Asceten zu weihen, und diese Uebungen auch in der Schule einzuführen, welcher er vorstand. Die Schule wurde nicht blos von Jünglingen, sondern auch von erwachsenen christlichen Jungfrauen besucht. Um nun den strengsten Anforderungen der Ascese zu genügen, vielleicht auch, um der schlimmen Versuchung ein für allemal enthoben zu seyn, glaubte Origenes die Worte Christi: es gibt Verschnittene, welche sich selbst verschnitten haben um des göttlichen Reiches willen, *) buchstäblich auf seinen Leib anwenden zu müssen; er entmannte sich selbst. Origenes hat diese schneidend scharfe Auslegung eines biblischen Spruches später selbst für einen großen Irrthum angesehen, er benüzte sogar die betreffende Stelle des Mathäusevangeliums als Beweis für die Nothwendigkeit der Allegorie, indem nur durch sie grobe Ungereimtheiten vermieden werden können. **) Vielleicht

*) Matth. XIX. 12.

**) commentarius in Matth. Tom. XV. 1—5.

hat sogar Reue, die schnell auf die rasche That folgte, den nächsten Anlaß zum Umschwung seiner theologischen Denkweise gegeben. Wenigstens ist es gewiß, daß er nicht lange nach jener Verirrung, die in sein Jünglingsalter fällt, vom Buchstabenglauben zur christlichen Gnosis übergegangen seyn und in die Bahn, die sein Lehrer Clemens gebrochen, eingelenkt haben muß. Mit größtem Eifer studirte er die Werke Platons und der andern griechischen Philosophen, machte sich auch mit den Schriften der Häretiker bekannt, erlernte sogar, doch nur oberflächlich, die hebräische Sprache, und las endlich Alles, was irgend welche Belehrung versprach .In einem seiner Briefe spricht er sich selbst hierüber also aus: „Da ich mich ganz der Verkündigung des göttlichen Worts geweiht hatte, und sich der Ruf meiner Geschicklichkeit verbreitete, also daß bald Ketzer, bald Solche, welche hellenische Wissenschaften getrieben hatten, zu mir kamen, schien es mir nothwendig, die Meinungen der Häretiker und was die Philosophen von der Wahrheit zu wissen vorgeben, vollständig zu prüfen." Um mehr Zeit für seine Studien zu gewinnen, theilte er die Katecheten-Schule in zwei Klassen, übergab den Unterricht in den Anfangsgründen seinem Freunde Heraklas und behielt sich die vorgeschrittenen Katechumenen vor. Wegen seines eisernen Fleißes erhielt er den ehrenden Beinamen: *ἀδαμάντινος*, *χαλκέντερος* der Diamatne, der Eherne. Es stand nicht lange an, so galt er für einen der größten christlichen Gelehrten seiner Zeit. Angesehene Männer Alexandriens besuchten seinen Unterricht, und mehrere Ketzer ließen sich von ihm für rechtglaubigere Ansichten gewinnen; unter letzteren namentlich Ambrosius, ein Gnostiker aus Valentins Schule, der von Nun an sein treuer Freund, und durch Geldunterstützungen Beförderer seiner literarischen Thätigkeit wurde, wie wir tiefer unten zeigen werden. Auch über die Gränzen Aegyptens hinaus verbreitete sich sein Ruf. Ein römischer Statthalter in Arabien erbat sich von dem Bischoff zu Alexandrien Demetrius, dem bisherigen Gönner, spätern Feind des Origenes, die Gefälligkeit aus, daß er den berühmten Gelehrten zu ihm senden möchte, um, wie es scheint, durch seine Rathschläge Streitigkeiten zu schlichten, die unter den dortigen Christen ausgebrochen waren. Diese Reise dürfte in die Jahre **214—16** fallen. Noch größere Ehre widerfuhr ihm einige Jahre später. Die Mutter des Kaisers Alexander Severus, Julia Mammäa, eine treffliche Frau, die durch den Einfluß auf

ihren Sohn segnend im römischen Reiche wirkte, ließ ihn durch eigene Abgeordnete zu sich nach Antiochien holen, und es ist wahrscheinlich, daß die Begünstigung, welche die Christen unter Alexander Severus genossen, großentheils von dem Eindrucke herrührten, den die Persönlichkeit des Origenes und seine beredte Vertheidigung des christlichen Glaubens auf das Gemüth der kaiserlichen Mutter hervorbrachte. Aber die Sonne seines Glücks ward bald von düstern Wolken überzogen. Es konnte nicht verborgen bleiben, daß Origenes theologische Ansichten hegte, welche von den gemeinen kirchlichen weit genug abgiengen. Hieraus entstand rechtglaubige Anfeindung gegen ihn; noch schlimmere Folgen als diese hatte für ihn priesterlicher Neid, welcher vielleicht nicht ganz ohne Schuld des Origenes eine passende Gelegenheit zur Befriedigung fand. Origenes hatte, trotz seines großen Rufs, in seinem vierzigsten Jahre noch keine kirchliche Würde erlangt, die ihm sein Bischof Demetrius, wie uns dünkt, um nicht durch den Glanz eines Amtes den Ruhm des Beneideten noch mehr zu erhöhen, beharrlich verweigerte. Die Sache sieht so aus, als ob er eine Würde anderswo suchte, die man ihm in seiner Vaterstadt vorenthielt. Origenes machte seit seinen Jugendjahren manche Reisen, um gelehrter Zwecke willen, wie er selbst sagt:*) „Viele Länder habe ich besucht, um überall Die kennen zu lernen, die etwas Besonderes zu wissen vorgeben.“ Auf einer solchen Reise kam er schon vor **220** nach Cäsarea in Syrien. Die dortigen Kirchenvorsteher forderten ihn auf, in ihrer Gemeinde zu predigen und die Schrift auszulegen. Dieß war nun gegen den alexandrinischen, aber nicht gegen den syrischen Gebrauch. In Asien nämlich stand es damals noch Jedem frei, der für tüchtig gehalten wurde, in den kirchlichen Versammlungen Vorträge zu halten, in Alexandrien dagegen war das Lehramt bereits an geistliche Weihe gebunden. Sobald Demetrius hievon Nachricht erhielt, mißbilligte er das Verfahren der Asiaten, rief den Origenes durch abgesandte Diakone nach Alexandrien zurück, und gebot ihm sich mit seiner Schule zu beschäftigen; von kirchlicher Beförderung war nicht die Rede. Etwas mehr als zehn Jahre später um **230** besuchte Origenes abermal Cäsarea auf einer Reise, deren eigentliches Ziel Achaia gewesen seyn soll. Alsbald weihten die Bischöffe

*) contra Celsum VI, 24.

von Jerusalem und Cäsarea, Alexander und Theoctistus, von denen jener sein Jugenfreund, dieser sein Bewunderer war, unsern Alexandriner zum Presbyter. Sicherlich irrt man, wenn man glaubt, daß sich all Dieß nur so zufällig gemacht habe, sondern wir müssen um so eher auf einen Plan, auf eine frühere Verabredung zwischen Origenes und seinen syrischen Freunden schließen, als der Schritt seine Bedenklichkeiten hatte. Denn nicht nur war er ein stiller Vorwurf gegen die Gleichgültigkeit, mit der Demetrius bisher den Origenes behandelt, sondern sogar ein Eingriff in die Rechte des alexandrinischen Bischoffs, da nach einem kirchlichen Rechtsgrundsatze, der damals bereits galt, nur der Metropolite seine Untergebene befördern durfte. Deßhalb brach auch der Sturm gegen Origenes los, weil lange genährter Neid endlich einen gesetzlichen Anlaß der Befriedigung erhalten hatte. Demetrius versammelte in Alexandrien eine Synode ihm ergebener oder von ihm abhängiger Bischöffe und Geistlichen, ließ durch einen gemeinsamen Beschluß die Würde des Origenes für nichtig erklären, verbot ihm den Aufenthalt in Alexandrien, schloß ihn endlich als Irrlehrer von der Kirchengemeinschaft aus. Nicht nur die eigenthümlichen Meinungen des berühmten Katecheten, sondern was das Grausamste, auch jene jugendliche Uebereilung wurde vom Bischoff Demetrius gegen ihn benützt. Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß damals schon das Kirchengesetz bestand, welches auf alttestamentliche Satzungen, wie V. Mos. 23, 1 gegründet, in dem 17ten der apostolischen Canones sich findet. Der begonnene Kampf gegen Origenes machte großen Lärm auch außer Aegypten. Viele andere Kirchen, namentlich die römische, ergriffen Parthei gegen Origenes; für ihn erklärten sich dagegen die Bischöffe in Palästina, Arabien, Achaia. Origenes mußte Alexandrien verlassen, die Leitung der Katechetenschule ging an seinen bisherigen Mitarbeiter Heraklas über, er selbst begab sich nach Cäsarea, wo er von seinen Freunden sehr gut aufgenommen wurde. Seine Wirksamkeit war dort ungehindert, und breitete sie noch weiter aus, wie denn der Bischoff von Cäsarea in Cappadocien, Firmilianus, unter dem Vorwand das heilige Land zu besuchen, eigens wegen Origenes nach Palästina kam, und bleibende Freundschaft mit ihm schloß. Während der dreijährigen Verfolgung unter Kaiser Maximin (235 bis 238) suchte Origenes eine Zufluchtstätte in dem Wohnsitze Firmilians und verbarg sich daselbst in dem Hause einer Wittwe

Juliana. Nachdem die Ruhe der Kirche unter Gordian wiederhergestellt war, begab er sich von Cappadocien aus über Nikomedien, wo er seinen alten Freund Ambrosius traf, nach Athen, und verweilte daselbst, immer mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, längere Zeit. Endlich kehrte er, nach mehrjähriger Abwesenheit, zu seinem Freunde im syrischen Cäsarea zurück und fand dort Gelegenheit, noch bedeutender, als früher, in die allgemeinen Verhältnisse der Kirche einzugreifen. Auf einer Synode, die im Jahr 244 zu Bostra wegen der Irrlehre des Monarchianers Beryllus, Bischoffs jener arabischen Stadt, gehalten wurde, gelang es dem Origenes, diesen angesehenen Mann von seinem Irrthume abzubringen, und für das kirchliche Dogma zu gewinnen, wodurch eine Spaltung verhütet wurde. In einer zweiten arabischen Kirchenversammlung schlichtete er Streitigkeiten, zu denen die Meinung einer Sekte Anlaß gegeben, daß die Seele der Menschen zugleich mit dem Körper sterbe und wieder aufstehe, Origenes bewog die Verirrten, der Kirchenlehre treu zu bleiben. Endlich unter der Regierung Philipp's des Arabers, während welcher er sein berühmtes Buch gegen Celsus schrieb, wechselte Origenes mit dem Kaiser und seiner Gemahlin Severa Briefe, und beförderte ohne Zweifel durch seinen Einfluß die gütige Gesinnung, welche jener Regent der christlichen Kirche bewies. Aber dem harten Schlage, der unter Philipps Nachfolger Decius die ganze Kirche traf, erlag mit vielen andern Bischöffen und Lehrern auch Origenes. Ein so ausgezeichneter Mann, wie er, sollte nicht verschont werden. Er ward eingekerkert, und grausam gemartert, bewährte aber seine Treue im Leiden. Origenes starb bald hernach (253), im 69sten Jahre seines Alters, zu Tyrus, vielleicht in Folge der Mißhandlungen, welche er in der Verfolgung des Decius erlitten.

Origenes vereinigte alle Eigenschaften, welche erfordert wurden, um ihm außerordentliche Bedeutung als Kirchenlehrer für seine und die folgenden Zeiten zu sichern: eine reiche Phantasie, eine umfassende Kenntniß der Litteratur, ein gutes Maaß von Dreistigkeit, mit seinen Meinungen keck hervorzutreten, endlich einen unglaublichen Fleiß. Er lebte so, als hätte der Schöpfer dem Menschen die Augen nur zum Bücher-Lesen, die Hände nur zum Schreiben gegeben. Ja auch die Hände anderer Leute benützte er zu diesem Zweck. Sein Freund Ambrosius besoldete ihm sieben

Schreiber, welche Origenes eine Zeit lang den ganzen Tag über und einen Theil der Nächte durch fortwährendes Diktiren ermüdete. Sehr groß war die Masse der Bücher, welche er verfaßte. Epiphanius*) gibt die Zahl derselben, ohne Zweifel übertrieben, auf nicht weniger als sechstausend an. Er schrieb theils kleinere, theils umfassende Erklärungen über fast alle Bücher des alten und neuen Testaments in der Form von Tomen oder Commentarien, Scholien und Homilien, viele für sich bestehende Traktate über einzelne Materien, wie über die Auferstehung, das Werk über die Anfänge (περὶ ἀρχῶν), die erste christliche Dogmatik, Stromaten, über das Märtyrerthum und das Gebet, die Bücher gegen Celsus, eine Masse von Briefen; außerdem hat er sich fast sein Leben lang mit einer großartigen kritischen Arbeit beschäftigt, deren Zweck es war, den ächten Text der alexandrinischen Uebersetzung des alten Testaments, die in der christlichen Kirche kanonisches Ansehen genoß, herzustellen. Er brachte in dieser Absicht eine Polyglotte zusammen, indem er die verschiedenen damals vorhandenen Uebersetzungen des alten Testaments, sammt dem Urtext zusammenreihte, sie mit einander verglich, und Fehler anmerkte. Fünfzig Rollen umfaßte dieses Werk, das in der Bibliothek von Cäsarea aufbewahrt lag, und dort von Hieronymus benützt worden ist. Abschriften desselben werden niemals, das Original selbst nach Hieronymus nicht mehr erwähnt. Es mag bei der Eroberung von Cäsarea durch die Saracenen im Jahr 653 mit der dortigen Bibliothek verbrannt worden seyn. Ueberhaupt ist vergleichungsweise nur wenig von Origenes Schriften auf uns gekommen, und zwar dieses Wenige meist in lateinischer, absichtlich veränderter, Uebersetzung des Rufinus. Denn nachdem die Rechtglaubigkeit des Origenes im Laufe des vierten Jahrhunderts schwer angegriffen worden war, hielt es Rufin, einer der Bewunderer des Alexandriners, für gerathen, die anstößigsten Stellen aus der Uebersetzung, welche er für die des Griechischen unkundigen Lateiner machte, wegzulassen oder zu mildern.

Als Theologe ist Origenes ganz Sohn seines Zeitalters, und der alexandrinischen Schule, der er, wie Clemens, angehörte. Er stimmt deßhalb mit Letzterem in den Grundsätzen überein, theils tritt er aber mit den eigenthümlichen Ansichten jener Art von

*) Haer. 64, 63. opp. I, 591.

Gnosis kecker hervor, theils führt er sie reicher und mit größerem Talente aus, woher es denn kam, daß er bald als das wahre Haupt und der Tonangeber alexandrinisch-christlicher Denkweise betrachtet wurde, und das Andenken seines Lehrers Clemens verdunkelte. Wir können zwei Sätze als Grundlage derselben betrachten, nämlich erstens: Gott ist ein rein geistiges, durch und durch vollkommenes Wesen, alle Schwächen, die Ihm die heiligen Bücher da und dort beilegen, müssen daher weggedeutet werden; zweitens der Mensch ist seiner Seele nach gottähnlich, darum sittlich frei. Diese beiden Voraussetzungen finden sich in ganz gleicher Gestalt auch bei Philo. Die Frage war, wie dieselben der Bibel angepaßt und aus ihr gerechtfertigt werden sollten. Origenes bedient sich desselben Mittels, wie Philo, nämlich der Allegorie. Er unterscheidet einen dreifachen Sinn der Schrift, den gemeinen historischen, um dessen richtige Entwicklung er als Ausleger bedeutendes Verdienst hat, den moralischen und den mystischen. Alle drei sollen sich zu einander verhalten, wie im Menschen das Fleisch, die Seele, der Geist. Doch konnte er diese spitzfindige Behauptung deßhalb eben so wenig, als Philo, überall durchführen, weil in der Bibel nicht selten Stellen vorkommen, deren Wortsinn sich mit jenen metaphysischen Sätzen über das Wesen Gottes durchaus nicht verträgt. In solchen Fällen scheut sich Origenes nicht, geradezu Mythen anzunehmen, und sucht diese kühne Behauptung mit der traditionellen Ehrfurcht vor der Schrift dadurch zu vereinigen, daß er sagt, die buchstäblich unhaltbaren Sätze seyen von der Vorsehung als Stein des Anstoßes zugelassen worden, um die Weiseren auf die Nothwendigkeit tieferer Forschung hinzulenken. Den gleichen Ausweg betritt bekanntlich der Verfasser der Clementinen, einen andern aber ähnlichen für das alte Testament Philo, welcher behauptet, Moses habe, weil er nicht blos für Gebildete, sondern auch für rohe Menschen schrieb, seine Darstellungsweise da und dort der Fassungskraft der Letztern anbequemen müssen. Allen Dreien fehlte es entweder an Aufrichtigkeit oder an gehörigem Scharfsinn, um die Wahrheit ganz zu treffen, wie Marcion, welcher unverholen und im Einklange mit Geschichte und gesundem Menschenverstande äußert, daß Stellen der bezeichneten Art von den Judaisten herrühren, welche unsere Evangelien zusammengetragen, aber den Sinn des Stifters öfters nicht errathen hätten. Wie Clemens, führt auch Origenes

die höhere, dem gemeinen Auge verborgene, Weisheit, welche er mittelst der Allegorie in die Bibel, und somit in den christlichen Glauben hineindeutet, auf eine, angeblich den Aposteln von Christo mitgetheilte, und niemals niedergeschriebene, sondern mündlich fortgepflanzte Geheimlehre zurück. In dieser Beziehung sagt er*): „wir finden in der Schrift, daß Christus den Jüngern die Lehre von Gott Insbesondere vortrug, hauptsächlich wenn sie sich von der Menge zurückgezogen hatten; von welcher Art war, was er da lehrte, steht nicht geschrieben. Es schien nämlich den Aposteln nicht gerathen, diese Lehren für den großen Haufen schriftlich abzufassen und offen mitzutheilen.“ Und an einer andern Stelle**): „im Christenthum gebe es esoterische Lehren, die nicht zur Mittheilung an die Menge bestimmt seyen.“ Origenes äußert sich zwar viel kecker als Clemens über die Artikel dieser angeblichen geheimen Ueberlieferung, doch gesteht er manchmal***), daß er nur mit Vorsicht davon zu sprechen wage, woran er allerdings Recht hatte, weil seine Ansichten mit der gemeinen Kirchenlehre oft in schneidendem Widerspruch standen, weßhalb ihm offenherzige Mittheilung derselben leicht den rechtglaubigen Haß der Menge zuziehen konnte. Origenes hat die Allegorie nicht bloß selbst im weitesten Umfange geübt, sondern er gab auch Veranlassung, daß diese zweideutige Kunst in der lateinischen Kirche verbreitet wurde und großes Ansehen erhielt. Seine lateinischen Bewunderer, Ambrosius, Hilarius lernten sie nämlich von ihm, Diesen beteten wieder Andere nach, und so geschah es, daß die vom Juden Philo und seinen Genossen ausgebrütete, von Origenes auf das neue Testament angewandte Allegorie, im Abendlande während des Mittelalters, und bis fast auf die neueste Zeit, sich außerordentlichen Beifalls erfreute, — und zwar durchaus nicht zum wahren Vortheil der christlichen Religion und der Bibelkenntniß.

Folgendes sind nun die eigenthümlichen Ansichten des Origenes, die er vermittelst der Allegorie für biblisch-christliche ausgab. Als vollkommenes Wesen kann Gott nie unthätig seyn; vor der jetzigen Welt ist eine unendliche Reihe von Welten gewesen, und eine andere unendliche Reihe wird ihr folgen. Wenn die Schrift einen

*) Contra Celsum VI. S. 279.

**) Cont. Celsum I, 7.

***) Cont. Celsum III, S. 159. VIII, 411. de princip. I, 6. §. 1.

Anfang und ein Aufhören der Schöpfung lehrt, so ist dieß nur von dieser Welt, in der wir jetzt leben, zu verstehen. Die Welt der Geister gieng zuerst aus dem göttlichen Wesen hervor. Mit sittlicher Freiheit waren dieselben ausgestattet, in ihr lag die Möglichkeit der Sünde; sie sündigten auch wirklich und fielen ab, deßhalb versetzte sie die Gottheit in Leiber, welche feinern oder gröbern Stoffes sind, je nach der Beschaffenheit des Falls der Geister. Die edelsten und besten erhielten die glänzenden und durch sie beseelten Himmelslichter, Sonne, Mond und Sterne als Bekleidung, die tiefer stehenden Geister wurden in Menschenleiber, die am meisten Gesunkenen endlich, in Thierkörper versetzt. Die Verpflanzung der Seelen in die irdische Hülle werde, sagt Origenes, in der Erzählung vom Sündenfall und in manchen Gleichnissen des Herrn allegorisch angedeutet. Ihr Zweck ist nicht Strafe, sondern Besserung der Gefallenen. Allen blieb die sittliche Freiheit, und kraft derselben vermögen sie sich wieder aus niedrigen Klassen zu höheren aufzuschwingen. Selbst die Qualen der Verdammten sind nicht ewig, sie sollen nur dazu dienen, die Unglücklichen zum Heile zu führen; auch der Teufel ist sittlicher Erhebung und darum der Begnadigung fähig. Hat die jetzige Welt ihren Zweck, zur Wohnung gefallener Geister zu dienen, erfüllt, so wird sie durch Feuer zerstört werden, eben dieses Feuer reinigt dann vollends die Schlacken aus, die der Seele durch die Verbindung mit dem Leibe angehängt wurden. Da jedoch die Geister stets ihre Freiheit bewahren, so können sie von Neuem sündigen, dann wird Gott eine neue Welt für sie schaffen. Um die Menschenseelen aus dem versunkenen Zustand, in welchem sie sich befinden, zu erheben, hat Gott eine große Heilanstalt gegründet, mittelst des Logos. Origenes hegt über diese Lehre gleiche Ansichten mit Clemens und Philo, hat sie aber weiter ausgeführt. Der Logos oder der Sohn ist nicht aus dem Wesen des Vaters also ausgeflossen, daß die Substanz Gottes dadurch verringert worden wäre, sondern er ist durch den Willen des Höchsten gezeugt, und zwar von Ewigkeit her, nicht in der Zeit; gemein-menschliche Vorstellungen sind dabei auszuschließen. Ein ewiges Geschöpf des Sohnes und des Vaters ist der heilige Geist. Origenes setzt beide in ein Verhältniß der Abhängigkeit vom Vater. Nur der Vater ist αὐτόϑεος, d. h. Er allein hat das göttliche Wesen aus sich und durch sich selbst, und es ist verwerflich zu

lehren, der Erlöser sey der höchste Gott. Nur der Vater ist das Gute an sich, Grund aller Creatur, nur Ihm allein gebührt streng genommen göttliche Verehrung im Gebet. Dieser Logos nun hat, um die versunkenen Geister zu erretten, sich zuerst mit einer reinen Menschenseele verbunden, dann mit einem Menschenleibe, und ist in solcher Gestalt auf Erden erschienen. Nicht unmittelbar in den Körper stieg der Logos herab, denn dieß wäre unmöglich gewesen, sondern nur durch die Seele betrat er ihn. Errettet hat der Sohn Gottes die gefallenen Menschengeister, indem er sie von der Herrschaft des Teufels loskaufte, unter welche sie durch Verführung gerathen waren. Der Kaufpreis bestand darin, daß der Logos die mit ihm verbundene Psyche dem Satan dahingab, welcher sie auf die schmerzhafteste Weise durch den Kreuzestod von ihrem Körper trennte, und in das Reich der Schatten versetzte. Durch den mit ihr verbundenen Gottessohn überwand jedoch die Psyche den Teufel und sein Schattenreich, befreite die von ihm gefangen gehaltenen Seelen, also daß ihnen die Rückkehr zum himmlischen Vaterland wieder offen stand, beseelte von Neuem ihren eigenen Körper und offenbarte sich dadurch als Ueberwinderin des Todes. Origenes deutet an einigen Stellen versteckt an, daß die Erlösung durch Christus sich nicht blos auf das Menschengeschlecht beschränkt, sondern alle gefallenen Geister, auch die in den Himmelskörpern wohnenden, umfaßt habe. Seit der Sohn Gottes uns zu Lieb auf Erden erschienen, hat die Erlösung ihren Fortgang durch den von Christo ausströmenden Geist, welcher erleuchtend und bessernd auf uns einwirkt, überall die geistigen und sittlichen Kräfte weckt, sofern nämlich der Mensch mit freiem Entschlusse sich ihm hingibt. Denn ohne unsern eigenen Willen vermag er nichts überall, und die Wiedergeburt oder Erneuerung des Menschen erfolgt durch die zusammenlaufende Thätigkeit des menschlichen Willens und des göttlichen Geistes. Die äußere Bedingung des Heils ist die Aufnahme in die Gemeinde Christi, außer welcher keine Seeligkeit, keine Vollendung. Zeichen und Sinnbilder der christlichen Gemeinschaft sind die Taufe, welche die Seele von den Flecken reinigt, die ihr theils von der Geburt ankleben, theils durch Mißbrauch der Willensfreiheit anwuchsen; und zweitens die Eucharistie, welche die Seele unter der Gestalt von Brod und Wein mit dem Logos mystisch vermählt. Die Verheißungen Christi von einem zukünftigen

Leben und von Auferstehung des Fleisches sind geistig zu fassen, durchaus nicht buchstäblich zu verstehen: die Seele ist, nachdem sie durch den Tod vom Leibe getrennt worden, darum noch nicht für ein unkörperliches Leben reif, sondern sie bedarf noch des Uebergangs durch mannigfache Organe, ehe sie sich zum reinen geistigen Seyn emporschwingt, sie kann, je nach ihrer sittlichen Beschaffenheit, wieder in einen Menschenleib versetzt, vielleicht in einen thierischen Körper verstoßen werden. Dieß ist unter der biblischen Lehre von Auferstehung des Fleisches zu verstehen. Jene sinnlichen Erwartungen von einem tausendjährigen Reiche beruhen auf einem großen Irrthum und sind verwerflich. Das jüngste Gericht ist nicht an bestimmten Ort oder Zeit gebunden, sondern innerlich; gleicher Weise sind die Strafen nach dem Tode kein Akt des bloßen Zorns, sondern Mittel der Zucht und der Besserung, durch welche der Seele die Rückkehr zu Gott erleichtert werden soll. Und zwar hat die göttliche Weisheit Alles so gut geordnet, daß dieser ihr Zweck nothwendig erreicht werden muß. Einst, wenn die Uhr der Zeiten abgelaufen und das gesteckte Ziel erreicht ist, tritt die Vollendung und mit ihr die Wiederherstellung aller Dinge ein. Die Körperwelt geht dann in Feuer unter, was gut an ihr ist, wird in geistiges Wesen verwandelt. Die Gesammtheit der geschaffenen Geister, auch die am Tiefsten gefallenen, Satan und seine Engel, sind dann gelöst von den Banden des Leibes, gereinigt von aller Befleckung, die Creaturen führen fortan, wie im Anbeginn, ein reines, geistiges, heiliges Leben, in inniger Gemeinschaft mit dem göttlichen Wesen; damit hat das Reich Christi seine Vollendung erreicht, der Sohn übergibt die Herrschaft dem Vater, der von Nun an Alles in Allem ist.

Origenes ist schon zu seinen Lebzeiten viel geliebt und bewundert, aber auch wegen seiner Ansichten gehaßt und angegriffen worden. Deutlich bemerkt man seinen Einfluß an den ausgezeichnetsten griechischen Vätern des vierten Jahrhunderts, Athanasius, Basilius, dessen Bruder Gregor von Nyßa, Didymus, Gregorius von Nazianz. Wie und durch wen seine Allegorien unter den Lateinern verbreitet wurden, haben wir oben gezeigt. Aber es fehlte viel, daß seine Denkweise sich die allgemeine Zustimmung der Kirche hätte erringen können. Einzelne seiner Meinungen, wie die Entwicklung, welche er dem Logosbegriffe gab, wurden benüzt, um die

Monarchianer niederzuschlagen. Als aber die Kirche sich der Herrschaft bemächtigt hatte, verwarf sie gerade jene Lehre, die früher ihren Zwecken hatte dienen müssen, sammt den übrigen, weil sie zu ätherisch waren, zu wenig der Kirchengewalt Vorschub leisteten. Bei Gelegenheit der Origenistischen Streitigkeiten werden wir später hierauf zurückkommen. Nur in einer Beziehung hat Origenes nachhaltig auf die Lehre der griechischen und morgenländischen Kirche eingewirkt, sofern er nicht nur durch die Bücher, die er selbst verfaßte, sondern auch durch seine Schüler, das allmähliche Verschwinden des rohen Chiliasmus veranlaßte. Die bedeutendsten unter seinen Schülern waren: Dionysius, der Alexandriner, und Gregorius von Neucäsarea, später der Wunderthäter (Thaumaturgus) genannt. Dionysius seit 233 als Nachfolger des Heraklas, Vorsteher der Katechetenschule in Alexandrien, seit 248 Bischoff der dortigen Gemeinde, gestorben im Jahre 265, erhielt durch besondere Umstände Gelegenheit, den Chiliasmus im Sinne seines Lehres zu bekämpfen. Ein ägyptischer Bischoff, Namens Nepos, drang in einer Schrift, welcher er den Titel Widerlegung der Allegoristen ἔλεγχος ἀλληγοριστῶν gab, auf buchstäbliche Deutung der in der Apokalypse vorgetragenen Lehren vom tausendjährigen Reiche und der Auferstehung des Fleisches, und der Fanatismus, welchen die bald hierauf ausgebrochene Verfolgung des Decius unter den Christen anfachte, verschaffte der Meinung des Nepos zahlreiche Anhänger. Nachdem jedoch der Sturm vorüber war, gelang es unserem Dionysius durch mündliche Vorstellungen, wie durch eine Schrift, περὶ ἐπαγγελιῶν, die Parthei des Nepos eines Bessern zu belehren, und den Chiliasmus aus der morgenländischen Kirche zu verdrängen. Um demselben seine biblische Stütze zu entziehen, wagte er die, auf eine geschickte Weise vorgetragene, und auch durch kritische Gründe unterstützte Behauptung, daß die Apokalypse nicht von dem Apostel, sondern von einem andern Johannes verfaßt sey. Nicht so glücklich war Dionysius in seinem schon oben berührten Kampfe gegen die Irrlehre des Sabellius. Denn indem er im Interesse des Streites den Logos so scharf als möglich vom Vater unterscheiden wollte, gerieth er auf die entgegengesetzte Klippe, den Sohn allzu sehr von dem Vater abhängig zu machen und ihm unterzuordnen. Und als er deßhalb von dem römischen Bischoffe Dionysius zur Rede gestellt wurde, vermochte er nur durch zwei-

deutige Distinktionen und Wortkünste seine bedrohte Rechtglaubigkeit zu retten. Der zweite, obengenannte Schüler des Origenes hieß ursprünglich Theodorus, stammte aus einer angesehenen Familie zu Neucäsarea im Pontus, war im Heidenthum geboren, und sollte nach dem Willen seines Vaters sich der Rechtswissenschaft widmen. Auf einer Reise nach Cäsarea in Syrien wurde er mit Origenes bekannt, und fühlte sich von seinem Unterrichte so sehr angezogen, daß er acht Jahre bei ihm blieb, den christlichen Glauben annahm, und aus dieser Veranlassung in der Taufe den Namen Gregorius erhielt. Wir haben noch einen Brief von Origenes an Gregorius übrig *), worin er ihn ganz seiner Denkweise gemäß auffordert, neben den heiligen Schriften auch die griechischen Philosophen fleißig zu studieren, und aus ihnen sich Alles anzueignen, was für das Christenthum brauchbar sey. Gregorius wurde seit 244 Bischoff seiner Vaterstadt Neucäsarea in Pontus, und soll nach einer Lebensbeschreibung, welche hundert Jahre später Gregor von Nyßa verfaßt hat, in diesem seinem Amte Außerordentliches geleistet haben. Nur siebzehn Christen, heiß es in derselben, seyen in jener volkreichen Stadt gewesen, als Gregor der Wunderthäter sein Bisthum antrat, nur siebzehn Heiden haben sich ebendaselbst noch vorgefunden, als Gregor um 270 starb. Die Uebertreibung und das Spiel mit der doppelt gebrauchten Zahl fällt in die Augen. Hingegen finden wir in dieser Biographie einen Charakterzug, der unmöglich erdichtet seyn kann, und ein merkwürdiger Beleg dafür ist, mit welchen Mitteln schon damals das Christenthum ausgebreitet wurde. „Da Gregorius wahrnahm,“ so berichtet der Biograph, „daß Viele aus dem Volke durch die Liebe zu den Lustbarkeiten, die mit dem Heidenthume verbunden waren, fest an die väterliche Religion gefesselt hingen, wollte er den Neubekehrten Ersatz dafür geben. Nach der Decischen Verfolgung, in welcher viele Bewohner des Pontus als Märtyrer bluteten, stiftete er ein allgemeines Märtyrerfest, und erlaubte der Menge, dasselbe mit ähnlichen Schmausereien zu begehen, wie sie bei den heidnischen Todtenfeiern gebräuchlich waren. Er hoffte nämlich, daß so eines der hauptsächlichsten Hindernisse der Bekehrung wegfallen würde, ohne dem sittlichen Charakter der christlichen Kirche viel zu vergeben. Denn auch die Rohen würden,

*) Philocal. cap. 13.

wenn sie nur einmal den Glauben angenommen hätten, gebessert und vergeistigt durch denselben, den sündigen Vergnügungen zulezt freiwillig entsagen" *). So wurden heidnische Mißbräuche in die Kirche eingeführt, und die Geschichte hat die gutmüthige Voraussetzung des frommen Vaters bekanntlich gar nicht gerechtfertigt. Unter die Anhänger des Origenes, die nicht mehr seinen persönlichen Unterricht genoßen, aber doch aus seinen Schriften schöpften, gehört Theognostus und Pierius, beide Lehrer der alexandrinischen Kirche; außer ihnen höchstwahrscheinlich der strenge Ascete Hierakas aus Leontopolis in Aegypten. Denn, wie Clemens und Origenes, huldigte er der Allegorie, verwarf die körperliche Auferstehung und die sinnlichen Begriffe vom künftigen Leben, und wenn er ferner Enthaltung von der Ehe für die höchste christliche Vollkommenheit erklärte, und den Genuß von Wein und Fleisch mißbilligte, so fanden sich auch für diese Ansichten Anlässe genug in den Schriften wie in dem Lebenswandel jener alexandrinischen Väter. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts trat Methodius, zuerst Bischoff in Patara, dann in Tyrus, wo er auch 311 den Märtyrertod starb, als heftiger Gegner des Origenes in zwei Schriften auf, deren eine unter dem Titel περὶ ἀναστάσεως die Lehre von der Auferstehung des Fleisches vertheidigte, die andere περὶ τῶν γενητῶν die Behauptung einer unendlichen Weltenreihe widerlegte. Methodius soll jedoch später günstiger von Origenes geurtheilt haben. Gleich nach dem Erscheinen jener Schriften fand Origenes lebhafte Vertheidiger an Pamphilus, der 309 für den Glauben blutete, und an Eusebius Pamphili, dem Geschichtschreiber der Kirche, von dem weiter die Rede seyn wird. Beide waren damals Presbyter zu Cäsarea in Syrien. Pamphilus schrieb aus dem Gefängniß eine Schutzschrift für Origenes in fünf Büchern **), welchen Eusebius nach dem Tode seines ältern Freundes ein sechstes beifügte. Aus jener Schrift ersieht man, daß unter dem großen Haufen sehr gehässige Gerüchte gegen die Rechtglaubigkeit des Origenes verbreitet waren, die sich zum Theil auf Verdrehung seiner

---

*) Vita Gregorii. cap. 27.

**) Nur das erste derselben ist in Rufin's lateinischer Uebersetzung auf uns gekommen, sonst haben wir noch einige griechische Bruchstücke bei Photius Cod. 118.

Ansichten gründeten; bei den Gelehrten dagegen scheint er zu Anfang des vierten Jahrhunderts noch allgemeines Ansehen genossen zu haben.

Fast die ganze Thätigkeit der morgenländischen Kirchen drehte sich, wie man sieht, um die beiden alexandrinischen Lehrer. Nur wenige griechische Väter folgten einer selbständigen Richtung. Unter Diesen ist zu nennen Julius Afrikanus, wahrscheinlich Presbyter zu Nikopolis in Palästina (dem alten Emmaus) Verfasser der ersten christlichen Weltgeschichte (χρονογραφια), in drei Büchern, von der wir nur noch wenige Bruchstücke haben. Er gerieth mit Origenes in einen Briefwechsel über eine kritische Frage. Der alexandrinische Vater hatte nämlich in einer Unterredung, welcher Julius anwohnte, die Geschichte der Susanna nach der alexandrinischen Uebersetzung für eine ächte, zu Daniel gehörende Schrift erklärt. Dagegen machte ihm Julius in einem noch erhaltenen Briefe wohlbegründete Einwürfe. Nach einigen Spuren zu urtheilen, scheint Julius der wörtlichen Erklärung zugethan gewesen zu seyn. Allegorist dagegen war Hippolytus, obgleich er seinen eigenen Weg ging. Die Alten nennen ihn Bischoff, aber weder Hieronymus noch Eusebius bezeichnen den Ort. Spätere versezten ihn nach Arabien, oder nach Ostia bei Rom, aber ohne hinreichenden Grund. Nur wenige von seinen Schriften sind auf uns gekommen, wohl aber ein Verzeichniß derselben, das nebst einem von ihm berechneten sechszehnjährigen Ostercyklus, auf einer Marmorsäule eingegraben, im Jahr 1551 zwischen Rom und Tivoli aufgefunden wurde. Hieronymus bezeugt, daß er mit dem Beispiele ausführlicher Commentare über die h. Schriften dem Origenes vorangegangen sey, und einst eine Homilie in Gegenwart des Leztern vorgetragen habe. Hippolytus neigte sich, wie es scheint, zum Montanismus hin, er schrieb ein Buch über die Gnadengaben und vertheidigte oder erläuterte die Apokalypse des Johannes. Aus einem jezt verlornen Commentar desselben über Daniel führt Photius einige Säze an, welche zeigen, daß Hippolytus das Ende der Welt auf das Jahr 500 nach Christi Geburt berechnete. Dieß könnte eine durch die Erfahrung aufgedrungene Verlängerung der montanistischen Frist seyn. Derselbe Photius macht ihn übrigens zu einem Schüler des Irenäus, vielleicht nur, weil Hippolytus gleich Diesem ein Werk gegen zweiunddreißig Ketzereien verfaßte, das mit der

Irrlehre des Noët schloß. Man kennt das Jahr seines Todes eben so wenig, als den Ort seiner Wirksamkeit. Am Ende des dritten Jahrhunderts erwarben sich noch Hesychius — wahrscheinlich Bischoff in Aegypten, hingerichtet 311 — als Kritiker, und die beiden antiochenischen Presbyter Dorotheus († um 290) und Lucian (starb den Märtyrertod 311) als Ausleger der heiligen Schrift, bleibenden Ruhm. Die beiden Letztern sind Gründer der antiochenischen Exegetenschule, welche im vierten Jahrhundert große Bedeutung erhielt. Da Arius und seine Freunde aus derselben hervorgingen, so wird Lucian von Spätern hie und da als Urheber der arianischen Ketzerei gebrandmarkt, aber mit Unrecht.

Die Neigung zu strenger Ascese war lange vor Clemens und Origenes in der christlichen Kirche verbreitet, sie läßt sich ja bis in die Schriften des neuen Testaments hinauf verfolgen, und viele Glaubige weihten sich ihr seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts im Morgen- und Abendlande. Die beiden Alexandriner sind daher keineswegs Urheber dieser sonderbaren Entwicklung des Christenthums, aber wohl haben sie dieselbe durch ihre Schriften und ihr Beispiel mächtig befördert; in ihrer Heimath, Aegypten, ist auch das eigentliche Mönchthum zuerst ausgebildet worden. Die Unterscheidung zwischen einer niedern und einer höhern Tugend, und die Lehre, daß der wahre Gnostiker nur durch ascetische Uebung ächte Vollkommenheit erreichen könne, mußte zu so Etwas führen. Fasten wurden in den christlichen Gemeinden immer häufiger, doch waren nicht überall dieselben Tage dafür bestimmt, sondern es herrschte hierin noch große Verschiedenheit. Außerdem forderten die Bischöffe bei besondern Anlässen ihre Untergebenen zur Begehung eines Fasttags auf, sie verurtheilten zu gewissen Fasten auch die Büßenden. Für noch verdienstlicher, als der Kampf gegen Hunger und Durst, hielt man die Unterdrückung des Geschlechtstriebs. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts bestanden bereits im Occident und Orient zahlreiche Häuser (Klöster), in welchen theils Männer theils Weiber zusammen wohnten, die sich beständiger Enthaltsamkeit geweiht hatten. Indessen galt ihr Gelübde nicht für unwiderruflich; wenn die Enthaltsamkeit gar zu schwer auf ihnen lastete, durften sie heirathen. Natürlich wurden diese Grundsätze besonders auf den Priesterstand angewandt. Es war allgemeine Meinung, daß es den Clerikern gezieme, den ehelichen Freuden völlig zu

entsagen. Wenn schon in Tertullians Tagen Priester auf die zweite Ehe verzichten mußten, so wurde es jetzt zur Ordnung gemacht, daß Cleriker nur die vor der Weihe geheiratheten Frauen behalten, im Amte dagegen nicht mehr freien dürfen; ferner sollten sie nur eine Jungfrau geheirathet haben. Sehr viele Priester blieben ehelos, noch viel mehr Laien widmeten sich als freiwillige Asceten strenger Enthaltsamkeit. Aber die Unnatur rächte sich schon in ihren Anfängen. Irenäus *) berichtet, daß einige der Gnostiker des zweiten Jahrhunderts Weiber unter dem Namen Schwestern zu sich genommen hätten, um in Gemeinschaft mit ihnen über das Fleisch zu triumphiren. Diese Sitte wurde jetzt nachgeahmt. Man nannte die Frauen, welche die Asceten zu sich aufnahmen ἀδελφαὶ, sorores, συνεισακτοὶ, subintroductae, ἀγαπηταὶ extraneae. Aber die Folge muß häufig dieselbe gewesen seyn, die schon Irenäus beschreibt: daß nämlich die Schwestern von den Brüdern schwanger wurden. Daher Widerspruch gegen diesen Gebrauch; Cyprian erklärte sich gegen ihn, deßgleichen mehrere Synoden. Aus den Beschlüssen einiger dieser letztern **) ersieht man, daß die Ehelosigkeit der Priester bereits zu großen Mißbräuchen geführt haben muß, denn es wird den Bischöffen, Presbytern und Diakonen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, den Umgang mit ihren Gattinnen nicht zu meiden, sondern Kinder zu zeugen. Bis zur Decischen Verfolgung hatten die Asceten unter den übrigen Christen gewohnt, aber mit Anbruch derselben flüchteten einige ägyptische Asceten in die Wüste, lebten dort als Einsiedler (μοναχοὶ, ἐρημῖται) und peinigten sich mit den schwersten Entsagungen, beglückt durch den Beifall der umwohnenden Bevölkerung, welche sie als Heilige verehrte. Allgemeines Aufsehen begann aber die neue Ascese zu erregen, als während der Verfolgung unter Maximin (311) der Einsiedler Antonius in Alexandrien erschien. Der Fanatismus, welcher durch die großen Leiden entzündet, damals unter den Christen herrschte, bewirkte, daß Viele, nicht nur in Aegypten, sondern auch bald in andern Provinzen seinem Beispiele folgten. So wurde Antonius Begründer des Mönchthums, das in den nächsten Jahrhunderten eine so große Rolle spielen sollte. Schon vierthalbhundert Jahre früher war dasselbe von den Juden,

*) Erstes Buch, gegen die Ketzereien I. 12.
**) Canon ancyr. 14, canon illiberitan. 33.

allem Anschein nach unter Einwirkung von mancherlei Oberasiatischen Einflüssen, in Gestalt des Orden der Essener und Therapeuten begründet worden. Seit dieser Zeit hatte sich die Kirche, obgleich sie viele für das Mönchthum günstige Elemente in ihrem Innern barg, doch noch des jüdischen Schößlings zu erwehren gewußt, vielleicht weil der ursprüngliche Geist des Stifters noch ziemlich ungetrübt in ihr herrschte, hauptsächlich weil die noch kleine Zahl der Gläubigen solche Auswüchse verhinderte. Nun aber, nachdem allmählig eine große Masse roher und fanatischer Menschen in die christliche Gemeinschaft eindrang, geschah es, daß jenes Gewächs, begünstigt durch das Unglück der Zeiten, unglaublich schnell auf dem Boden der Kirche aufwucherte. Es war das letzte Geschenk, das wir von dem Judenthum empfingen.

Die endlosen metaphysischen Streitigkeiten über die christliche Glaubenslehre, welche das dritte und die nächsten Jahrhunderte anfüllen, so wie die praktische Frucht derselben, das Mönchthum, gehören zu den dunkelsten Schattenseiten der Kirchengeschichte. Doch wird man billiger darüber urtheilen, wenn man sieht, daß beide Erscheinungen nicht sowohl ein Auswuchs des Christenthums, als eine natürliche Folge der trostlosen Zustände jenes Jahrhunderts waren, die mit gleich entnervender Gewalt auf Heiden und Christen lasteten. Um dieß zu zeigen, müssen wir auf die Stellung der heidnischen Welt zur christlichen in unserer Epoche Rücksicht nehmen. So lange sich noch Etwas von altrömischer Denkweise im Kaiserreiche erhielt — was während des ersten und bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts der Fall war, sehen die Heiden auf die Christen als auf Schwärmer herab, die verkehrter Weise dem praktischen Leben, für welches die Natur uns bestimmt habe, den Rücken kehren und sich mit nutzlosen Grübeleien abmühen. Man verfolgte sie hie und da aus politischen Gründen, weil es gefährlich schien, unter einer durchaus despotischen Regierungsweise geschlossene Gesellschaften zu dulden, die leicht den Keim eines Widerstands entwickeln mochten. Außerdem brach an verschiedenen Orten die Wuth des Pöbels gegen sie los, der überall gegen Diejenigen gerne wüthet, welche besser seyn wollen als die Andern. Im Uebrigen sahen hochgestellte Römer und Griechen, Männer, wie Trajan, Hadrian, die Antonine, Tacitus, Plinius, Lucian in dem christlichen Glauben weder Etwas Wahres, noch Etwas Gefährliches, oder was Achtung abnöthige.

Aber die Sache gestaltete sich anders, als durch die wachsende Despotie und die Greuel einer immer mehr hervortretenden rohen Soldatenherrschaft die Triebfedern des öffentlichen Lebens vollends erlahmt, die alten Tugenden gänzlich erloschen waren. Von nun an zeigt sich wilde Erwerb- und Genuß-Gier bei den Einen, und ein Hang zu geheimnißvollen Kulten, zu einer überschwänglichen Philosophie, welche die Oede des Herzens ausfüllen sollte, bei den Andern, meist Beides bei Denselben. Jetzt macht sich auch eine andere Ansicht vom Christenthum unter den Heiden geltend. Zwar wird wie in der früheren Periode immer der Vorwurf wiederholt, daß an allem Unglück, welches über das römische Reich hereinbrach, die Christen schuld seyen, weil sie durch ihre Mißachtung der alten Götter die Rache derselben hervorriefen, aber die nemliche Metaphysik, welche die Gnostiker des zweiten Jahrhunderts, welche später Clemens und Origenes aus unseren heiligen Büchern begründeten oder vielmehr in dieselben hineindeuteten, findet fast allgemeinen Beifall unter den Heiden, und es handelt sich fortan im Streite derselben mit den Christen hauptsächlich darum, auf die Grundlage jener Metaphysik hin, ein neues System aufzuführen, welches im Stande sey, das Christenthum zu ersetzen, zu verdrängen und dem alten Götterglauben wieder Ansehen unter den Menschen zu verschaffen. Die erste Spur solchen Strebens begegnet uns in der Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana um 220. Es ist sicher, daß der Verfasser derselben, Philostratus, welcher bei der Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, Julia Domna, einer großen Freundin der Mystik, in Gunsten stand und zu ihrem Hof gehörte, in dem Ideale des heidnischen Philosophen, das er mit den prächtigsten Farben, erlogenen Wundern und Großthaten aufstutzte, Christum überbieten und in Schatten stellen wollte. Bald stoßen wir auf umfassendere Versuche zu gleichem Zwecke. Bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts hatten die Peripatetiker und Akademiker, sosehr auch beide von dem Geiste ihrer Häupter abgewichen waren, mit einander im Streite gelebt. Bald nach Hadrians Tode unternahmen es Einzelne, beide Secten miteinander in Einklang zu bringen, aber ohne nachhaltigen Erfolg. Erst in unserer Epoche gelang der große Wurf. Ammonius, von seiner frühern Lebensart der Sakträger (σακκᾶς, σακκοφόρος) genannt, ein zum Heidenthum abgefallener Christ, braute wirklich jene beiden Hauptphilosophieen des Alter-

thums zusammen, und goß zu der Mischung eine berauschende Zuthat pythagorischer und asiatischer Elemente, ganz im Geiste jenes Zeitalters. Obgleich er Christo abgesagt hatte, scheint er doch eine große Hochachtung für die jüdisch-alexandrinischen Gnostiker mit in das Heidenthum hinübergenommen und sie als Vorbilder betrachtet zu haben. Er gründete zu Alexandria eine Schule, welche den Neuplatonismus vollendete, und durch die Zuhörer, die er nach seinem Tode (um 240) hinterließ, sehr bedeutenden Einfluß auf die Zeitgenossen geübt hat. Er selbst verfaßte keine Schriften, wahrscheinlich weil er durch den Reiz des Geheimnisses seine Lehre noch interessanter machen wollte. Nur soviel wissen wir von ihm, daß er mit ausserordentlichem Schwunge seine überschwängliche Weisheit vorgetragen, weßhalb man ihn auch den Gottgelehrten θεοδίδακτος nannte. Auch seine Schüler, unter welchen die Angesehensten Plotin, Herennius und Origenes (nicht der Kirchenvater), sollen sich das Wort gegeben haben, das Geheimniß zu bewahren bis Herennius und Origenes dasselbe brachen. Nun hielt sich auch Plotin nicht mehr verpflichtet zu schweigen, sondern theilte in einem großen Werke von 54 Büchern der Welt seine eigenen und seines Lehrers Ammonius Eingebungen mit. Diesem Plotin verdanken wir es, daß wir die wichtigste Entwicklung der neuplatonischen Schule genau kennen. Mit ihm haben wir es hier zu thun. Seit man anfing, Weisheit nicht für das Leben sondern für die Schule zu lernen, gibt es bekanntlich zwei Hauptklassen von Philosophen: Solche welche den Hochmuth menschlicher Vielwisserei eifrig unterstützen, welche uns mit größter Kühnheit über Dinge belehren, die kein Auge je gesehen, kein Verstand je ergrüudet hat; und zweitens Solche, welche den Eigendünkel niederschlagen, und auf die Erfahrung, als die einzige Quelle alles gesunden Wissens, und auf angestrengte Beobachtung der Welt in und ausser uns hinweisen. Jene lieben es, sich an den großen Haufen, besonders an die Jugend zu wenden, und sind eifrig bemüht, Parthei zu machen. Diese wünschen den Beifall der Einsichtsvollen und kümmern sich nicht um das Lob der Menge. Gewöhnlich ist daher die Jüngerschaft Jener ebenso lärmend und groß, als der Anhang dieser klein, aber achtungswerth. Dafür erfreuen sich Letztere meist bleibenden Rufs, während das Wirken der Erstern, nach kurzem aber prunkendem Glanze, in das Dunkel gerechter Vergessenheit versinkt. Endlich zwingt ihre

eigenthümliche Lage und der Trieb der Selbsterhaltung die Erstern, daß sie ihre erhabene Weisheit in geheimnißvollen Worten, in vieldeutigen Redensarten an Mann bringen, denn die Erfahrung beweist, daß gelehrter und ungelehrter Pöbel um so zuversichtlicher an eine Lehre glaubt, je weniger er sie versteht. Die Philosophen der andern Art dagegen drücken sich in der Regel klar und deutlich aus. Plotin gehört in jeder Beziehung in die erste hier beschriebene Klasse, er ist ein Mann, der ein wahrhaftes und großes Talent auf eine bedaurungswürdige Weise mißbraucht hat. Er machte während seines Lebens ein Geheimniß daraus, wann, wo und von wem er geboren worden? Er schämte sich nemlich, auf gleichem Wege, wie andere Sterbliche, das Licht der Welt erblickt zu haben, denn Dieß schien ihm eine Erniedrigung der erhabenen dämonischen Natur, welche er sich selbst zusprach. Dennoch erfahren wir von seinem Biographen und Schüler Porphyr, daß er im 13ten Regierungsjahre des Kaisers Septimius Severus (205 nach Christus) in diese Welt gekommen ist. Seine Vaterstadt war Lykopolis in Aegypten. Nachdem sein überschwänglicher Trieb nach Wissen im Umgange mehrerer Philosophen keine Befriedigung erhalten hatte, führte ihn sein Stern in die Schule des bereits erwähnten Ammonius Sakkas. Eilf Jahre lang genoß er den Unterricht dieses Mannes, brütend, in sich gekehrt, und in tiefes Forschen über das innerste Wesen der göttlichen und menschlichen Natur versunken. Da ergriff ihn Sehnsucht, jetzt nachdem er die Tiefen ägyptischer Weisheit ergründet, auch die persische und indische kennen zu lernen. Zu diesem Zweck schloß er sich dem Kriegszuge an, den der Kaiser Gordianus, 242, gegen die Perser machte, er scheint jedoch in seinen persischen und indischen Forschungen keine großen Fortschritte gemacht zu haben, was ihn wohl selbst nicht besonders bekümmerte, denn wir vermuthen, daß er die Reise in den fernen Orient nicht sowohl um zu lernen unternommen hat, sondern um seinen Vorbildern Pythagoras und Plato, die durch ihre Reisen berühmt waren, es hierin gleich zu thun. Zurückgekehrt aus Persien, begab sich Plotin nach Rom, damals dem tauglichsten Ort, um geheimer und magischer Weisheit glänzende Anerkennung zu verschaffen. Voran ging ihm der Ruf nicht nur vollkommenster Erkenntniß der Gottheit, sondern auch übernatürlicher Gewalt über die obere und untere Welt. Nicht lange stand es an, so wurde

Plotin in Rom wie ein Orakel verehrt; es gehörte zum guten Tone seine Vorträge zu hören. Die vornehmsten und reichsten Männer und Frauen der Stadt, Senatoren wie Marcellus, Orontius, Sabellinus, Rogatianus drängten sich zu ihm; der Letztere trieb seine Bewunderung für die neue Weisheit so weit, daß er Staatsgeschäfte, Sklaven, Haus und Hof und die Haltung eines Weltmanns aufgab, um in seiner Vaterstadt als Fremdling und Ascete nach Plotinischer Weise zu leben. Selbst der Kaiser Gallienus und seine Gemahlin Salonina gehörten unter die Zahl der Bekehrten. In Rom hat Plotin auch den grösten Theil jener 54 Bücher verfaßt, und zwar nicht mit reiflichem Nachdenken, mit Beachtung der Regeln eines guten Styls, kurz nicht in der Art eines Schriftstellers, sondern wie ein Prophet warf er seine Eingebungen hin, ohne sie nachher eines Blicks zu würdigen oder die zahlreichen Schreibfehler zu verbessern. Seine Schüler, namentlich Porphyr, brachten nachher diese Schreibereien in eine ordentliche Form und theilten sie mystisch in sechs Enneaden ab, deren jede neun Bücher umfaßt. Es ist fast unmöglich, aus denselben ein klares und zusammenhängendes Bild von Plotins eigenthümlicher Philosophie zu gewinnen, denn um ihn ganz zu ergründen, müßte man selbst ein Plotin seyn. Doch sind folgende Hauptsätze nicht zu verkennen: höchster und letzter Grund des Alls ist ein Urwesen ohne Gestalt, ohne Verschiedenheit, erhaben über jeden Begriff und Verstand, das Gute und Vollkommene an sich, Einheit des Seyns und Denkens. Aus diesem Einen, Ursprünglichen floß aus, doch nicht in der Zeit, sondern von Ewigkeit, der Nous oder die Urvernunft, sie, die an Vollkommenheit dem Einen, Guten die nächste ist, das Eine schaut und ausser diesem Einen nichts bedarf. Aus dem Nous wiederum, gleichfalls auf ewige Weise, geht hervor die Seele (Weltseele ψυχὴ) welche eigentlich nichts Anderes als die schaffende Thätigkeit (λόγος) des Nous, aber wohlgemerkt ein auf das Aeußere gerichtetes Denken des Nous ist. Indem sie nach Außen sinnt, bringt sie eine Vielheit hervor. Diese drei nun, die Plotin mit den Namen: das Eine, der Nous und die Seele bezeichnet, sollen die Urkräfte alles Bestehenden seyn. Der Nous umfaßt eine Idealwelt (κοσμὸς νοητὸς) in welcher der intelligible Himmel, die intelligible Erde, intelligible Meere, Pflanzen, Thiere, namentlich aber die Geister, Götter, Dämonen, Menschenseelen, alle in klarer, ungetrübter Reinheit ohne

Ort und Zeit strahlen. Indem nun aber dieses ideale Seyn in das dritte Princip, oder die Weltseele hinüberschwebt, entsteht in ihm nothwendig ein nach dem Aeußern strebender Trieb, und somit hängt sich ihm eine gewisse Formlosigkeit an, die freilich, laut Plotins eigener Auslegung, eine sehr plumpe und greifbare Gestalt hat. Jene Formlosigkeit ist nämlich die Materie oder der sinnliche Stoff der Welt; und weil die Psyche solchen auf die eben beschriebene Weise hervorbringt, wird sie von Plotin mit einem Ausdruck, den wir von den Gnostikern her sehr gut kennen, die Weltbaumeisterin, oder Demiurgos genannt. Die Formlosigkeit oder Materie ist zugleich der Grund alles Unvollkommenen und Bösen, und zwar ein unvermeidlicher Grund, weil, wo es ein Erstes, Zweites, Drittes gibt, nothwendig auch ein viertes, fünftes, und endlich letztes vorhanden seyn muß. Der Inbegriff des ganzen Alls besteht erstlich aus den Elementen und ihren Zusammensetzungen, Luft, Feuer, Wasser, Erde, Steinen, Pflanzen, Thieren, die sämmtlich beseelt sind, nur auf andere Art als der Mensch, zweitens aus den Geistern. Diese zerfallen in Götter, Dämonen, Menschen. Die Götter wiederum theilen sich in überweltliche (ἄυλοι, ἀφανεῖς,) und weltbewohnende (περικόσμιοι, αἰσθητοί, ἐμφανεῖς.) Letzteren sind die verschiedenen Theile der Natur in Aufsicht gegeben, sie sorgen auch für das Wohl der einzelnen Völker und haben gerechten Anspruch auf ihre Verehrung. Mit den Göttern beider Klassen kann der Mensch durch Magie in Verbindung treten. Niedriger als diese Götter stehen die Dämonen, theils gute, theils böse Wesen. Bestimmung des Menschen ist, mit dem Einen, Ursprünglichen, von dem er, als Bürger der Erscheinungswelt, getrennt worden, sich nach Möglichkeit wieder zu vereinigen. Dieses Ziel kann erreicht werden; denn der Mensch ist frei. Plotin hebt oft die Freiheit des Willens hervor, obgleich er dadurch mit mehreren seiner Grundsätze in Widerspruch geräth, die auf eine unabänderliche Nothwendigkeit, wie jede andere Form des Pantheismus, hinauslaufen. Dennoch ergreift der freie Wille das Gute nicht eher, als bis er durch einen Zug von Oben diese Richtung erhält; denn die Seele, sagt Plotin, ist obgleich frei, doch an sich träge, die Vernunft ohne Reiz für das Höhere, darum muß diese erst durch die himmlische Schönheit angeregt, jene durch das göttliche Feuer entzündet werden*). Das ist, wie man sieht, so ziemlich die

*) Enneas I. Buch 2, 1. Buch 8, 13. Enneas VI. B. 7, 22, 9. Kap. 9—11.

christliche Lehre von der Erlösung, in philosophische Redensarten eingekleidet. Gibt sich die Seele dieser Einwirkung von Oben hin, so übt sie Tugend. Die Tugend ist zweifacher Art: es gibt eine niedere gemeine Tugend, welche von Plotin die politische πολιτική genannt wird, und nur halb zum erwünschten Ziele führt; zweitens eine höhere, erhabene, welche Vollkommenheit wirkt, aber nur den Weisesten zukommt. Die politische Tugend*) besteht in Beherrschung, theilweise in Unterdrückung der Lüste des Körpers, in Verbannung jedes falschen Wahns, in Befolgung Dessen, was gute Gesetze dem Bürger vorschreiben, daher ihr Name. Sie geht darauf aus, sich von den Schlacken zu reinigen, welche durch die Verbindung mit dem Leibe der Seele nothwendig ankleben; denn der Körper ist zugleich ein Gefängniß und ein Verderben der Seele. Die politische Tugend wird deßhalb auch die sich reinigende genannt. Wer auf dieser Stufe steht, der kennt nur jene vielen Götter, welche das Schicksal der einzelnen Völker lenken, er verehrt auch bloß sie, und das mit Recht; denn es sind ja wirkliche Götter. Anders verhält es sich mit dem zweiten und höchsten Grade der Tugend. Wenn nämlich der Weise sich ganz von den Schlacken gereinigt hat, so ist sein Ziel nicht mehr, von Fehlern frei zu seyn, — denn Dieß hat er erreicht, — sondern mit dem Einen vereinigt, d. h., Gott gleich zu werden. Er vermag Dieß auch, denn in der gereinigten Seele ist eine Umwandlung vorgegangen, (die christliche Wiedergeburt) ein unaufhaltsamer Drang zieht sie zu dem göttlichen Licht, und sie versinkt auch wirklich in demselben, nicht mehr durch alltägliches Denken oder durch Aufsteigen von einem Begriffe zum andern, sondern durch unmittelbare, übernatürliche Anschauung. Wenn schon der Strebende auf der ersten Stufe den Leib und seine Lüste bekämpft, so ist der vollendete Weise dem Körper vollends abgestorben, so weit es nämlich irgend die Natur erlaubt. Darum lesen wir von Plotin, daß er der strengsten Ascese sich hingab, sehr oft fastete, nie Fleisch genoß, und ganze Nächte in tiefes Brüten versunken durchwachte. Merkwürdiger Weise legt er den Vollkommnen auch Enthaltung von der sinnlichen Liebe auf.**) Das sind ganz die Grundsätze der mönchischen Sittenlehre, die wir oben bei den Christen nachwiesen.

*) Enneas I. Buch 2, cap. 2.

**) Enneas I, 2. 5.

Plotin ging noch weiter; seine Absicht war, ein heidnisches Mönchthum auch als äußerliche Anstalt zu begründen. Er brachte es dahin, daß der Kaiser Gallienus ihm eine zerstörte Stadt in Campanien anweisen wollte, um auf ihrem Boden einen philosophischen Staat, nach Plato's Vorbild und Plotinischen Grundsätzen zu errichten; Platinopolis sollte die neue Stadt heißen. Bekehrte genug meldeten sich als künftige Bürger, obgleich sie sich strengster Ascese hätten unterwerfen müssen. Allein der Plan kam nicht zur Ausführung, entweder weil, wie Porphyr berichtet, *) einige Räthe des Kaisers aus Neid oder sonstigen gehässigen Absichten dem Unternehmen unübersteigliche Schwierigkeiten in Weg legten, oder weil sie, wie wir glauben, den Vorschlag für eine Ausgeburt metaphysischer Narrheit ansahen. Nachdem es ihm mißlungen, das Leben Anderer seinen ascetischen Ansichten zu unterwerfen, fuhr Plotin fort, sich selbst wie ein indischer Büßer zu kasteien. Die fortgesezten Fasten, Nachtwachen, die Vernachläßigung aller ärztlichen Vorschriften, zogen ihm Geschwüre an Händen und Füßen, zulezt eine Halsgeschwulst zu, an welcher er (270) im 66sten Jahre, auf dem Landgute eines seiner Freunde in Campanien starb; er verschied mit den Worten: „ich bin im Begriff, den Gott in mir zu der Gottheit im All zurückzuführen," und alsbald sey, sagt Porphyr, **) eine Schlange (Sinnbild seiner göttlichen Seele) unter dem Bette, auf welchem der Sterbende lag, erschienen und in einer Mauerritze verschwunden. Wir haben bloß die Hauptsätze aus seinen, von Porphyr herausgegebenen, Schriften ausgezogen, die neben tiefen Gedanken, unglaubliche Grillen und Abgeschmacktheiten enthalten; weitschweifig sind sie im höchsten Grade, und doch dabei höchst dunkel, wie wir schon bemerkten. Daß diese Dunkelheit eine gesuchte war, kann man aus folgendem Geschichtchen abnehmen, das Porphyrius ***) von sich selbst erzählt. „Als ich," sagt er, „an Platos Geburtstage ein Gedicht mit der Aufschrift „heilige Hochzeit" vorlas, und Einer von den Versammelten, weil Vieles mystisch und aus Begeisterung mit verstecktem Sinne darin gesagt war, ausrief: Porphyrius sey toll und fasele: so sprach Plotin, so laut, daß es

*) Vita Plotini Cap. 12.
**) Ebendaselbst cap. 1.
***) Vita Plotini cap. 15.

Alle hörten, zu mir: du hast dich zugleich als Philosoph, als Dichter und als Hierophant (Priester) bewährt.“ Plotin war indeß nicht bloß der tiefste Metaphysiker seiner Zeit, sondern auch ein großer Zauberer. Noch als er zu Alexandrien in der Schule des Ammonius Sakkas war, gab er Proben von seiner Gewalt über die Geisterwelt. Einer seiner Mitschüler, Namens Olympius, wollte von giftigem Neide erfüllt, den Plotin verdrängen, und brauchte deßhalb schwarze Kunst gegen ihn. Aber er erkannte bald, daß Plotins Seele wegen ihrer Stärke über Angriffe der Art erhaben sey, und gestand Dieß auch seinen Genossen. Wie er dennoch wieder einmal seinen Zauber gegen Plotin versuchte, sagte Dieser seinen Freunden: nun will ich machen, daß des Olympius Leib wie ein Gürtel zusammengeschnürt, und seine Knochen gegen einander gedrückt werden sollen. So geschah es auch; Olympius mußte von seiner Bosheit abstehen. Diese magische That der Kraft, welche ganz so aussieht, wie der Kampf Mosis gegen Bileam, trug sich in Aegypten zu. Noch größere Gewalt über die Geisterwelt bewährte Plotin in Rom. „Einst kommt ein ägyptischer Priester zu ihm, und ladet ihn zu einer Geistererscheinung ein. Plotin sagt zu. Ein reiner Ort ist zum Geisterbannen nöthig, und der Priester findet in ganz Rom keinen andern, als den Tempel der Isis. Hier wird also der Geist gerufen, aber statt eines bloßen Dämons erscheint ein Gott. Heil dir, o Plotin, rief alsbald der Aegypter, Heil dir, denn einen Gott, nicht einen Dämon niederer Art hast du zum Schutzgeist. Doch konnte er die Erscheinung weder befragen, noch länger sehen, weil einer der mitanwesenden Freunde, die Vögel, welche er des Schutzes wegen in Händen halten mußte, sey es aus Furcht oder gar aus Bosheit, erstickt hatte. Da es auf diese Weise offenbar geworden war, daß Plotin einen der Himmlischen zum Genius habe, so richtete er selbst sein göttliches Auge unabläßig auf ihn; aus dieser Ursache schrieb er auch sein Buch über die Schutzgeister der Menschen, in welchem er die Gründe anzugeben sucht, warum den verschiedenen Menschen verschiedene Schutzgeister zu Theil werden.“ *). Es ist kein Wunder, wenn bei solchen Umständen die gute Meinung, die Plotin von sich selbst hatte, bis auf's Aeußerste gesteigert wurde. Als Einer seiner Freunde, erzählt

*) Ibid. cap. 10.

Porphyr weiter, ihn zu einem Götter-Opfer einlud, weigerte sich Plotin, daran Theil zu nehmen, „denn,“ sagte er, „die Götter kommen ja zu mir in mein Haus, was soll ich sie besuchen.“ Vermöge seiner magischen Kraft, erforschte er auch die innersten Gedanken der Menschen, vereitelte Verbrechen, die jemand vorhatte, ja er zeigte auf Befragen Solchen, welche bestohlen worden waren, die Urheber des Diebstahls an, wie bei uns jezt die Zigeuner und gewisse Schäfer. Doch dieß ist Alles noch Nichts in Vergleich mit Dem, was Porphyr im 23. Kapitel seiner Lebensbeschreibung berichtet: „mit aller Anstrengung der Kraft strebte Plotin aus den bittern Fluthen dieses blutbefleckten Lebens hinanzuklimmen. Und da er sich so im göttlichen Lichte öfters mit ganzer Seele zu dem obersten Gott über alle Zeitlichkeit erhob, durchwandelnd die Stufen, die Plato in seinem Gastmahle angezeigt hat, erschien ihm jener Gott selbst, Er, der keine Gestalt hat, den kein geistiges Bild ausdrückt, sondern der über Verstand und Alles Intelligible erhaben stehet (ἐφάνη ἐκεῖνος ὁ Θεὸς ὁ μήτε μορφὴν, μήτε τινα ἰδέαν ἔχων, ὑπὲρ δὲ νοῦν καὶ πᾶν τὸ νοητὸν ἱδρυμένος.) Auch ich, Porphyrius, bin einmal demselben geeint worden, da ich eben 68 Jahr alt war. Ganz nahe erreichte Plotin das Ziel. Denn Ziel und Lebensbestimmung war ihm, dem höchsten Gotte zu nahen, Ihm geeint zu werden. Und zwar ward er, so lange ich bei ihm lebte, viermal dieser Seeligkeit gewürdigt, nicht der Kraft nach bloß, sondern durch eine unbeschreibliche Wirkung“ — (durch die intellektuale Anschauung). Genug von diesen Dingen. Dreifach kann man sie erklären. Entweder war Plotin wirklich ein Bruchtheil des obersten Gottes, folglich Das, für was er sich ausgibt, und deßhalb weit über Alles erhaben, was andere Sterbliche vermögen, oder hat er die Herrlichkeiten, welche Porphyr, sein Schüler, erzählt, nur vorgeschüzt, und etwa mit gewissen Vertrauten, wie der ägyptische Priester, verabredete Kunststücke der Welt zum Besten gegeben, oder endlich log Porphyr zu Ehren seines Meisters. Ich überlasse es dem Scharfsinn und Geschmacke der Leser, unter diesen drei Erklärungen zu wählen.

Blicken wir nun zurück: außer vielen andern Begriffen findet sich in Plotins Philosophie deutlich die Dreieinigkeit des höchsten Wesens, die Lehre einer obern und untern Welt, der Wiedergeburt, der Erlösung, mönchische Lebensregeln, lauter Ideen, die offenbar

dem alexandrinischen Christenthum nachgebildet sind. Und ich sehe in der That nicht, wie sich Plotin in dieser Beziehung von den christlichen Gnostikern unterscheiden soll. Zwar bekämpft er diese im 9ten Buch der zweiten Enneade, (jedoch ohne je ihren Namen zu nennen), aber was er gegen sie zu bemerken weiß, ist doch am Ende bloß der Vorwurf, daß Lehrer, wie Valentin und Basilides, die Welt, das Geschöpf der Achamoth Sophia, nicht zu einem Abbilde der obern Weisheit, sondern zu einem schlechten Zerrbilde derselben gemacht, mit andern Worten, daß sie den Demiurg viel zu tief, und als eine schlechte Kraft, hingestellt hätten. Aber daran war nicht das eigentliche Wesen jener Gnosis schuld, sondern der Begriff vom Demiurg wurde den Gnostikern durch das Verhältniß des alten und neuen Testaments,*) das sie als Judenchristen anerkennen mußten, das aber den Heiden Plotin nicht beengte, von Außen gewaltsam aufgedrungen. Hätten sie dieselbe Freiheit gehabt, wie Plotin, so würden sie sicherlich in den von ihm gerügten Fehler nicht gefallen seyn. In anderer Beziehung ist freilich ein mächtiger Unterschied zwischen Plotin und den christlichen Gnostikern. Diese hatten eine wohlbegründete historische Veranlassung zu den wunderlichen Spekulationen, welchen sie sich hingaben, sie glaubten nämlich an Jesum Christum, den in Judäa erschienenen Erlöser, und weil sie ihre eigenthümliche Philosophie mit dieser geschichtlichen Ueberlieferung in Einklang setzen wollten, verfielen sie auf jene Systeme. Aber dieser Anlaß, der die Gnostiker gewissermaßen rechtfertigt, existirte für Plotin nicht, denn er glaubt nicht an Christus, und spricht kein Wort von ihm; und doch hat die Dreieinigkeit und die idealistische Ausströmungslehre, welche er an die Spitze seiner Philosophie sezt, ohne eine christliche Grundlage keinen Sinn, deßhalb ist sein System in die Luft hinein gestellt. Hiezu kommt noch Etwas Anderes. Man kann sich gar nicht darüber täuschen, daß es eine der Hauptabsichten Plotins ist, den heidnischen Götterdienst durch seine philosophischen Erfindungen zu rechtfertigen, und wieder zu einigem Ansehen zu bringen. Aber ganz gewiß glaubte er an die Götter des Volks ebensowenig als irgend ein gescheiter Mann seiner Zeit; der Schalk verräth sich selbst in der oben erzählten Weigerung, die Götzentempel zu besuchen. Folglich dient

---

*) Man sehe, was wir oben, S. 316 hierüber sagten.

hierin der heidnische Philosoph als grober oder feiner Betrüger heidnischem Priesterinteresse, und nimmt, um es gerade herauszusagen, eine zweideutige Stellung ein. Die Gnostiker dagegen glaubten an den Gott der christlichen Religion und seinen Sohn und Gesandten, darum stehen sie in Betreff des Charakters hoch über dem alexandrinischen Metaphysiker. Noch ist ein Hauptpunkt übrig, der erst ganz die Wichtigkeit derjenigen Entwicklung neuplatonischer Philosophie, welche uns in Plotins Schriften entgegentritt, für die christliche Kirchengeschichte enthüllt. Plotin darf nicht als Schöpfer der Denkweise, die von ihm den Namen trägt, betrachtet werden, sondern er hat bloß, wie 300 Jahre früher Philo, vorhandene Stoffe zu einem Gebäude zusammengetragen, die verschiedenen Strahlen hellenisch-römischer Cultur seines Jahrhunderts in Einen Brennspiegel vereinigt; er ist darum Repräsentant seiner Zeit. Beweis dafür der außerordentliche Beifall, den er im Osten und Westen des römischen Reiches fand, die unglaubliche Schnelle, mit der sich seine Philosophie verbreitete, und in eigenen, auf öffentliche Kosten unterhaltenen Schulen fortgepflanzt wurde. Denn die große Masse fällt überall nur den Lehren mit Enthusiasmus bei, die in richtigem Verhältniß mit ihren, meist nur halb bewußten, Ansichten stehen, die gleichsam das Wort ihres Denkens aussprechen. Nun huldigt aber Plotin denselben theoretischen und praktischen Grundsätzen, welche die Gnostiker des zweiten Jahrhunderts auf den christlichen Glauben geimpft haben. Gleichwohl ist er dem Christenthum feind; er kann also seine Metaphysik nicht aus den heiligen Urkunden der Christen entlehnt haben, sondern es ist klar, daß er aus einer andern Quelle schöpfte. Von welcher Art dieselbe sey, springt in die Augen. Nachdem im großen römischen Reiche das öffentliche Leben mit seinen eigenthümlichen Begriffen von Vaterlandsliebe, von Tugend, und mit seiner praktischen Weisheit erloschen, und durch eine, dem Orient entlehnte, rücksichtslose Despotie ersezt war, gab sich auch Denkweise und Sitte der Abendländer dem Orient und seinen geistigen Einflüssen hin. Dort herrschte von jeher eine grübelnde Metaphysik, die sich abmühte, das Unendliche in übernatürlicher Anschauung zu erfassen, dort gab es immer mönchische Büßer und Asceten. Diese Mächte kamen jezt herüber in das Abendland, und machten sich die Geister dienstbar. Ihnen gehorchten Plotin und seine älteren und späteren Genossen, aber auch

die ersten christlichen Gnostiker, so wie die jüngeren, Clemens, Origenes, standen unter ihrer Herrschaft. Und nun kommen wir auf den Punkt zurück, von dem wir ausgegangen waren, und der jezt bewiesen ist. Jene metaphysischen Streitigkeiten des zweiten und dritten Jahrhunderts, und das Mönchthum sind nicht Früchte der Lehre Christi, sondern Auswüchse einer Richtung des Zeitalters, welche Heiden, wie Christen verstrickt hatte. Ueberall mußte sich das Christenthum dem vorherrschenden Geiste der verschiedenen Epochen, wie der Eigenthümlichkeit der Völker, ihrer Culturstufe, ihrer Lebensart anbequemen. Es zeigt sein Adel nicht darin, daß es diese Kräfte, die in höchst mannigfaltigen, oft unscheinbaren, aber darum nur desto mächtigern Einflüssen wurzeln, niederschlägt, sondern daß es auch unter verderbten Formen menschlicher Entwicklung den Keim des Guten bewahrt, und völlige Entartung hindert. Zugleich ersieht man aus Plotin und seinen Schriften, daß unsere Religion bereits das Heidenthum geistig überwunden hatte. Denn nachdem es einmal so weit gekommen war, daß die gefeiertetsten Vertheidiger der alten Götter die Philosophie der christlichen Gnostiker zur ihrigen machen, und gleichsam den Spuren nachtreten mußten, die Jene zuerst vorgezeichnet, konnte der Sieg der Kirche nur noch verzögert, nicht mehr verhindert werden. Die Gnosis hat nur auf der Grundlage einer geoffenbarten Religion, also des Christenthums, einen gewissen Sinn, und mag Dauer und Haltung gewinnen, außerdem ist sie leer und hohl.

Nach Plotins Tode trat die Feindschaft der Neuplatoniker gegen das Christenthum weit schärfer hervor. Wie wir sagten, nennt Plotin weder die Christen noch den Stifter, doch ist seine ganze Philosophie gegen Ihn gerichtet, obgleich sie Grundsätzen huldigt, die von den christlichen Gnostikern zuerst aufgestellt worden waren, und die sogar theilweise der Lehre Jesu verwandt sind. Plotins Schüler brachen das Stillschweigen. Indeß sind keine ihrer Streitschriften auf uns gekommen, und wir müssen uns daher mit Zeugnissen christlicher Väter begnügen. Aus vielen Stellen der Werke Augustins erhellt, daß die Neuplatoniker nach Plotin Christum meist als einen ausgezeichneten Weisen und Thäter übernatürlicher Werke anerkannten — ungefähr wie der Kaiser Alexander Severus von Jesu dachte — dagegen gaben sie vor, die Lehre Jesu habe ursprünglich ganz mit der ihrigen übereingestimmt, sey aber dann von seinen Jüngern

vielfach verfälscht worden, hauptsächlich durch die Behauptung seiner Gottheit und durch das Verbot, die Landesgötter zu verehren. Dieses Verfahren ist ganz in der Ordnung. Bei einer Denkweise, wie sie bei Tacitus, bei Plinius, etwa bei Seneka sich findet, konnte man Christum noch als Schwärmer betrachten, aber nicht mehr bei einer Philosophie, wie die Neuplatonische. Selbst wider ihren Willen mußte Plotin und seine Sekte Ihm Bewunderung zollen. Dieß hinderte sie freilich nicht, die Kirche zu hassen, denn sie wollten selbst eine Parthei seyn. Einige Neuplatoniker gingen noch weiter. Porphyr, Plotins Lieblingsschüler, schrieb 15 Bücher gegen die Christen, in welchen er, laut den Angaben der Väter, die Wahrhaftigkeit der historischen Urkunden des neuen Testaments angriff, wahre oder scheinbare Widersprüche der Apostel aufdeckte, und besonders den Streit zwischen Paulus und Petrus geschickt benüzte. Auch in einer andern Arbeit Porphyrs, die den Titel führte: περὶ τῆς ἐκ λογίων φιλοσοφίας (Philosophie aus Orakelsprüchen) fanden sich bittere Angriffe gegen das Christenthum, im Bunde mit erheuchelten Lobsprüchen auf den Stifter. Nach Porphyr trat Hierokles als Bestreiter des christlichen Glaubens auf. Er war zuerst Statthalter in Bithynien, dann zu Alexandria in Aegypten, und gehörte, wie es scheint, ebenfalls zu der Neuplatonischen Schule. Dieser Mensch, der die große Verfolgung unter Diokletian mitanstiften half und seine Hände tief in Christenblut tauchte, verfaßte eine Streit- oder Schmäh-Schrift, welcher er sich nicht schämte den Titel zu geben: „Worte der Wahrheitsliebe an die Christen“, λόγοι φιλαληθεῖς πρὸς τὸς Χριστιανὸς. Er wärmte theils die Einwürfe des Celsus und Porphyr wieder auf, theils mußte ihm die von Philostratus geschmiedete Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana als Rüstkammer dienen. Während er jedes Wort dieser langen Fabel — sicherlich gegen seine eigene Ueberzeugung — als lautere Wahrheit gebraucht und herausstreicht, schalt er die Apostel Jesu Narren, Lügner, Dummköpfe. Unter Anderem rief er den Christen in jenem Buche zu*): „ihr erklärt Christus für Gott, weil Er einige Blinde sehend gemacht, und etliche andere Dinge der Art verrichtet haben soll; aber die Hellenen halten doch den großen Apollonius, der so viele Wunder gewirkt, darum nicht für einen Gott, sondern nur für einen von den Göttern

---

*) Eusebius contra Hieroclem liber.

geliebten Menschen.“ Die Streitschriften des Porphyr und Hierokles sind längst verloren gegangen, vielleicht schon durch die Gewaltthat der byzantinisch-christlichen Kaiser Valentinian III. und Theodosius II., welche alle gegen das Christenthum gerichteten Bücher zu sammeln und zu verbrennen befahlen. Plotin hatte den Ehrgeiz gehabt, seine Philosophie zur allgemeinen im römischen Reiche zu erheben. Er gebot daher seinen Schülern, überall Schulen seiner Lehre zu errichten; wirklich wurde dieselbe, wie wir bereits gesagt, von den Kaisern des dritten Jahrhunderts unterstüzt; und es läßt sich eine geordnete Reihenfolge neuplatonischer Schulhäupter nachweisen. Der mehrfach erwähnte Porphyrius trat an die Stelle Plotins. Nach seinem im Jahr 304 erfolgten Tode galt Jamblich als Meister vom Stuhl, der bis 333 lebte und den Sturz des Heidenthums mitansehen mußte. Doch dauerte die Sekte bis ins sechste Jahrhundert fort, allerdings meist unter großem Druck. Unter Julian erhoben sie auf kurze Zeit ihr Haupt wieder, um seitdem allmählig zu verkümmern. Man mag in dieser spätern Zeit ihre Beharrlichkeit und ihren Muth achten: im dritten Jahrhundert haben die Neuplatoniker gegen das Christenthum dieselbe Rolle gespielt, wie die Jesuiten im 16ten und zu Anfang des 17ten gegen die Reformation, nur freilich mit unendlich weniger praktischem Verstande, als Leztere. Beide heuchelten Anerkennung, jene der ächten Lehre Christi, diese der wahren reformatorischen Grundsätze, beide verbargen unter dieser Maske einen giftigen Haß, beide bedienten sich nicht nur der Waffe des Worts und der Schrift, sondern dürsteten nach Blut und hezten die weltliche Gewalt gegen die ihnen verhaßte, aber heuchlerisch bewunderte Lehre auf. Denn jene frommen Philosophen aus Plotins Schule haben nicht wenig zu der großen Verfolgung unter Diokletian beigetragen.

Außer den Bewegungen, die wir bisher geschildert, ergriff zu Ende unserer Periode noch eine andere, im fernen Osten geborne, die morgenländische Kirche, und breitete sich schnell auch im Westen aus. Schon bei den Gnostikern des zweiten Jahrhunderts haben wir starke Spuren persischer Einwirkung gefunden. Das Christenthum, besonders das gnostische, hatte seitdem immer mehr Raum gewonnen im persischen Reiche, dem Gebiete der zoroastrischen Religion, und erfuhr nun von dieser nach demselben Gesetze, das wir schon mehrfach beobachtet, eine höchst bedeutende Rückwirkung. Aeußern

Anlaß dazu gab, allem Anschein nach, ein religiöser Kampf, der seit dem zweiten Viertel des dritten Jahrhunderts Parthien durchzuckte. Unter der Dynastie der Arsaciden war der väterliche Glauben der Parsen zerfallen, die Lehre Zoroasters zum bloßen Ceremoniendienst ohne geistigen Schwung herabgesunken. Als nun nach dem Sturze Jener (227) das Haus der Sassaniden sich erhob, beschloßen Diese ihre Herrschaft auf den Grund einer Religionsverbesserung dauernd aufzuführen, und versäumten Nichts, was dazu dienen konnte, den Glanz des alten Parsen-Glaubens wieder herzustellen. In den Versammlungen der Mager wurde ein höchstes Princip anerkannt, der unbedingte Dualismus verworfen; aber die Anhänger der bisher geltenden Lehre widerstanden, und so bemächtigte sich eine große religiöse Bewegung der Gemüther. Mit ihr scheint nun auch der Versuch Mani's, das Christenthum und den Gottesdienst Zoroasters auf eigenthümliche Weise zu vereinen, im Zusammenhang zu stehen. Wahrscheinlich hoffte er, durch Unterstützung der parthischen Christen eine dritte Parthei zu bilden, welche den Kampf der zwei andern benützen und zuletzt beide unterwerfen sollte. Die orientalischen und abendländischen Quellen weichen über die Geschichte, ja selbst über den Namen des Mannes von einander ab, nur darüber sind sie einig, daß er von den Magern gehaßt, von den persischen Gewalthabern verfolgt, zur Flucht genöthigt, und zulezt auf Befehl eines Sassanidischen Königs in einer Burg, als Religionsverfälscher, hingerichtet worden sey (um 275).

Mani, wie es scheint, eines jener Meteore, die am Himmel des Orients von Zeit zu Zeit aufsteigen, zugleich ein Dichter und religiöser Neuerer, unternahm es, das Christenthum auf Zoroastrische Grundlage hin zu einer Naturreligion umzuschaffen und dadurch sein innerstes Wesen zu verändern; er schmückte dann dieses sein Gebilde mit den glänzendsten Farben orientalischer Mythen aus. Eine der Hauptschriften Mani's, das Buch der Geheimnisse genannt, begann nach Epiphanius *) mit folgenden Worten: „Gott und die Materie, Licht und Finsterniß, Gutes und Böses bilden einen uranfänglichen Gegensatz, der nie sich versöhnt.“ Die Herrlichkeit des Lichtgottes beschreibt Mani **) selbst so: „Im Anfange waren zwei

*) 66, Ketzerei Kap. 14.

**) In der epistola Fundamenti bei Augustin contra epistolam Fund. c. 7.

von einander getrennte Substanzen. Ueber das Lichtreich herrschte Gott der Vater, ewig in seinem heiligen Geschlecht, strahlend in Macht, wahr seiner Natur nach, selig in seinem ewigen Seyn, in sich schließend die Weisheit und die Lebenskräfte, in welchen er die zwölf Glieder des Lichts, nämlich den überströmenden Reichthum seines eigenthümlichen Reiches befaßt. In jeglichem seiner Glieder sind tausende von unzählbaren und unermeßlichen Schätzen verborgen. Der Vater selbst, herrlich an Glorie, unbegreiflich der Macht nach, hat selige und glänzende Aeonen mit sich verbunden, die weder an Zahl noch Ausdehnung zu schätzen sind, und welche der heilige, hocherhabene Vater und Erzeuger in Seligkeit regiert, denn in seinem lichten Reiche wohnt kein Dürftiger, kein Schwacher. Also sind aber seine strahlenden Reiche über der lichten und seligen Erde gegründet, daß sie von Niemand je erschüttert oder wankend gemacht werden können.“ Mani spricht hier von einer strahlenden Erde, und von zwölf Gliedern des Lichts (wahrscheinlich den intelligiblen Vorbildern des himmlischen Thierkreises), so wie an andern Orten von ähnlichen Gebilden, hiemit meint er jedoch nicht wirkliche Dinge, sondern intelligible Größen, die den reichen Inhalt der obern Welt ausmachen. Und wenn er ferner von einer Vielheit persönlicher Gestalten spricht, die den Vater umgeben, so dachte er sich doch Alles zusammen als eine ewige Substanz, die sich gleich bleibt, wenn auch die Formen, in welchen sie erscheint, wechseln. Auf gleiche Weise wird auch das dem Lichte uranfänglich entgegenstehende Reich der Finsterniß geschildert *): „An der Seite jener heiligen und unendlichen Lichterde gähnt die tiefe und unermeßliche Erde der Finsterniß, in welcher wohnen glutfunkelnde Körper, die Geschlechter des Verderbens. Hier ist das Gebiet des unermeßlichen Dunkels mit seiner ihm eigenthümlichen Brut. Die zweite Region nehmen ein die kothigen und trüben Gewässer mit ihren Bewohnern; die dritte weiter innen die verderblichen Winde (der Samum des Ostens) mit ihren Fürsten und ihren Erzeugern; die vierte begreift den Raum des Feuers und des Verderbens mit seinen Führern und Nationen, die fünfte endlich das Volk der Finsterniß und des Rauches, unter welchem wohnt der schreckliche Fürst und Häuptling aller (Kräfte des Bösen), welcher um sich hat unzählige Fürsten, deren Ursprung und Geist er ist.

*) Gleich nach der eben angeführten Stelle.

Dieß sind die fünf Mächte der dunkeln Erde des Verderbens." Den fünf bösen Elementen, Dunkel, böses Feuer, Rauch, Samumwind, Kothwasser, die hier angeführt werden, entsprechen fünf gute des Lichts: gutes Wasser, gutes Feuer, Licht, Aether und gute Erde. Auch das Reich der Finsterniß erscheint in viele Gestalten zertheilt, wie das des Lichts, obgleich Mani jenes wie dieses als eine ewige Substanz sich denkt. Gewöhnlich bezeichnet er die Mächte des bösen Reichs mit dem Namen gens tenebrarum, das Volk der Finsterniß. Beide ursprünglich von einander getrennte Reiche gerathen nun in Kampf. Warum? erklärt Mani nicht. Es ist ein dunkles Gesetz der Nothwendigkeit, welche verlangt, daß die Gegensätze sich bebekämpfen, oder wenn man lieber will, es ist der Wille einer über beiden Reichen erhabenen Vorsehung und zwar einer gütigen, wohlwollenden; denn der Kampf endigt zulezt mit dem Siege des Lichts. Mani selbst hat jedoch diese Frage, wie gesagt, nicht selbst beantwortet, wir geben hier bloß unsere Ansicht von der Sache. Veranlassung und Beginn des Kampfes der beiden Reiche wird mythisch so beschrieben *): „während die Mächte der Finsterniß in wilder Wuth einander verfolgten und auffraßen, gelangten sie einst bis an die Gränze ihres Gebiets. Hier erblickten sie einige Strahlen des Lichtreichs, und wurden von dem herrlichen Anblick so bezaubert, daß sie ihre Zwistigkeiten untereinander aufzugeben beschloßen, und darüber rathschlagten, was zu thun sey, um sich des ihnen zum erstenmale erschienenen Guts zu bemächtigen, von dem sie früher gar keinen Begriff hatten. Ihre Begierde darnach war so groß, daß sie sich, so viel ihrer waren, zum Angriffe rüsteten." Einfacher, obwohl auf gleiche Weise, schildert eine andere alte Quelle **) den Anfang des Kampfes: „in der Hyle (der Materie) sey einstmal die Begierde erwacht, an den obern Ort emporzuklimmen; da habe sie voll Verwunderung den göttlichen Lichtglanz erblickt, und alsobald beschloßen, denselben an sich zu reißen." So wie der Angriff erfolgte, mußte auch das bedrohte Lichtreich Vorkehrungen für seine Sicherheit treffen. Nach den Akten des Archelaus ***) geschah dieß so: „als der Vater

*) Titi Bostrensis contra Manichaeos I, 16. bei Canisius lectiones antiquae ed. Basnage I. vol.

**) Alexander von Lycopolis s. Gallandii bibliotheca Patrum vol. IV. 73, seq.

***) Acta disputationis cum Manete cap. 7. bei Zacagni collectanea, oder Gallandius vol. III.

des Lichtes gewahrte, daß die Finsterniß gegen seine heilige Erde eindringe, ließ er eine Kraft von sich ausgehen, welche die Mutter des Lebens heißt, diese ihrer Seits erzeugte aus sich den Urmenschen, der angethan mit den fünf reinen Elementen: Licht, Feuer, Wind, Wasser, Erde, wie ein gewappneter Held herabstieg und gegen die Finsterniß kämpfte.“ Mit dieser Darstellung der Sache stimmt Augustinus überein, die übrigen alten Quellen geben zwar zum Theil andere Bilder, berichten aber doch der Sache nach Dasselbe. Im Streite mit den feindlichen Mächten ward der Urmensch übermannt, sie schlugen ihn nieder, bemächtigten sich seiner Waffenrüstung, raubten viele Theile seiner Lichtnatur, und er wäre ganz in ihre Gewalt gerathen, hätte er nicht den Vater um Hülfe angefleht, worauf Dieser eine neue Kraft ausgehen ließ, welche der lebendige Geist heißt (πνεῦμα ζῶν, auch spiritus potens), dem Urmenschen die rettende Rechte bot, und ihn aus der Finsterniß wieder in die Höhe zog. „Daher kommt es“, fügen die Akten des Archelaus Kap. 7 bei, „daß die Manichäer, wenn sie einander begegnen, sich die rechte Hand reichen, zum Zeichen, daß sie aus der Finsterniß erlöst sind, denn im Finstern, sagt Manes, wohnen alle Ketzereien.“ Die edelsten Theile des Urmenschen, so weit er sie den Mächten der Bosheit entriß, versezte der lebendige Geist als Sonne und Mond an den obern Himmel, die Leiber der Dämonen, die von den Lichttheilen geraubt, spannte er am Firmamente aus, wo sie nun als Glutsterne, wie Mars und Saturn glimmen, die übrigen Funken des Lichts, die in der Tiefe blieben, suchte er dadurch zu sichern, daß er die Elemente der Finsterniß, welche dieselben an sich gesaugt, zwang, einer gewissen Ordnung sich unterwerfen, eine Gestalt anzunehmen. Groß und wichtig ist die Thätigkeit des lebendigen Geistes: er schlichtete den wilden Kampf, indem er Jedem seine Gränze anwies, — weßhalb er ganz so erscheint, wie der Valentinische ὁροθέτης (Marksteinsetzer) — und wurde dadurch der Weltbaumeister, welchen Namen er auch führt. Die in den obern Himmel geretteten Theile des Urmenschen heißen hinfort Christus und der heilige Geist, Jener in Sonne und Mond, Dieser im reinsten Aether thronend; die unten gebliebenen und nun zu den festen Gestalten der geschaffenen Welt zusammengefügten Elemente des Lichts werden der leidende Jesus (Jesus patibilis) genannt. Sicherlich hat Mani von gnostischen Systemen, namentliche vom

Valentinischen, bei Ausbildung dieses Mythus einzelne Farben entlehnt. Der Sinn desselben ist übrigens klar: nachdem die Durchdringung der Gegensätze erfolgt war, erhielten die am Reinsten gebliebenen Elemente des Lichts ihre Stellung am strahlenden Himmel, in Gestalt der zwei großen Gestirne, die minder reinen, in den dunkeln Sternen, die mehr in die Finsterniß verschlungenen, in irdischen Körpern, und aus dieser Mischung ist die sichtbare Welt entstanden. Die einzelnen Wesen, welche unter den Namen: Mutter des Lebens, Urmensch, Christus, heiliger Geist, leidender Jesus, Geist des Lebens, aufgeführt werden, bezeichnen Entwicklungen des halb thätigen, halb leidenden Lichtreichs. Der Dämon und seine höllischen Gehülfen sind die regellosen und wilden Bewegungen der rohen Materie, welche Anfangs jeder Ordnung widerstrebt, aber zulezt vom Lichtstoffe durchdrungen, Form und Gestalt annehmen muß. Den Einwurf: wie doch das Licht bei seiner göttlichen und darum unzerstörbaren und Allem andern überlegenen Natur, der Finsterniß habe auf solche Weise unterliegen können, suchte Mani dadurch zu beschwichtigen, daß er die Aussendung des Urmenschen mit einem Köder vergleicht, welchen der oberste Vater den Mächten der Finsterniß hingeworfen habe, um sie gegen ihren Willen zu bändigen und dauernder Regel zu unterwerfen. Darum wird in den Quellen mehrfach der Ausdruck gebraucht: Gott habe die Finsterniß überlistet. Eine noch gründlichere Lösung dieser Frage gibt die manichäische Lehre vom Ende und Ziel der Schöpfung; denn das Licht triumphirt nach Mani zulezt über die Finsterniß, der Sieg muß ihm nach Ablauf der Zeiten zu Theil werden. — Die sichtbare Welt ist nun vorhanden, aber der alte Streit dauert unabläßig fort; denn der himmlische Christus und der heilige Geist, oder das Reich der Sonne und des Aethers strebt, von innerer Nothwendigkeit getrieben, die in den irdischen Sphären zurückgehaltenen, in Pflanzen und andern Körpern eingeschlossenen Keime des Lichts wieder an sich zu ziehen; gleicherweise will die Finsterniß alles Licht rauben, widersezt sich der eingeführten Ordnung, nach der früher gewohnten Zügellosigkeit gelüstend. Daß nun wenigstens die Bande der physischen Welt durch die Bosheit der Mächte des Dunkels nicht wieder gesprengt werden, dafür sorgen einige prächtige Erdichtungen der Manichäer. Zwei große Riesen, der Eine Unten die Erde auf seinen Schultern haltend, darum der Lastträger Omophorus, der Andere, Oben die Sterne befestigend,

darum splenditenens, der Lichthalter, genannt, bewahren die Welt in ihrer jetzigen Ordnung. Die Manichäer erklärten gewisse Naturerscheinungen aus dem einen dieser Gebilde. Der Achselträger, sagten sie, werde von Zeit zu Zeit müde durch seine ungeheure Last. Um sich zu erleichtern, hebe er dieselbe von einer Schulter auf die andere; dieß sey die wahre Ursache der Erdbeben, die hier unten verspürt werden; etwa von dreißig zu dreißig Jahren nehme er einen solchen Wechsel mit seinen Schultern vor. Augustinus spricht in der Schrift gegen Faustus (Kap. 15, 6.) noch von andern mythischen Gestalten der Manichäer, die wir nicht weiter kennen, von einem Könige, welchen Engelschaaren umgeben, von einem diamantnen Kriegshelden, der in der Rechten die Lanze, in der Linken den Schild trage, endlich von einem Herrscher, der die drei Räder des Feuers, des Wassers, des Windes herumschwinge: wie es scheint, lauter dem Zoroastraismus nachgebildete Elementargeister, die in den Zendbüchern eine große Rolle spielen. Wenn durch diese kräftige Wächter die Mächte der Finsterniß von chaotischen Bewegungen abgehalten werden, so haben auch sie ihrer Seits Vorkehrungen getroffen, damit ihnen die Lichtkeime, welche der Sonnengott wieder an sich zu ziehen sucht, nicht entschlüpfen. Je höheren Werth sie auf diesen köstlichen Besitz legten, desto mehr fürchteten sie, die göttlichen Funken möchten entfliehen, also sannen sie auf ein Mittel, sie bleibend festzuhalten. Dieses Mittel sollte der Menschenleib seyn. Abermal beginnt hier ein weitausgesponnener Mythus. Das Reich des Dunkels pflanzt sich von Anfang an durch Zeugung fort, denn die Zeugung ist etwas Thierisches, Dämonisches, daher Trennung in weibliches und männliches Geschlecht ewig unter dem Volke der Finsterniß bestand. Unter den Dämonen, die von dem Geiste des Lebens oder dem Demiurg bei der Schöpfung am Firmament ausgespannt wurden, befanden sich Teufel und Teufelinnen, leztere zum Theil schwanger. Bei dem ersten Umschwunge des Himmelsgewölbs, ergriff sie Schwindel und die Teufelsmütter ließen ihre noch unreife Frucht auf die Erde herabfallen, aus welchen ein neues Geschlecht von männlichen und weiblichen Teufeln entstand, die, von dem ihnen angebornen thierischen Triebe fortgerißen, sich wilder Zeugungslust hingaben, immer mehr Dämonen ihrer Art hervorbrachten. Ein Theil des Lichtkeims, welchen ihre Väter dem Urmenschen entrißen, war jedoch in ihnen Allen, denn wie das Fleisch,

pflanzt sich auch das mit der Materie verschlungene Licht durch die Zeugung fort. Da sprach einst der Oberste des Volks der Finsterniß, auf die Sonne hindeutend, zu seinen Genossen: was dünkt Euch von diesem großen Licht, das dort Oben aufgeht, seht, wie es das ganze Gewölbe bewegt, und die andern Mächte erschüttert; ich fürchte, es wird uns unsere Lichtkeime rauben, darum gebe mir ein Jeder von Euch seinen Antheil, dann will ich aus allen zusammen nach der Form des Urmenschen ein Gebilde schaffen, mittelst dessen wir unsere Herrschaft dauernd begründen können. Der Vorschlag gefiel den Andern, weil sie besorgten, daß sie sonst die Lichtkeime nicht in die Länge bewahren könnten, sie beschloßen also, jeder sollte seinen Antheil an den Fürsten abgeben, damit er seinen Rathschlag ausführe. Dieß geschah auf folgende Weise. Alle Dämonen-Paare zeugten, auf des Obersten Geheiß, ein junges Geschlecht, auf welches die Lichtsaat eines Jeden vererbte. Diese Brut fraß der Fürst der Hölle auf, wodurch das Licht aller Dämonen und somit der Keim zu einer Welt im Kleinen in seine Lenden überströmte. Nun rief Saklas — so heißt der Beherrscher der Finsterniß als Vorsteher des Zeugungtriebes — sein Weib Nebrod — (Nimrod, nach der Sage Erfinder des Fleischessens, als weibliche Gestalt gedacht) und zeugte mit ihr den ersten Menschen Adam. Dieser trägt zugleich das Ebenbild Christi oder des Sonnen-Gotts und des Fürsten der Hölle, seines Vaters, an sich. Denn Adam vereinigt in sich die Lichtkeime der Dämonen in seiner Seele, aber auch die finstere Natur seines Erzeugers, dem Leibe nach; er ist die kleine Welt, der Mikrokosmus. Wie das Ebenbild des Sonnengotts an ihm sich abformen konnte, erklärten die Manichäer durch den Mythus, daß während seiner Zeugung das Urbild Christi sich in der Sonne gezeigt habe, und von dorther auf Adam übergegangen sey. Vermöge des Lichtes, das in ihm wohnte, war sich Adam seiner Abstammung aus dem obern Reiche wohl bewußt und stand hoch über den Dämonen, aber der Leib und die angeborne Liebe zu demselben zog ihn nieder zu dem Staube, unterwarf ihn thierischen Trieben. Doch fürchtete der Fürst der Hölle noch immer, Adam möchte, eingedenk seiner bessern Natur, ihm untreu werden, und nach dem Lichtreiche aufstreben, das die wahre Heimath seines geistigen Wesens sey, er schuf ihm daher eine Genossin in Gestalt des ersten Menschenweibes Eva, zu welcher Adam sich durch Wollust hingezogen fühlte, mit ihr Kinder zeugte, und

dadurch den Lichtkeim immer tiefer in die Bande der dämonischen Natur verstrickte. Denn die Geschlechtslust und ihre Folge, die Zeugung, ist der Kern des Bösen, der Hauptreiz zur Sünde. Doch bleibt in der Nachkommenschaft Adams immer noch ein Lichtkeim, aber ein solcher, der mehr und mehr von der bösen Seele oder der wilden Begierde überwogen wird. Die Manichäer theilten nämlich allen Menschen zwei Seelen zu, eine böse und eine gute, ungefähr wie die Juden von einem Jezer tob und ra, einem bösen und guten Keime sprechen, oder wie die Gnostiker vom Geiste die Psyche oder die thierische Seele unterschieden. Mit Erschaffung des Menschen war die organische Natur vollendet, welche Mani nach ihrer Reinheit, oder nach den Lichtkeimen, die in jedem Geschöpfe wohnen, in eine lange Stufenleiter ordnet. Zu Oberst steht der Mensch, dann die Pflanzenwelt, erst in dritter Linie das Thierreich, das wiederum in verschiedene Klassen zerfällt. Die unterste Stufe nehmen die kriechenden Thiere ein, die zweite die Bewohner des Wassers, die dritte die Segler der Luft, die vierte das vierfüßige Geschlecht, die fünfte das zweifüßige der Dämonen. Wir haben die manichäische Lehre von der Schöpfung meist nach Bruchstücken aus eigenen Schriften des Hauptes der Sekte dargestellt, welche der heilige Augustinus mittheilt, die übrigen alten Quellen malen oft mit andern Farben, stimmen aber doch in der Hauptsache überein.

Der zweite Hauptakt des manichäischen Dramas ist die Erlösung. Der Lichtstrom, welcher bei dem Kampfe mit dem Urmenschen von den Mächten der Finsterniß also geraubt und verschlungen ward, daß aus seiner Mischung mit der Materie die Welt entstand, soll wieder in seine Heimath zurückgeführt werden. Dieses Geschäft liegt den beiden glänzenden Kugeln des Himmels, Sonne und Mond ob, welche Mani Lichtschiffe nannte, weil sie dazu bestimmt seyen, die in der Welt zerstreute Saat des Lichts zu sammeln, und in das Vaterhaus hinüber zu geleiten. Die Erlösung umfaßt sowohl den Theil der Natur, in welchem das Licht unbewußt schlummert, die Erde, die Pflanzen, die Thiere, als das selbstbewußte Geschlecht, die Menschen; sie ist daher doppelter Art, eine physische und eine sittliche. Gleich an der Spitze der erstern tritt uns abermal ein großer und üppiger Mythus entgegen. Um der Natur, die bald als wilder Riese, Archon, bald als eine Bande von Geschlechtslust strotzender weiblicher und männlicher Dämonen erscheint, die gefangen

gehaltenen Lichtkeime zu entwinden, muß sie in wilde Bewegung gesezt, und dann überlistet werden. Dieß geschieht auf folgende Weise: In der Sonne und im Monde befinden sich unzählige herrliche Kräfte, diese verwandelt Christus oder der Sonnen-Gott in die Gestalt von wunderschönen Jungfrauen oder Knaben, je nach Bedarf. Als nackte Jungfrauen hält er sie den männlichen Dämonen, als nackte Jünglinge den weiblichen vor, und reizt dadurch ihre Begierde bis zum Wahnsinn. Sie wollen genießen, aber die begehrten Gestalten zerrinnen wieder vor ihren Augen, darüber gerathen sie in die wildeste Bewegung; der Archon bläst vor Zorn Dünste aus sich — das sind die befruchtenden Wolken, er brüllt, das ist der Donner, er schwizt vor Anstrengung, und sein Schweiß ist der die Erde befeuchtende Regen. Durch diese seine Aufregung wird der Zweck des Sonnengotts erreicht, denn gelöst durch die Wärme, schwingen sich die edelsten Lichtkeime aus der Erde zum Aether empor und sind frei. Auch diejenige, welchen noch die Schlacken der Materie ankleben, streben, von dem Regen befeuchtet, in Gestalt von Gewächsen aus dem dunkeln Schooße zur Oberwelt empor. Die Kirchenväter sprechen mit wahrem Entsetzen von diesem schlüpfrigen Mythus, und man kann sich in der That des Argwohns nicht erwehren, daß Mani, der die Befriedigung der Geschlechtslust streng verdammte, in solchen Dichtungen einigen Ersatz suchte oder gewähren wollte. Doch liegen dem üppigen Bilde, wie man sieht, naturwissenschaftliche Ideen zu Grunde.

Wenden wir uns jezt zur Erlösung des Menschen; nie ist in demselben der Lichtkeim ganz erloschen, aber wohl immer mehr verdunkelt worden. Daher die verschiedenen Religionen, welche es schon vor dem Christenthum gab. Sie sind zugleich ein Beweis, daß der Mensch sich seiner hohen Abstammung bewußt ist, denn sonst würde er die Gottheit nicht verehren, aber auch, daß dieses Bewußtseyn ein sehr dunkles war, denn alle älteren Religionsformen, Heidenthum so gut als Judenthum, sind von den Mächten der Finsterniß verfälscht, und enthalten kaum einen Funken der Wahrheit. Um unser Geschlecht zum vollkommenen und hellen Bewußtseyn seiner Abstammung aus dem Lichtreiche zu erheben, mußte der Sonnengott selbst auf die Erde niedersteigen. Zu diesem Zwecke erschien Christus unter Tiber's Regierung in Judäa, und erlöste die Menschheit dadurch, daß er ihnen als Lehrer die Bahn vorzeichnete, welche sie einschlagen müssen,

um sterbend in das Lichtreich zurückzukehren. Aber obgleich Christus in Menschengestalt auftrat, so hatte er doch keinen materiellen, sondern bloß einen Scheinkörper: es ist nicht wahr, daß er geboren ward, denn wie sollte der Reine sich in den schmutzigen Pfuhl der Zeugung stürzen! es ist nicht wahr, daß er getauft wurde, denn der Lichtstrahlende bedarf der Taufe nicht, er hat auch keine Brüder, noch Schwestern gehabt, nicht gegessen, noch getrunken, es war nur Schein, daß er am Kreuze endete; seine Leidensgeschichte bildet bloß die Lehre von der in die Materie verschlungenen und darum leidenden Lichtseele ab, weßhalb diese der Jesus patibilis genannt wird. Doch konnte Christus seinen Zweck nicht ganz erreichen. Die Juden, unter denen er erschien, waren zu roh und verdorben, um ihn recht zu begreifen, auch sind die Schriften, welche angeblich Christi Lehre enthalten sollen, theils ganz unächt, theils vielfach unter dem Einflusse der Mächte des Dunkels verfälscht worden. Christus wußte dieß zum voraus, darum verhieß er einen Andern an seiner Stelle zu senden, der die Jünger in die volle Wahrheit leiten würde. Dieser von Christi versprochene Paraklet ist Niemand anders, als Mani. Man streitet darüber, ob Mani sich in Eine Reihe mit dem Stifter des Christenthums gestellt, und etwa für eine zweite Verkörperung des Sonnengeistes ausgegeben habe. Keine streng beweisende Stelle kann für leztere Vermuthung angeführt werden. Mani nannte sich gewöhnlich einen Apostel Christi, ebenso bezog er, wie gesagt, die Weissagung vom Paraklet auf sich. Allein schon der Begriff Paraklet schließt eine Würde in sich, die nicht geringer ist, als die Christo von seinen Verehrern beigelegte. Denn Der, welcher einer Religion ihre lezte und höchste Vollendung gibt, kann nicht niedriger stehen, als der erste Stifter. Das Gleiche folgt aus den kirchlichen Einrichtungen, welche Mani für seine Sekte einführte. Er schickte zwölf Apostel aus, um seine Lehre zu verbreiten, offenbar nach dem Vorbilde Christi. Fortwährend wurde die manichäische Gesellschaft von 12 magistri geleitet, welche die Stelle der von Mani ausgesendeten Apostel einnahmen. Unter diesen Zwölfen standen weiter zwei und siebzig Bischöfe; abermal nach dem Vorbilde der siebzig Jünger, welche Christus außer den Zwölfen ausgeschickt haben soll. Die nächste Stufe nach den Bischöfen gehörte den Presbytern, welche von den Bischöfen geweiht wurden, auf die Presbyter folgten die Diakone. Die Grundlage des hierarchischen Gebäudes bildeten endlich

die Electi, von denen tiefer unten gehandelt werden soll. Fünf Ordnungen umfaßte also die manichäische Kirchenverfassung, entsprechend den fünf reinen Elementen. Als oberstes Haupt der zwölf magistri und der ganzen Sekte galt ein dreizehnter, allem Anschein nach jedoch kein Lebender, sondern der vollendete Mani selbst. Denn nachdem er als Märtyrer geendigt, schien wohl niemand mehr würdig, diese Stelle einzunehmen. Während die Manichäer mit den katholischen Christen nur den einzigen Sonntag, und zwar nicht als Fest der Auferstehung Jesu, sondern als den heiligen Tag des Sonnen= und Lichtgotts begingen, feierten sie am Todestage Mani's, der in den März=Monat fiel, ein großes Fest. In dem Versammlungssaale wurde ein prächtig geschmückter, mit kostbaren Teppichen bedeckter, Lehrstuhl zur Schau gestellt, zu welchem fünf Stufen, Abbilder der fünf hierarchischen Aemter, führten. Alle Manichäer bezeugten dem Stuhle ihre Ehrfurcht, indem sie sich nach morgenländischer Sitte vor ihm zur Erde niederwarfen. Das Fest hieß daher die Stuhlfeier (βῆμα). Beweist dieser Gebrauch nicht, daß die Mitglieder der Sekte ihren Stifter zum Mindesten so hoch stellten, als Christus? Endlich behauptete Mani, daß er erst den vollkommenen Weg zum Lichtreiche entdeckt, und die Lehre geoffenbart habe, ohne welche kein Mensch das Heil erlangen könne. Und zwar wich dieselbe weit von der gemeinchristlichen Gewohnheit ab. Mani theilte seinen ganzen Anhang in zwei scharf geschiedene Klassen: der Auserwählten (electi) und der Hörer (auditores). Die Auserwählten mußten sich einer unerhört strengen Sittenzucht unterwerfen. Hoch über dem Kreise des gemeinen menschlichen Lebens sollten sie stehen, aller Bande, welche uns an die materielle Welt knüpfen, sich entäußern, um nur den Lichtkeim zu nähren und zu pflegen. Alles, was dem menschlichen Daseyn, nach der gewöhnlichen Ansicht Werth und Reiz gibt, hatte für sie keine Bedeutung mehr, sie kannten nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geschwister, sie lebten ehelos, ohne Geld und Gut, als die Armen des Evangeliums in völliger Entsagung. Namentlich verpflichteten sie sich, die drei großen Gelübde des Manichäismus,*) das Gelübde des Mundes, der Hand und der Lenden heilig zu halten. Das erste Gelübde schrieb

*) Bei Augustin signacula oris, manuum, sinus genannt.

vor, daß kein Auserwählter irgend etwas Unheiliges selbst reden, oder anhören und sehen, daß er ferner keine andere, als reine Speisen, genießen dürfe. Für besonders unrein hielten sie das Fleisch, es war daher von ihrer Kost ausgeschlossen. Sie lebten allein von Feld= und Gartenfrüchten, namentlich von Melonen und Oliven, in welchen sie den Lichtsaamen besonders wirksam glaubten. Eben so sehr als Fleisch verabscheuten sie berauschende Getränke, weßhalb sie z. B. den Wein die Galle des Fürsten der Finsterniß nannten. Das blasse, abgemagerte Aussehen der Erkornen bewies wirklich, wie strenge sie sich kasteiten. Das zweite Gelübde (signaculum manuum) verbot jede unrechte Handlung, die der Mensch mit den Händen verrichten mag. Darunter zählten sie vor Allem Verletzung des Thier= und Pflanzenlebens. Kein Erkorner sollte eine Frucht pflücken, eine Pflanze abschneiden oder ausreißen, noch viel weniger ein Thier tödten. Diese Vorschrift stimmt nicht recht zusammen mit andern manichäischen Ansichten. Denn wenn, wie sie sagten, das ganze Thier= und Pflanzenreich gebundene Theile der Lichtseele enthält, so scheint nichts natürlicher, als die Gefangenen dadurch zu befreien, daß man die Pflanzen ausreißt, die Thiere tödtet. Schon Augustin machte auf diesen Widerspruch aufmerksam. Und in der That scheint es uns, als ob die die heilige Scheue vor dem Naturleben, welche obigem Gebote zu Grunde liegt, nicht selbständig aus Manis Ideenkreise hervorgegangen, sondern von Außenher, etwa aus Indien, in den Manichäismus eingedrungen sey; indeß kann man andererseits nicht verkennen, daß die Lehre von der Seelenwanderung, welche, wie wir sehen werden, eng mit der manichäischen Religion zusammenhieng, jene Scheue, wenn auch nicht vollkommen, doch in einem gewissen Grade rechtfertigt. Bis auf die äußerste Spitze trieben sie das Gebot, das Naturreich nicht zu verletzen. Wer mit Vorsatz auch nur ein Blatt von einem Baume brach, machte sich, nach ihrer Meinung, eines schweren Verbrechens schuldig. Eben deßhalb erschien ihnen der Ackerbau, weil er Pflanzen willkürlich hervorbringt und zerstört, als eine fluchwürdige Beschäftigung. Weiter schloß das Gelübde der Hand noch die Verpflichtung in sich, auf keine Weise Geld und Gut zu erwerben. Der wahre Manichäer, dessen Seele nicht dieser finstern Unterwelt, sondern dem Lichtreiche angehört, soll seinen Adel dadurch bethätigen, daß er die Güter der Erde tief verachtend, in freiwilliger Armuth lebt. Endlich das

dritte Gelübde (signaculum sinus) verdammte alle Befriedigung des Geschlechtstriebs.

Es springt in die Augen, daß bei allgemeiner Durchführung solcher Grundsätze ihre Gesellschaft unmöglich in die Länge bestehen konnte. Denn keine Woche mochten die Auserwählten ihr Leben fristen, wenn sie das Verbot hielten, Nahrung zu suchen, Früchte zu pflücken, irgend Etwas zu erwerben oder zu besitzen. Allein die Existenz der electi wurde durch die eigenthümliche Organisation der zweiten manichäischen Kaste, oder der auditores gesichert. Die Zuhörer, welche zu den Electi in einem ähnlichen Verhältnisse standen, wie bei den Katholiken die Laien zum Clerus, waren von strenger Beobachtung der drei Gelübde entbunden. „Eure Zuhörer,“ sagt Augustin gegen Faustus*) „haben Weiber, zeugen Kinder, wenn auch wider ihren Willen, erwerben ihrer Nachkommenschaft Vermögen, und suchen ihren Besitz zu erhalten, essen Fleisch, trinken Wein, waschen sich, schneiden Garben, keltern Trauben, treiben Handel, übernehmen sogar öffentliche Aemter, und doch betrachtet ihr sie als eure Angehörige, nicht wie Heiden, da doch ihre ganze Handlungsweise der heidnischen weit näher ist, als der Eurigen.“ Die Befreiung der Zuhörer hatte jedoch nicht den Sinn, als ob die Strenge der manichäischen Sittenzucht nicht allgemein gültig, und zur wahren Vollendung der Glaubigen nothwendig sey, sie war vielmehr ein Zugeständniß, das man der menschlichen Schwäche, sowie dem Wohle der ganzen Sekte machte, und das überdieß durch ein besonderes Mittel mit den schroffen Regeln der electi in Einklang gebracht wurde. Dieses Mittel war die manichäische Buße. Nach den Grundlehren des Manichäismus konnte von sittlicher Freiheit, im eigentlichen Sinne des Worts, nicht die Rede seyn. Ist der Lichtkeim in der Seele stark und mächtig, so thut der Mensch nothwendig Gutes, weil gut zu handeln in der Natur des Lichtes liegt; überwiegt aber die Finsterniß in unserm Innern, so werden wir eben so nothwendig zu den Werken des Dunkels fortgerissen. Die Sünde nun, die auf solche Weise ohne eigentliche Verantwortlichkeit den Menschen überwältigt, kann nach manichäischer Lehre dann vergeben und gesühnt werden, wenn der Sünder nach der That den Frevel bereut. Buße bedingt also Vergebung, sie macht die Sünde gleichsam ungeschehen,

*) XX, 23.

aber nur für die niedrige Classe der Gläubigen, d. h., für die Zuhörer, die Erkornen müssen die drei Gelübde halten, übertreten sie eins derselben, so kann ihnen Reue nur sehr schwer oder gar nicht Sühnung schaffen, dieser Vortheil kommt nur der niederen Kaste zu. Dafür haben aber die electi das Recht, den Zuhörern, sobald sie Reue fühlen, Vergebung zu verkündigen, und ihnen ihre Sünden zu erlassen. Sehen wir jezt, wie nützlich den electi die Sünde der Zuhörer, und wie ihre Existenz ganz auf dieselbe begründet war. Die auditores sollten den Auserkornen alle Ehrfurcht und Gehorsam erweisen, namentlich lag ihnen ob, dieselbe mit Nahrung zu versehen, für sie Brod zu backen, Früchte zu pflücken. In den Akten des Archelaus cap. 9 ist uns die Formel aufbewahrt, mit welcher die Erkornen Speise von den Zuhörern empfiengen. Der electus sprach, indem er Brod aus der Hand des Zuhörers nahm: „ich habe dich nicht geschnitten, nicht gemahlen, nicht geknetet, nicht in den Backofen gelegt, sondern ein Anderer hat dieß gethan, dich mir gebracht, ich esse dich ohne Schuld.“ Weiter sagte er zu dem Zuhörer: „ich habe für dich gebetet,“ und vergab ihm die Sünde, Brod gebacken zu haben. Die electi standen hoch über den auditores, ungefähr wie die Braminen in Indien über den niedern Kasten. Gleichwohl galt aber auch der Stand der auditores für geheiligt, einmal, weil auf seinen Diensten die Fortdauer der electi beruhte, und dann, weil er die Pflanzschule war, aus welcher die electi sich stets ergänzten. Denn Jeder, der Einer der Erkornen werden wollte, mußte vorher Zuhörer gewesen seyn. Der Uebertritt erfolgte mit religiösen Weihen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dabei eine Taufe stattfand, bei welcher Oel statt Wassers gebraucht wurde. Die Zuhörer dagegen empfiengen keine Taufe bei ihrer Aufnahme in die manichäische Gesellschaft. Daß die electi, und zwar nur sie, nicht auch die auditores, das Abendmahl feierten, bezeugt Augustin*) ausdrücklich. Ueberhaupt war das Leben der Auserwählten in ein Geheimniß eingehüllt, das der Haufe der auditores nicht durchschauen durfte. Knieend empfiengen Diese von Jenen den Segen, betrachteten und ehrten sie als Priester, Beichtväter, Lehrer. Die Hauptaufgabe der electi bestand aber darin, daß sie, als wahre Erlöser der Welt, die Lichtkeime, welche in der Materie

*) Contra Fortunatum disputatio I.

gebunden sind, befreien sollten. Dieß bewerkstelligten sie auf zweifache Weise, einmal durch ihr Verhältniß zu den auditores, indem sie unter ihnen die Lehre vom Licht ausbreiteten und wirksam machten, zweitens in noch höherem Grade durch alle Speisen, welche sie aßen. Denn die Lichttheile, welche nach der manichäischen Lehre in allem Irdischen, besonders in Gewächsen und Früchten eingeschlossen sind, mußten, sobald sie von einem der Erkornen genossen wurden, für immer frei werden, da leztere sich der fleischlichen Vermischung, durch welche die Lichtsaat immer wieder von Neuem in die Bande der finstern Materie geräth, gänzlich enthielten. Die electi sind demnach die Leiter, durch welche Alles hier Unten gebundene Licht zur Heimath emporstrebt, je mehr sie Pflanzenstoffe genießen, desto rascher hat die Erlösung der Welt ihren Fortgang. Schon bei Augustin kommt daher der Ausdruck Catharistae (die Reinigenden) für die Erkornen vor, ein Name, welchen die Manichäer des Mittelalters sich selbst gaben. Die Vereinigung des Lichtkeims, der in jedem Erkornen wohnt, und täglich auf die beschriebene Weise verstärkt wird, mit dem Urlichte erfolgt aber durch den Tod. Stirbt der Erkorne, so schwebt seine von Körperbanden befreite Seele unmittelbar in den Himmel empor. Ihre Bahn, welche sie auf dieser Reise in die Heimath durchlauft, beschrieb Manes sehr genau, indem er seine eigenthümliche Naturlehre zu Hülfe nahm: die zwölf Zeichen des Thierkreises durchwandernd, gelangt sie zunächst in den Mond, das kleine Lichtschiff, welches dazu bestimmt ist, die abgeschiedenen Seelen aufzunehmen, und der Sonne, dem großen Lichtschiffe zuzuführen. Fünfzehn Tage lang ladet der Mond Seelen ein, weßhalb in dieser Zeit sein Licht im Zunehmen ist, bis er seine Ladung vollendet hat, was mit dem Vollmonde geschieht, fünfzehn weitere Tage ladet er wieder aus, bis sein Schiff leer ist, weßhalb dann derselbe (im Neumonde) gar nicht mehr am Himmel glänzt, weil er nemlich dann all' seinen Lichtstoff — der eben aus jenen Seelen besteht — an die Sonne abgegeben hat. Die Sonne ihrer Seits steuert dieselbe in die wahre Heimath, zu dem Urlichte, aus dem sie stammen, zurück. Den andern Seelen, als denen der electi, geht es jedoch nach dem Tode nicht so gut. Diejenigen, welche sich zwar der Tugend befleißigt, aber doch nicht zum heiligen Stande der Erkornen aufgeschwungen haben, müssen noch durch Körper wandern, ehe sie in das Lichtreich gelangen. Sie gehen entweder in

Pflanzen über, welche von den Erkornen genossen, und dadurch erlöst werden, oder auch in Menschenkörper solcher Kinder, die in den Orden der Auserwählten eintreten. Die Schlimmen dagegen werden in wilde Thiere verwandelt, und gehen in dieser Gestalt am Ende der Dinge im Weltbrande unter. Denn einst bricht, nachdem die lichten Seelen durch die Kirche der Erkornen ausgeschieden sind, ein vernichtendes Feuer hervor, und verzehrt die Welt. Das Lichtreich hat sich dann ganz von der Finsterniß getrennt, wie im Anfange, und die Mächte des Dunkels sind wiederum auf ihr Gebiet beschränkt. Die Gemeinde der Lichtseelen vermählt sich sofort mit ihrem Bräutigam, dem Lichtgotte oder Christus, eine Vereinigung, welche die Manichäer mit den üppigsten Bildern in einem sogenannten canticum amatorium feierten.

Die Lehre Mani's hat, wie man sieht, mit dem Christenthum nur einige Worte gemein. Die Religion und die heiligen Bücher des alten Testaments sezte er tief herab, und gestand ihnen nur wenige Wahrheiten zu. Aber auch die Urkunden des neuen Bundes verwarfen die Manichäer theils ganz, theils erklärten sie dieselben für verfälscht. Die Evangelien, sagten sie, seyen weder von Christus, noch von seinen Aposteln geschrieben, sondern das Werk unbekannter Juden, aus trüber Ueberlieferung entstanden, voll von jüdischen Sagen und Irrthümern. Dagegen erkannten sie die Paulinischen Briefe an, aber auch diese nicht in ihrem vollen Umfange, indem sie merken ließen, daß Paulus noch in manchen Stücken zu sehr Jude gewesen sey, um die ganze Wahrheit zu erkennen, oder auch von Verfälschung seiner Briefe sprachen. Dieser Umstand wirft viel Licht auf die Stellung Marcions zu den vier Evangelien. Es ist unbezweifelbar, daß Mani das Evangelium Johannis kannte, dennoch warf er die vier Evangelisten in Eine Klasse, und betrachtet Paulus als den einzigen Apostel, der Christi Lehre verstanden habe. Man sieht hieraus, wie wenig aus der ganz ähnlichen Behauptung Marcions, der ebenfalls nur Paulus als Apostel gelten ließ, gefolgert werden kann, daß ihm das vierte Evangelium unbekannt gewesen sey. Alle alten Bekämpfer der Aechtheit unserer evangelischen Geschichte beriefen sich deßhalb ausschließlich auf Paulus, weil sein Streit gegen Petrus und das jüdische Element, das sie aus den Evangelien wegdeuten wollten, in aller Munde war, weßhalb sie behaupten konnten, mit ihrer Kritik Das zu vollenden, was schon

Paulus begonnen habe. Statt unserer kanonischen Bücher brauchten die Manichäer vorgeblich apostolische Schriften, wie das Evangelium des Philippus, des Thomas, die Apostelgeschichte des Leucius; außerdem standen die Werke Mani's selbst*) bei ihnen in höchstem Ansehen.

Daß die Religion Zoroasters den größten Beitrag zur vielgestaltigen Lehre Mani's gegeben habe, springt in die Augen; auch Buddhistische Bestandtheile sind in derselben, wie schon aus der alten Sage erhellt, ein gewisser Scythianus, der sich auch Budda genannt, sey der Lehrer Mani's gewesen. Sicherlich haben aber auch gnostische Elemente auf Mani eingewirkt. Sehr schnell breitete sich die Sekte über den griechischen Orient bis nach dem proconsularischen Afrika aus. Die Kirchengeschichte weist zahlreiche Beispiele von fast unbegränztem Einflusse auf, den einzelne Mönche durch ihre strenge Lebensweise über die Gemüther des Volkes übten. Die manichaische Sittenzucht verschaffte der Sekte gleiches Ansehen. Außerdem reizte das Geheimnißvolle ihres Cultus, und die prächtigen Fabeln, mit welchen sie die Ohren der andächtigen Zuhörer füllten. Endlich mag Manche Widerwillen gegen die Herrschaft und den Geiz der katholischen Bischöfe, gegen die Verweltlichung der Kirche, welche am Ende des dritten Jahrhunderts einriß, in ihre Reihen geführt haben. Die Sekte stieß jedoch gleich von Anfang an auf gewaltigen Widerstand. Nicht nur die Katholiken bekriegten den Manichäismus aufs Heftigste, auch die kaiserliche Gewalt erhob sich wider ihn. Diokletian erließ blutige Gesetze gegen eine Religionsweise, die er als in Persien, unter den Stammfeinden Roms entstanden, doppelt haßte. Mit den Waffen des Geistes bekämpfte sie im nächsten Jahrhundert Augustinus, der in seiner Jugend selbst Manichäer, seit seiner Bekehrung alle wunden Seiten der Sekte unwiderstehlich aufdeckte. Die Manichäer waren besonders stolz auf die tiefe Naturkenntniß, welche sie von ihrem Stifter erlernt zu haben wähnten. Felix, ein Anhänger Mani's, sagt in der ersten Unterredung mit Augustin**): „Mani ist gekommen und hat uns durch seine Predigt Anfang, Mitte und Ende

*) Als solche werden genannt: βίβλος τῶν μυστηρίων, βίβλος τῶν κεφαλαίων, τὸ ζῶν εὐαγγέλιον, epistola Fundamenti, epistolae ad filiam Menoch, ad Zebenam, ad Odan, ad Cudarum.

**) Cap. 9.

gezeigt; er hat uns belehrt über die Einrichtung dieser Welt, warum? aus was? durch wen? sie erschaffen worden ist, er hat uns belehrt, warum der Tag und warum die Nacht? er hat uns belehrt über den Lauf der Sonne und des Mondes, davon finden wir nichts bei Paulus und den übrigen Aposteln, und betrachten deßhalb Mani als den verheißenen Paraklet.“ Dagegen erwidert nun Augustin: „Nirgends steht im Evangelium zu lesen, daß der Herr gesagt habe: ich schenke euch den Paraklet, damit er euch über den Lauf der Sonne und des Mondes belehre. Zu Christen wollte er die Menschen machen, nicht zu Mathematikern. Es genügt, wenn wir von diesen Dingen soviel wissen, als man für den täglichen Gebrauch in der Schule lernt; Christus hat einen Paraklet verheißen, der uns in alle Wahrheit leiten solle, nicht einen solchen, der uns Anfang, Mitte und Ende lehre, oder den Lauf des Mondes und der Sonne beschreibe. Oder wenn du je glaubst, daß die Kenntniß solcher Dinge zu dem Kreise der Wahrheiten gehöre, welche Christus durch den heiligen Geist zu offenbaren versprochen habe, so sag doch einmal an, wie viele Sterne am Himmel sind?“ Die Rede des Manichäers, wie der kerngesunde Einwurf des christlichen Vaters, bezeichnen vortrefflich den Geist der Sekte und die Verkehrtheit ihres Versuchs, das Christenthum aus seiner sittlichen Sphäre in den trüben Dunst der alten Naturreligionen herabzuziehen. Wir werden auf den Manichäismus in der folgenden Periode zurückkommen.

Zehntes Kapitel.

Bewegungen in der lateinischen Kirche im dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts. Lateinische Kirchenlehrer: Cyprian, Novatianus, Commodianus, Arnobius, Lactantius. Ausbildung der Hierarchie. Verhältniß der Kirche zu den Kaisern. Verfolgungen. Sieg über die römische Welt. Geist der Kirche zur Zeit des Siegs.

Während so die morgenländische Kirche, fortgerissen von dem sophistischen Geiste, der dem ausgearteten Hellenismus eigenthümlich war, Systeme auf Systeme gebar, und ihre beste Kraft in spitzfündigen Bestimmungen unerklärlicher Dogmen verschwendete,

beschäftigte sich die abendländische Kirche, getreu dem Genius des latinischen Geschlechts, vorzugsweise mit praktischen Fragen. In der That thut es dem unbefangenen Beobachter wohl, aus dem griechischen Getümmel dogmatischer Streitigkeiten heraus, in den Kreis latinischer Thatkraft hinüber zu treten, wiewohl dieselbe durchaus nicht immer von rein sittlichen Triebfedern ihren Anstoß erhielt. So ganz gaben die Latiner in praktischen, d. h. solchen Verhältnissen, welche Verfassung und Recht der Kirche betreffen, den Ton an, daß der Historiker die wenigen Versuche, welche die Griechen in diesem Felde machten, der bessern Uebersicht wegen in die Schilderung der latinischen Kirche herüberziehen muß. Große und von kraftvollen Männern geleitete Bewegungen fanden im Laufe des dritten Jahrhunderts unter den Latinern Statt. Der wahre Grund derselben war theils Kampf der Presbytern oder der niedern Aristokratie gegen die Uebergewalt der Bischöffe, theils Versuche des römischen Oberpriesters seine bischöfflichen Collegen auf andern Stühlen sich zu unterwerfen. Auf welche Weise solche Bestrebungen im zweiten Jahrhundert vorbereitet worden waren, ist oben gezeigt worden. Indessen tritt Das, um was es sich in diesen Kämpfen eigentlich handelte, nicht offen hervor. Ueberall liebt es die Ehrsucht, ihre eigensten Zwecke zu verhüllen, besonders der kirchliche Ehrgeiz macht es so. Als Vorwand, oder als äußerer Anlaß der ausbrechenden Bewegungen dienten gewisse Fragen, welche seit dem Aufkommen des Montanismus in der latinischen Kirche unentschieden geblieben waren. Die wichtigste Rolle in diesen Kämpfen spielte ein Mann, der von 248 bis zu seinem, 258 in der Verfolgung des Kaisers Valerianus erlittenen Märtyrertod, der angesehenen Kirche von Carthago vorstand.

a) Schisma des Felicissimus.

Thascius Cäcilius Cyprianus wurde, wie es scheint, zu Ende des zweiten, oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts in Carthago von angesehenen und bemittelten Eltern geboren. Die gewöhnliche Laufbahn für Söhne von guten Familien waren damals Kriegsdienste oder das Studium der Rechte. Cyprianus wählte das Letztere, und scheint bis in sein vierzigstes Jahr als Lehrer der Beredsamkeit, vielleicht auch als Sachwalter gelebt zu haben. Deutlich zeigt sich die Fähigkeit für Geschäfte, die er in diesem

Stande gewann, in seinen spätern Verhältnissen als christlicher Bischof. Nachdem er die Freuden der Welt vielleicht über Gebühr genossen, warf er sich, bereits im reifen Mannesalter, von Vorwürfen des Gewissens beunruhigt, der christlichen Kirche in die Arme, und empfing im Jahr 246 die Taufe. Sehr schnell durchlief er die Stufen der kirchlichen Würden; als im Jahr 248 durch den Tod des bisherigen Bischofs von Carthago (wahrscheinlich Donatus) der dortige Stuhl erledigt war, wurde er unter Zustimmung der Carthagischen Gemeinde, von einer überwiegenden Mehrzahl des Clerus zum Bischofe erwählt. Eine kleine, aber sehr thätige Parthei von fünf Presbytern war jedoch von Anfang an gegen seine Erwählung, ebensosehr, wie es scheint, aus Neid gegen die schnelle Erhebung eines Mannes, der vor wenigen Jahren noch Heide gewesen, als aus Widerwillen gegen die bischöfliche Macht, und in der geheimen Absicht, die frühere Rechtsgleichheit der Presbytern mit den Bischöfen ganz oder theilweise wieder zu erringen. Im Uebrigen mag auch noch der energisch aufstrebende Charakter Cyprians ihren Haß herausgefordert haben. Diese Parthei, an deren Spitze der Presbyter Novatus stand, lauerte auf eine gute Gelegenheit, um den Kampf mit dem Bischof zu beginnen. Cyprian zeigte sich seit Antritt seines Amtes als eifriger Anhänger der strengen Grundsätze Tertullians, dessen Schriften er, wie wir oben gesagt, täglich las. Die Sittenzucht war durch den langen Frieden der Kirche in dem üppigen Carthago verfallen, Unzucht herrschte unter der Gemeinde, selbst unter den Clerikern, hauptsächlich in Folge des früher geschilderten Mißbrauchs, daß Geistliche Weiber unter dem Namen συνεισακτοὶ, als Schwestern in Christo, zu sich nahmen. Mehrere solche Gottesbräute wurden fleischlicher Vergehungen mit Geistlichen überwiesen. Cyprian griff scharf ein, schaffte den Unfug ab, eiferte gegen die Theilnahme der Christen an heidnischen Schauspielen, Menschen- und Thierhetzen, so wie gegen Kleiderpracht. Schon damals gerieth er, vielleicht wegen seiner Bestrebungen für Sittenzucht, mit dem Presbyter Novatus in Streit. Cyprian behauptete, Novatus habe seiner schwangern Gattin im Zorn einen Fußtritt versetzt, also daß sie zu frühe gebar; er gibt ihm ferner Schuld, daß er seinen alten Vater auf der Straße verhungern ließ. Doch kann man den Vorwürfen des Bischofs nicht vollkommen trauen, weil er es, wie mehrere Beispiele beweisen, gar zu

sehr liebte, seine Gegner mit den schwärzesten Farben zu malen. Gewiß ist nur soviel, daß er bereits damals eine Untersuchung gegen den Presbyter einleiten wollte, die aber durch die Verfolgung des Decius unterbrochen ward. Der eben genannte Kaiser, durch eine Empörung der Soldaten 249 auf den Thron erhoben, beabsichtigte nicht weniger, als das Christenthum im ganzen römischen Reiche auszurotten. Gleichlautende Befehle ergingen in alle Provinzen: die Bischöfe sollten von ihren Gemeinden getrennt, durch Martern zum Opfern gezwungen, im Weigerungsfall selbst mit dem Tode bestraft werden. Im Anfange des Jahrs 250 wurde der Bischof Fabian von Rom als Märtyrer hingerichtet. Cyprian hatte nicht den gleichen Muth, wie sein Amtsgenosse in Rom, er verließ seine Heerde zu Carthago, und versteckte sich gegen anderthalb Jahre an einem den römischen Behörden unbekannten Ort, der jedoch nahe genug war, um mit seiner Gemeinde in stetem Briefwechsel zu bleiben. Die Flucht des Bischofs von Carthago widerstritt zwar nicht den Kirchengesetzen — wir haben oben gezeigt, daß die meisten Katholiken es für erlaubt hielten, der Verfolgung durch schleunige Flucht zu entweichen — wohl aber den herrschenden Begriffen von christlichem Heldenmuthe; in noch schneidenderem Widerspruche stand sie mit den strengen Tertullianischen Grundsätzen, welchen Cyprian bisher in seinen guten Tagen gehuldigt hatte. Er schrieb von seinem Versteck aus mehrere Briefe an seine Gemeinde, worin er mit schwülstiger Beredtsamkeit die Glaubigen zur Standhaftigkeit auffordert, die Märtyrer preist, den Tod für die Sache Christi als eine Gnade des Höchsten feiert; diese Ergießungen des Gefühls waren im Grunde ebenso viele Selbstanklagen, denn wenn es den Laien zukam, für das Bekenntniß Christi dem Tode zu trotzen, so war es noch viel mehr Schuldigkeit des Bischofs, mit einem guten Beispiele hiebei voran zu gehen. Am Wenigsten hätte ein Mann wie Cyprian, der eine so hohe Meinung von der Gewalt und den Rechten des Bisthums hegte, in Erfüllung der Pflichten dieses Amtes den geringsten Schatten auf sich fallen lassen sollen. Daß Cyprian selbst das Peinliche der Lage recht gut fühlte, in die er sich durch seine Entweichung aus Carthago gebracht hatte, ersieht man aus mehreren der Briefe, welche er aus seinem Verstecke an den Clerus in Carthago erließ. Er, der sonst alle seine Kraft aufwandte, um die Presbyter der bischöflichen Gewalt

zu unterwerfen, erklärt in denselben: seit Antritt des Bisthums sey es sein Grundsatz gewesen, nichts nach eigenem Gutdünken zu entscheiden, sondern überall auf den Rath des Clerus und die Beistimmung des Volks zu achten, zugleich nennt er die Presbyter öfters seine Amtsgenossen „compresbyteri nostri“. Ist es nicht klar, daß er durch solche einschmeichelnde Redensarten den gerechten Unwillen des Volks und der Geistlichkeit über seine Flucht entwaffnen wollte? Freunde oder Lobredner Cyprians haben mancherlei Gründe vorgebracht, um seine Schwäche zu entschuldigen; genügender als Diese hat er selbst jenen Fehltritt durch die edle Hingebung wieder gut gemacht, mit welcher er unter Valerianus 258 den Märtyrertod starb. Uebrigens mußte er schon während seines Lebens genug dafür büßen. Die feindselige Parthei des Novatus und seiner Genossen versäumten Nichts, um die Flucht des Bischoffs zu seinem Verderben zu benützen, wozu ihnen die Nachwehen der Verfolgung einen trefflichen Anlaß liehen. Viele der karthagischen Christen blieben standhaft unter den Qualen, Manche bluteten für den Glauben, aber noch größer war die Anzahl Derer, die geschreckt durch Drohungen oder überwältigt durch die Martern, die verlangten Götzenopfer darbrachten. Nicht nur der Gebrauch jener Zeiten, sondern auch die kirchliche Gesetzgebung verhängte bekanntlich über jeden Gefallenen unnachsichtlich den Bann, oder die Ausstoßung aus der Gemeinde, eine Strafe, die um so furchtbarer war, weil die Verstoßenen wie Kinder der Hölle angesehen wurden. Die Unglücklichen versuchten daher Alles, um das drohende zeitliche und ewige Verderben von ihren Häuptern abzuwenden. Als das kräftigste Mittel, Vergebung für Todsünden zu erlangen, galt damals die Fürbitte der Bekenner. Diese wurden also von den Gefallenen bestürmt, und zwar mit glücklichem Erfolge. Einzelne mag Mitleiden mit den Armen, Andere Eitelkeit und die Befriedigung, welche die Ausübung geistlicher Machtvollkommenheit überall gewährt, günstig für die Bitten der Gefallenen gestimmt haben; gewiß ist, daß auch jene dem Bischoff feindlichen Presbyter die Hände mit im Spiele hatten. Sie bewogen mehrere Bekenner, den Gefallenen sogenannte Friedensbriefe zu verleihen und nahmen, als dieß geschehen war, dieselben wirklich wieder in die Kirchengemeinschaft auf, nachdem sie vorher dem abwesenden Cyprian geschrieben hatten, daß die bezeichnete Maßregel unvermeidlich sey. Lucianus, einer

der Bekenner, machte hierauf, ohne Zweifel auf ihren Antrieb, dem Bischoffe mit dürren Worten die Anzeige, daß er und seine Genossen, die andern Bekenner, den Gefallenen Frieden verwilligt, und daß Letztere demgemäß bereits wieder in die Kirche aufgenommen seyen. Er hatte dabei noch die Unverschämtheit, Cyprian zu ersuchen, er möchte von dieser Thatsache die andern Bischöffe in Kenntniß setzen. Die Presbyter gingen um dieselbe Zeit noch einen Schritt weiter; ohne den abwesenden Cyprian im Geringsten zu befragen, weihten sie einen Anhänger ihrer Parthei, Namens Felicissimus, zum Diakon. Aus Dem, was später geschah, darf man mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß es ihre Absicht war, diesem ihrem Mitverschworenen eine bedeutende Kirchenkasse in die Hände zu bringen; die Diakonen besorgten nämlich, wie wir wissen, die Austheilung der öffentlichen Almosen.

Mit großer Schlauheit hatten die Presbyter ihre Schlinge gelegt, es schien als ob Cyprian unmöglich entrinnen könnte. Wenn er bewilligte, was verlangt wurde, wenn er die erzwungene Wiederaufnahme der ganzen Masse Gefallener in die Kirchengemeinschaft gut hieß, so verzichtete er dadurch nicht blos schmählicher Weise auf seine früheren Grundsätze — denn er war, wie wir sagten, als Anhänger Tertullians bekannt — sondern er billigte auch eine vollkommene Verletzung der bestehenden Kirchengebräuche, ohne welche gar keine Ordnung aufrecht erhalten werden konnte, endlich gab er dann den Nerv des bischöfflichen Ansehens den Verschwornen preis — was würden Diese erst nachher gegen ihn gewagt haben! Widerstand er dagegen, so reizte er nicht nur den tödtlichen Haß und das Geschrei der Gefallenen gegen sich, sondern er brach auch für immer und unheilbar mit den so einflußreichen und hoch auf den Wogen der allgemeinen Volksgunst schwebenden Bekennern: eine Feindschaft, die für ihn um so verderblicher werden mußte, weil er sich selbst in eben Dem schwach gezeigt, worin Jene ihre Standhaftigkeit erprobten. Aus diesen Klippen wußte sich Cyprian als erfahrener Geschäftsmann herauszuwinden. Zuerst versuchte er es, die Bekenner von den verschwornen Presbytern abzutrennen, schrieb daher an erstere einen Brief, in welchem er ihr Verfahren lobt, ihre Liebe für die Gefallenen rühmt, und es für höchst billig erklärt, daß den Unglücklichen, sobald die Kirche wieder Ruhe habe, die Aufnahme gestattet werde; daneben aber tadelt er das Betragen

der Presbyter in den stärksten Ausdrücken, beklagt sich, daß sie durch die unbefugte Zulassung der Gefallenen alle seine (des Bischofs) gute Absichten vereitelt hätten, und gibt ihnen Schuld, durch den unwürdigen Genuß des Abendmahls, den sie Jenen bewilligt, den Leib des Herrn entweiht zu haben. Es versteht sich von selbst, daß Cyprian zu gleicher Zeit, während er die Bekenner auf diese Weise bearbeitete, nichts verabsäumte, um diejenige Parthei in der Gemeinde zu Carthago, die ihm noch immer anhing, um außerdem alle Feinde der Presbyter und namentlich die übrigen Bischöfe im prokonsularischen Afrika, Numidien und Mauritanien für sich zu gewinnen. Als er jedoch merkte, daß mit dem angewandten Mittel die Bekenner noch nicht zufrieden gestellt waren, bewilligte er noch größere Zugeständnisse, äußerte in einem neuen Schreiben seine Aengstlichkeit wegen des bevorstehenden Sommers (251) und der tödtlichen Krankheiten, welche diese Jahrszeit in dortiger Gegend mit sich zu bringen pflege, und erklärte auf diesen Vorwand hin seinen Entschluß, daß todtkranken Gefallenen, sobald sie Friedensbriefe von Bekennern aufzuweisen hätten, die Communion ertheilt werden solle; doch müßten sie dann von einem Presbyter oder auch Diakonus durch Händeauflegung zuvor aufs Neue geweiht werden. Die übrigen Gefallenen, fügte er bei, empfehle er der Sorgfalt des Clerus, damit sie durch wahre Buße sich der göttlichen Gnade theilhaftig machten. Endlich wiederholte er, daß auch in Betreff dieser Anderen eine passende Entscheidung gefaßt werden solle, sobald die Kirche wieder Ruhe genieße. So waren denn die Bekenner wenigstens theilweise zufriedengestellt, und zugleich dem großen Haufen der Gefallenen, wenn auch in der Ferne, Aussichten auf Gnade eröffnet. Der Erfolg beweist, daß Cyprian durch diese Maßregeln Boden gewann. Schon vorher hatte er sich auch nach auswärtiger Hülfe umgesehen. Die großen christlichen Gemeinden standen damals bereits in so enger Verbindung mit einander, daß die Zustimmung eines fremden Amtsgenossen, besonders eines solchen, der einer apostolischen Kirche vorstand, für einen durch innerliche Unruhen bedrohten Bischof von höchstem Nutzen war. Die Feinde Cyprians beachteten dieß wohl und hatten ihre Vorkehrungen getroffen, um die Verbindung der großen Gemeinden unter einander zu seinem Verderben zu wenden. Gleich nach der Flucht des Bischofs schickten sie Gesandte nach Rom, zeigten

der dortigen Kirche an, wie schmählig Cyprian seine Heerde verlassen habe, und stellten ihn als einen unwürdigen Menschen hin. Durch die, zu Anfang des Jahrs 250 erfolgte, Hinrichtung des Bischofs Fabianus war damals der römische Stuhl noch unbesetzt. In solchen Fällen geschah der Briefwechsel der Gemeinden im Namen des Clerus. Der römische Clerus schrieb nun zwei Briefe nach Carthago, in deren einem er Cyprian von dem glorreichen Märtyrertod Fabians benachrichtigte, im andern war von den Vorgängen in Carthago auf eine Weise die Rede, die den entflohenen Bischof das Schlimmste erwarten ließ. Zwar mißbilligten die Römer nicht geradezu sein Betragen, allein sie sprechen allerlei von dem aus der Parabel Christi bekannten Miethling, so wie von der Pflicht, die Heerde zu weiden, und in der Gefahr nicht zu verlassen. Cyprian verlor darum den Muth nicht; auf die Anzeige von dem Hintritt Fabians bezeugt er seine innige Theilnahme und preist den Seeligen wegen der ruhmvoll errungenen Märtyrerkrone; rücksichtlich des anderen Schreibens, das die angegebenen Vorwürfe enthielt, zieht er sich dadurch für jetzt aus der Schlinge, daß er in seiner Antwort bemerkt, es sey ihm angeblich von Rom ein Brief überschickt worden, dessen Aechtheit er aus mehreren Gründen in Zweifel ziehen müsse, es fehle demselben nicht allein Ueber- und Unterschrift, sondern das Schreiben trage auch wegen des Styls, Sinns, Papiers, Merkmale der Verfälschung an sich, er sende es daher anliegend zurück, damit sie selbst darüber entscheiden möchten. So war wenigstens Zeit und mit ihr die Möglichkeit einer Verständigung gewonnen. Bald darauf erließ er noch andere Briefe an die römische Gemeinde, in denen er seine Flucht mit erheblichen Gründen rechtfertigt, auf die emsige Sorgfalt sich beruft, welche er von seinem Versteck aus den Angelegenheiten seiner Heerde zuwende, und endlich zu verstehen gibt, daß er von seinen Feinden nur darum verfolgt werde, weil er die wahren Grundsätze der Sittenzucht in Bezug auf die Gefallenen aufrecht erhalten wolle, daß somit seine Sache die der Kirche sey. Letztere Bemerkung fiel in Rom auf günstiges Erdreich. Denn der Presbyter Novatianus, bekannt als entschiedener Anhänger Tertullians, derselbe, der nachher das römische Schisma erregte, genoß damals in der Hauptstadt sehr großen Ansehens; Cyprian hatte die Freude, daß der römische Clerus in einem Schreiben die Maßregeln, welche der karthagische

Bischoff in Betreff der Gefallenen vorgeschlagen, durchaus billigte, und einige Monate später, im Herbste des Jahrs 250, bezeugten ihm sogar die römischen Bekenner in einem eigens an ihn gerichteten Briefe ihre Freude darüber, daß er sich wegen seiner Flucht vollkommen gerechtfertigt habe, und wünschen ihm Glück zu seiner pflichtmäßigen Handhabung der kirchlichen Zucht. Cyprian sorgte dafür, daß dieses Schreiben in der ganzen Provinz bekannt wurde. Und nun, nachdem er sich den Rücken und die Flanken gesichert, rüstete er sich zu einem kraftvollen Angriffe auf seine Feinde zu Carthago, die unzufriedenen Presbyter. Die Verfolgung ließ gegen Ende des Jahrs 250 nach, Cyprian zeigte daher seiner Gemeinde an, daß er in Kurzem zurückkehren werde, zuvor aber sandte er zwei Bischöffe Caldonius und Herkulanus, sammt den Presbytern Rogatianus und Numidikus, lauter entschiedene Anhänger seiner Sache, die beiden letztern überdieß als Bekenner in hohem Ansehen beim Volke, mit dem Auftrage nach Carthago ab, die dortigen Kirchenkassen zu untersuchen, und nach seinem Befehle über die vorgefundenen Gelder zu verfügen. Namentlich waren sie angewiesen, denjenigen Armen der Gemeinde, welche Alters oder Krankheits halber Nichts mehr verdienen könnten, so viel aus der Kirchenkasse zu verabfolgen, als zu ihrem Unterhalte nöthig sey, sie sollten ferner Allen, die nicht hinreichendes Vermögen besäßen, um ihren durch die Verfolgung unterbrochenen Gewerbsbetrieb fortzusetzen, oder von Neuem zu begründen, die erforderlichen Summen vorstrecken, endlich ein Verzeichniß aller Hülfsbedürftigen, je nach der Verschiedenheit ihres Alters, und unter Beibemerkung ihres Verhaltens während der letzten Verfolgung entwerfen, damit der Bischoff, dem es zukomme, für Alle zu sorgen, die Würdigen, insbesondere die Sanften und Demüthigen zu solchen Aemtern im Kirchendienste befördern könne, zu welchen ein Jeglicher tauge. Die wahre Absicht dieser Maßregel kann Geschäftskundigen nicht entgehen, sie wird vollends klar, wenn man erwägt, daß sehr bedeutende Summen in den Kassen der karthagischen Gemeinde sich befanden — denn die dortigen Christen waren reich und wohlthätig, wie wir später durch Beispiele zeigen werden, — zweitens daß dieses Geld durch die Diakone verwaltet wurde, zu welchen auch Felicissimus, einer der entschiedensten Gegner des Bischoffs, gehörte. Offenbar wollte Cyprian, ehe er selbst

nach Carthago zurückkehrte, und seine Person dem Partheikampfe blosstellte, durch jene Anordnung sich des ganzen so bedeutenden Einflusses versichern, den die Verfügung über öffentliche Gelder mit sich bringt, er wollte zugleich dieses wichtige Mittel der Herrschaft seinen Gegnern aus den Händen winden; er hoffte endlich vielleicht den Diakonus Felicissimus einer Veruntreuung überführen zu können, die er ihm wirklich in einem seiner Briefe Schuld gibt. Der Erfolg entsprach vollkommen der von uns vorausgesetzten Absicht. Felicissimus widersetzte sich aufs Heftigste dem Verlangen der Abgesandten Cyprians, er verweigerte die Rechnungsabhör, und drohte endlich Allen, die sich vor ihnen stellen würden, mit Ausschließung aus seiner Kirche. Alsbald berichteten die Vier an den Bischoff, und Dieser gab ihnen sofort die Weisung, den ungehorsamen Felicissimus sammt seinem Anhänger Augendus mit dem Banne zu belegen, was auch sofort geschah. Daß die überwiegende Mehrzahl der karthagischen Gemeindemitglieder den Schritt ihres Bischoffs billigten, und daß die Gegner ihre Sache so ziemlich verloren gaben, ersieht man aus zwei Vorgängen, welche unmittelbar hierauf eintraten. Cyprian kam nämlich nach Carthago zurück, und dagegen verließ der Presbyter Novatus, der bisher die Seele aller gegen den Bischoff geschmiedeten Ränke gewesen war, die afrikanische Hauptstadt und begab sich nach Rom, um dort neue Unruhen anzuschüren, von denen gleich die Rede seyn soll. Cyprian hielt, in seinen Bischoffssitz zurückgekehrt, zwei von vielen Landbischöffen besuchte Synoden, die erste im Sommer 251, die zweite im nächsten Jahre. Zwei Haüptfragen waren auf denselben an der Tagesordnung: die Sache der Gefallenen und die Ausstoßung des Felicissimus. Um seine Parthei zu vergrößern und die Gefallenen zu versöhnen, sah sich Cyprian zu noch größeren Zugeständnissen genöthigt. Nachdem auf der ersten Synode entschieden worden war, daß Gefallenen auch ohne den Besitz eines Friedensbriefes bei lebensgefährlichen Krankheiten die Wiederaufnahme bewilligt werden solle, wenn sie sich durch bezeugte Reue würdig gemacht hätten, wurde dieser Beschluß auf der zweiten dahin ausgedehnt, daß Alle, welche hinreichende Bußübungen bestanden, ohne weitere Beschränkung Gnade finden sollten. Was den Handel des Felicissimus betrifft, so billigte bereits die erste Synode seine Ausschließung von der Kirchengemeinschaft, indeß kam die Sache auf

der zweiten Versammlung von Neuem zur Sprache, weil der Diakon mittlerweile einen sehr gefährlichen Genossen an einem gewissen Privatus aus Lambesa in Numidien erhalten hatte. Dieser Mann war vor Cyprians Erhebung zum Bischof durch eine Versammlung von 90 Clerikern wegen bedeutender Vergehen aus der Kirche verstoßen worden, suchte dann zuerst in Rom, und hierauf bei der zweiten eben angeführten Synode in Carthago Wiederaufnahme, ward aber in Rom wie in Carthago abgewiesen. Aus Erbitterung hierüber verband er sich mit der Parthei des Felicissimus, und auf seinen Rath wählten die Unzufriedenen einen Gegenbischof Namens Fortunatus. Fünf dem Cyprian abgeneigte Bischöfe ertheilten dem Gewählten die Weihe. Ein vollkommenes Schisma war somit vorhanden, doch ohne nachtheilige Folgen für Cyprian. Einmal hatten schon vor der Erhebung des Fortunatus die karthagischen Anhänger des Novatianus, von dem wir sogleich berichten werden, einen Bischof ihrer Wahl in der Person des Maximus erkoren; diese beiden kleinen Gegenpartheien Cyprians schwächten sich durch die Trennung gegenseitig. Fürs Zweite gewann Cyprian durch die oben erwähnten milden Beschlüsse die Gefallenen allmählig für sich. Fürs Dritte wurde ihm der Beistand des neuerwählten römischen Bischofs Cornelius sehr ersprießlich. Nachdem nämlich Dieser erhoben worden war, stellte ihm Cyprian vor, daß sie ein und dasselbe Interesse hätten, die unbotmäßigen Presbyter zu Paaren zu treiben; Cornelius sah dieß ein und unterstützte seinen Amtsgenossen in Carthago nach Kräften, wozu ihn allerdings auch die Pflicht der Dankbarkeit trieb, denn Cyprian hatte dem Cornelius aus Gelegenheit des Novatianschen Streits bereits wichtige Dienste geleistet. So geschah es denn, daß die beiden gegen Cyprian aufgestandenen Partheien in sich zerfielen, wenigstens berichtet die beglaubigte Geschichte weder von dem novatianschen Gegenbischof Maximus, noch von Fortunatus Weiteres.

b) Das Schisma des Novatianus.

Nach der Hinrichtung Fabians blieb der römische Stuhl unbesetzt, bis die Verfolgung vorüber war. Im Frühjahr 251 schritt der Clerus zu einer neuen Wahl. Zwei Presbyter hatten die meiste Hoffnung: Novatianus, durch seine Tertullianschen Grundsätze und als früherer Ascete bekannt, außer ihm Cornelius, der

über die Kirchenzucht ungefähr dieselben Ansichten hegte, wie Simplicissimus in Carthago. Es scheint, daß Novatian sicher auf seine Erwählung zählte, aber er ward in dieser Erwartung getäuscht, Cornelius erhielt die meisten Stimmen und wurde als Bischof ausgerufen. Die Gegner machten es dem Novatian zum Vorwurf, daß er nicht die eigentliche, sondern nur die sogenannte Taufe der Kranken (baptisma clinicum) empfangen habe. Dieß ist jedoch sichtlich nur ein Vorwand, wahrscheinlich wurde seine Wahl darum vereitelt, weil der größte Theil des Clerus seine unnachsichtliche Strenge fürchtete. Novatianus konnte die Niederlage nicht mit Geduld ertragen, er machte von Stund an Parthei gegen Cornelius, beschuldigte ihn, daß er mit Gefallenen umgehe als wären sie rechtglaubig, daß er die Sittenzucht verderbe, die kirchliche Ordnung zerstöre. Viele andere Unzufriedene schloßen sich an ihn an. In der Hitze des Streits gingen die Novatianer allmählig weiter. Nachdem sie Anfangs nur die Wiederaufnahme der Gefallenen bestritten hatten, stellten sie später die Regel auf, daß alle Diejenigen, welche sich nach der Taufe durch grobe Sünden befleckt hätten, von der Gemeinschaft der Glaubigen auszuschließen seyen, weil durch Zulassung derselben die Kirche verunreinigt würde. Demgemäß erklärten sie die Gemeinden, welche einem anderen Verfahren huldigten, für unwürdig des christlichen Namens, nannten sich selbst die Reinen, und ertheilten denjenigen Christen, welche von einer andern Parthei zu ihnen übertraten, die Taufe von Neuem, gleich als wären dieselben vorher gar keine Christen gewesen. Indeß verfielen sie, wie gesagt, auf diese strengen Folgerungen erst längere Zeit nach Ausbruch des Kampfes. Viele Bekenner billigten die Behauptungen des Novatianus, wodurch sein Anhang bedeutend wuchs. Doch wäre es vielleicht bei einer Reibung innerhalb der römischen Gemeinde geblieben und nicht zu einem völligen Schisma gekommen, hätte sich nicht derselbe Mann, der in Carthago die Verwirrung herbeiführte, in den römischen Streit gemischt. Kaum war nämlich der Presbyter Novatus, der, wie wir oben erzählten, vor der Ankunft Cyprians aus Carthago entwich, in Rom eingetroffen, als er sogleich gegen Cornelius Parthei machte, sich an Novatianus anschloß, und wie früher in Carthago, so auch jezt in Rom, den Riß unheilbar zu machen sich bemühte. Seine Theilnahme am Kampfe mußte um so mehr auffallen, weil er in Rom unter einem

ganz andern Banner focht als in Carthago, denn während er hier gegen den strengen Cyprian sich für milde Grundsätze erklärt hatte, stritt er dort gegen den nachsichtigen Cornelius für eine unerbittliche Sittenzucht. Man sieht hieraus, daß er es nicht auf den Sieg irgend welcher kirchlicher Ansichten, sondern auf die bischöfliche Uebermacht abgesehen hatte, und daß ihm jeder Anlaß recht war, wenn er nur zur Dämpfung derselben benüzt werden konnte. Wahrscheinlich hoffte er nebenbei noch, durch Erhebung eines römischen Bischofs, der ihm Alles verdanke, den gehaßten Cyprian in Carthago stürzen zu können. Ausdrücklich behauptet Cornelius in dem Briefwechsel mit Cyprian *), daß Novatus es gewesen, der das Schisma herbeiführte; er habe nämlich etliche einfältige Bischöfe vom Lande zusammengeholt, und dieselben durch seine Einflüsterungen bewogen, daß sie den Novatianus weihten. Gleich nach seiner Erhebung schickte Dieser Abgeordnete an die angesehensten auswärtigen Gemeinden, um sich die Anerkennung der dortigen Bischöfe zu sichern, besonders nach Carthago. Cyprian scheint schon vorher darüber unterrichtet gewesen zu seyn, daß in Rom ein Zwist bevorstehe, denn er hatte zwei Cleriker, Caldonius und Fortunatus, nach der italienischen Hauptstadt hinübergeschickt mit dem Auftrage, über die dortige Bischofswahl genaue Erkundigungen einzuziehen. Aber ehe dieselben zurückkamen, erschienen die Gesandten des Novatianus in Carthago, und verlangten Anerkennung desselben als rechtmäßigen Bischofs von Rom. Cyprian gab Anfangs eine ausweichende Antwort; als jedoch um diese Zeit zwei Bischöffe, Pompejus und Stephanus von der Parthei des Cornelius in Carthago eintrafen, und über den Hergang bei der Wahl des Novatianus berichteten, wies Cyprian die Abgesandten des Novatianus zurück, und erklärte seinen Entschluß, nur mit Cornelius in Verbindung treten zu wollen. Jene ließen sich dadurch nicht abschrecken, sie fuhren fort, Cornelius wegen seiner anstößigen Nachgiebigkeit gegen die Gefallenen zu verläumden, sie verlangten sogar, ihre Anklagen gegen denselben in der öffentlichen Versammlung der Christen vorlesen zu dürfen. Wie man sich denken kann, wurde dieses Begehren von Cyprian verweigert, nun zogen sie in den Städten der Provinz herum und sezten ihre Umtriebe fort. Später noch durch eine neue Gesandt-

---

*) Abgedruckt in Cyprians Werken.

schaft des Novatianus, unter welcher sich auch der Presbyter Novatus befand, verstärkt, brachten sie mühsam eine kleine Parthie von Novatianern zusammen, der sie in der Person des Gegenbischoffs Maximus ein Haupt gaben. So standen sich denn in Carthago zulezt drei Bischöffe gegenüber: außer dem rechtmäßigen Cyprian, zu dem die unendlich überwiegende Mehrzahl der Gemeinde hielt, der vom Anhange des Felicissimus gewählte Fortunatus, und endlich Maximus als Erkorner der Novatianer. Man ersieht hieraus, daß der Presbyter Novatus alle seine Schritte darauf berechnet hatte, um von Rom aus seinen Gegner Cyprian zu verderben. Dieser erwies den beiden kleinen Gegenparthien, die er verachtete, nicht einmal die Ehre eines ernstlichen Kampfes, desto eifriger war er bemüht, die wahre Quelle der Bewegung in Rom zu verstopfen. Gleich nachdem er die Anträge der ersten Gesandtschaft Novatians zurückgewiesen hatte, berichtete er an Cornelius über die Vorgänge zu Carthago und ermahnte ihn zur Standhaftigkeit. Noch kräftiger nahm er sich seines römischen Amtsgenossen einige Zeit später an. Da er nämlich erfuhr, daß viele Bekenner sich für Novatian erklärt hätten und durch ihre gewichtige Fürsprache seine Parthei unterstüzten, versuchte er dasselbe Mittel, das ihm früher in seiner eigenen Angelegenheit so nützlich geworden war. Er schickte nämlich seinen Subdiakonus Mettius nach Rom mit einem Briefe an die dortigen Bekenner, in welchem er ihnen auf eine eindringliche Weise vorstellte, daß sie Unrecht gethan, von dem gesetzlich gewählten Bischoffe abzufallen, und dadurch die Kirchengemeinschaft zu zerreißen; sodann rieth er ihnen, durch Rückkehr den bedrohten Kirchenfrieden wieder herzustellen, die Frage dagegen wegen des Verfahrens gegen die Gefallenen, und die Vorwürfe, die man deßhalb dem Cornelius machte, umging er ganz. Damit es nicht den Schein habe, als wolle er sich hinter dem Rücken des Bischoffs in die Angelegenheiten der römischen Gemeinde mischen, hatte er die zarte Vorsicht gebraucht, seinen Subdiakon anzuweisen, daß er jenes Schreiben an die Bekenner vor der Uebergabe dem Cornelius vorzeigen solle. Cyprian erreichte wirklich seinen Zweck; die Bekenner wurden von der Parthei des Novatianus getrennt; sie unterhandelten mit dem rechtmäßigen Bischoff, und da Dieser ihnen die Wiederaufnahme zusicherte, und in einer Versammlung des Clerus allen Schismatikern billige Bedingungen stellte, so entschloßen sie sich zur Rückkehr,

Cornelius beeilte sich, diese günstige Wendung der römischen Angelegenheit seinem Freunde in Carthago anzuzeigen. Cyprian bezeugte ihm in einem Glückwunschschreiben seine große Freude, und da auch die römischen Bekenner ihm ihre Aussöhnung mit Cornelius in einem kurzen Briefe meldeten, nahm er hievon Gelegenheit, ihnen nochmal zu schreiben und sie wegen ihres Verfahrens zu loben. So wurde denn das Ansehen des Cornelius zu Rom hauptsächlich durch Cyprians Thätigkeit befestigt. Doch hatte auch Dionysius, Bischof von Alexandrien, in gleichem Sinne gewirkt, sofern er in einem Schreiben an die römische Gemeinde, das Eusebius seiner Kirchengeschichte *) einverleibt hat, sich für Cornelius erklärte. Obgleich übrigens Cornelius das Uebergewicht in Rom errang, vermochte er doch weder die Person seines Gegenbischofs Novatian, noch vielweniger die Grundsätze desselben zu verdrängen, welche leztere viel zu tief in den Ansichten der Zeit wurzelten, als daß sie hätten unterliegen können. Im Gegentheil breitete sich sein Anhang durch mehrere Provinzen aus, in Phrygien vereinigten sich die Novatianer mit den Montanisten, und noch im folgenden Jahrhundert wird der Name der Sekte häufig angeführt. Auch genoß Cornelius seines Sieges nur kurze Zeit. Als im Jahr 252 eine neue Verfolgung durch die Kaiser Gallus und Volusianus ausbrach, wurde Cornelius, weil er mit mehrern andern Clerikern standhaft Christum bekannte, nach Centumcellä (dem heutigen Civita vecchia) verwiesen, und starb dort im September 252, vielleicht eines gewaltsamen Todes. Auf ihn folgte im römischen Bisthum Lucius, der noch kürzere Zeit, als Cornelius, die Kirche lenkte. Denn wenige Wochen nach seiner Erhebung verbannt, dann wieder durch einen uns nicht genauer bekannten Zufall nach Rom zurückgekommen, wurde er schon im März 253 als Märtyrer hingerichtet. Die karthagische Kirche litt damals nur wenig durch die Verfolgung der genannten Kaiser. Zwar meldet Cyprian in einem Briefe **) aus dem Jahre 252, daß er Gefahr laufe, den Löwen vorgeworfen zu werden, doch kam er mit dem Schrecken davon. Nach dem Tode des Lucius wurde Stephanus zum römischen Bischof erwählt, mit welchem Cyprian ohne seine Schuld in einen schweren Zwiespalt gerieth.

---

*) Buch VI. 45.

**) Es ist der 59ste.

c) Streit wegen der Ketzertaufe. Märtyrertod Cyprians.

Bisher hatte Cyprian im Bunde mit Rom die bischöflichen Rechte gegen die Presbyter vertheidigt, jezt kam er in den Fall, gegen die Eingriffe des Haupts der römischen Kirche die Unabhängigkeit seines Stuhls verfechten zu müssen. Wenn er in den frühern Bewegungen Standhaftigkeit und eine ausgezeichnete Erfahrung in großen Geschäften bewiesen, so erprobte er jezt eine noch höhere Tugend, Mäßigung im Kampfe mit einem ungerechten und rücksichtlosen Gegner. Stephanus ist es, der den Streit begann, ein Mann von ähnlichem Charakter, wie sein Vorgänger vom Ende des zweiten Jahrhunderts, Viktor, übermüthig geworden durch seine Erhebung auf den ersten Stuhl der Christenheit, und entschloßen, koste es, was es wolle, die andern Gemeinden seinem Willen zu unterwerfen. Ueberdieß hatte Stephanus gegen Cyprian noch eine ältere Rechnung gekränkter Eitelkeit abzumachen. Zwei spanische Bischöfe, Basilides von Leon und Astorga, Martialis von Merida waren in den lezten Verfolgungen ihrer Amtspflicht auf eine gröbliche Weise untreu geworden. Basilides soll, laut seinem eigenen Geständniß, Gotteslästerungen während einer Krankheit ausgestoßen, Martialis Christum öffentlich verläugnet, heidnische Gelage besucht, und seinen Sohn nach heidnischem Gebrauche beerdigt haben. Daß sie nach solchen Vorgängen ihr Bisthum nicht behalten konnten, sah wenigstens Basilides selbst ein, er erklärte sich zufrieden, wenn man ihm die Laienkommunion zugestehe, d. h. nur nicht ganz aus der Gemeinde verstoße. Die erledigten Stühle wurden von den benachbarten Bischöfen unter Zustimmung der betreffenden Gemeinden neu besezt, an Basilides Stelle trat Sabinus, Felix erhielt das Amt des Martialis. Kaum waren Beide von ihren Würden entfernt, als sie die Lust anwandelte, das Verlorne durch Schleichwege wieder zu erringen. Basilides wandte sich zu diesem Zwecke nach Rom an Stephanus, und bat ihn um seine Unterstützung. Wahrscheinlich that auch Martialis gleiche Schritte, obgleich verdeckter. Aus den spätern Vorgängen ergibt sich, daß Stephanus, der ohne Zweifel die schöne Gelegenheit benützen wollte, um seine Macht in Spanien auszudehnen, den Einflüsterungen der beiden falschen Priester geneigtes Gehör schenkte und damit umging, sie durch einen Machtspruch wieder in ihre Würden einzusetzen. Erschreckt durch die Umtriebe in Rom, von

denen ihnen Nachricht zugekommen seyn muß, eilten die beiden Männer, die an die Stelle der Abgesezten getreten waren, mit einem Empfehlungsschreiben des Bischofs von Saragossa versehen nach Carthago, wo sie bei ihrer Ankunft eine Synode von 37 Bischöfen versammelt antrafen. Sie legten derselben ihre Sache vor; einstimmig verdammte die Synode den Basilides und Martialis, und hieß die Wahl ihrer Nachfolger gut. Sofort verfaßte Cyprianus ein Synodalschreiben, worin er Sabinus und Felix für rechtmäßige Bischöfe erklärte, in heftigen Ausdrücken gegen die Abgesezten losbrach, und ihnen, wie jedem Andern, der denselben anhänge, als Schismatikern die Kirchengemeinschaft aufkündigte. Daß sie sich selbst nach Rom gewandt hätten, fügte er bei, vergrößere nur noch ihr Vergehen, weil sie es versucht, den minder unterrichteten, mit dem Zusammenhange der Sachen nicht recht bekannten Stephanus zu hintergehen. Cyprian drang wirklich durch, die abgesezten Priester erlangten die gewünschte Würde nicht mehr. Man kann sich nun denken, daß diese Entschlossenheit des karthagischen Bischofs und seiner Synode den Stolz des römischen Kirchenoberhaupts tief kränkte, wahrscheinlich um so tiefer, weil Cyprian im Grunde das Recht auf seiner Seite hatte. Eine Verschiedenheit des Taufgebrauchs, die in der römischen, und anderer Seits in den afrikanischen und kleinasiatischen Kirchen stattfand, bot dem Stephanus erwünschten Anlaß, sich an Cyprian zu rächen, und zugleich seiner eigenen Ehrsucht zu fröhnen. In Rom herrschte von jeher die Sitte, daß zum katholischen Bekenntniß übertretende Ketzer nur durch Händeauflegung geweiht, nicht von Neuem getauft wurden; man hielt die Taufe, welche sie früher von ihren ketzerischen Lehrern erhalten, für gültig. Der Streit mit den verhaßten Novatianern, welche alle zu ihrer Parthei Uebergehenden von Neuem tauften, machte überdieß die Römer noch eifersüchtiger auf Beibehaltung des alten Gebrauchs. Anders verhielt es sich in den Kirchen Afrika's und Kleinasiens. Dort hatte schon Tertullian *) die Ketzertaufe für nichtig erklärt, und durch eine von dem karthagischen Bischof Agrippinus um 200 abgehaltene zahlreiche Synode war dieselbe Ansicht zum Gesetz erhoben worden. Auch Cyprian pflichtete dieser Meinung bei, theils weil er Beschlüsse seines Amtvorgängers nicht fallen lassen wollte,

---

*) De baptismo cap. 15, de praescript. cap. 12, de pudicitia cap. 19.

theils wegen seiner strengen hierarchischen Begriffe. Denn da er nur die von rechtmäßig gewählten Bischöfen vertretene Kirche für die wahre hielt, jede andere Parthei als unchristlich verwarf, konnte er unmöglich irgend welche Verwaltung der Sakramente durch Ketzer gut heißen. Ebenso dachten auch die Kleinasiaten. Auf zwei Synoden zu Ikonium und Synnada, Städten in Phrygien, war schon vor einiger Zeit die Ungültigkeit der Ketzertaufe ausgesprochen worden; die Frage erhob sich dort aus Gelegenheit montanistischer Bewegungen. Firmilian, Bischof von Cäsarea erklärte die Nichtigkeit ketzerischer Taufe für apostolische Ueberlieferung, man wisse wenigstens nicht, wann der Grundsatz aufgekommen sey, und er müsse deßhalb auf Christus und die Apostel zurückgeführt werden. Diese Verschiedenheit der Gebräuche führte nun zu einem Streite, den Stephanus absichtlich gesucht zu haben scheint, aber erst im Laufe desselben stellte sich die eigenthümliche Ansicht beider Partheien recht heraus. Anfangs behauptete der römische Bischof jede Taufe, auch die durch Ketzer verwaltete, müsse gelten, und es sey unrecht, reuige Ketzer von Neuem zu taufen. Geschreckt durch das Geschrei seiner Gegner fügte er jedoch später die Bedingung bei, daß eine durch Ketzer ertheilte Taufe, um als vollwichtig zu genügen, unter Anrufung der Dreieinigkeit, d. h. wohl, nach der in den Evangelien vorgeschriebenen Formel erfolgt seyn müsse. Dagegen stellten die Afrikaner und Kleinasiaten folgende Grundsätze auf: „Ketzer und Schismatiker sind außerhalb der Kirche, folglich können sie auch keine heiligen Handlungen verrichten. Menschen, die von Solchen durch die Taufe geweiht wurden, sind daher als nicht getauft zu betrachten. Treten sie zur wahren Kirche über, so müssen sie von Neuem getauft werden. Dieß gilt jedoch nicht von Denen, welche einst zur wahren Kirche gehört, in ihr die ächte Taufe erhalten hatten, aber nachher zu irgend einer ketzerischen oder schismatischen Sekte abgefallen waren. Der spätere Irrthum hebt die Kraft des ächten Sakraments nicht auf. Kehren daher Solche in den Schooß der Kirche zurück, so dürfen sie nicht von Neuem getauft, sondern nur durch Händeauflegung geweiht werden.“

Wie der Streit begann, ist aus Mangel an Nachrichten nicht recht klar, doch sprechen sehr starke Gründe dafür, daß Stephanus zuerst die Kleinasiaten angriff. Wahrscheinlich hatte er von den Beschlüssen der Synoden zu Synnada und Ikonium durch Orientalen,

die sich in Rom aufhielten, Nachricht bekommen, und deßhalb die asiatischen Bischöfe durch Briefe aufgefordert, den römischen Gebrauch anzunehmen. Als Diese auf seine Zurede nicht achteten, mag der Kampf ausgebrochen seyn. Gewiß ist, daß er in einem Schreiben, von welchem Dionysius, der Alexandriner, eine kurze Anzeige mittheilt *), in den hochfahrendsten Ausdrücken sämmtlichen Orientalen, als Wiedertäufern, die Kirchengemeinschaft aufkündigte. So standen die Sachen zwischen Rom und den Kleinasiaten, als auch Cyprian, obwohl zunächst nur mittelbar, in den Streit verwickelt wurde. Numidische Bischöfe fragten bei ihm an, ob Ketzertaufe gültig sey, allem Anschein nach waren sie zu dieser Frage durch den damals obschwebenden Kampf gegen die Novatianer veranlaßt worden. Da leztere Parthei jede außer ihrer Gemeinde vollzogene Taufe verwarf, mögen jene katholischen Bischöfe, um einen Grund mehr gegen die verhaßten Schismatiker zu haben, zu dem Wunsch bestimmt worden seyn, daß die Taufe der Ketzer für gültig erklärt werde. Eben war eine Synode von 31 Bischöfen in Carthago versammelt, als die Frage einlief. Cyprian legte sie der Versammlung vor, und auf seinen Antrag wurde gegen die Gültigkeit der Ketzertaufe entschieden. Ob er damals schon die abweichende Meinung des Stephanus, und seine Zerwürfnisse mit den Kleinasiaten kannte, ist ungewiß; wohl aber läßt ein, wenige Monate späterer Brief Cyprians an den mauritanischen Bischof Quintus vermuthen, daß er zur Zeit der Abfassung dieses Schreibens schon von jenen Vorgängen unterrichtet war. Auf eine Anfrage des Mauritaniers nämlich, die kurze Zeit nach Abhaltung der eben erwähnten Synode eingelaufen seyn muß, und in welcher der Fragsteller sich zu Gunsten der Ketzertaufe aussprach, überschickte ihm Cyprian eine Abschrift der gefaßten Beschlüsse, und fügte in einem mitfolgenden Briefe mehrere Gründe gegen die Gültigkeit der ketzerischen Taufe bei. Unter Anderem sagt er dann weiter: „in Angelegenheiten, wie die vorliegende, entscheide nicht das Alter der Gewohnheit, sondern nur die Vernunft und die Wahrheit, denn auch Petrus, den der HErr zuerst erwählte, und auf den Er seine Kirche gründete, habe keineswegs, als er mit Paulus wegen der Beschneidung in Zwiespalt gerieth, sich über seinen Mitapostel ungebührlich erhoben, noch blinden Gehorsam von

*) In der Kirchengeschichte des Eusebius Buch 7, 5.

ihm auf anmaßende Weise gefordert. Nicht sah er auf Paulus herab, weil Dieser einst Verfolger der Kirche gewesen, sondern er nahm den Rath der Wahrheit an, und stimmte den besseren Gründen bei, welche Paulus vorbrachte. Er gab uns dadurch ein Vorbild der Eintracht und der Verträglichkeit, daß wir nicht hartnäckig das Unsrige lieben, sondern heilsame Lehren von unsern Brüdern und Amtsgenossen freundlich annehmen sollen“ u. s. w. Kaum kann man sich darüber täuschen, daß dieß stumme, gegen die Anmaßungen des Stephanus gerichtete Hiebe sind. Folglich mußte Cyprian damals mit den Streitigkeiten zwischen dem römischen Kirchenhaupte und den Asiaten bekannt seyn.

Trotz aller dieser Bemühungen waren aber die Skrupel vieler afrikanischen Bischöfe noch nicht beschwichtigt, wahrscheinlich weil Einflüsterungen von Rom her ihre Standhaftigkeit zu erschüttern, und sie von Cyprian loszutrennen suchten. Cyprian berief daher im Jahre 255 eine zweite Synode wegen des Taufstreits, auf welcher 71 Bischöfe erschienen; abermal fiel die Entscheidung im Sinne Cyprians aus. Die gefaßten Beschlüsse wurden nun dem Stephanus mitgetheilt; am Ende des Begleitungsschreibens deutet Cyprian darauf hin, daß er die Hoffnung aufgegeben habe, seinen römischen Amtsgenossen für den afrikanischen Gebrauch zu gewinnen, aber anderer Seits von ihm Verträglichkeit erwarte. „Wir wollen“, sagt er, „in dieser Sache Niemand Gewalt anthun, noch ein Gesetz vorschreiben; jeder Bischof hat in Verwaltung der ihm anvertrauten Gemeinde seinen freien Willen, möge er ihn so gebrauchen, daß er einst Rechenschaft ablegen könne vor dem Herrn.“ Gleichwohl liefen auch nach Abhaltung der zweiten Synode neue Anfragen über die Ketzertaufe ein. Jubajanus, Bischof einer afrikanischen Stadt, war durch ein gegen die Cyprianische Ansicht in Afrika verbreitetes Schreiben bedenklich geworden, theilte dasselbe dem karthagischen Bischof mit und bat ihn um Beschwichtigung seiner Gewissensscrupel. Wir erfahren nicht weiter, worin das erwähnte Schreiben bestand, aller Wahrscheinlichkeit nach war es jedoch nichts anders als der Absagebrief des Stephanus an die Orientalen, worin Dieser die Ansicht widerlegte, die mit den Orientalen auch Cyprian theilte. Sicherlich hatte man sich, aus begreiflichen Gründen, zu Rom Mühe gegeben, jener Urkunde in Afrika größtmögliche Verbreitung zu verschaffen. In seiner Antwort an Jubajanus suchte Cyprian die Bedenklichkeiten

seines Amtsgenossen zu lösen. Dieser hatte hauptsächlich daran Anstoß genommen, daß man sich durch Wiederholung der Taufe den Novatianern gleichstelle, die damals so große Unruhen erregten. Cyprian stellt hiegegen den schon oft von ihm vorgetragenen Grundsatz auf: daß die wahre Kirche auf das Verfahren der Ketzer keine Rücksicht nehmen dürfe, unmöglich könne sie ihren Rechten darum entsagen, weil sie von Jenen mißbraucht würden. Besonders merkwürdig ist der Schluß des Briefs, an welchem er seine Verträglichkeit auf eine schöne Weise ausspricht. Nachdem er noch einmal erklärt, daß er von seinen Ansichten nicht abweichen werde, endigt er mit folgenden Worten: „Dieß schreibe ich dir nach meinen geringen Kräften, mit kurzen Worten, theuerster Bruder, ohne jedoch irgend Jemand überreden noch vorschreiben zu wollen, daß nicht jeglicher Bischof thue, was er für recht hält, da ihm ja freier Entschluß zusteht. Ich will, so viel an mir ist, mit meinen Amtsgenossen und Mitbischöfen wegen der Ketzer keineswegs hadern, sondern mit denselben göttliche Eintracht und Frieden im Herrn halten: zumal da auch der Apostel sagt (1. Cor. XI. 16.): Ist aber unter Euch Jemand zanksüchtig, so wisse er, daß wir solches Betragen nicht billigen, und auch die Gemeinde des Herrn nicht. Mit Geduld und Sanftmuth soll von uns die geistige Liebe, die bischöfliche Ehre, das Band des Glaubens und die Eintracht des Priesterthums aufrecht erhalten werden." Zugleich legte er dem Briefe an Jubajanus seine um diese Zeit verfaßte Schrift über christliche Geduld bei. Cyprians Bemühungen erreichten in Betreff des afrikanischen Bischofs den beabsichtigten Zweck, denn Jubajanus stimmte bei dem dritten karthagischen Concil schriftlich für die Ansicht Cyprians und dankte für die erhaltene Belehrung. Aber nicht so gut glückte es dem karthagischen Bischof mit seinen römischen Amtsgenossen. Stephanus beantwortete das oben angeführte Synodalschreiben in stolzen und absprechenden Worten, und erklärte, auf den römisch-apostolischen Gebrauch pochend, die Wiederholung der Taufe für eitel Ketzerei. Cyprian ließ es sich nicht verdrießen, ihn abermal durch Vernunftgründe eines Bessern überzeugen zu wollen: „es sey widersinnig, die Taufe der Ketzer gelten zu lassen, und denselben dennoch beim Uebertritt in die katholische Kirche durch Händeauflegung den heil. Geist zu ertheilen. Auch die Berufung auf den apostolischen Gebrauch der römischen Kirche

beweise nichts, Stephanus bürde dadurch den Aposteln falsche Ansichten auf, und mache sie, so viel an ihm sey, zu Mitschuldigen ketzerischer Irrlehre. Gewohnheit ohne Wahrheit sey veralteter Irrthum, in solchen Dinge müsse man auf den Urquell göttlicher Erkenntniß, die heil. Schrift zurückgehen." Die hier erwähnten beiden Schreiben des Stephanus an Cyprian, und umgekehrt, sind verloren gegangen, doch ersieht man aus dem übrigen Briefwechsel Cyprians mit Sicherheit, daß sie erlassen wurden, und zwar in dem angegebenen Sinne. Auf die lezte Erklärung Cyprians erfolgte nun eine Antwort des Stephanus, deren übermüthiger Ton die ganze damalige Christenheit empörte. Stephanus vergaß sich soweit, Cyprian einen Widerchrist, einen falschen Apostel und verworfenen Miethling zu schelten, und sagte ihm die Kirchengemeinschaft auf. So bitter auch Cyprian durch dieses unentschuldbare Betragen gekränkt war, gewann er es dennoch über sich, noch einen versöhnlichen Schritt zu thun. Er schickte eine Gesandtschaft an Stephanus zu friedlicher Beilegung der Sache, allein so erbost war der römische Priester, daß er die Abgesandten gar nicht vor sich ließ, und sogar seiner Gemeinde untersagte, dieselben gastfrei zu beherbergen. Nun erst, nachdem jede Möglichkeit einer freundlichen Ausgleichung verschwunden, dachte Cyprian darauf, sich selbst sicher zu stellen. Der Streit zwischen ihm und Stephanus konnte bisher als ein persönlicher erscheinen, jezt war es Zeit, zu zeigen, daß die ganze afrikanische Kirche die Sache des Stuhls von Carthago für die ihrige ansehe. Nachdem die Gesandten unverrichteter Dinge aus Rom zurückgekehrt waren, berief Cyprian auf den 1. Sept. des Jahrs 256 eine große Synode, die dritte während des Ketzerstreits. Fünf und achtzig afrikanische, numidische, mauritanische Bischöfe erschienen, zwei weitere schickten ihre Abstimmung schriftlich ein. Außerdem kam eine bedeutende Anzahl von Presbytern, Diakonen, selbst Laien. Cyprian legte der Synode den bisher geführten Briefwechsel vor, das Betragen des Stephanus wurde schonungslos in seiner Blöße dargestellt. Hierauf gab jeder Anwesende einzeln seine Stimme ab, die sämmtlich auf uns gekommen sind. Einmüthig pflichteten Alle der Ansicht Cyprians bei, und überboten einander in heftigen Ausdrücken gegen die Ketzertaufe. Cyprian ärntete jezt die wohlverdienten Früchte mannigfacher Tugend, der Standhaftigkeit, der Mäßigung; sämmtliche Bischöfe Afrika's, von denen doch mehrere

vorher geschwankt, stehen zu ihm wie Ein Mann. Auch jezt noch, im Taumel des Siegs, blieb er sich gleich, er erklärte am Schlusse der Synode, daß kein Katholike, wenn er auch andere Ansichten über die Taufe der Ketzer hege, von der Gemeinschaft der afrikanischen Kirche ausgeschlossen seyn solle. Ehrenvoll für Cyprian stach diese Milde gegen die Härte des Römers ab. Doch nicht nur Afrika, auch der Orient nahm für den Bischof von Carthago Parthei. Cyprian schickte an die Kleinasiaten, namentlich an Firmilian, welcher gleiche Behandlung von Stephanus erfahren, eine Gesandtschaft ab, die mit offenen Armen aufgenommen wurde. Bei ihrer Rückkehr brachte sie ein Schreiben *) Firmilians mit, in welchem dieser sein Herz in bitteren Bemerkungen gegen Stephanus ergoß, und die vollkommene Uebereinstimmung der Kirchen seiner Provinz mit den carthagischen Beschlüssen aussprach. Ebenso erklärte sich Dionysius von Alexandrien für Cyprian. Die Spaltung zwischen Rom und Afrika dauerte fort, aber nur bis zum (257) erfolgten Tode des Stephanus; unter dessen Nachfolger, Sixtus II., (auch Xystus genannt) wurde der Friede wieder hergestellt, ohne daß man sich sofort über die Ketzertaufe vereinigt hätte. Noch im vierten Jahrhundert folgten viele morgenländische Bischöfe der Ansicht Cyprians, allmählig erhielt jedoch, unterstüzt durch das steigende Ansehen des Stuhls Petri, der römische Gebrauch allgemeine Geltung.

Die erste Pflicht des Geschichtschreibers, Unpartheilichkeit, nöthigt uns, hier einige Bemerkungen einzuschalten. Wer den Streit zwischen Stephanus und Cyprian nur obenhin und besonders mit protestantischen Vorurtheilen liest, wird das Betragen des einen unerhört mild, die Anmaßungen des andern himmelschreiend finden. Doch ist es gewiß, daß Beide unter dem Einflusse allgemeiner Zeitbegriffe handelten, welche ein etwas anderes Licht auf den ganzen Vorgang werfen. Immerhin glaubte Cyprian mit den meisten Vätern seines Zeitalters, daß die Bischöfe einander gleich an Ansehen seyen. So sagt er z. B. in der Schrift über die Einheit der Kirche: **) „alle Apostel waren Dasselbe, was Petrus, mit gleicher Ehre und Macht ausgerüstet. Die bischöfliche Gewalt ist nur Eine, von der Jeder

*) Der 75ste in der Briefsammlung bei den Werken Cyprians.
**) S. 187.

seinen Theil besitzt.“ Aehnliche Aeußerungen aus den Briefen haben wir oben angeführt. Allein anderer Seits herrschte damals der Glaube, daß die Bischöfe nicht nur ihre besondere Verpflichtung gegen die Gemeinde, der Jeder vorstand, sondern allgemeine gegen die ganze Kirche hätten, und daß somit Allen das gleiche Recht zustehe, da, wo einzelne Häupter von den kirchlichen Grundgesetzen abwichen, durch Ermahnungen, selbst durch Strafen gegen die Schuldigen einzuschreiten. Cyprian spricht diesen Grundsatz in einem Briefe an Stephanus *) mit dürren Worten aus: „Darum, mein theuerster Bruder, ist der vielgliederige Leib des christlichen Priesterthums durch den Kitt gegenseitiger Eintracht, durch das Band der Einheit verbunden, damit, wenn Einer aus unserer Genossenschaft (ex collegio nostro) eine Ketzerei begeht, und die Heerde Christi zu zerreißen und zu verheeren sich unterfängt, die Uebrigen einschreiten und als heilsame und erbarmungsvolle Hirten die Schaafe des Herrn als ein Ganzes behandeln.“ Nicht nur Cyprian, fast alle andern Bischöfe beobachteten diesen Satz als allgemeine Regel. Cyprian ging noch weiter. Beherrscht von einer, wenigstens unter den Lateinern verbreiteten Ueberzeugung, räumte er dem Stuhle Petri größere Rechte ein, als den übrigen Bischöfen. In der bereits angeführten Stelle aus dem Buche über die Einheit der Kirche, sagt er unter Anderem: „alle Apostel haben zwar dieselbe Würde, wie Petrus, von Christo empfangen, aber doch ertheilt der Herr dem Petrus besondere Gewalt, doch überträgt Er ihm insbesondere das Amt, die Schaafe zu hüten, doch äußert Er, daß Er auf ihn seine Kirche baue; Er wollte dadurch anzeigen, daß die Einheit des Priesterthums sich an Einen Punkt knüpfe.“ Noch deutlicher nennt er im 55sten Brief an Cornelius den Stuhl Petri „die erste unter den Kirchen, von welcher die Einheit des Priesterthums ausgegangen.“ (Petri cathedra, ecclesia principalis, unde unitas sacerdotalis exorta est.) Allerdings lassen diese Ausdrücke noch verschiedene Deutungen zu, obgleich sie im Ganzen klar für ein bedeutendes Vorrecht des römischen Bisthums zeugen. Sehen wir daher, wie Cyprian handelte. Während des Novatianischen Streits war Marcianus, Bischof von Arles in

*) Nro. 67.

Gallien, zur Parthei des römischen Schismatikers übergetreten. Daß er nach diesem Schritte nicht in Gemeinschaft mit der übrigen Kirche bleiben könne, sah Marcianus selbst ein, er rühmte sich sogar, nicht sowohl aus der Kirche ausgetreten zu seyn, als dieselbe seiner Theilnahme beraubt zu haben. Durch solche unvorsichtige Aeußerungen erbittert, wandte sich der Bischof von Lyon, Faustinus, gleich nach wiederhergestellter Ruhe, an die Häupter der vornehmsten Kirchen des Abendlandes, Stephanus und Cyprianus, und ersuchte sie, den Schismatiker abzusetzen. Stephanus that nichts, vielleicht weil er erst den Beklagten vor seinen Richterstuhl ziehen wollte, auch Cyprian blieb Anfangs ruhig, vermuthlich, um dem römischen Bischof nicht vorzugreifen. Als er jedoch einen zweiten, noch dringenderen Brief von Faustinus erhielt, schrieb er an Stephanus, stellte ihm die Nothwendigkeit vor, durch Entfernung des Marcianus die früher gefaßten Beschlüsse aufrecht zu halten, und bat ihn, möglichst schnell einzugreifen, und den Stuhl von Arles durch einen Andern zu besetzen. Ist es nicht handgreiflich, daß Cyprian durch diesen Schritt dem römischen Bischof ein Vorrecht einräumte, das mit der sonst behaupteten Gleichheit der übrigen Bischöfe nicht zusammen bestehen konnte. Man müßte daher sagen, Cyprian sey in dem Streite mit Stephanus seinen eigenen Ansichten untreu geworden, wenn nicht die rohe Gewalt, mit welcher der Römer damals verfuhr, den Widerstand des Carthaginensers in einem andern Licht erscheinen ließe. Im Uebrigen hat die Verehrung, welche Cyprianus, wie viele seiner Landsleute, gegen den römischen Stuhl hegte, sicherlich noch andere Gründe, als theologisch-christliche. Es war der latinische Genius, der hierin aus ihnen spricht. So tief war diesem thatkräftigen Geschlecht das Bewußtseyn eingewachsen, ohne Einheit der Macht und des Befehls könne nichts Großes auf der Erde geschaffen werden, daß sie, auch als Christen, denselben politischen Glauben auf die Kirche übertrugen. Fortwährend blieben ihre Blicke auf das magisch die Gemüther beherrschende Rom gerichtet, nur nicht mehr den palatinischen Berg und das Capitol, sondern den Stuhl Petri hatten sie im Auge. Daher kommt es wohl, daß Cyprian im heftigsten Kampfe, und während sein Gefühl durch die rücksichtslosen Ausfälle des Stephanus auf's Aeußerste gereizt war, doch immer eine bebewunderungswürdige Schonung gegen Rom bewies. Wir bekennen,

daß er uns wegen dieser, offenbar nationalen, Gesinnung, nur um so ehrwürdiger erscheint. Aber auch das Betragen des Stephanus verliert, so betrachtet, einen Theil seiner Härte. Er übte ein, von seinen christlichen Volksgenossen zugestandenes Recht aus, nicht nur sofern er die Einheit des Gebrauchs in der ganzen Kirche wahren, sondern auch sofern er die römische Gewohnheit, als die der angesehensten apostolischen Gemeinde, den übrigen zumuthen wollte. Sein Fehler bestand darin, daß er dieß mit unverkennbarer Anmaßung durchzusetzen suchte.

Wir wollen den Bischof von Carthago noch bis zum Ende seiner rühmlichen Laufbahn begleiten. Durch einen Aufstand des Heers hatte Valerian im Jahr 255 den blutigen Thron der Cäsaren bestiegen. Anfangs schien er der Kirche so geneigt, daß selbst manche seiner Höflinge Christen wurden. Aber zu Ende des Jahrs 256 änderte er seine Gesinnung. Dionysius von Alexandrien*) berichtet, Macrianus, ein einflußreicher Hofbeamter, der Anhänger der ägyptischen Heiligthümer, und darum Feind der Christen gewesen seyn soll, habe den Kaiser umgestimmt. Vielleicht waren andere Gründe im Spiele, von denen wir später sprechen wollen. Die Verfolgung begann mehreren Spuren nach im Spätjahr 256, und zwar zuerst in Italien. Als eines ihrer Opfer fiel, wie es scheint, der römische Bischof Stephanus, Urheber jenes ärgerlichen Streits, er starb den 2. August 257. Sein Nachfolger, Sixtus II., blieb kaum ein Jahr im Amte, schon am 6. August 258 wurde er auf einem römischen Gottesacker als Märtyer hingerichtet. Fast alle römischen Bischöfe bezahlten damals, wie man sieht, ihre Würde mit dem Leben. Nach dem Tode des Sixtus wurde Dionysius, ein geborner Grieche, auf den Stuhl Petri erhoben. Im Sommer 257 erstreckte sich die Verfolgung auch nach Afrika. Doch scheint der Prokonsul Anfangs nur den Befehl erhalten zu haben, die Bischöfe aus ihren Sitzen zu verbannen, keineswegs sie sogleich, wenn sie das Opfer verweigern würden, zum Tode abführen zu lassen. Am 30. Aug. 257 beschied der Prokonsul Aspasius Paternus den Bischof von Carthago vor sich, und eröffnete ihm den Willen des Kaisers, daß Jedermann am heidnischen Götterdienst Theil nehmen müsse. Cyprian erwiederte: er

*) Bei Eusebius K. G. VII., 10. 11.

sey christlicher Bischof, Verehrer des alleinigen Gottes, Schöpfers von Himmel und Erde, zu welchem er täglich für das kaiserliche Haus bete. Opfern könne und werde er nicht. Hierauf erklärte ihm der Prokonsul, daß er nach Curubis verbannt sey. Dieses Städtchen lag in der Provinz Zeugitana. Durch Soldaten wurde er dahin abgeführt, doch durfte er einige Gefährten mit sich nehmen, darunter auch seinen Diakon Pontius, der Cyprians Leben beschrieben hat. Gleich nach seiner Ankunft in Curubis hatte Cyprian in der Nacht ein Gesicht, welches ihm, laut seiner eigenen Angabe, den bevorstehenden Tod verkündigte. Er sah sich im Traume vor dem Tribunal stehen, und erblickte einen Jüngling, der durch eine Bewegung mit dem Schwerte ihm anzeigte, daß er enthauptet werden solle. Seine im Traume vorgetragene Bitte, daß ihm zu Besorgung seiner Angelegenheiten ein Tag gegönnt werden möge, ward gewährt. Dieser Tag hat nach der Berechnung des Pontius ein Jahr gedauert, da die Hinrichtung Cyprian's ein Jahr später auf denselben Tag fiel. Gegen 10 Monate blieb Cyprian in der Verbannung zu Curubis, und genoß während dieser Zeit anständiger Freiheit. Er blieb nicht nur mit der Gemeinde zu Carthago durch hin- und herreisende Cleriker in steter Verbindung, sondern wechselte auch noch vorhandene Briefe mit numidischen, in die Bergwerke verurtheilten Bischöfen, die er zur Standhaftigkeit ermahnte, und sogar mit Geld unterstützen konnte.

Bald sah jedoch Valerianus, daß die bisher angeordneten Maßregeln gegen die Christen nicht zum erwünschten Ziele führen würden. Größere Strenge wurde beschlossen. Auf das Gerücht hin, daß Etwas der Art im Werk sey, ließ der Prokonsul den Bischof aus Curubis nach Carthago abholen, und befahl ihm, sich einstweilen in einem Landgütchen bei der Stadt aufzuhalten. Um sich Gewißheit zu verschaffen, was er zu hoffen und zu fürchten habe, schickte Cyprian einige Vertraute nach Rom, die ihm bald darauf das neu erlassene kaiserliche Edikt überbrachten. Dasselbe verfügte Todesstrafe gegen jeden widerspenstigen Geistlichen, gestattete zwar bei Laien einige Rücksicht auf ihren bürgerlichen Rang, verfügte jedoch, daß auch ihrer bei längerer Weigerung nicht geschont werden solle. Zugleich mit dem Edikt erhielt Cyprian die Nachricht von dem in Rom erfolgten Märtyrertode seines Amtsgenossen Sixtus. Cyprian meldet Dieß alles in einem auf uns gekommenen

Briefe an den Bischof Successus, und sieht mit der größten Gefaßtheit dem Tode entgegen. Nach dem Berichte des Pontius forderten auch dießmal seine Freunde den Bischof dringend auf, sich der Hinrichtung durch die Flucht zu entziehen, und boten ihm ein sicheres Versteck an. Cyprian wies jedoch den Antrag ab, eingedenk, daß er der Kirche Jesu einen Tod schuldig sey. Aus einem der Briefe, die er um jene Zeit schrieb, erfahren wir einen andern merkwürdigen Zug. Der Prokonsul befand sich gerade in Utika, als der geschärfte kaiserliche Befehl einlief, und Cyprian hatte Ursache zu glauben, daß ihn der römische Beamte dorthin werde zur Hinrichtung abführen lassen. Da er durchaus in seiner Gemeinde sterben wollte, um ihr ein Beispiel christlicher Standhaftigkeit zu geben, entfernte er sich heimlich aus dem Landgute bei Carthago, und verbarg sich an einem den Behörden unbekannten Orte. Von hier aus schrieb er seinen lezten Brief an die Gemeinde zu Carthago, beschwor sie, ruhig zu bleiben, zugleich sprach er den Wunsch aus, daß Keiner sich unaufgefordert den Heiden überliefern, und folglich den Märtyrertod suchen solle. Sobald er vernahm, daß der Prokonsul nach Carthago zurückgekehrt sey, und die Verfolgungsbefehle selbst zu vollstrecken gedenke, eilte er wieder nach dem Landgute. Der Prokonsul des Jahrs hieß Galerius Maximus. Den 13. September ließ er den Bischof durch zwei Gerichtsdiener aus dem Garten nach Carthago abführen. Diese Leute hoben ihn auf einen Wagen, sezten sich neben ihn, und brachten ihn noch am selbigen Tage in's Verhör, allein er wurde für heut entlassen, und einem Beamten zur Bewachung übergeben. Beabsichtigte vielleicht der Prokonsul, dem christlichen Bischof, den er achten mußte, eine lezte Gelegenheit zur Flucht offen zu lassen? Pontius erklärt die Sache anders, er sieht in dem Aufschub eine göttliche Fügung, damit der Bischof gerade an dem, durch das oben erzählte Gesicht vorausbestimmten Tage sterbe. Das Gerücht von der Anwesenheit des verehrten Oberhirten verbreitete sich schnell in der Stadt, ein großer Haufe christlichen Volks strömte vor dem Hause zusammen, in welchem er bewacht wurde. Da die Menge auch während der Nacht blieb, so trug Cyprian Sorge, daß keine Unschicklichkeiten vorfielen, daß besonders die anwesenden Jungfrauen geachtet würden. Am andern Morgen, den 14. Sept. 258, in der Frühe, ließ ihn der Prokonsul vor sich bringen. Auf die Anfrage, ob er dem kaiserlichen

Befehl Genüge leisten wolle, antwortete er, wie im vorhergehenden Jahre: er sey christlicher Bischof, Verehrer des Einen Gottes, der Himmel und Erde geschaffen, und werde den Götzen nicht opfern. Sofort wurde ihm das Todesurtheil verlesen, das auf Hinrichtung mit dem Schwerte lautete. Cyprian erwiederte: Gott sey gelobt. Unter Begleitung vieler Menschen ward er vor die Stadt, auf einen ebenen, mit Bäumen bepflanzten Platz geführt. Hier kniete er nieder, betete, und gebot seinen Diakonen, als der Scharfrichter herannahte, demselben nach vollendeter That 25 Goldstücke auszubezahlen. Mit zitternden Händen vollstreckte der Scharfrichter sein Amt. Die Leiche wurde in der Nähe von den Christen begraben. Schon sehr frühe ist Cyprian als Heiliger verehrt worden. Zu Augustins Zeiten gab es zwei nach seinem Namen genannte Kirchen in Carthago, die eine an der Stelle, wo er gerichtet ward, die andere auf seinem Grabe. Geiserich, der Vandalenkönig, hat später beide zerstört. In Carls des Großen Tagen sollen zwei fränkische Edle, die von einer Gesandtschaft an Harun Alraschid zurückkehrten, die Gebeine des Heiligen, oder was dafür galt, nach Frankreich gebracht haben. Seitdem rühmen sich drei Kirchen, eine zu Venedig, eine andere zu Compiegne, die dritte zu Rosnay in Flandern, diese Reliquien zu besitzen.*)

d) das Meletianische Schisma.

Von Valerianus bis auf Diokletian gab es keine größere Spaltung weder in der lateinischen noch in der griechischen Kirche. Aber als der letztgenannte Kaiser gegen die Christen zu wüthen begann, brachen zwei Schismen aus, das eine in Aegypten durch Meletius, das andere in Karthago durch Majorinus und Donatus. Zu beiden gab, wie zu den früher geschilderten, übertriebene Strenge in Handhabung der Sittenzucht Anlaß. Die Meletianische Spaltung hat sonst auffallende Aehnlichkeit mit denen des Felicissimus und Novatianus, so daß man fast auf einen geheimen historischen Zusammenhang schließen sollte. Als die Blutbefehle nach Aegypten kamen, entzog sich, wie es scheint, der Bischof von

*) Wir sind in Schilderung der Geschichte Cyprians hauptsächlich dem wohlgeschriebenen Buche von Rettberg gefolgt, das den Titel führt: Thascius Cäcilius Cyprianus, Bischof von Carthago. Göttingen 1831, 8.

Alexandrien, gleich Cyprian, dem ersten Andrange der Verfolgung durch die Flucht. Viele ägyptische Christen fielen, durch Drohungen oder Martern geschreckt, vom Glauben ab, meldeten sich aber nachher zur Wiederaufnahme in die Kirche. Es herrschte, wie früher in Karthago, unter den standhaft Gebliebenen Verschiedenheit der Ansicht über die Maßregeln, welche in Betreff der Gefallenen zu nehmen seyen. Der geflohene Bischof Petrus entschied für ein mildes Verfahren; wie es scheint von seinem Versteck aus, erließ er im Jahr **306** einen Hirtenbrief an seine Gemeinde, in welchem er allen denjenigen, die durch die Gewalt der Marter sich zu augenblicklicher Verläugnung hinreißen ließen, aber nachher bereuten, große Schonung bewies. Desto strenger war er gegen Andere. Manche Christen hatten während der Verfolgung die Schändlichkeit begangen, daß sie ihre christliche Sklaven zwangen, in ihrem Namen den Götzen zu opfern, indem sie auf diese Weise zugleich den Gott des neuen Testaments und den römischen Kaiser zu befriedigen rechneten. Der Bischof legte den Knechten eine einjährige, den Herrn dagegen eine dreijährige Bußzeit auf. Gleich streng verfuhr er gegen Geistliche, die sich durch freiwillige Selbstanklage vor den Heiden zum Märtyrertode gedrängt, aber dann im Angesichte des Todes den Muth verloren und Christum verläugnet hatten. Gewiß waren diese Grundsätze eben so gerecht als weise, wenn auch aus den Bestimmungen gegen die gefallenen Cleriker ein verdecktes Bestreben, seine eigene Flucht zu rechtfertigen, hervorleuchten mag. Eine mächtige Parthei erhob sich jedoch gegen den Bischof und seine Ansichten von der Buße. Viele Geistliche befanden sich damals im Kerker, Mehrere derselben drangen darauf, daß alle Gefallene bis nach völliger Wiederherstellung der Ruhe von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen bleiben müßten, und daß ihnen erst alsdann, wenn sie nämlich zuvor aufrichtige Reue an den Tag gelegt, nach dem Verhältnisse ihrer Schuld Vergebung zu Theil werden dürfe. An der Spitze der strengen Parthei stand Meletius, Bischof von Lykopolis in Thebais, der den nächsten Rang nach dem Oberhirten von Alexandrien einnahm. Die späteren Vorgänge machen es wahrscheinlich, daß Meletius nicht blos die Aufrechthaltung der Kirchenzucht im Auge hatte, sondern nebenbei darauf ausging, seinen Vorgesetzten, den Bischof Petrus unter heiligen Vorwänden aus dem Amte zu verdrängen, und sich statt seiner des ersten Stuhls in

Aegypten zu bemächtigen. Meletius erhielt nämlich, man weiß nicht wie, seine Freiheit wieder, während noch viele der mildergesinnten Cleriker im Kerker schmachteten, und nun benützte er die Abwesenheit des Bischofs Petrus zum Nachtheil desselben, durchreiste den alexandrinischen Kirchensprengel, benahm sich als geistlicher Herr, erkannte Die nicht an, welchen Petrus die Leitung der verwaisten Gemeinden anvertraut hatte, setzte nach Willkür Priester ab und ein. Seine Anhänger rühmten sich, daß bei ihnen die einzig wahre Kirche der Märtyrer sey. Vier ägyptische Bischöfe aus der Zahl der gefangenen Bekenner erklärten sich nachdrücklich gegen den Unfug. Petrus selbst erließ ein Schreiben an die alexandrinische Gemeinde, in welchem er derselben verbot mit Meletius zu verkehren, bis er die Sache mit andern Bischöfen untersucht haben würde; als Meletius auf diese Mahnungen nicht achtete, schloß endlich Petrus, wahrscheinlich in Folge seiner Rückkehr nach Alexandrien, den Widerspenstigen von der Kirchengemeinschaft aus. Im Jahr 311 starb Petrus den Märtyrertod zu Alexandrien. Gleichwohl hörte auch unter seinem Nachfolger Alexander, die von Meletius erregte Spaltung nicht auf. Das Concilium von Nicäa suchte sie durch vermittelnde Beschlüsse beizulegen. Es verordnete, daß Meletius ohne Amt, obgleich mit Beibehaltung seines Titels, in Lykopolis bleiben, aber fürder keine Priester mehr weihen dürfe. Dagegen sollten die von ihm bisher eingesetzten Cleriker in ihren Stellen verharren, jedoch im Range den vom alexandrinischen Oberhirten Geweihten nachstehen. Auf den Fall, daß letztere früher mit Tod abgingen, ward erstern das Recht zuerkannt, in die Aemter der Gestorbenen einzutreten, sofern nämlich die betreffenden Gemeinden und der Oberbischof von Alexandrien seine Zustimmung ertheilte. Nichts desto weniger dauerte das Meletianische Schisma, durch die arianischen Streitigkeiten von Neuem angefacht, bis ins fünfte Jahrhundert fort*).

*) Die Berichte der alten Quellen über Meletius widersprechen sich ungemein. Vorliegende Darstellung ist aus ihren verschiedenen Angaben kombinirt und zwar nach dem Vorgange Neanders, den der günstige Leser, II a. 497 flg. vergleichen wolle. Die besten und sichersten Quellen sind die von Maffei in seinem Buche osservazioni letterarie Tom. III. S. 11, Verona 1738 mitgetheilten Urkunden.

e) Das Donatistische Schisma.

Noch größern Lärm, als das Meletianische Schisma, erregte das Donatistische, das um dieselbe Zeit aus gleicher Veranlassung in Carthago ausbrach. Die Grausamkeit der Diokletianischen Verfolgung entzündete unter den heißblütigen Afrikanern einen wilden, oft durch unlautere Triebfedern gestachelten Glaubenseifer. Zwar die Meisten verläugneten, opferten, oder lieferten die heiligen Bücher aus, die auf Befehl des Kaisers zum Verbrennen gefordert wurden, aber nicht Wenige erklärten trotzig, daß sie zwar Bibeln hätten, aber nie herausgeben würden, und drängten sich um die Wette zum Märtyrertode. Nachdem der ärgste Stoß vorüber war, zeigten sich, wie immer bei solchen Fällen, innere Zerwürfniße in der Gemeinde: von der einen Seite Anklagen der Treugebliebenen gegen die Schwachen, von der andern Umtriebe Dieser, um die Folgen ihres Falls abzuwenden. An der Spitze der Eiferer stand der numidische Bischof Sekundus von Tigisis. Als im Jahre 305 unter dem Vorsitze dieses Mannes eine numidische Provincialsynode in Cirta zur Wahl eines neuen Bischofs für die genannte Stadt gehalten wurde, eröffnete Sekundus die Versammlung mit dem Bemerken, daß erst untersucht werden müsse, ob unter den Anwesenden kein traditor sey — so nannte man Diejenigen, welche an die heidnische Obrigkeit Bibeln übergeben hatten. Viele der Versammelten waren entweder durch das Gerücht dieses Fehltritts beschuldigt, oder hatten ihn wirklich begangen. Es erhob sich daher lebhafter Widerspruch gegen den Antrag des Vorsitzenden, zuletzt sah er sich genöthigt die Frage fallen zu lassen, und das Vergangene Gott anheim zu stellen, weil wegen der Menge der Verdächtigen ein gefährlicher Zwiespalt in der Kirche unvermeidlich schien. Dieß war jedoch nur das Vorspiel eines heftigeren Kampfes. Während der Verfolgung saß auf dem Stuhle zu Carthago Mensurius, nach allen, aus Partheigeist sich sehr widersprechenden, Nachrichten zu schließen, viel weniger ein nach der Märtyrerkrone dürstender Heiliger, als ein überlegter und gewürfelter Geschäftsmann, der seine hohe Stellung als Bischof von Carthago und erster geistlicher Vorsteher des prokonsularischen Afrika nicht leichten Kaufes preisgeben, sondern mit kluger Umsicht gegen die heidnische Obrigkeit verfahren, die Leidenschaften möglichst beschwichtigen, und nur soviel thun wollte als unumgänglich nöthig war. Wenigstens machen auf den Verfasser vorliegender Geschichte

die alten Quellen diesen Eindruck. Es scheint uns, als hätte die Gegenparthei in Mensurius und seinem Anhang hauptsächlich den Politiker gehaßt. Mensurius führte, wie alle Männer von solchem Charakter, Widerwillen gegen den wilden Eifer, mit welchem der christliche Haufe sich selbst dem Märtyrerthum entgegen drängte, oder Diejenigen verehrte, welche so handelten. Denn wie natürlich, ward die Strenge der verfolgenden Behörden durch einen Fanatismus der Art nur noch mehr herausgefordert. Wir wollen auch glauben, daß es mit den Triebfedern, welche er und seine Parthei vielen Eiferern unterschoben, seine Richtigkeit haben mag. Manche, sagten die Gegner der Donatisten, seyen dem Märtyrertode entgegengestürmt, weil sie sich vor Schulden daheim nicht mehr zu helfen wußten, Andere, weil sie, im Bewußtseyn schwerer Vergehungen, ihre Sünden auf einmal zu büßen und als Märtyrer geraden Wegs in das Paradies aufzufahren hofften, endlich noch Andere, weil sie als Bekenner im Gefängniß von ihren Glaubensgenossen mit Ehre und Geschenken überhäuft zu werden rechneten. Mensurius ergriff hiegegen sehr kräftige Maßregeln, er mißbilligte laut die Ehrenbezeugungen, welche man solchen Eiferern, aber auch vielleicht Andern, aufrichtigen im Kerker, wie die Verehrung, welche man ihnen als Märtyrern nach dem Tode erwies, er erklärte sich gegen Diejenige, welche unaufgefordert bei der Obrigkeit die Anzeige machten, daß sie Bibeln hätten, aber dieselben nicht ausliefern würden, er sorgte endlich dafür, daß die Zusammenrottungen, der christlichen Menge vor den Kerkern, wo die Bekenner gefangen gehalten wurden, unterblieben. In allen diesen Bestrebungen, besonders in letzterem Punkte, ward er eifrig unterstützt von seinem Archidiakon Cäcilianus, der des Bischofs Liebling gewesen zu seyn scheint. Der Haß der Gegenparthei ging daher auf den Diakon über, und zwar nicht ganz mit Unrecht, wenn anders ein Funke Wahrheit an den Aussagen der Gegner ist. Sie geben nämlich dem Cäcilian Schuld, daß er die gewaltsamsten Maßregeln angewendet, daß er die christliche Menge, die sich vor den Kerkern zusammengeschaart, mit Peitschenhieben auseinandertreiben, daß er den Wein und die Speise, welche die Angehörigen oder Bewunderer der Confessoren zu Stärkung Dieser herbeibrachten, auf die Straße schütten und den Hunden vorwerfen ließ. Der Bischof von Tigisis Sekundus sprach sich in einem Briefe an Mensurius gegen die lieblose Art aus, mit

welcher Dieser die Märtyrer behandle. Mensurius gab seinen geheimen Feinden noch einen andern Anlaß der Klage. Als er in Erfahrung gebracht hatte, daß in einer Kirche zu Karthago durch die heidnische Obrigkeit Haussuchung nach Bibeln unternommen werden solle, ließ er die Handschriften der Bibel wegnehmen und in Sicherheit bringen, dagegen an ihrer Stelle Bücher der Ketzer auflegen, mit deren Auffindung, wie er wußte, die Behörden sich begnügen würden. Die Eiferer beschuldigten ihn nun, das Vorgeben, daß die Heiden bloß die ketzerischen Bücher vorgefunden, sey eine bloße Erdichtung, mit welcher Mensurius die wirklich erfolgte Auslieferung der Bibeln bemänteln wolle, oder brandmarkten sie auch den zugestandenen Kunstgriff als eine unwürdige Lüge. Doch wurde der Kirchenfrieden, wie es scheint, bis zu Mensurius Tode erhalten, der im Jahr 311 erfolgte. Eine starke Parthei, die wie es scheint aus dem größten Theil des afrikanischen Clerus, und aus den reichen, rücksichtsloser Schwärmerei abgeneigten Carthagischen Christen bestand, war für die Erhebung des Archiakonus Cäcilianus. Aber Dieser hatte auch zahlreiche Gegner, einmal die alten Feinde des Mensurius, dann die meisten numidischen Bischöfe, außerdem die Gemeindeältesten von Carthago, eine demokratisch kirchliche Behörde, von der wir tiefer unten handeln werden, endlich eine in der afrikanischen Hauptstadt sehr angesehene reiche Wittwe Namens Lucilla, die, wie der Erfolg bewies, ebenso rachsüchtig als andächtig war. Lucilla hegte große Verehrung für gewisse menschliche Gebeine, die sie für Reliquien von Märtyrern ausgab, pflegte dieselben jeden Morgen, sowohl zu Hause, ehe sie das geweihte Brod genoß, als auch in der versammelten Gemeinde beim Frühgottesdienst zu küssen. Das war damals noch ein neuer Aberglaube und erregte darum Anstoß. Der Archidiakonus Cäcilianus verwies ihr die Abgötterei mit den Knochen, und drohte ihr, wenn sie nicht davon ablassen würde, mit kirchlichen Strafen. Daher ihr Haß gegen diesen Priester. Gleich nach dem Tode des Mensurius wurden in Carthago Umtriebe gegen die Wahl des Cäcilianus gemacht, Abgesandte von dem Bischof Sekundus aus Tigisis, dem alten Gegner des Mensurius, versammelten sich mit andern Gleichdenkenden im Hause der Lucilla, und setzten unter dem damals üblichen Namen visitator einen provisorischen Oberaufseher der Kirche ein; der Bischof Donatus von Casä nigrä in Numidien

soll dabei besonders thätig gewesen seyn. Cäcilian und seine Parthei befand sich in großer Verlegenheit. Warteten sie länger und ließen den numidischen Bischöfen Zeit nach Carthago zu kommen, so konnten sie vorausberechnen, daß die Wahl auf einen Andern fallen würde. Kamen sie aber den Gegnern zuvor, so mußten sie deßhalb Vorwürfe befürchten, weil es hergebrachte Sitte war, daß die numidischen Bischöfe zu der Weihe eines neugewählten Oberhirten von Carthago beigezogen wurden. Da jedoch die Kirchengesetze dieß nicht ausdrücklich verlangten, so entschlossen sich die Freunde Cäcilians den letztern Ausweg, als den sichern, einzuschlagen. Die Wahl ward beschleunigt; sie fiel, wie natürlich auf Cäcilianus, und ein benachbarter Bischof Felix von Aptunga verstand sich dazu, ihm die kirchliche Weihe zu ertheilen. Nun traten die Gegner offen wider Cäcilianus auf. Sekundus erschien selbst in Carthago, begleitet von vielen Genossen, und griff die Wahl des neuen Bischofs an, weil Felix, der ihn geweiht habe, ein traditor sey: nach altem afrikanischem Gebrauche könne ein Solcher ebenso wenig als Gefallene kirchliche Amtsverrichtungen rechtskräftig ausüben. Geschreckt durch diesen Widerspruch machte Cäcilian das Anerbieten, in den Stand eines Diakons zurückzutreten und sich durch die numidischen Bischöfe von Neuem weihen zu lassen, aber vergeblich. Die Eiferer brachten in Carthago eine Synode von siebenzig numidischen Bischöfen zusammen, welche den Cäcilian, weil er sich von einem traditor habe weihen lassen, von der Kirchengemeinschaft ausschloß; an seiner Stelle erhoben sie den Lektor Majorinus, einen Günstling der Lucilla zum Bischof von Carthago. Da die andere Parthei bei dem Mann ihrer Wahl verharrte, so war das Schisma vollendet. Dieß geschah wahrscheinlich zu Ende des Jahrs 311. Fast um dieselbe Zeit hatte Constantinus die Herrschaft über Afrika errungen, im Jahr 313 erließ er die ersten Gesetze zu Gunsten der Christen. Eusebius*) gibt eine Zuschrift dieses Kaisers an Cäcilian von demselben Jahr, worin Constantin dem Bischofe von Carthago bedeutende Gnadengeschenke verwilligt, aber zugleich seinen Unwillen über gewisse unruhige Köpfe äussert, welche das Volk zu Carthago irre leiten, und Verwirrungen in der dortigen Kirche anstiften. Offenbar ist hiemit der Anhang des Majorinus gemeint.

*) K.G. X. 6.

Es folgt also hieraus, daß der Kaiser bereits gegen die Parthei eingenommen worden war. In der Absicht sich zu rechtfertigen, schickten Majorinus und seine Freunde eine Bittschrift an Constantin, worin sie ihn ersuchten, die in Afrika entstandenen Streitigkeiten durch unpartheiische Kleriker untersuchen zu lassen, — sie schlugen gallische Bischöfe vor, weil in Gallien keine Verfolgungen und darum auch keine Parteiungen über Kirchenzucht stattgefunden hätten. Es war dieß das erste Beispiel, daß geistliche Fragen einem weltlichen Fürsten zur Entscheidung vorgelegt wurden. Schwer hat in der Folge die Parthei für diesen ihren Fehltritt gebüßt; zu ihrer Entschuldigung dient jedoch, daß ihre Berufung auf den Kaiser durch vorangegangene Klagen der Gegner herausgefordert war. Constantin übertrug die Untersuchung dem römischen Bischof Melchiades und fünf gallischen, vor welchen sich je 10 Wortführer der beiden Partheien in Rom im April 313 stellen sollten. Donatus von Casä nigrä stand auch hier an der Spitze der Vertheidiger Majorins. Seine Beschuldigungen gegen Cäcilianus wurden von der Synode für unbegründet erklärt, er selbst mehrerer Vergehen gegen die Kirchengesetze schuldig erkannt. Da der Anhang Majorins gegen diese Entscheidung Einsprache erhob, verordnete der Kaiser, daß die Anklage gegen Felix, wegen der Weihe, die er dem Cäcilian ertheilt, in Carthago von Neuem geprüft werden, und daß sodann eine Kirchenversammlung zu Arles beide Partheien hören, und eine abermalige Untersuchung des ganzen Streits vornehmen sollte. Das Ergebniß war, daß Felix in Carthago von aller Schuld freigesprochen wurde. Nicht minder entschied die Synode zu Arles gegen Majorinus, sie faßte ausserdem mehrere Beschlüsse, welche den Zweck hatten, die Einreden der Parthei des Majorinus für immer niederzuschlagen: nur diejenigen Cleriker, welche durch öffentliche Urkunden überführt werden könnten, daß sie die heiligen Bücher der Obrigkeit ausgeliefert, sollten hinfort als Traditoren ihres Amts entsetzt, Solche hingegen, gegen welche kein urkundlicher Beweis vorliege, als unschuldig angesehen werden. Ferner wurde bestimmt, daß jede Priesterweihe, auch wenn sie von Traditoren vollzogen worden, ihre Gültigkeit habe, falls nur sonst kein gesetzlicher Grund gegen sie vorgebracht werden könne. Abermals verwarfen die Freunde Majorin's diesen Spruch der Bischöfe, und beriefen sich auf die Entscheidung des Kaisers, welcher laut sein

Staunen darüber äußerte, wie doch Christen von dem Urtheil Gottes an das seinige appelliren mögen. Doch nahm er die Berufung an, und verhörte selbst die Abgeordneten beider Partheien zu Mailand am Ende des Jahrs 315 oder zu Anfang 316. Aber auch er glaubte zu finden, daß die Beschuldigungen gegen Cäcilian keinen Grund hätten, bestätigte daher den Bischof von Carthago, und nun schritt er zu harten Maßregeln wider die Gegenparthie, behandelte sie als Verächter des kaiserlichen Ansehens, gebot ihre Versammlungsplätze zu schließen, ihre Kirchen einzuziehen. Indessen war Majorinus (im Jahr 315) mit Tod abgegangen. Seine Anhänger, keineswegs entmuthigt durch ihr bisheriges Unglück, erhoben an die Stelle des Gestorbenen zum Haupt ihrer Parthei den Donatus, einen andern als den früher erwähnten Bischof von Casae nigrae; denn Augustin unterscheidet Beide ausdrücklich. Dieser Donatus war ein Mann von energischem Charakter, zum Aeußersten entschlossen, unerschütterlich in seinen Grundsätzen, und besaß eine feurige, die Gemüther hinreißende Beredsamkeit. Die Bewunderung seiner Anhänger legte ihm sogar die Gabe Wunder zu thun bei, sie nannten ihn den Großen, schwuren bei seinem Haupte. Von ihm erhielt sofort die Parthei den Beinamen Donatisten. Donatus fand bald Gelegenheit seinen Muth zu erproben. Der Comes Ursacius war von Constantin beauftragt worden, die kaiserlichen Befehle gegen die Widersacher des Cäcilianus zu vollstrecken. Als derselbe mit soldatischer Härte dreinfuhr, die Kirchen der Eiferer mit Gewalt schließen ließ, brach eine Empörung aus. Es gab nämlich damals im nördlichen Afrika eine große Menge wandernder Asceten, welche Handarbeit verschmähten, von Allmosen lebten, in den Dörfern unter den Hütten der armen Bauern herumschweiften, darum circumcelliones genannt — sich für das Salz der Erde hielten, den Märtyrertod als ein hohes Gut betrachteten, und fähig waren, aus Fanatismus Alles zu unternehmen. Schon zur Zeit, als noch heidnische Kaiser im Reiche herrschten, hatten sie öfters Götzenbilder auf dem platten Lande zertrümmert, Tempel angezündet. Diese wilden Schwärmer ergriffen, ohne Zweifel aufgehetzt durch die Donatisten — für die bedrohte Reinheit christlicher Sittenzucht die Waffen, lieferten den kaiserlichen Soldaten, welche die Unterwerfung der Donatisten erzwingen sollten, Gefechte, und wütheten gegen die katholischen Gemeinden. Constantinus sah ein, daß

er die Donatisten glimpflicher behandeln müsse, wenn nicht die ganze Provinz in Brand gerathen solle. Schon im Jahr 317 erließ er ein Edikt an die nordafrikanischen Bischöfe und Gemeinden, in welchem er sie ermahnte, das von den Circumcellionen zugefügte Unrecht nicht mit Unrecht zu vergelten, sondern die Rache Gott anheimzustellen. Als vollends die Donatisten im Jahr 321 eine Bittschrift an ihn abgehen ließen, in welcher sie erklärten: „Nichts könne sie zur Vereinigung mit seinem Bischofe, dem Schurken, bewegen, eher würden sie Alles erdulden, was er über sie verhängen wolle," bewilligte er ihnen vollkommene Gewissensfreiheit, obgleich in ungnädigen Ausdrücken. Hiedurch wurde für Jetzt die Ruhe in Afrika hergestellt. Die späteren Verwicklungen werden wir im nächsten Buche berichten.

Aus den bisher geschilderten Bewegungen ergibt sich, daß die alte Strenge christlicher Kirchenzucht allmählig gemildert werden mußte. Die tiefere und eigenste Ursache hievon war die mehr und mehr anschwellende Menge der Glaubigen. Hunderttausende, unter denen auch sehr viele Unwürdige einschlichen, konnten nicht mehr nach denselben Gesetzen geleitet werden, als früher Wenige und Auserwählte. In so fern beurkunden jene, an sich freilich widrigen, Streitigkeiten den Aufschwung der Kirche, und den nahenden Sieg. Zugleich ward, mittelst der Spaltungen oder trotz ihnen, die Macht der Bischöfe befestigt und vergrößert, was nicht minder zum Triumphe der Kirche über das römische Reich beitrug. Ehe wir uns jedoch weiter mit diesem Gegenstande beschäftigen, wollen wir noch einen Blick auf die latinischen Väter unseres Zeitabschnitts werfen. Cyprian, den wir bisher als Geschäftsmann kennen gelernt, war zugleich der ausgezeichnetste latinische Schriftsteller des dritten Jahrhunderts. Ein großer Bewunderer Tertullians, so zwar, daß er da und dort aus den Schriften dieses seines Vorgängers ganze Sätze entlehnt, obgleich weniger tiefsinnig, und aller Spekulation noch mehr fremd als Tertullian, wendet er Denken und Thun der Ausbildung des Kirchenregiments zu. Die ganze Schrift, d. h., jeden Vers der heiligen Urkunden betrachtet er, ohne Rückhalt und mit voller Ueberzeugung, als Quelle himmlischer Offenbarung. Altes und neues Testament lehren nach seiner Ansicht eine und dieselbe Wahrheit, und stimmen auf's Genaueste mit einander überein. Eigentlich ist ihm das alte Testament noch theurer als das neue, denn der ener-

gische, ich möchte sagen, kriegerische Geist dieser Bücher, sagt dem römischen Genius unseres Vaters, wunderbar zu, und in ihnen finden sich ja außerdem die Gesetze über das Levitische Priesterthum, deren Anwendung auf die christliche Kirche einer der herrschenden Gedanken Cyprians ist. Einst waren die Juden Jehova's auserwähltes Eigenthum, deßhalb mit den größten Vorrechten begnadigt, und zu noch glänzenderem Glücke unter Leitung des Messias bestimmt, aber durch ihren Ungehorsam gegen den Höchsten, durch die Christo bewiesene schändliche Widersetzlichkeit haben sie diese Vorzüge verwirkt. An ihre Stelle rückten die Christen, das neue Volk Gottes ein. Statt des alten levitischen Priesterthums ist nun das christliche errichtet, mit allen Rechten und Würden, welche das alte Testament einst den Juden gewährte. Die Kirche, als fortgesezte Theokratie des alten Bundes, sichert ihren Mitgliedern das Wohlgefallen des Höchsten, und nach dem Tode den Himmel. Aber um diese köstlichen Wohlthaten zu genießen, müssen sich die Gläubigen der Kirche ganz hingeben, sie müssen sich namentlich der Einheit, welche jezt, wie in den Zeiten des alten Bundes, das sicherste Merkmal der wahren Kirche ist, vollkommen unterwerfen. Wer sich nicht zu den Lehren der Kirche bekennt, ihre Gebräuche nicht beobachtet, dem Regiment der Bischöfe nicht gehorcht, gehört nicht zu ihr, ist ein Fremdling, ein Verlorner. Cyprian gefällt sich darin, diese Lehre in mannigfachen, meist aus dem alten Testament erborgten, Bildern einzuschärfen. Wie die Arche Noah nur die innerhalb ihrer Wände Befindlichen rettete, so die christliche Kirche; wie bei Jerichos Zerstörung nur das Haus der Rachab Heil gewährte, so auch die Kirche. Dogmen, welche in das metaphysische Gebiet hinüberstreifen, nimmt er glaubig in der Gestalt an, wie sie das christliche Herkommen damals aus der Schrift begründete, ohne darüber zu grübeln, oder ohne sie in künstliche Uebereinstimmung bringen zu wollen, wo sie etwa wirklich oder scheinbar sich widersprachen. Er bekennt die Dreieinigkeit, die Gottheit des Sohnes und des Geistes, daneben denkt er sich aber den Höchsten ganz als den Jehovah des alten Testaments, hält so fest an Seiner Persönlichkeit, daß er alle im alten Testament Ihm zugeschriebene menschliche Eigenschaften und Schwächen wörtlich versteht und buchstäblich glaubt, beweist endlich aus der Einheit Seines Wesens die Einheit der Kirche und der bischöflichen Gewalt. Sein Daseyn durch Schlüsse darthun zu wollen,

hält er für überflüssig. Wie Tertullian beruft er sich auf das natürliche Gefühl des Menschen, auf tägliche Aeußerungen des Volks, wie: „Gott sieht es, Gott weiß es.“ Wenn er auf diese Weise in dem himmlischen Vater des neuen Bundes den National-Gott Israels, den Schlußstein der alttestamentlichen Theokratie erblickt, so erscheint ihm anderer Seits der Sohn, oder Christus, als das göttliche Werkzeug, das dazu auf die Erde geschickt ward, um das Priesterthum von Neuem herzustellen, und durch seinen Tod zu weihen. Adam, der erste Mensch, wurde vollkommen geschaffen, trug darum das Ebenbild Gottes an sich, das hauptsächlich in Unsterblichkeit, außerordentlicher Körperkraft, und endlich in Reinheit des Willens sich offenbarte. Aber durch den Sündenfall wurde die edle Natur Adams gänzlich verdorben, und zwar erstreckt sich diese Zerrüttung nicht bloß auf den Stammvater, sondern sie theilt sich durch die Zeugung seiner Nachkommenschaft mit. Der Apfel, den Adam vom Teufel empfieng und genoß, war ein Pestgift, welches durch Fortpflanzung von einem Geschlecht zum andern die ganze Menschheit verdarb. Es ist dieß dieselbe Lehre, welche schon in einzelnen Stellen bei Tertullian hervortritt, und auf welche später Augustin sein kühnes System gründete. Doch spricht Cyprian, weniger folgerichtig als der Bischof von Hippo, trotz der anererbten Verderbniß dem Menschen sittliche Freiheit zu. Um nun die Zerrüttung, welche Adams Fall herbeigeführt hat, zu heilen, und den uranfänglichen Stand der Menschheit wieder zu bringen, ist der Sohn Gottes, Jesus Christus, auf die Erde niedergestiegen; durch sein Blut hat Er den Schmuz jenes Giftes abgewaschen, und in der Taufe werden wir der wohlthätigen Folgen seines Todes theilhaftig, denn durch sie wird die anererbte, wie die frei begangene Sünde getilgt, doch nur die Sünde, welche wir bis zu dem Augenblick der Taufhandlung auf uns luden. Sündigt der Christ nachher wieder, so liegt die Schuld an ihm. Allein auch für diese späteren Fehler bietet die Kirche, wenn dieselben nur nicht ganz tödtlicher Natur sind, Reinigungsmittel dar durch gute Werke, Allmosen, Fasten, Wachen, Selbstkasteiung, Bezähmung des Geschlechtstriebs, Märtyrerthum, endlich durch die Buße. Leichtere Vergehungen mögen nach vorangegangener Reue von der Kirche vergeben werden. Anders verhält es sich mit den schweren Verbrechen, wie Mord, Ehebruch, und namentlich Abfall vom Glauben. Wir haben oben dargethan, wie

Cyprian wegen seiner strengen Grundsätze in diesem Punkte mit einem großen Theil seiner Gemeinde zerfiel. Nur die tiefste Reue, nur die härtesten Büßungen sind nach seiner frühern Ansicht im Stande, solche Missethat zu sühnen. „Abgewaschen durch gute Werke," sagt er, „müssen die vom verfluchten (Götzen-) Opfer befleckten Hände, der jammervolle, durch verruchte Speisen entweihte Mund muß durch Reden wahrer Reue gesühnt werden. Im Innersten des trauernden Herzen soll der Geist erneut und geheiligt erstehen, man muß die unablässigen Seufzer der Büßenden vernehmen, und Thränen wahrer Reue sollen aus ihren Augen fließen, damit dieselben, die so schändlich die Götzen anschauten, durch Gottgenügenden Schmerz sühnen, was sie wider Recht und Gesetz verbrochen haben." Die Taufe, der er eine so überschwängliche Kraft beilegt, wirkt wie ein magischer Zauber: „sie ist die Grundlage alles Glaubens, die heilbringende Pforte zur Hoffnung des ewigen Lebens, und der göttlichen Gnade, mittelst Reinigung und Belebung der Knechte Gottes." Sie bricht die Bande geheimer Gewalt, welche der Teufel sonst über den natürlichen Menschen hat; darum müssen ihr auch Exorcismen vorangehen. Aber kein Schismatiker, kein Ketzer kann dieses hochheilige Sakrament verwalten, sondern nur in der wahren Kirche behält sie ihre Kraft, deßhalb ist die von Ketzern ertheilte Taufe null und nichtig, und muß, wenn ein von Ketzern Getaufter zu den Gläubigen übertritt, wiederholt werden. Dieselbe magische Wirkung schreibt er dem Abendmahle zu. Es ist das, an die Stelle des alttestamentlichen Tempeldiensts eingesetzte, Opfer des neuen Bundes. In Gestalt des Weins und Brods bringt der christliche Priester Blut und Fleisch Jesu Christi dem Höchsten dar, und der Gläubige, der vom gesegneten Kelche, vom geweihten Brode genießt, erhält dadurch übernatürliche Stärkung. Doch Wehe Dem, der unwürdig zum Genusse tritt. Cyprian weiß hievon Wundergeschichten zu erzählen, die er zum Theil selbst mit angesehen haben will. Ein Kind ist ohne Wissen der Eltern von seiner Wärterin zu heidnischen Opfern getragen worden, und hat etwas Brod in Opfer-Wein getaucht, gegessen. Später nehmen es die Eltern zur Feier des Nachtmahls mit. Schon bei Beginn der heiligen Handlung bekommt es Krämpfe, als der Diakonus mit dem Kelche herzutritt, vermehren sich die Zufälle. Dennoch wird ihm etwas von dem Weine gereicht. Allein in einem so

befleckten Körper kann die heilige Speise nicht bleiben; durch Erbrechen gibt es dieselbe wieder von sich. Cyprian sah dieß mit an. Ein erwachsenes Mädchen empfängt, ebenfalls durch heidnische Opfer verunreinigt, das Nachtmahl; wie ein tödtliches Gift bleibt ihr dasselbe im Mund stecken, unter Verzuckungen stürzt sie zu Boden. Eine Andere wagt mit entweihten Händen das Gefäß zu öffnen, worin das hochheilige Sakrament aufbewahrt wird, Feuer dringt ihr aus demselben entgegen. Endlich ein Vierter, der früher den Götzen geopfert, untersteht sich, an Austheilung des geweihten Brods Theil zu nehmen, aber plötzlich hat er nichts mehr als Asche in den Händen." *)

Satan, der Adam verführte, und durch den Fall des Stammvaters das ganze Menschengeschlecht vergiftet hat, sezt die alte Feindschaft mit erneueter Wuth fort. Denn ergrimmt darüber, daß ihm durch Christus ein großer Theil seines Raubs entrissen ward, haßt er die Mitglieder der Kirche als Widerspenstige, während er die Heiden als sein unbestrittenes Eigenthum betrachten darf. Jeder sündhafte Reiz in dem Herzen des Christen, jede unheilige That, Ketzereien, Spaltungen, besonders die blutigen Verfolgungen der Kirche durch die heidnische Staatsgewalt rühren von seinen verderblichen Einwirkungen her. Das Leben des Christen ist daher ein fortlaufender Kampf gegen ihn. Daher bei Cyprian dieselben militärischen Bilder, die wir früher bei Tertullian gefunden, nur noch in reicherer Gestalt, mit üppiger Beredtsamkeit ausgeschmückt. Die edelsten Streiter Christi gegen des Teufels Schaaren sind die Märtyrer und Bekenner. „Ihr" redet er zwei römische Märtyrer **) an, „seyd zu Vorkämpfern und Anführern in dem Streite unserer Zeit erkoren, ihr habt des himmlischen Krieges Banner emporgeschwungen, ihr habt den geistigen Kampf, den Gott jezt zu führen befiehlt, durch eure Standhaftigkeit eingeweiht, ihr habt den ersten wilden Anlauf des Feindes durch eure ungebeugte Kraft gebrochen. Daher der glückliche Anfang des Streits, daher die Vorzeichen (auspicia) des Siegs." Cyprian kann ihres Preises nicht satt werden: „o wie glücklich ist unsere Kirche," ruft er den karthagischen Märtyrern ***)

*) De lapsis, S. 138 folg.

**) Moses und Maximus epist. 26.

***) Im achten Briefe zu Ende.

nach, „weil sie durch euch der Ruhm göttlichen Wohlgefallens umleuchtet, weil sie in unsern Tag das glorreiche Blut der Märtyrer verherrlicht. Vorher war sie durch die (guten) Werke der Brüder weiß (in die Farbe der Unschuld gekleidet), nun ist sie durch das Blut der Märtyrer purpurfarben geworden. Ihrem Blumenkranze fehlen weder Lilien noch Rosen; jeder Einzelne kämpft jezt um die herrliche Würde beider Ehren, sie erringen Kränze, weiß durch die Werke, purpurn durch das Leiden. Im himmlischen Lager hat der Friede seine Blumen, aber auch der Krieg, wegen dessen der Streiter Christi glorreich bekränzt wird.“ Hier zeigen sich die ersten Anfänge der mittelalterlichen Kirchenberedtsamkeit. Manchmal gebraucht er mitunter geschraubte und unnatürliche Bilder, wie in der Schilderung der vier Jahrszeiten des Märtyrerthums,*) doch sieht man immer, daß sein Herz dabei ist, was er ja durch seinen eigenen Tod bewährt hat. So groß ist nach Cyprian's Ueberzeugung die Heiligkeit der Märtyrer, daß nicht nur ihre Empfehlung Lebender, wie z. B. der Gefallenen, sondern auch ihre Fürbitte bei Gott außerordentliche Kraft besizt; ihnen, als seinen Lieblingen, kann der Höchste nichts abschlagen. Cyprian sagt, er wolle sie in sein Gebet einschließen, doch möge die Wirkung davon gar nicht verglichen werden mit dem Gewicht ihrer Fürbitte, um die er sie anfleht. Wir haben oben gezeigt, daß er durch diese seine Verehrung der Märtyrer in gefährlichen Zwiespalt mit seinen sonstigen Ansichten gerieth. Um wenige Stufen tiefer als das Verdienst des Märtyrerthums sezt Cyprian den Ruhm der Keuschheit, der Jungfrauschaft. Drei Stufen der Heiligkeit nimmt er an, die erste gehört den Blutzeugen, die zweite den Jungfrauen, die dritte dem Haufen der übrigen Gerechten. Die Märtyrer gleichen der hundertfältigen, die Jungfrauen der sechzigfältigen Frucht. „An Euch wende ich mich,“ sagt er zu Anfang**) der Schrift de habitu virginum, „an Euch, ihr Jungfrauen, deren Achtsamkeit auf Euch selbst um so größer seyn muß, je erhabener euer Ruhm. Ihr seyd die Blüthe der kirchlichen Saat, Schmuck und Zier der geistlichen Gnade, ein erfreulicher Anwuchs, das wunderbare Werk des Ruhms und der Ehre, das Ebenbild Gottes, entsprechend der Heiligkeit des Herrn, der

*) 15ter Brief der Ausgabe des Maranus.
**) S. 174.

edlere Theil der Heerde Christi. Die glorreiche Fruchtbarkeit der Mutter-Kirche erblüht segensreich durch Euch; je mehr der Jungfrauen-Stand an Zahl gewinnt, desto mehr wächst die Freude der Mutter.“ Oefters nennt er sie Bräute Christi, gegen Ihn haben sie die eheliche Treue gebrochen, wenn sie sich mit Männern fleischlich vergehen. Stete Wachsamkeit ist ihnen unentbehrlich, denn unaufhörlich sucht der Teufel ihnen durch unreine Gedanken, die er in ihr Herz wirft, durch Vorspiegelung von Genüßen, die er ihnen vorhält, das unschätzbare Kleinod zu entreißen. Sind das nicht ganz die Grundsätze, welche später die Nonnenklöster schufen? es fehlte nur noch die strenge Clausur und das ewige Gelübde. Der Bischof von Carthago erfuhr bereits auch die Schattenseite dieser von ihm so hoch gepriesenen Lebensart. Er mußte es erleben, daß manche Bräute Gottes fielen, er mußte ferner Denen, welche sich schwach fühlten, die Ehe gestatten. „Wenn sie sich mit starkem Entschluß,“ sagt er*), „Christo geweiht haben, mögen sie rein und keusch, ohne üblen Leumund, ausharren, mögen sie stark und standhaft den Lohn der Jungfrauschaft erwarten. Wenn sie aber nicht verharren wollen oder können, so ist's besser, sie freien, als sie stürzen sich durch Sünde in's (ewige) Feuer.“ Merkwürdig ist es, daß diese unnatürliche Last früher und mit weit mehr Nachdruck dem schwächern Geschlechte der Weiber aufgelegt wurde; denn in Cyprian's Schriften finden sich zahlreiche Beispiele von verehelichten Priestern. Die angeborne Neigung der Weiber zur Schwärmerei möchte diese Erscheinung erklären.

Cyprian lebte zu einer Zeit, wo die Kirche, obgleich schon erstarkt, schon sehr große Massen von Menschen umfassend, schon das Vorgefühl des Sieges in sich tragend, schwere Verfolgung erdulden mußte. Immer haben die Gläubigen in solchen Lagen sich mit den Verheißungen der Apokalypse und den betreffenden Aussprüchen in den drei ersten Evangelien getröstet, in den alten chiliastischen Erwartungen geschwelgt. Cyprian neigt sich um so entschiedener auf diese Seite, da ein guter Theil von Montanismus in seiner Seele lebte. Später, als die Kirche die Herrschaft errungen, als es den Priestern auf Erde wohl zu werden begann, kühlte sich diese

*) 62. Brief S. 102.

Glut chiliastischer Träume allmählig. Cyprian gehört dagegen noch der streitenden, um ihre Existenz ringenden Kirche an. In tausend Anzeichen sieht er das Nahen des Antichrists, welcher morgen oder übermorgen in Menschengestalt erscheinen wird. Die Leiden, welche über die Kirche hereinbrechen, sind sein und des Teufels Werk. Das Ende der Welt steht vor der Thüre, er nennt sie ein alterndes Haus, dessen Wände wanken, dessen Dach den Einsturz drohe. Dann kommt Christus vom Himmel zurück zur Bestrafung des Teufels und um das Menschengeschlecht zu richten, die Guten in den Himmel aufzunehmen, die Bösen in die Hölle zu verstoßen, als König wird Er in Ewigkeit regieren*). Vorher findet die Auferstehung der Leiber statt, und zwar scheint Cyprian der Meinung gewesen zu sein, daß die Wiederbelebten ganz dieselben Körper erhalten werden, wie hier, wenigstens macht er es den Jungfrauen zum Vorwurf, daß sie ihre Leiber durch Schminke, falsche Haare, Ringe und andern Schmuck verunstalten, denn, sagt er**), hiedurch liefen sie Gefahr, am Tage der Auferstehung von Gott nicht mehr als seine Erschaffene erkannt zu werden. Cyprian malt öfters die Hölle mit schwärzesten Farben, noch feuriger ergießt er sich in Schilderungen des Paradieses und seiner Freuden: „Für unser Vaterland halten wir das Paradies, für unsere Aeltern die Patriarchen. Weßhalb eilen und laufen wir nicht, die Heimath zu sehen und unsere Aeltern zu begrüßen! Dort erwartet uns eine große Masse der Theuren, der Väter, Brüder, Kinder zahlreiche Schaar sehnt sich nach uns, beruhigt wegen ihres eigenen Heils, nur um unsere Rettung bekümmert. Ihrer Anschauung zu genießen, sie zu umarmen, wird ihnen und uns die größte Freude gewähren. Welche Seligkeit des himmlischen Reichs, ohne Todesfurcht in Ewigkeit zu leben! Dort harret unser der Apostel glorreicher Chor, dort die Schaar jubelnder Propheten, dort der Märtyrer unzählbare Menge, gekrönt wegen des Siegs unter Kampf und Leiden, dort die triumphirenden Jungfrauen, welche des Fleisches Lust durch die Macht der Keuschheit bezwangen, dort werden belohnt die Mildthätigen, welche gegen Arme Werke der Barmherzigkeit übten und

---

*) De idolorum vanitate.

**) De habitu virginum.

gehorsam des Herrn Gebote in die himmlischen Schatzhäuser ihr irrdisches Gut gebracht haben*).“

Ton und Denkweise des katholischen Mittelalters ist bereits in den Schriften Tertullians und Cyprians vorgebildet. Bei Letzterem finden sich auch die Grundsätze und selbst die Anwendung der späteren Hierarchie. Um ihretwillen mußte Cyprian seit der Reformation schwere Angriffe erfahren. Besonders schadete dem Rufe unseres Vaters fremde Bewunderung. Weil die bischöfliche Kirche in England ihm als Vorkämpfer ihrer Parthei huldigte, weil sie ihn mit Lobeserhebungen überschüttete, traf die Feindschaft der Gegner dieser geld- und ehrsüchtigen Priester ihn als Mitschuldigen; offenbar ohne hinreichenden Grund. Cyprian hat, so viel wir sehen, in gutem Glauben gehandelt. Die Meinung, daß neues und altes Testament, mosaisches Gesetz und Christi Evangelium, vollkommen mit einander übereinstimme, war lange vor ihm aufgekommen, und zu seiner Zeit allgemein in der Kirche verbreitet. Cyprian hat diese Ansicht seiner Glaubensgenossen nur mit Kraft und Folgerichtigkeit durchgeführt. Sobald man einmal annahm, daß die levitische Einrichtung auch im Haushalt des neuen Bundes ihre Gültigkeit habe, begreifen wir nicht, was daraus anders entstehen sollte, als die kirchliche Hierarchie, die wir bei Cyprian finden. Die Hierarchie war damals noch aus andern Gründen nothwendig geworden. Denn da bei der stets wachsenden Masse der Glaubigen, bei dem Reichthum der Kirchen, allmählig ehrgeizige Bewegungen in den Gemeinden ausbrachen, wie die oben erzählten Vorfälle zu Rom und Carthago beweisen — konnte die Ordnung nur durch hinreichende Machtvollkommenheit der Häupter aufrecht erhalten werden, die Kirche wäre sonst unfehlbar den erbitterten Angriffen der heidnischen Staatsgewalt erlegen. Kaiser Julian, gewiß kein verwerflicher Zeuge, hat über die Hierarchie ganz anders geurtheilt, als jene Gegner Cyprians. Um das Christenthum, das er haßte, zu vernichten, glaubte er keinen sichern Weg einschlagen zu können, als durch Untergrabung des bischöflichen Ansehens, er unterstützte alle Spaltungen und Ketzereien, führte eine erzwungene Duldung ein, untersagte den Bischöfen streng, Jemand wegen seiner Meinungen oder Sitten aus der Kirchengemeinschaft auszustoßen. Uebri-

*) De mortalitate.

gens wollen wir Cyprian nicht von priesterlichem Stolze freisprechen, einer Schwäche, die ihm während des Novatian'schen Streits ein Mitglied der karthagischen Gemeinde, der Laie Florentius Pupianus, wahrscheinlich durch Einflüsterungen der Gegenparthei aufgehetzt, vorwarf; allein man darf nicht vergessen, daß in seiner hohen kirchlichen Stellung, so wie in den allgemeinen, der priesterlichen Macht höchst günstigen, Zeitbegriffen ein großer Reiz der Versuchung lag; diejenigen sind fürwahr höchst selten, die unter solchen Umständen christliche Demuth in reinem Herzen wahren. Noch häufiger, als wegen seiner hierarchischen Neigungen, wurde Cyprian wegen seiner sogenannten derben jüdischen Ansichten angegriffen. Allerdings hegt er Meinungen, die man so nennen kann, aber sie beruhen alle auf klaren Aussprüchen der heiligen Urkunden des Christenthums. Mit gutem Fuge kann ihn deßhalb nur Derjenige tadeln, der offen zugesteht, daß nicht Alles, was die Bibel lehre, darum auch wahr und zu billigen sey. Der christliche Glaube jener Zeiten erklärte die ganze Bibel für Quelle göttlicher Wahrheit. Freilich traten schon damals Manche, besonders Griechen, mit dem geheimen Vorbehalt in die Kirche ein, von den biblischen Lehren nur diejenigen wirklich anzunehmen, die ihren aus der Schule mitgebrachten Ansichten entsprächen, die übrigen umzudeuten oder stillschweigend aufzugeben. Cyprian dagegen und die meisten andern Lateiner unterwarfen sich von ganzem Herzen der Kirche, als einer übernatürlichen Anstalt; die Einwendungen der Philosophie, der hellenischen Schulen bekümmerten sie gar nicht. Und dieß ist, denken wir, kein Vorwurf, sobald man das biblische Christenthum als göttliche Offenbarung gelten läßt, was damals kein Glaubiger bestritt.

Von dem Zeitgenoßen Cyprians, dem römischen Presbyter und nachherigen Gegenbischof des Cornelius, Novatianus sind zwei kleinere Schriften auf uns gekommen: ein Buch über die Dreieinigkeit, worin er sich ziemlich rechtglaubig über diese überschwängliche Frage äußert: „der Vater seye allein ohne Ursprung, unermeßlich, ewig, der Eine. Aus ihm gieng, sobald Er wollte, der Sohn, Sein Wort hervor, nicht aber wie ein Schall der Luft oder ein Ton der Stimme (d. h. nicht als gesprochenes Wort, — der Ausdruck Logos, der im Griechischen so vieldeutig ist, machte

den Lateinern zu schaffen) sondern als eine selbständige Kraft. Die Art seiner heiligen Geburt war weder den Propheten noch den Aposteln, noch irgend einer Kreatur bekannt, nur der Sohn selbst kennt sie. Derselbe wohnt, als gezeugt vom Vater, allezeit in dem Vater — der Vater ist jedoch früher als der Sohn, denn was keinen Ursprung hat, muß früher seyn, als was einen Ursprung hat. Auch kleiner als der Vater ist der Sohn"*). Christus oder der Sohn stammt also nach Novatian aus dem Wesen des Vaters, hat deßhalb dieselbe Natur mit ihm: „Gott aus Gott"**) allein Er besitzt nicht gleiche Ewigkeit mit dem Vater, hat sein persönliches Daseyn nicht aus sich, sondern durch den Willen des Vaters; doch gebührt Ihm Anbetung, und Er ist, wie der Vater, allgegenwärtig. Diese Sätze klingen für einen vornicänischen Kirchenlehrer rechtgläubig genug, doch fürchten wir, würden die nicänischen Säulen der Orthodoxie Novatian, hätte er das Unglück gehabt, 100 Jahre später zu leben, darum verdammt haben, weil er den Sohn allzusehr dem Vater unterordnete. Außer dem Buche über die Dreieinigkeit haben wir von Novatian ein Schriftchen über die jüdischen Speisegesetze, in welchem er durch künstliche Allegorien zu erhärten sucht, daß dieselben für Christen nicht mehr verbindlich seyen. Um etwa 20 Jahre jünger als Novatianus mag der Afrikaner Commodianus seyn, der in barbarischer Sprache, in Hexametern, deren Form allen Musen und poetischen Regeln Trotz bietet, achtzig Anweisungen (instructiones ad paganos) schrieb, welche für die Sittengeschichte nicht unwichtig sind. Die christlichen Gemeinden genossen zu seiner Zeit behaglicher Ruhe, daher herrschte Schlaffheit unter ihnen. Commodianus spricht von Märtyrern, die stolz auf das früher abgelegte Bekenntniß, sich über ihre Mitbrüder erheben, und aus geistlicher Sicherheit in Sünde verfallen. Er beschämt ihren Uebermuth durch die Behauptung, daß jeder Glaubige während des Friedens der Kirche durch wahre Tugend sich Ruhm und Verdienst eines Märtyrers erwerben möge. Auch der Clerus erhält seinen Antheil ihm gebührender Strafreden: „durch Geschenke oder durch das Ansehen der Person verblendet", sagt er, „üben manche Seelenhirten viel zu viel Nachsicht gegen ihre Heerde,

*) De trinitate cap. 31.

**) ibid. cap. 11.

dulden es z. B., daß Christen an heidnischen Vergnügungen und Schauspielen Theil nehmen".*) Weit mehr als durch solche Sittenstrenge zeichnet sich Commodianus durch seinen derben Chiliasmus aus: „Unfehlbar steigt in nächster Zukunft das himmlische Jerusalem, die Stadt Gottes, aus den Wolken herab, zugleich erfolgt die erste Auferstehung. Dann werden die vom Tode erstandenen Gerechten und Märtyrer tausend Jahre lang herrschen, sich gütlich thun, Kinder ohne Zahl zeugen. Desto schlimmer ergeht es den Verächtern Gottes; die römischen Beamten, die Proconsuln, die geputzten Herren aus der Hauptstadt, welche jetzt die Christen höhnen und verfolgen, müssen dann den Heiligen als Sklaven dienen, den Brodkorb am Halse für sie herbeischleppen, und am Ende werden sie noch in die Hölle verstoßen, um dort ewig zu braten" **).

Der nächste latinische Vater, von welchem Schriften auf uns gekommen sind, ist Arnobius, gegen Ende des dritten Jahrhunderts Lehrer der Beredtsamkeit zu Sikka Veneria in Numidien. Früher ein Gegner der Christen, soll er nach einer Ueberlieferung, die Hieronymus mittheilt, durch Träume zur Annahme des Christenthums bewogen, aber nicht eher zur Taufe zugelassen worden seyn, bis er seine Aufrichtigkeit beweisen würde; zu diesem Zwecke habe er seine Abhandlung gegen die Heiden in sieben Büchern geschrieben. Allein die Angabe des Hieronymus ist wenigstens in sofern falsch, als sie eine unrichtige Zeitrechnung enthält. Alles wird nämlich in das 20ste Jahr des Constantinus verlegt. Vielleicht wurde Arnobius durch die Standhaftigkeit der Christen während der Diokletianischen Verfolgung, auf welche seine Schrift mehrfach anspielt, der Kirche zugeführt. Jedenfalls war er als Heide geboren und bis in sein reifes Alter dem heidnischen Aberglauben ergeben; er sagt dieß selbst***): „o der Blindheit, noch vor Kurzem verehrte ich die eben aus dem Schmiedeofen kommenden Bilder, die auf dem Amboße oder durch den Hammer bereiteten Götter", u. s. w. Arnobius widerlegt in seiner Schrift die Vorurtheile der Heiden gegen das Christenthum, besonders den Vor-

*) Instructio 37.
**) Instructio 44, vergl. 43. 80.
***) Buch I cap. 39.

wurf, daß die christliche Religion nur Unglück über das römische Reich gebracht habe, er beweist ferner mit viel Gelehrsamkeit, wie grundlos und unsittlich die heidnische Götterlehre sey, aber lange nicht so glücklich, als im Angriff gegen den heidnischen Glauben, ist er in der Entwicklung des christlichen. Ganz sonderbare Meinungen kommen vor, z. B. daß die Menschenseelen ihrer Natur nach sterblich, und nur durch Tugend und Erkenntniß, so wie durch die Allmacht Gottes vor Vernichtung bewahrt würden, daß der Mensch nicht von Gott, sondern von einem andern, erhabenen, dem Höchsten verwandten Wesen — wahrscheinlich dem Logos — geschaffen, daß die schädlichen oder unnütz scheinenden Thiere, wie Wanzen, Käfer, Mücken, Schlangen ebenfalls nicht von Gott hervorgebracht seyen; bescheidener Weise fügt er jedoch bei, daß er selbst nicht wisse, von wem letztere herrühren? Arnobius mag diese seine Ansichten theils aus den Schriften Justins oder des Theophilus, welche ebenfalls die Sterblichkeit der Seele behaupteten, theils aus unbekannten gnostischen Schätzen erborgt baben. Ueberhaupt verräth sein Buch nur eine sehr beschränkte Kenntniß der historischen Quellen des Christenthums, das alte Testament scheint er gar nicht, vom Neuen nur die Geschichte Jesu zu kennen; dagegen ist er in der griechischen und römischen Litteratur und auch in den Schriften früherer christlicher Verfaßer, wie Justins, des alexandrinischen Clemens, bewandert. An Beredtsamkeit fehlt es ihm nicht, doch ist sie meist eine sachwalterische, die mehr darauf ausgeht, den Leser zu bereden, als zu überzeugen; sein Styl leidet nicht selten an afrikanischer Rauhheit. Das Buch gegen die Heiden fällt übrigens nach der wahrscheinlichsten Berechnung in das Jahr 304 oder etwas später*), noch im Jahre 323 soll er gelebt haben**).

Größere Berühmtheit als Arnobius, erwarb sich sein Schüler Lucius Cälius Laktantius Firmianus, der nach der Mitte des dritten Jahrhunderts, wahrscheinlich in Italien, gebo=

*) Er selbst (Buch II. cap. 71) nennt das Jahr der Stadt 1050, was nach der damals gewöhnlichen Rechnung, (den Anfang Roms, auf 753 vor Christus angenommen), mit dem Jahre 297 n. Ch. zusammen fiele. Diese Angabe ist jedoch nicht richtig, weil Arnobius in seiner Schrift mehrmal auf die Diokletianische Verfolgung anspielt, die erst im Jahre 303 begann.

**) Nach Hieronymus.

ren, in Sikka unter der Leitung des Arnobius mit solchem Erfolge sich der Redekunst weihte, daß er von Kaiser Diokletianus als öffentlicher Lehrer der Beredtsamkeit nach Nikomedien berufen wurde. Dort trat er, vielleicht während der Verfolgung, zur christlichen Kirche über. Da in der griechischen Stadt nur wenige junge Leute seine lateinische Schule besuchten, verwandte er seine Muße auf Abfaßung einer Reihe von Schriften, in denen er das Christenthum vertheidigte. Bis zum Jahre 317 scheint er in Nikomedien geblieben zu seyn, wo er alle Grausamkeiten, welche die Christen erdulden mußten, mit ansah. Später ward er von Constantinus nach Gallien mit dem ehrenvollen Auftrage berufen, die Erziehung seines Sohnes, Crispus, zu leiten. Laktantius lag diesem Geschäfte, ob er gleich schon alt war, mit vielem Eifer ob, hatte aber den Schmerz, die Hinrichtung seines Zöglings erleben zu müssen. Wenn er selbst gestorben sey, ist unbekannt, doch wissen wir, daß er ein hohes Alter erreichte; gewöhnlich setzt man seinen Tod um das Jahr 330 an. Außer mehreren kleinen Schriften von ihm, wie de ira Dei, de opificio Dei, de extremo judicio, sind sieben Bücher über die christliche Lehre (divinarum institutionum) und ein geschichtliches Werk über die Schicksale der Christenverfolger (de mortibus persecutorum) auf uns gekommen. Letzteres ist als Hauptquelle für eine Epoche, von der wir sonst wenig wissen, von ausgezeichnetem Werth, obgleich zu heftig im Ausdruck und zu leidenschaftlich, als daß man allen seinen geheimen Nachrichten aus dem Innern von Diokletians Pallast unbedingten Glauben schenken könnte. Wir haben es jedoch hier nicht mit Laktantius als Historiker, sondern mit dem christlichen Theologen zu thun. In dieser Beziehung sind die Institutionen am wichtigsten. Sie zerfallen, wie schon bemerkt wurde, in sieben Bücher, deren jedes eine Ueberschrift für sich hat und ein eigenes Werk ausmacht. Das erste, betitelt de falsa religione, bestreitet die Vielgötterei, und sucht die Vernunftmäßigkeit des Glaubens an Einen Gott zu erhärten; das zweite, de origene erroris, beschäftigt sich damit, den wahren Ursprung der heidnischen Tempel, der Opfer, der Orakel und Augurien aufzudecken, und behauptet, daß die Götter meist verstorbene Menschen seyen, die der Aberglaube vergöttert habe. Nachdem Laktantius in den beiden ersten Büchern die heidnischen Priester hinlänglich widerlegt hat, wendet

er sich im dritten, de falsa sapientia, gegen die Philosophen, wobei er selbst eingesteht, daß er mit Diesen einen schwereren Stand zu haben fürchte, als mit Jenen. Wirklich ist er im Kampfe gegen die verschiedenen Philosophenschulen des Alterthums nicht gar glücklich. Im vierten Buche, de vera sapientia et religione, zeigt er auf seine Art, daß nur die christliche Lehre den Namen Weisheit verdiene. Im fünften, de justitia betitelt, versucht er darzuthun, daß wahre Tugend und Rechtfertigung des Menschen vor Gott nur im Christenthum möglich sey. Zu diesem Zwecke schildert er erst das natürliche Verderben unseres Geschlechts, die Nothwendigkeit einer Erlösung, und die Weise, in welcher sie verkündigt worden, dann geht er auf den Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Tugend über, behauptet, jene sey nur weltliche Klugheit, welche auf äußere Vortheile bedacht, Härte und Grausamkeit nicht scheue, sofern nur Vergnügen oder Gewinn dadurch erreicht werde; während diese für wahres geistiges Wohl Martern und Leiden aller Art zu dulden lehre. Die Standhaftigkeit der Christen in Verfolgungen und der Uebertritt der Heiden zum Christenthum zur Zeit solcher Leiden, sey der sicherste Beweis für die Trefflichkeit des christlichen Glaubens. Das sechste Buch endlich, de vero cultu, und das siebte de vita aeterna betitelt, handeln, wie die Ueberschrift verräth, vom wahren Gottesdienst der Christen, von ihren Pflichten, endlich vom künftigen Lohne, von Unsterblichkeit der Seelen und dem jüngsten Gerichte. Laktantius hat aus diesem größeren Werke selbst einen Auszug gemacht unter dem Titel institutionum epitome, der schon zu den Zeiten des Hieronymus verstümmelt war.

Was ihn zur Abfassung der institutiones bewogen habe, spricht Laktantius zu Anfang des fünften Buches aus, wo er darüber klagt, daß noch kein tüchtiger Vertheidiger der christlichen Lehre unter den Lateinern aufgetreten sey, und nacheinander Minucius Felix, Tertullian, Cyprianus nennt und beurtheilt. Der erste, meint er, sey nicht genug in die Tiefen des Christenthums eingedrungen, die Andern hätten zu wenig Kenntniß der Rhetorik, oder auch nur der gewöhnlichen Regeln des Styls; besonders ungünstig äußert er sich über Cyprian, indem er den schlechten Witz eines lateinischen Rhetors wiederholt, der ihn durch Verdrehung eines Buchstabens Coprianus (Mistmann) statt Cyprianus genannt hatte. Man

sieht schon aus diesen Worten, daß Laktantius ein großes Gewicht auf gefällige Darstellung legte. Quintilian, noch mehr aber Cicero sind die Vorbilder, denen er nachstrebt, und zwar nicht ohne Geschick. In der That zeichnet sich sein Buch durch gefällige Sprache und beredten Vortrag aus, und empfiehlt sich dem Leser, der vorzüglich auf äußere Form sieht, mehr als ein anderes Werk des christlichen Alterthums. Man hat ihn daher schon frühe den christlichen Cicero (Cicero christianus) genannt. Allerdings kleben ihm die allgemeinen Fehler jenes Zeitalters: Schwulst und erkünstelte Rednerei an. Weit mißlicher steht es um seine Rechtglaubigkeit, besonders ketzerisch äußert er sich über den Logos: „Gott der Schöpfer und Herrscher über alle Dinge habe, ehe Er das herrliche Werk der Weltbildung unternahm, einen heiligen unzerstörlichen Geist gezeugt, welchen Er seinen Sohn nannte, und obgleich Er nachher noch unzählige Geister hervorbrachte, würdigte Er doch nur den Erstgebornen allein des göttlichen Namens. — Diesen ersten und größten Sohn sezte Er über das ganze Schöpfungswerk, und bediente sich seiner als Rathgebers und Baumeisters, um Alles durch Ihn anzuordnen und zu vollbringen" *). Stellt man die nicänischen Beschlüsse als Richtschnur katholischer Wahrheit auf, so sezt Laktantius den Sohn viel zu tief herab. Ueber den heiligen Geist äußert er sich in den auf uns gekommenen Schriften nirgends klar. Hieronymus dagegen berichtet **), unser Vater habe den heil. Geist keineswegs für eine Persönlichkeit, noch weniger für das dritte Wesen in der Gottheit, sondern bloß für einen Namen gehalten, der die vom Vater und Sohne ausgehende Heiligung der Menschen bezeichne. In der Lehre von den lezten Dingen nähert sich Laktantius dem gemeinjüdischen Lehrbegriff mehr als irgend ein anderer christlicher Schriftsteller: „Weil Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen hat, muß dieselbe in ihrer jetzigen Gestalt genau sechs Perioden, jede zu 1000 Jahren, dauern, denn ein Tag des Herrn begreift 1000 Jahre in sich, nach dem Ausspruche des Propheten (Ps. 90, 4.). Ferner wie Gott am sechsten Tage ruhte, und diesen Tag segnete, so muß am Ende des sechsten Jahrtausends eine Zeit eintreten, wo Gerechtigkeit tausend Jahre lang herrscht. Ehe dieß geschieht, müssen

*) Institutionum Lib. IV. cap. 6, II. cap. 8.

**) Epistol. 49 ad Pammachium.

jedoch merkwürdige Umwälzungen vorangehen. Gleichwie der Herr vor dem Auszuge der Juden aus Aegypten mancherlei Plagen verhängte, also werden vor dem Ende große Strafgerichte erfolgen. Die Bosheit wächst, Gerechtigkeit wird unterdrückt, große Kriege brechen aus, das römische Reich stürzt zusammen, und die Herrschaft über die Welt geht vom Abendland wieder an den Orient über. Ein großer Prophet (wahrscheinlich Elias) wird erstehen, aber ein mächtiger Tyrann aus Syrien (der Antichrist, nach dem Vorbilde des erlauchten Antiochus) wird sich gegen ihn erheben, den Propheten bekämpfen, tödten. Er wird sich für einen Gott ausgeben, fürchterliche Bosheit ausüben, selbst Wunder thun. Hierauf erscheint Christus, der Herr und König, zum Zweitenmale, besiegt und vertilgt den Antichrist sammt seinem Anhange, und begründet allgemeine Ruhe und Glückseligkeit auf Erden. Er wird die Todten auferwecken, jedoch nicht alle, sondern nur Diejenigen, welche den wahren Gott erkannt haben. Die verstorbenen Frommen werden, mit ihren frühern Leibern bekleidet, in unglaublichem Ueberflusse unter Christi Scepter leben, heilige Kinder zeugen ohne Zahl. Gerechte, welche Christus bei seinem zweiten Erscheinen lebend antrifft, sterben nicht, sondern leben fort unter der Vormundschaft der erweckten Heiligen. Auch die Heiden werden nicht alle vertilgt, müssen aber den Glaubigen als Knechte dienen. Der Fürst des teuflischen Heeres wird tausend Jahre gefangen gehalten, die Heiligen aber versammeln sich von allen Himmelsgegenden an Einen Ort, und bauen mitten auf der Erde die heilige Stadt, wo hinfort der Herr unter den Seinigen thronet; alsdann verschwindet die Dunkelheit, die vorher den Erdkreis bedeckte, der Mond wird leuchten wie die Sonne, die Sonne dagegen siebenfach so stark als jezt glänzen; die Erde trägt ohne Bearbeitung die herrlichsten Früchte, die Felsen schwitzen Honig aus, die Bäche strömen von Milch und Wein über, die wilden Thiere haben ihre Natur verändert und sind zahm. Tausend Jahre dauert dieß Glück. Wenn aber am Schlusse desselben das siebente Jahrtausend vollendet ist, wird der Teufel wieder los. Darauf folgt die Verwandlung der Erde, die zweite (allgemeine) Auferstehung, das lezte Gericht, ewige Strafe der Bösen, Belohnung der Guten *).

---

*) Institutionum liber VII. cap. 14—25 im Auszuge.

Laktantius hat den größten Theil dieser glänzenden Hoffnungen aus der Johanneischen Apokalypse, aus einzelnen Stellen bei Daniel und Jesaias entlehnt, aber auch andere Quellen benützte er. Auf die Bücher der Sibyllen, des Hermes, des Hystaspes beruft er sich selbst vielfach; wir glauben, daß er überdieß aus jüdischen oder judenchristlichen Schatzkammern borgte, denn allzuwörtlich stimmen manche seiner Behauptungen mit alten rabbinischen Aussprüchen überein. Man sieht es der Schrift, in welcher diese Träume vorgetragen werden, an, daß sie während der grausamsten Verfolgung, welche je die Kirche traf — unter der Diokletianischen — entstanden ist, fünfzehn Jahre später, nachdem das Christenthum den Sieg errungen hatte, dürfte Laktantius in vielen Punkten anders geschrieben haben. Noch in anderer Beziehung sind die vom gemeinen katholischen Glauben abweichenden Meinungen unseres Vaters wie seiner latinischen Vorgänger merkwürdig, sofern aus ihnen erhellt, daß damals noch ziemliche Freiheit des Denkens herrschte, daß noch nicht Alle Einer Regel des religiösen Bekenntnisses unterworfen waren. Einen kurzen Zeitraum später wurde es anders; schon Hieronymus sagt: „Laktantius ist gleichsam ein Strom Tullianischer Beredtsamkeit, hätte er es nur ebensogut verstanden, die christliche Lehre in ihrer Reinheit zu erhärten, als die Heidnische zu vernichten!" Dagegen wollen wir nun einen andern Punkt berühren. Laktantius glaubte nicht nur von Herzen an das Evangelium, sondern er wandelte auch, so viel wir wissen, nach den Geboten Jesu. Obgleich er, als Erzieher des kaiserlichen Prinzen, an der Quelle der Hofgnaden saß, ist er arm und schuldlos geblieben. Wir zweifeln, ob der rechtglaubige Hieronymus, in gleiche Lage versezt, dieselbe Uneigennützigkeit bewiesen hätte!

Noch müssen wir eines unter den Lateinern lebenden Schriftstellers gedenken, der zwischen Cyprian und Commodianus fällt, 259—70, aber nicht eigentlich zu den Lateinern gehört, weil er, obgleich Bischof zu Rom, der Abstammung und der Sprache nach, in welcher er schrieb, eine Grieche war; wir meinen den römischen Dionysius. Sein Namensgenosse Dionysius, der Alexandriner, hatte, wie wir oben berichtet, gegen Sabellius eine Schrift verfaßt, in welcher er den Logos merklich unter den Vater herabsezte. Dieß gab dem römischen Bischof Veranlassung, seinen alexandrinischen Collegen eines Bessern zu belehren, mittelst einer Abhandlung, von

welcher uns Athanasius ein Bruchstück aufbewahrt hat: „mit gutem Grunde muß ich Die bekämpfen, welche die ehrwürdige Kirchenlehre von der Einheit Gottes aufheben und trennen, indem sie drei Kräfte, drei abgesonderte Gottheiten annehmen. — So sollen, wie ich höre, Etliche die Sache darstellen, das gerade Gegentheil von Sabellius behauptend, welcher den Sohn zum Vater macht. Sie predigen drei Götter, sofern sie die heilige Dreiheit in drei getrennte Gestalten auflösen. — Nothwendig muß mit dem höchsten Gott der göttliche Logos verbunden, der heilige Geist aber neben Beide gestellt werden, also daß die heilige Dreiheit auf den höchsten Gott, den Allherrscher, wie in eine Spitze zusammenlaufe. Die göttliche Einheit in drei Grundwesen zu zerspalten, ist fürwahr eine teuflische, folgsamer Schüler Christi unwürdige Lehre. Denn Leztere wissen wohl, daß zwar eine Dreiheit in der heil. Schrift vorgetragen wird, daß aber gleichwohl weder das alte noch das neue Testament drei Götter kennen. Nicht weniger sind jedoch Diejenigen zu tadeln, welche den Sohn für ein Geschöpf ausgeben und wähnen, Er sey wie die übrigen Kreaturen hervorgebracht. Die heil. Schrift nennt Ihn zwar gezeugt, aber keineswegs geschaffen oder geformt. Es ist keine kleine Gotteslästerung, den Herrn auf irgend welche Art als Geschöpf darzustellen. Denn wenn der Sohn erschaffen wäre, so würde Er einen Anfang haben, da Er doch von Ewigkeit her war. Ist Er in dem Vater, wie Er selbst lehrt, ist Er die Weisheit, die Kraft, der Logos — so kann man unmöglich sagen, daß Er geschaffen und nicht alle Zeit gewesen sey, weil sonst der Vater keine Weisheit, Kraft und Verstand (λόγος) gehabt hätte. — Die göttliche Einheit darf nimmermehr in drei Gottheiten gespalten, noch die Größe und Würde des Sohns in die Reihe der Geschöpfe herabgezogen werden. Wir müssen vielmehr glauben an Gott den Allmächtigen, an Jesum Christum, seinen Sohn, und an den heil. Geist. Der Logos aber muß als mit dem höchsten Gott aufs Innigste verbunden gedacht werden, denn Er selbst sagt ja: ich und der Vater sind Eins, und ich bin in dem Vater und der Vater ist in mir. Auf diese Weise allein mag die göttliche Dreiheit, und doch nebenbei die heilige Lehre von der Einheit aufrecht erhalten werden.“ So Dionysius; deutlich verwirft er drei Vorstellungen als falsch: die des Sabellius, welcher dem Logos die Persönlichkeit abspricht, die des gesunden Menschenverstandes und

der Mathematik, welche drei für drei hält und nicht für Eins, endlich die des Origenes und seiner alexandrinischen Anhänger, welche den Logos zum Geschöpf Gottes machten. Zwischen diesen Dreien, meint er, liege die Wahrheit in der Mitte. Demnach gebührt dem Römergriechen Dionysius der freilich zweideutige Ruhm, zuerst eine Fassung des dunkeln Lehrstücks von der Dreieinigkeit ausgedacht zu haben, welche mit den nicänischen Schlüssen fast aufs Wort übereinstimmt.

Der Charakter der Männer, die wir so eben geschildert, wie der Verlauf jener innern Bewegungen, welche wir oben erzählt haben, zeigt, daß die kirchlichen Einrichtungen und Gebräuche ein immer schärferes Gepräge erhielten, und daß die Macht der Geistlichkeit in schnellem Wachsthum begriffen war. Es ist hier der Ort, ebendieß aus der Geschichte der Kirchenverfassung darzuthun. Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts hatte man sich gewöhnt, manche christliche Lehren und die meisten gottesdienstlichen Handlungen — wahrscheinlich nach dem Vorbilde der griechischen Mysterien — als hochheilige Geheimnisse zu betrachten, von denen alle Ungetaufte ferne gehalten werden sollten. Diese Ansicht hatte bedeutenden Einfluß auf die Art und Weise, in welcher neue Mitglieder in die Kirche aufgenommen wurden. Eine längere Vorbereitung ging der Taufe voran. Die, welche sich zum Eintritt in die Kirche gemeldet (κατηχέμενοι) wurden erst durch eigens dazu bestellte Lehrer (catechistae, doctores audientium) stufenweise in den allgemeinen sittlichen Wahrheiten, zulezt in den eigenthümlichen Lehren des Christenthums unterrichtet. Folgende verschiedene Klassen der Neulinge kommen in den Quellen vor: ἀκροώμενοι, audientes, Zuhörer, γονυκλίνοντες, genuflectentes, Niederknieende, βαπτιζόμενοι oder φωτιζόμενοι, competentes, Täuflinge. Die Vorbereitungszeit dauerte in der Regel mehrere Jahre, öfters verschoben die Katechumenen selbst die Taufe so lange als möglich, weil sie, bei dem allgemeinen Glauben an die versöhnende Kraft dieses Sakraments, alle Sünden auf einmal abwaschen wollten. Daher kam der Fall öfter vor, daß kranke Katechumenen, die dem Tode nahe waren, in der Eile getauft werden mußten; aus Rücksicht auf die Gesundheit geschah dieß nicht durch Untertauchen unter das Wasser, wie die Sitte sonst vorschrieb, sondern durch Besprengung. Einzelne Eiferer hielten jedoch die Krankentaufe (baptismus clinicorum genannt) für weniger kräftig

als die gewöhnliche. Die Gegner Novatians machten z. B. gegen ihn geltend, daß er nicht die rechte, sondern nur die Krankentaufe empfangen habe. Die Gebräuche, die in der latinischen Kirche zur Zeit Cyprians bei der Taufe üblich waren, kennen wir aus dessen Schriften genau. Erst weihte der Priester das Wasser, damit es die Kraft haben solle, mittelst des Untertauchens die Sünden des Eintretenden abzuwaschen. Hierauf folgte der Exorcismus, denn bis zum Augenblicke der Taufe, glaubte man, haben die Dämonen Gewalt über den Menschen, durch das Wasser fahren sie aus. Bevor der Akt ausgeführt ward, richtete sodann der taufende Priester einige Fragen an den Täufling, die Dieser beantworten mußte: „Glaubst du an Vergebung der Sünden und an ein ewiges Leben durch die heilige Kirche?“ Nach erfolgter Bejahung ward ihm wirklich Vergebung der Sünden verkündigt, worauf der Priester den Täufling untertauchte; den Schluß des Akts machte die Salbung mit dem heil. Oele, zulezt ein Kuß, den der Taufende dem Getauften gab. Der lange Vorbereitungsstand galt jedoch nur für Solche, die als Erwachsene vom Heidenthum zum Christenthum übertraten. Von Christen Gezeugte wurden schon im dritten Jahrhundert bald nach der Geburt getauft. Origenes fand den Gebrauch der Kindertaufe bereits vor und vertheidigte ihn. Der afrikanische Bischof Fidus meinte, man solle, wie die Juden mit der Beschneidung, wenigstens acht Tage nach der Geburt abwarten, bis den Kindern die Taufe ertheilt werde. Cyprian dagegen erklärt, gleich nach der Geburt könne man die Kleinen taufen. Alle Getauften, auch die Kinder wurden zur Eucharistie zugelassen.

Das Bußwesen erhielt eine ähnliche Einrichtung, wie die Taufe. Da allgemein der Glaube herrschte, daß die von der Kirchengemeinschaft Ausgeschlossenen ebensosehr oder noch stärker unter der Gewalt des Teufels stehen, als die Ungetauften, so mußten sich die Büßenden und Sünder, ehe sie wieder aufgenommen wurden, eine noch schwerere Prüfungszeit gefallen lassen, als die Katechumenen. Gewöhnlich dauerte sie mehrere Jahre, oft bis zur Todesstunde. Während der Novatianischen Streitigkeiten kam im Morgenlande die Sitte auf, daß in den Gemeinden eigene Presbyter für die Büßenden (πρεσβύτεροι ἐπὶ τῆς μετανοίας genannt) aufgestellt wurden. Man unterschied zu Ende des dritten Jahrhunderts vier Stufen der Buße (gradus, seu stationes poenitentiae), die πρόσκλαυσις, ἀκρόα-

σις, ὑπόπτωσις, σύστασις; die Büßer des ersten Grades wurden προσκλαίοντες oder χειμάζοντες, im Lateinischen flentes, hiemantes, die des zweiten ἀκροώμενοι, audientes, die des dritten γονυκλίνοντες, ὑποπίπτοντες, genuflectentes, substrati, die des vierten Grades συνιςάμενοι, consistentes genannt. Welche heftige Zwistigkeiten in der Gemeinde zu Carthago wegen Zulassung von Todsündern, auf die Fürbitte der Märtyrer und Bekenner hin, ausgebrochen sind, haben wir oben erzählt. Cyprian mußte, ob er gleich in diesem Punkte mit Tertullians strengen Grundsätzen übereinstimmte, dem Drange der Umstände weichen und die Gefallenen aufnehmen. In Rom herrschte schon zuvor eine mildere Ansicht, aber in Spanien dauerte die Montanistische Härte über das Ende des dritten Jahrhunderts hinaus. Doch traf sie bekanntlich nur die schweren Sünden: Mord, Ehebruch, Abfall. Solche, die sich kleinerer Vergehungen schuldig gemacht, verwies man an die Berathung erfahrener Cleriker.

Die Verehrung der Märtyrer stieg in diesem Zeitraum immer höher, wie die früher erzählten Begebenheiten beweisen. Wenn man früher ihre Verwendung für Gefallene vielleicht nur wegen des Ansehens, das ihnen gebührte, berücksichtigt hatte, so kam jezt der Glaube zum klaren Bewußtseyn, daß ihre Fürbitte auf den Herrn des Himmels und der Erde großen Eindruck mache und sündentilgende Kraft besitze. Doch herrschte über die Art, wie dieß geschehe, Verschiedenheit der Ansicht. Dionysius, der Alexandriner meint*), die vollendeten Märtyrer seyen Mitregenten Christi, Beisitzer am Weltgerichte, weßhalb denn ihre Stimme lösen und binden möge. Cyprian spricht sich an einigen Orten so aus, als wenn ihre Verwendung bei Gott ungefähr auf dieselbe Weise Gehör finde, wie die Fürbitte eines geliebten Kindes bei einem gütigen Vater, indessen kommt in seinen Schriften bereits eine Stelle**) vor, die fast so lautet, als wenn das überströmende Verdienst der Märtyrer und ihrer guten Werke Denen, für welche sie bitten, in Anrechnung gebracht werde. Origenes stellt die Vermuthung auf***), daß die Gebete der Abgeschiedenen überhaupt und besonders der Märtyrer

*) Bei Eusebius K. G. VI, 42, 5.
**) De lapsis S. 187. der Ausgabe des Maranus.
***) Opp. de la Rue vol. III, 73. IV, 479. II, 437. I, 293. II, 362.

große Hülfe zur Heiligung der Lebenden gewähren, indem sie theils das Erbarmen Gottes anflehen zu Gunsten ihrer Schützlinge, theils die listigen Anfälle der bösen Geister vereiteln. Zu Ende unseres Zeitraums kommen daher Beispiele von Solchen vor, welche noch lebende Märtyrer aufforderten, nach ihrer Hinrichtung für sie bei Gott zu bitten. Von hier aus war nur noch ein kleiner Schritt übrig zur Anrufung verstorbener Heiliger, doch kann man nicht beweisen, daß derselbe schon im dritten Jahrhunderte gemacht worden wäre. Dagegen verehrte man sie auf andere Weise: am Jahrestage ihrer Hinrichtung wurden auf ihren Gräbern Feste gefeiert, das Abendmahlsopfer für sie dargebracht, so wie man auch alltäglich beim Genuße der Eucharistie ihrer gedachte. Schon müssen damals in Rom die Katakomben mit Märtyrerleibern angefüllt gewesen seyn, denn Hieronymus erzählt*), daß er als Knabe öfters an Sonntagen die Gräber der Apostel und Märtyrer besucht, die tief in die Erde eingehauen, zu beiden Seiten an den Wänden eine Menge Leichen enthalten hätten. Uebrigens war es allgemeine Sitte der Christen, daß sie die Begräbnißplätze der Ihrigen häufig besuchten, und auf denselben der Abgeschiedenen mit Gebeten, frommen Gesängen und Abendmahlsfeier gedachten. Während der Valerianischen Verfolgung wurde ihnen der Besuch dieser Orte (κοιμητήρια dormitoria genannt) förmlich untersagt, weil der Kaiser voraussezte, daß Glaubenseifer oder Schwärmerei durch solchen Verkehr mit den Todten erhöhte Kraft gewinne. Gallienus hob das Verbot wieder auf, aber M a x i m i n u s erneuerte es.

Die Zahl der kirchlichen Jahresfeste wuchs. Außer der älteren, von dem Judenthum zu den Christen übergegangenen Feier der Ostern und Pfingsten, fing man an, die Himmelfahrt Christi (ἑορτὴ τῆς ἀναλήψεως τȣ̃ Κυρίȣ) zu begehen. Hierzu kam, und zwar zuerst in Aegypten, gegen Ende des dritten Jahrhunderts das Erscheinungsfest (τὰ ἐπιφάνια). Schon oben bemerkten wir, daß die Katholiken dasselbe allem Anschein nach von der Sekte des Basilides entlehnt haben. Man feierte es am 6. Januar, nicht bloß als Tauffest Jesu, sondern als Eintritt des Logos in die Welt, oder Geburtstag des Erlösers. Wie die steigende Menge der christlichen Ceremonien erwarten läßt, trat auch mit den zum Gottesdienst

*) Im Commentar zu Ezechiel cap. 40.

bestimmten Gebäuden eine Aenderung ein. Während die Glaubigen sich sonst in Privathäusern, in unscheinbaren Räumen versammelt hatten, wurden in den ruhigen Zeiten zwischen der Valerianischen und Diokletianischen Verfolgung prächtige Gotteshäuser aufgeführt. Man nannte sie *προσευκτήριον*, *κυριακὸν*, dominicum, *οἶκος ἐκκλησίας*, oder auch schlechtweg *ἐκκλησια*, seit Constantin auch *ναὸς* templum. Der Tempel von Jerusalem diente bei Aufführung dieser Gebräuche als Muster; wie dort das Allerheiligste nur von dem Hohenpriester betreten werden durfte, so war hier ein Theil des Innern (*ʿαγίασμα*, *βῆμα*, chorus genannt) für die Laien unzugänglich. In diesem geweihten Raume stand der hölzerne Abermahlstisch sammt den Sitzen der Geistlichkeit. Aus Tertullians Schriften erhellt, daß die eifrigsten Christen der bildenden Kunst abhold waren, weil sie in ihr eine Stütze des verhaßten Heidenthums sahen. Gleichwohl finden sich zerstreute, wiewohl schwache Spuren einer aufkeimenden christlichen Kunst. Siegelringe mit christlichen Sinnbildern: einer Taube, Leier, eines Schiffes, Ankers, und andere werden genannt, ebenso Becher, auf welchen das Gleichniß vom verlornen Schaafe dargestellt war. Es scheint, daß zu Ende des dritten Jahrhunderts Versuche gemacht wurden, auch Kirchen mit Kunstwerken auszuschmücken, nur enthält die einzige Stelle, woraus man Dieß beweisen kann, zugleich ein Verbot des Versuchs. Der 36ste Canon der Kirchenversammlung von Illiberis bestimmt nämlich: „Gemälde dürfen in den Kirchen nicht seyn, damit nicht Das, was wir verehren und anbeten, an den Wänden versinnlicht werde.“ Zugleich mit den heiligen Gebräuchen und den zum Gottesdienst bestimmten Gebäuden wuchs auch Zahl und Stufenfolge der Cleriker. Außer den Presbytern und Diakonen werden in Schriften des dritten Jahrhunderts folgende kirchliche Aemter aufgeführt: *ὑποδιάκονοι* (subdiaconi), *ἀκόλʂθοι*, *ἐξορκισταὶ*, *ἀναγνῶσται* (lectores), *πυλωροὶ* (ostiarii), welche niederen Grade man später ordines minores nannte. Laut einem Briefe *) des römischen Bischofs Cornelius, befanden sich in seiner Gemeinde 46 Presbyter, 7 Diakone, 7 Subdiakone, 42 Akoluthen, 42 Exorcisten, Lektoren und Thürhüter, gewiß keine kleine Zahl, da die heidnische Bevölkerung zu Rom die christliche unendlich überwog. In morgenländischen Kirchen kommen

*) Bei Eusebius K. G. VI, 43.

außerdem ψάλται d. h. eigene Sänger vor. Der Bischof wurde wie ein höheres Wesen und als Mittler zwischen Gott und Menschen geehrt, die Vorrechte der Apostel glaubte man auf den bischöflichen Stuhl übergegangen. Schon Tertullian*) kennt die Benennung papa als allgemeinen Ehrennamen der Bischöfe, bei Gregor dem Wunderthäter**), heißt der Bischof πάπα ἱερώτατος, Cyprian braucht den Ausdruck praepositus. Ueber die amtlichen Befugnisse der Bischöfe, über ihre Wahl und ihr Verhältniß zu der niedern Geistlichkeit und dem Volke gibt der Briefwechsel Cyprians erwünschten Aufschluß. Wenn ein Stuhl durch den Tod des Besitzers erledigt war, versammelten sich die Bischöfe der umliegenden Städte und wählten einen neuen; die Zustimmung der betreffenden Gemeinde mußte jedoch erst eingeholt werden, dieselbe hatte das Recht, die Wahl zu bestätigen oder zu verwerfen. Gab sie ihre Einwilligung, so wurde der Neugewählte durch einen der ältern Bischöfe mittelst Händeauflegung geweiht. Bereits schrieb man dieser Weihe (ordinatio) fast wie der Taufe eine mystische Kraft zu. Der Bischof ernannte die Diakone wie die andern Cleriker selbst, auch die Presbyter wurden von ihm eingesezt, doch verlangte die Sitte, daß zuvor die Gemeinde befragt werden, und die Würdigkeit der Vorgeschlagenen anerkennen mußte. In seiner Amtsführung sollte der Bischof nichts ohne den Rath der Presbyter thun, über wichtige Dinge auch die Meinung der Gemeinde hören. Im dritten Briefe sagt Cyprian von sich selbst: seit Antritt des bischöflichen Amtes habe er es sich zum Grundsatz gemacht, nichts ohne den Rath der Presbytern und Diakone, sowie ohne Zustimmung der Gemeinde zu vollführen; doch darf man nicht über übersehen, daß er sich Dessen rühmt, daß er so spricht, als ob er mit seinem kollegialischen Verfahren etwas Uebriges zu thun glaube. Seine Aeußerung läßt daher vermuthen, daß andere Bischöfe nicht die gleiche Rücksicht gegen den untergeordneten Clerus beobachtet haben mögen, ja die Widersetzlichkeit der unzufriedenen Presbyter gegen ihn deutet darauf hin, daß er selbst nicht immer seiner Regel treu geblieben ist, sondern oft eigenmächtig gehandelt haben dürfte. Uebrigens finden sich in Afrika Spuren einer kirchlichen Volksvertretung. Seniores

*) De pudicitia cap. 13.
**) Epistol. canon. I.

plebis (Gemeinde-Aelteste) werden genannt, welche von der Geistlichkeit unterschieden, doch als kirchliche Beamte erscheinen. Allen Anzeigen nach unterhandelten sie im Namen der Gemeinde mit dem Bischof über öffentliche Angelegenheiten der Kirche. Beim Beginn der Donatistischen Spaltung überwarf sich der Bischof Mensurius von Carthago mit den dortigen seniores plebis. Auch im Verlaufe des eben genannten Streits kommen sie öfters vor. In einem Briefe *) des Bischof von Cirta, Silvanus heißt es: „Ohne den Rath der Gemeindeältesten soll Nichts vorgenommen werden.“ Wahrscheinlich ist diese Anstalt dadurch entstanden, daß man eine ältere bürgerliche Einrichtung auf die Kirche übertrug. Auch sonst fehlt es nicht an Ueberbleibseln demokratischen Geistes. Das Lehramt war im dritten Jahrhundert kein ausschließliches Vorrecht des Clerus, noch immer kommen einzelne, wiewohl seltene, Fälle vor, daß schriftgelehrte Laien mit Erlaubniß des Bischofs vor versammelter Gemeinde Vorträge hielten. So Origenes in Cäsarea und Andere, welche in einem Briefe des Bischofs Alexander an Demetrius von Alexandrien namentlich aufgeführt werden **) In den apostolischen Constitutionen ***) heißt es: „auch ein Laie mag lehren, wenn er anders erfahren im Worte und von reinem Charakter ist.“ Durch die wachsende Ausdehnung der Gemeinde und die Freigebigkeit vieler Gläubigen gewannen die Bischöfe sehr an Einkommen. In allen Gemeinden bestanden Kirchenkassen, welche aus den freiwilligen Beiträgen der Mitglieder gebildet wurden. Gewöhnlich legte jeder seinen Antheil nach dem sonntäglichen Gottesdienst ein, in Afrika scheint es Gebranch gewesen zu seyn, daß die Einzahlung am ersten Sonntag des Monats erfolgte. Die Beiträge wurden für den Unterhalt des Klerus, für Unterstützung der Armen, für sonstige wohlthätige Zwecke verwendet. Und zwar entschied der Bischof darüber, ob? an wen? und wie viel? bezahlt werden solle. Cyprian verbietet z. B. gewissen Clerikern die Besoldung abzureichen, welche in Carthago jeden Monat ausbezahlt zu werden pflegte †). Cyprian verfügte über sehr bedeutende Summen, über noch größere der Bischof von Rom, dennoch beklagt sich Ersterer über Mangel an

*) Optatus milevit. ed. Dupin S. 169.

**) Eusebius K. G. VI, 19. 7.

***) VIII, cap. 32.

†) Divisiones mensurnae siehe Brief 28.

Mildthätigkeit unter den Glaubigen in einer Stelle *) des Buchs über die Einheit der Kirche, welche auch in anderer Beziehung wichtig ist: „bei uns ist die Eintracht so sehr vermindert, daß sogar die Fülle der Spenden abnimmt. Ehemals (in den Zeiten des Urchristenthums) veräußerten die Gläubigen Häuser und Aecker, sammelten Schätze im Himmel und brachten ihr Vermögen den Aposteln zur Austheilung an Dürftige; jezt geben wir vom Eigenthum nicht einmal Zehnten, und während doch der Herr gebietet, das Unsrige hinzugeben, kaufen wir lieber und vermehren es.“ Man sieht, das Levitische Vorbild war schon so ganz in Fleisch und Blut des Clerus eingedrungen, daß Cyprian es für Pflicht der christlichen Laien hielt, nach dem Beispiele der Juden der Priesterschaft Zehnten zu geben, obgleich diese damals noch nicht gereicht wurden. Uebertrieben sind seine Klagen über die Härte der Gläubigen jedenfalls, denn die gemeinsamen Beiträge reichten für Zwecke der Wohlthätigkeit, namentlich für den Unterhalt der zahlreichen Geistlichen vollkommen hin, so zwar, daß man im dritten Jahrhundert schon zum Gesetz erheben konnte, kein Cleriker dürfe der Nahrung wegen irgend ein Gewerbe treiben, ja selbst nicht einmal eine Vormundschaft übernehmen. Von den Einkünften des Altars sollten und konnten sie leben **). Schon hatte auch bischöflicher Reichthum da und dort die Folgen erzeugt, welche Ueberfluß immer nach sich zieht. Origenes beschwert sich an mehreren Stellen ***) über den Hochmuth, mit welchem gewisse Bischöfe einfachen Laien den Zugang zu sich erschweren, wie über ihre Herrschsucht und pharisäische Gesinnung. Noch Schlimmeres berichtet Cyprian im Buche von den Gefallenen: es gebe Bischöfe genug, welche, nur auf Erwerb erpicht, in fremden Sprengeln herumziehen, Handelschaft treiben, Geld zusammen scharren, und sich um ihre Heerden Nichts bekümmern.

Dieselbe Unterordnung, wie in der Stellung des niedern Clerus zum Bischofe, zeigt sich bereits auch in dem Verhältnisse der verschiedenen Bischöfe zu einander. Zwar wird vielfach, besonders von Cyprian, die Ueberzeugung ausgesprochen, daß alle Bischöfe an

*) S. 203 zu Ende des Buchs.

**) Man sehe den 66. Brief Cyprians.

***) In Exodum Homil. XI, 6, zu Matth. tom. XVI, 8, commentar. series in Matthaeum. §. 9. 10. 12. 14. 61.

Würde und Macht sich vollkommen gleich seyen, und daß jeder für sein Betragen in der ihm anvertrauten Gemeinde nur Gott Rechenschaft zu geben habe. Allein die Gewalt der Umstände hatte in der Anwendung dieses Grundsatzes sehr bedeutende Ausnahmen eingeführt. Da die Christen sich, wie früher, als ein Ganzes betrachteten, die wachsende Zahl der Glaubigen aber eine innigere Verbindung der verschiedenen Gemeinden unter einander erleichterte, brach sich, wie wir oben berichtet, im dritten Jahrhundert die Ansicht Bahn, daß überall, wo einzelne Kirchenhäupter von Glauben oder Sitte abweichen, den andern Bischöfen das Recht zustehe, zu Gunsten der bedrohten Einheit warnend und ermahnend einzuschreiten. Natürlich wurde dieses Recht besonders von den Bischöfen der angesehensten, der sogenannten apostolischen, Gemeinden ausgeübt. Wir haben oben Beispiele erzählt, wie gerne die römischen Bischöfe, als Wächter des Glaubens und der Kirchenzucht, sich in fremde Gemeinde-Angelegenheiten mischten. Einen andern Anlaß zu überwiegendem Einfluße der größeren Stühle gab die Verbreitung des Christenthums auf dem platten Lande. Früher gab es nur in den Städten kirchliche Vereine, jezt entstanden solche allmählig auch auf den Dörfern. Die neuen Landgemeinden schloßen sich entweder an den Sprengel (παροικια) des nächsten Stadtbischofs an, und empfingen von diesem einen Presbyter als ihren Seelenhirten, oder wählten sie auch eigene Landbischöfe (χωρεπίσκοποι genannt) die aber meist von dem Stadtbischofe abhiengen. Endlich haben zur Unterordnung der kleineren Bischöfe die Provinzialsynoden das Meiste beigetragen. Diese wurden seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts alljährlich ein- oder zweimal, und zwar gewöhnlich in der Hauptstadt der Provinz abgehalten. Den Vorsitz dabei führte in der Regel der Bischof des Hauptorts, ihm kam das Recht zu, die Synoden zu berufen. Da dieselben über die wichtigsten Fragen entschieden, anderer Seits aber die Erfahrung beweist, daß es bei größeren oder kleineren Versammlungen klugen und gewandten Präsidenten leicht wird, ihre Meinung durchzusetzen und den Ausschlag zu geben, wuchs durch die Synodalverfassung die Macht der großen Stühle außerordentlich. Die Inhaber derselben nannten sich seit Ende des dritten Jahrhunderts μητροπολιται, und übten das Recht der Aufsicht über die andern Bischöfe ihrer Provinz (ἐπαρχία) aus. Doch wurde diese Einrichtung für jezt bloß im Oriente durchgeführt, wo die Bischöfe von

Alexandrien und Antiochien, als der beiden östlichen Hauptstädte, den Titel Metropoliten annahmen. Im Abendlande genoß nur der Römische Stuhl gleichen Ansehens, der größte Theil Italiens hieng kirchlich von ihm ab, aber in Gallien, Spanien und in den nördlichen lateinischen Ländern kam es, ohne Zweifel wegen der kleinen Anzahl christlicher Gemeinden, noch nicht zu einem solchen Verbande. Dagegen hatte Afrika seine eigenthümliche Hierarchie. An der Spitze jeder afrikanischen Provinz stand ein Primas, in Mauritanien und Numidien stets der älteste Bischof, (daher senex genannt), im prokonsularischen Afrika der Bischof von Carthago. Lezterer war zugleich das kirchliche Haupt sämmtlicher afrikanischen Provinzen und konnte allgemeine Concilien berufen. Daher sagt Cyprian im 45. Briefe: „unsere Provinz ist weit ausgedehnt, Numidien und Mauritanien gehören zu ihr.“ Die griechischen Oberhirten nahmen zum Mindesten eben so viel Macht in Anspruch, als der römische Bischof sich selbst beilegen mochte; aber die Häupter der kleineren lateinischen Gemeinden gestanden, theils aus nationaler Achtung für die Welthauptstadt, theils aus gläubiger Rücksicht auf die Tradition, daß die römische Kirche von Petrus, dem angesehensten Apostel, gegründet worden sey, dem dortigen Stuhle, wenn auch widerstrebend, ein gewisses Vorrecht zu. Wir haben oben dargethan, daß Cyprian diesen Vorzug in der Idee anerkannte, aber in der Wirklichkeit bestritt. Fast scheint es, als hätte schon damals eine gewisse Eifersucht zwischen der latinischen und griechischen Kirche geherrscht, was bei der großen Verschiedenheit beider Nationen natürlich ist, wenigstens beweisen zwei wichtige Beispiele, (Victor und Stephanus) daß die römischen Bischöfe besonders gerne gegen Griechen einschritten. Im Uebrigen herrschte unter den christlichen Gemeinden eine sehr lebhafte Verbindung durch Briefwechsel und reisende Glaubige. Wenn ein Christ in eine fremde Stadt kam, suchte er vor Allem seine Glaubensgenossen auf und konnte sicher seyn, wie ein Bruder behandelt und beherbergt zu werden. Da aber manchmal Betrüger, Späher oder Irrlehrer, die unter dem Schirme der Gastfreundschaft ihre kezerischen Meinungen zu verbreiten suchten, das bewiesene Vertrauen mißbrauchten, so war die Vorkehrung getroffen, daß nur solche Reisende als Brüder aufgenommen werden sollten, welche ein vom Bischofe ihrer Gemeinde ausgefertigtes Empfehlungsschreiben mit sich brachten. Man nannte diese kirchlichen Briefe, welche in

allen Weltgegenden, wo Christus verehrt wurde, Thüren und Herzen öffneten, epistolae formatae (γράμματα τετυπωμένα) weil sie nach einer gewissen Form entworfen waren, um Verfälschung zu verhüten. Auch litterae communicatoriae, γράμματα κοινωνικὰ hießen sie als Urkunden, welche zum Beweise dienten, daß sowohl der Ueberbringer als der unterzeichnende Bischof in der Kirchengemeinschaft sich befinde. Durch diese Einrichtung besaßen die Christen, wie man sieht, eine eigenthümliche Post, was nicht wenig zum kraftvollen Aufstreben der Kirche beitrug. Endlich spiegelte sich das hierarchische Streben der Zeit und die wachsende Priestermacht in dem Abscheu ab, den die unendliche Mehrheit der Christen gegen Urheber und Theilnehmer von Spaltungen, wie gegen Ketzer hegte. Cyprian sagt oft genug, wer dem Bischof nicht gehorche, widerstrebe Gott, und müsse der göttlichen Strafe gewärtig seyn. Derselbe erklärte, wie wir oben gezeigt, alle von Schismatikern ausgeübten kirchlichen Handlungen für null und nichtig. Seine Meinung wurde zwar nicht die gemeinsame der Christenheit, aber doch weihten auch die übrigen Katholiken übertretende Ketzer durch Händeauflegung ein. Der Grundsatz gewann mehr und mehr Raum, daß an den Segnungen Christi und seines Reiches nur Derjenige Theil nehmen könne, welcher zu der von den Bischöfen vertretenen Kirche gehöre. Noch merkwürdiger sind die Zeit-Ansichten über die Nothwendigkeit eines gleichförmigen Glaubens und demgemäß über die seelengefährlichen Folgen der Ketzerei. Immer war strenge Orthodoxie der sicherste Beweis wohlbegründeter Priestergewalt. Und zwar spricht sich derjenige Schriftsteller des dritten Jahrhunderts, der sonst für einen der freisinnigsten gilt, und eben keinen Grund hatte auf seine katholische Rechtglaubigkeit zu pochen, am Stärksten über diesen Punkt aus. Origenes sagt*): „Niemand täusche sich selbst, ausser diesem Hause, d. i. der Kirche, kann Niemand selig werden. Geht Jemand hinaus, so ist er selbst an seinem Tode schuldig.“ Die nähere Erklärung geben folgende Stellen: „es ist allerdings schlimm, wenn Jemand in sittlicher Beziehung übel wandelt, aber noch viel schlimmer ist es, von den Dogmen der Wahrheit abzuweichen und nicht nach der ächtesten Regel der heiligen Schriften zu denken. Wir sind doppelter Strafe würdig, wenn wir aus falschem Glauben

*) Homil. III. in Josuam §. 5.

heraus sündigen *).“ Und an einer andern **) Stelle: „Wenn ein Ketzer betet und dadurch gestärkt zu seyn meint, geht er erst zu Grunde, denn sein Gebet wird ihm als Sünde angerechnet.“ Kann man es stärker und unbarmherziger aussprechen, daß der Glaube aller Christen den Zuschnitt haben müsse, den die Bischöfe vorgeschrieben? Denn Diesen kam es zu Schrift und Tradition zu deuten. So schritt die Christenheit rasch einem tödtenden Geisteszwange entgegen. Blinde Verehrung für rechtgläubige Formeln ist auch die Ursache, warum die Ketzer mit den schwärzesten Farben geschildert zu werden pflegen. Ein Ketzer mußte, weil er dieß war, ein grundschlechter Mensch seyn — das verstand sich ja von selbst! Als schriftliches Denkmal der hierarchischen Grundsätze unseres Zeitabschnitts dürfen die apostolischen Constitutionen, von denen acht Bücher auf uns gekommen sind, und die apostolischen Canones betrachtet werden, welche beide Werke Cotelerius am besten herausgegeben hat. Doch sind sie nicht gleich alt. Nur sieben Bücher der Constitutionen scheinen, etliche Einschiebsel späterer Hand abgerechnet, dem Ende des 3ten Jahrhunderts anzugehören und im griechischen Morgenlande verfaßt zu seyn. Das achte ist jünger. Die Canones werden als schriftliche Sammlung zuerst genannt in den Akten des konstantinopolitanischen Concils vom Jahr 394, die meisten derselben dürften ebenfalls in das dritte Jahrhundert hinaufreichen. Beide Werke schreiben, wie der Titel andeutet, die in ihnen niedergelegten Satzungen den Aposteln zu. In dieser Hinsicht machen sie sich daher einer absichtlichen Täuschung schuldig.

Aus Dem, was wir bisher erzählten, geht hervor, daß die christliche Kirche am Ende unseres Abschnitts einen mächtigen, wohlgegliederten, viele Tausende von Menschen umfassenden Verein darstellte, der sich über alle Provinzen des römischen Reichs und drüber hinaus erstrekte. Fortwährend wurden neue Eroberungen gemacht. Zu Anfang des 4ten Jahrhunderts kommen die ersten sicheren Spuren von christlichen Gemeinden am Niederrheine, in Britannien und Vindelicien vor. Bei der Versammlung von Geistlichen, die 313 unter Vorsitz des Bischofs Melchiades zur Untersuchung der Donatistischen Streitigkeiten in Rom zusammentraten, erscheint ein

*) Commentar. series in Matth. §. 53.

**) Selecta in Job. edit. de la Rue Vol. II p. 501.

Bischof Maternus aus Cöln. Derselbe sammt einem Cölner Diakonus Makrinus, ausserdem ein Bischof Agröcius und ein Exorciste Felix, beide aus Trier, unterschrieben die Akten der Synode zu Arles vom Jahr 314. An dieser nämlichen Synode nahmen Theil die Bischöfe Eborius von York, Restitutus von London, Adelfius von Linkoln. Schon im Jahr 304 blutete die Märtyrin Afra zu Augsburg. Auch unter den Gothen begann um diese Zeit das Christenthum durch Gefangene Eingang zu finden, auf dem großen Concil von Nicäa (325) erschien der gothische Bischof Theophilus. Die christliche Kirche nun, die auf diese Weise zu einer ungeheuren, eng verbundenen Korporation geworden war, mußte mit dem römischen Staate, in welchem sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen, aus zwei Ursachen in schweren Kampf gerathen, erstens weil das römische Regiment auf heidnische Vielgötterei gegründet war, welche die Christen als teuflischen Aberglauben verabscheuten, zweitens weil das Reich eine völlig despotische Verfassung hatte, in deren Natur es liegt, geschlossene Gesellschaften selbst dann nicht zu dulden, wenn dieselben den Herrschern und ihren Grundsätzen nicht abgeneigt sind. Wo, wie damals in Rom, der Wille eines Einzigen Gesetz für sämmtliche Land-Bewohner ist, welche sich ohne Unterschied dem Joche beugen müssen, da wird Argwohn nothwendig zur ersten Triebfeder der Verwaltung, und darum darf kein großer Verein aufkommen, weil zu besorgen steht, daß von jeder Verbrüderung Mehrerer Widerstand gegen die Staatsgewalt ausgehen könnte. Trajan's Verbot gegen alle Hetärien, oder geschlossene Gesellschaften, war daher von der Nothwendigkeit despotischer Regierungsform eingegeben. Wie wahr dieser Satz ist, ersieht man aus dem Beispiele neuerer Staaten, welche in die Klasse der sogenannten absoluten, keineswegs der despotisch regierten gehören. Nur mit größtem Widerwillen gestatten dieselben politische Verbindungen irgend welcher Art, und selbstständige Vereine sind eigentlich nur unter freien Verfassungen möglich. Dennoch kam es im Jahrhundert der Antonine noch zu keiner allgemeinen Verfolgung der christlichen Kirche, offenbar weil die römischen Gewalthaber in den Christen nur eine kleine, an sich unbedeutende, darum für die Herrscher-ungefährliche Parthei erblickten. Aber anders gestaltete sich die Sache, als die Kirche seit Tertullians Tagen mit großer Schnelligkeit und Kraft sich ausdehnte. Jezt kam überdieß noch ein anderer Grund

des Argwohns hinzu: Gegenkaiser erhoben sich häufig wider einander, später sahen sich einzelne Alleinherrscher durch die steigende Verwirrung, durch die wilden Einfälle der Barbaren genöthigt, die Gewalt zu theilen, und Mitregenten zu sich auf den Thron zu erheben. Wie leicht mochte irgend einer der letztern oder auch der Gegenkaiser, auf den Plan verfallen, die mächtige Parthei der Christen sich zu verbinden, und mit ihrer Hülfe die andern rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Besitzer der Gewalt zu stürzen! Daher gebot von Nun an die Politik, eine Gesellschaft, die so gefährlich werden konnte, niederzuschlagen. Jener Verdacht ist durch die Erfahrung gerechtfertigt worden, denn auf die beschriebene Weise hat Constantin dadurch, daß er sich den Christen in die Arme warf, die Alleinherrschaft an sich gerissen, und auch vor Constantin's Regiment finden wir, daß die großen Verfolgungen der Kirche stets von solchen Kaisern verhängt wurden, die entweder die Gewalt getheilt, oder mit Gegenkaisern zu kämpfen hatten. Gewiß ist dieß der wahre Zusammenhang der Sachen, obgleich die alten Quellen-Schriftsteller besonders die christlichen — wie wir fürchten aus Mangel an politischem Blick — davon schweigen.

Wir haben oben*) die Geschichte der römischen Kaiser, was ihr Verhältniß zur christlichen Kirche betrifft, bis auf Commodus, den unwürdigen Sohn Mark Aurels, herabgeführt. Die unmittelbaren Nachfolger desselben, Pertinax und dann Didimus Julianus, welcher den Thron förmlich ersteigerte, herrschten zu kurze Zeit, um etwas für oder wider die Christen zu thun. Im Jahre 193 wurde Septimius Severus von den illyrischen Legionen, die er befehligte, zum Kaiser ausgerufen, aber er mußte zuerst Pescenninus Niger, später Spurius Albinus bekämpfen, welche Beide von andern Legionen erhoben worden waren. Septimius Severus war ein kraftvoller Mann, der mit unerbittlicher Gewalt Alles niederschlug, was sich seinem Herrscherwillen wirklich widersetzte, oder Widerstand hätte leisten können. Darum kam die Reihe auch an die Christen. Harte Verfolgung traf die Gemeinden in Aegypten, im prokonsularischen Afrika. Clemens von Alexandrien, der bald nach Commodus Tode seine Stromata abfaßte, sagt**) in diesem Werke: „Wir sehen täglich viele Märtyrer

*) Seite 340.

**) Zweites Buch S. 494.

vor unsern Augen verbrennen, kreuzigen, enthaupten." Von Gewaltthätigkeiten, welche die afrikanischen Gemeinden zu erdulden hatten, berichtet Tertullian. Derselbe Vater erzählt zwar *), Severus sey Anfangs den Christen nicht abgeneigt gewesen; aber wenn diese Nachricht auch wahr seyn sollte, so ist doch jedenfalls gewiß, daß der Kaiser durch die politische Nothwendigkeit zu harten Maßregeln gegen die Kirche hingerissen wurde. Im Jahr 203 erließ er ein Edikt, welches den Uebertritt zum Christenthum wie zum jüdischen Glauben bei schwerer Ahndung verbot. Deutlich genug zeigte er damit an, daß er in der christlichen Kirche eine staatsgefährliche Gesellschaft erblickte, deren Wachsthum man Schranken setzen müsse. Ausserdem hatten die Christen unter seiner Regierung (von 193—211) noch durch Ausbrüche der Volkswuth, wie durch die Habsucht einzelner Statthalter zu leiden. Unter ihm floh, wie wir oben erzählt, Clemens aus Alexandrien. Die bekanntesten Märtyrer, welche damals fielen, sind Leonides, der Vater des berühmten Origenes, und die beiden Frauen Perpetua und Felicitas in Carthago, deren Leidensgeschichte auf uns gekommen ist. Unter Severs Sohne und Nachfolger, dem wahnsinnigen Carakalla, (211—17) hörten die Verfolgungen allmählig auf. Noch glücklichere Zeiten brachen für die Christen an mit den zwei nächstfolgenden Kaisern Heliogabalus (218 — 222) und Alexander Severus (222—235). Die Liederlichkeit des elenden Heliogabalus hatte einen mystischen Anstrich, er ging damit um, die Culte aller Götter, worunter auch Christi Dienst, in Einem römischen Tempel zu vereinigen und unter seine hohenpriesterliche Obhut zu nehmen. Er selbst gebärdete sich wie ein Gott. Ein ganz anderer Mensch war Alexander Severus, weichen Herzens, für Tugend begeistert, mit einem Hange zu gutmüthiger Schwärmerei begabt, aber leider für einen so blutigen Thron, wie der römische, nicht gestählt genug. Die Milde des Evangeliums zog ihn an, ohne daß er darum den Göttern des Staats ungetreu geworden wäre. In der Hauskapelle, (lararium) seines Palastes, wo er die Morgenandacht zu verrichten pflegte, stand neben den Büsten des Apollonius von Tyana, des Orpheus, auch das Bild Christi; er verehrte alle zusammen als höhere Wesen, als Wohlthäter der Menschheit. Zu der Gunst,

*) Ad Scapulam cap. 4.

welche er den Christen bewies, trug sehr viel der wohlthätige Einfluß seiner Mutter Julia Mammäa bei, einer vortrefflichen Frau, deren sanftes Herz für das Evangelium fühlte. Wir haben oben erzählt, daß sie aus Alexandrien den damaligen Katecheten Origenes zu sich beschied, und Gefallen an seinen Vorträgen fand. Dennoch wurden unter Alexander Severus die alten Gesetze gegen die Christen nicht aufgehoben; er duldete sie bloß stillschweigend. Im Jahr 235 fiel Severus unter Mörderhänden bei Mainz. Sein Nachfolger, der rohe Thracier Maximinus (235 — 238), der sich hauptsächlich durch ungeheure Körperstärke und thierischen Muth vom gemeinen Soldaten zum Heerführer aufgeschwungen hatte, verfolgte den christlichen Clerus, vielleicht deßhalb weil sein Vorgänger den Christen günstig gewesen war, und sah den Gewaltthätigkeiten nach, welche der heidnische, durch Erdbeben aufgeregte Pöbel an verschiedenen Orten gegen die Christen beging. Dagegen genoß die Kirche unter den zwei folgenden Regierungen Gordian's (238 — 244) und des Arabers Philippus (244—249) ungefährdete Ruhe. Die Milde des Philippus gegen die Christen ist um so auffallender, weil er sonst einen herrschsüchtigen, wilden Charakter zeigte. Schon die alten Väter wunderten sich darüber, wissen aber keine genügende Erklärung. Eusebius*) theilt als Sage mit: Philippus habe am christlichen Gottesdienst während des Passafestes Theil nehmen wollen, Hieronymus**) meint sogar, Philippus sey der erste christliche Kaiser gewesen. Diese Angaben verdienen keinen Glauben, weil sie mit sicheren Nachrichten im Widerspruche stehen. Vielleicht war es weiblicher Einfluß, was ihn günstig für die Christen stimmte, wir haben schon früher erzählt, daß Origenes mit der Gemahlin Philipps Severa in Briefwechsel stand. Gegen ihn empörte sich 249 der Feldherr Decius, schlug ihn in einem großen Treffen, in welchem Philipp das Leben verlor, und bemächtigte sich nun des Throns (249 — 251). Alle Verfolgungen, welche die Kirche seit ihrer Entstehung bis auf Decius betroffen, waren nur örtlich gewesen und hatten vergleichungsweise wenig Opfer gekostet. Origenes sagt dieß mit wenigen Worten***): „leicht kann man Diejenigen zählen, welche

*) K.G. VI. 34.

**) In chronico ad annum 246.

***) Contra Celsum III. S. 116.

(vor Decius) von Zeit zu Zeit für den Glauben gestorben sind.“ Aber nun brach eine furchtbare und allgemeine Verfolgung (die erste in ihrer Art) über die christliche Kirche herein. Von der wahren Ursache dieses Ereignisses schweigen die heidnischen Quellen, welche überhaupt von Decius nur sehr wenige und dunkle Nachrichten geben. Die Christen erklären die Decische Verfolgung gewöhnlich aus theologischen Gründen. Cyprian z. B. meint*), der lange Frieden, welchen bisher die Kirche genossen, habe die Gemüther der Gläubigen erschlafft, und darum sey das Wehe vom Höchsten zugelassen worden, damit durch das Glutfeuer der Trübsal die Kirche geläutert werde. Der erstere Satz hat, wie die folgende Erzählung darthun wird, seine vollkommene Richtigkeit. Indeß ist es immerhin erlaubt auch nach einem menschlichen Beweggrund zu forschen, der den Kaiser zu der furchtbaren Maßregel bestimmt haben mag. Origenes äussert in der Schrift gegen Celsus, welche während der Regierung Philipps des Arabers verfaßt wurde, einige Worte, welche auf die Spur der Wahrheit führen. Prophetisch sagt er hier**) voraus: „die Ruhe der Kirche dürfte nächstens gestört werden, sobald es den Verläumdern des Christenthums gelinge, wieder die Meinung zu verbreiten, daß an den vielen Empörungen im römischen Reich Niemand anders Schuld sey, als die Christen, welche sich darum so sehr vermehren, weil sie nicht mehr verfolgt würden.“ Die beglaubigte Geschichte weiß nichts davon, daß die Christen bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts Empörungen veranlaßt, oder daran Theil genommen hätten; insofern hat Origenes ganz Recht, wenn er Das, was die Feinde der Kirche hier vorgeben, eine Verläumdung nennt. Allein immerhin ersieht man aus der Stelle, daß Weltverständige kurz vor Decius der Ansicht waren, die Christen seyen mächtig genug um politische Bewegungen anzustiften. Hiemit ist ein anderer Umstand zu verbinden. Wir wissen, daß Decius wegen der trostlosen Verwirrung, in welcher er die öffentlichen Angelegenheiten traf, genöthigt wurde, die Gewalt zu theilen, und seinen Sohn, sammt mehreren Verwandten zur Würde von Cäsarn zu erheben. Aufstände, Einfälle der Barbaren drohten von allen Seiten, so daß ein Einziger bei so gehäufter Arbeit nicht fertig werden

*) Im Buche de lapsis.
**) Contra Celsum III. S. 123.

konnte. Uns scheint es nun, Decius habe bei dieser Lage der Sachen dem Argwohn Raum gegeben, die Christen möchten entweder auf eigene Faust sich gegen ihn empören, oder auch von einem der Cäsarn, mit denen er die Herrschaft getheilt, als Werkzeuge ehrsüchtiger Plane gegen ihn benützt werden, und er habe es deßhalb für staatsklug gehalten, durch Unterdrückung der Parthei möglichen bösen Folgen zuvorzukommen. Genug! eine allgemeine strenge Untersuchung gegen alle des Ungehorsams gegen die Staatsreligion Verdächtige wurde im Jahr 250 angeordnet. Die Christen sollten den Göttern opfern, vor dem Bildnisse des Kaisers Weihrauch streuen. Weigerten sie sich, so sollten zuerst Drohungen, zuletzt Martern angewendet werden. Für Widerspenstige, besonders für Bischöfe, ward Todesstrafe vorgeschrieben. Doch verlangte der Kaiser, daß man stufenweise verfahre, erst die Befehle vorlese, dann wenn sie nichts nüzten, mit Zureden, Drohungen, milden Strafen einschreite, erst zulezt das Schwert ziehe. Allmählig verbreitete sich die Verfolgung von Rom aus. Wo das Edikt vollzogen ward, fing man damit an, eine Frist festzusetzen, innerhalb welcher alle christlichen Einwohner eines Orts vor der Behörde erscheinen und opfern sollten. Wer vorher floh, Dem geschah weiter Nichts, als daß man sein Vermögen einzog, die Rückkehr bei Todesstrafe untersagte. Gegen die Zurückgebliebene wurde sodann unter Zuziehung von fünf der angesehensten Bürger die Untersuchung eingeleitet. Die Wirkung war furchtbar, und größtentheils für die Kirche beschämend; es zeigte sich, daß viele nicht bloß schwache, sondern auch entschieden nichtswürdige Mitglieder der christlichen Gesellschaft angehörten. Wir haben zwei Schilderungen von Augenzeugen übrig, von Dionysius, dem Alexandriner, der über die Vorgänge in Aegypten, und von Cyprian, der über die afrikanischen Zustände berichtet. Jener erzählt *): „Alle wurden durch das Edikt in die größte Bestürzung versezt, viele der angesehensten Bürger stellten sich sogleich aus Furcht, andere wegen ihrer Amtspflicht (als Gemeinde-Bevollmächtigte, Stadträthe, denen es zukam der Vorlesung kaiserlicher Befehle anzuwohnen) andere wurden von ihren Verwandten und Freunden herbeigezogen. Nachdem nun Jeder bei seinem Namen aufgerufen worden, traten die Einen blaß und zitternd zu den unseligen Opfern heran, gleich als wenn sie nicht opfern, sondern selbst als Opfer geschlachtet werden

*) Bei Eusebius K.G. VI. 41.

sollten; das zahlreich umstehende Volk verhöhnte diese Furchtsamen, denen man es ansah, daß sie zu feige zum Opfern wie zum Sterben seyen. Andere aber liefen bereitwillig zu den Altären, und trieben die Frechheit so weit, zu versichern, daß sie nie Christen gewesen. Die Uebrigen folgten theils dem Vorgange der Angesehenen, (Honoratioren, wie man jezt sagt) theils flüchteten sie sich, oder wurden sie ergriffen. Einige von Lezteren ließen es bis zur Einkerkerung kommen, erduldeten auch wohl einige Tage die Haft, aber dann verläugneten sie doch, noch ehe sie vor Gericht erscheinen mußten. Andere ertrugen sogar Martern bis auf einen gewissen Grad, unterlagen aber dann. Doch die festen und selig zu preisenden Säulen des Herrn, die von Ihm eine Stärke empfiengen, welche ihres Glaubens würdig war, wurden wunderbare Zeugen seines Reichs.“ Dionysius zählt sofort eine Reihe von Märtyrern auf, unter denen sich verhältnißmäßig viele christliche Soldaten befanden. Diese tapfern Männer hielten das Bekenntniß Christi für ruhmvoller, als den besoldeten Tod für Roms Cäsarn, und gaben dem zitternden Stadtvolke ein gutes Beispiel. Merkwürdig stimmt mit dem griechischen Berichte die Aussage*) Cyprian's überein: „Gleich auf die ersten drohenden Worte des Feinds verrieth der größte Theil der Brüder seinen Glauben; nicht die Gewalt der Verfolgung hat sie niedergeworfen, sondern aus eigenem Antriebe fielen sie. Sie erwarteten nicht einmal, bis sie vorgerufen wurden, um zu verläugnen, bis man sie ergreife, um Weihrauch zu streuen. Vor dem Treffen besiegt, vor dem Kampfe schon niedergestreckt, schnitten sie sich sogar die Entschuldigung ab, wider ihren Willen den Götzen geopfert zu haben.“ Es kamen nachher eigene Benennungen für die verschiedenen Abstufungen des Verraths auf. Diejenigen, welche geopfert, oder Weihrauch gestreut, nannte man sacrificati, thurificati. Eine dritte Klasse verdankte dem Geize römischer Beamten ihren Ursprung. Diese gaben für Geld einzelnen Christen Scheine, (libellos) in welchen stand, daß sie den Forderungen des Edikts Genüge geleistet hätten. So kamen die Begünstigten mit Erlegung kleinerer oder größeren Summen davon. Man hieß diese leztere Klasse libellatici. Cyprian beurtheilt die libellatici milder als Die, welche wirklich geopfert, doch wurden sie nichtsdestoweniger als Gefallene betrachtet, und das mit Recht, weil man sonst den Reichen, oder Denen,

*) De lapsis.

welche der Zufall unter die Hände gewissenloser Richter fallen ließ, ein schmähliges Vorrecht eingeräumt hätte. Man darf annehmen, daß es auch in den übrigen christlichen Gemeinden so zuging, wie in Carthago, Alexandrien, Rom, von welcher Stadt wir einige kleinere Berichte unter dem Briefwechsel Cyprian's haben: überall ein Häuflein entschlossener Bekenner neben einer Masse Schwacher. Aber trotz des Abfalls so vieler Scheinchristen, erreichte der Kaiser Decius seinen Zweck nicht, wofür schon seine Regierung zu kurz dauerte; denn Decius verlor gegen Ende des Jahrs 251, im Kriege gegen die Gothen, Thron und Leben. Diejenigen, deren Beharren für die Kirche von wahrem Werthe war, blieben fest unter Martern, und sezten den Befehlen des Kaisers einen stummen und duldenden Widerstand entgegen; selbst die Bessern unter den Gefallenen strengten nachher alle Kräfte an, um Vergebung zu erlangen, und zu Gnaden angenommen zu werden. Daher die ärgerlichen Streitigkeiten in Rom und Carthago, welche oben erzählt wurden. Den übrigen Haufen der Nichtswürdigen und Schwächlinge verloren zu haben, war für die Kirche viel mehr Gewinn, als Schaden. Unter den Nachfolgern des Decius, Gallus und Volusianus, 251 bis 253, dauerte zwar der Druck fort, doch in weit geringerem Grade. Valerianus (253—60) schenkte Anfangs der Kirche Ruhe, und wurde erst 257 durch seinen Günstling, Makrianus, zu Verfolgungen aufgehezt. Auf welche Weise Cyprianus und Sixtus II., Bischof von Rom, Opfer derselben wurden, haben wir oben erzählt. Valerian's Sohn und Nachfolger, Gallienus (von 260 bis 269) scheint die Unmöglichkeit gewaltsamer Unterdrückung des Christenthums erkannt zu haben. Gewiß ist, daß er gleich nach seinem Regierungsantritt ein Edikt erließ, worin er den Christen freie Uebung ihrer Religion gestattete, und die ihren Gemeinden gehörigen Begräbnißplätze, sammt andern Grundstücken, welche unter seinem Vater eingezogen worden waren, zurückzugeben gebot. Da Makrianus sich im Orient und Aegypten zum Gegenkaiser aufgeworfen hatte, konnte das Edikt in diesen Gegenden erst nach erfolgter Niederlage desselben (261), vollzogen werden. In einem besondern Rescript, das uns Eusebius aufbewahrt hat, kündigte Gallienus den ägyptischen Bischöfen an, daß seine Duldungsgesetze auch für Aegypten gelten sollen. Zum erstenmale war die christliche Kirche als eine gesetzlich bestehende Corporation anerkannt.

Ueber 40 Jahre lang genoß sie unangetastet dieses wichtigen Vortheils. Denn in den stürmischen Zeiten von Gallienus bis Diokletianus drängten sich Empörungen der Statthalter, Kämpfe zwischen Gegenkaisern, Einfälle der Barbaren so rasch aufeinander, daß die Gewalthaber nichts hätten gegen die Christen unternehmen können, wenn es auch ihre Absicht gewesen wäre, die Gesetze Gallien's wieder aufzuheben. Nur Aurelian (von 270—75) erließ gegen Ende seiner Herrschaft, als er sich genug befestigt glaubte, ein Edikt gegen die Christen, aber die Vollziehung desselben wurde durch seine Ermordung verhindert. Der langen und furchtbaren Verwirrung des römischen Reichs machte Diokletianus, ein glücklicher und tapferer Soldat, ein Ende, indem er durch den bei Margus im August 285 erfochtenen Sieg über Carinus sich die Alleinherrschaft sicherte. Von 285 bis 305 dauerte seine Regierung. Während 18 Jahren hat auch er die Christen in Ruhe gelassen. Gläubige gelangten zu den angesehensten Aemtern, und die Kirche erhob sich zu äußerem Wohlstand. Aber gegen das Jahr 302 änderte sich die Scene, in Folge von Einrichtungen, welche in die Anfänge der Regierung des Kaisers zurückgreifen. Die Macht der Barbaren, welche von allen Seiten das Reich bedrängten, die weite Ausdehnung der bedrohten Gränzen, die Schwierigkeit, von Einem Punkte aus in der nöthigen Schnelle Befehle an untergeordnete Heerführer abzufertigen, bestimmten Diokletian gleich mehreren seiner Vorgänger, die Gewalt freiwillig mit einem Andern zu theilen. Noch im Jahre 285 ernannte er seinen alten Kampfgenossen Maximianus zum Mitregenten, mit dem Titel Augustus. Als es sich jedoch bald zeigte, daß selbst zwei Kaiser nicht hinreichten, um das Reich vollständig zu wahren, erhob Diokletianus im Jahre 292 noch zwei andere Heerführer, Constantius Chlorus und Galerius zur Würde von Cäsarn. Jedem der vier Regenten waren bestimmte Landschaften zur Verwaltung, wie zur Vertheidigung angewiesen. Diokletian behielt alle jenseits des ägäischen Meeres gelegenen Provinzen, besonders Bithynien, mit der Hauptstadt Nikomedia, unter seiner unmittelbaren Aufsicht. Galerius bekam Thracien und Illyrien, Rhaetien, Pannonien, Maximian Italien, Afrika, nebst den dazwischen liegenden Inseln. Die Länder jenseits der Alpen, Spanien, Gallien, Britannien, auch Mauritanien sollte Constantius bewachen. Doch hinderte diese Eintheilung nicht, daß Einer in des

Andern Gebiete Regentenakte vornahm, oder sich an die Spitze der Heere stellte. Die Verordnungen aller Kaiser waren in allen Provinzen gültig, alle vier Regenten wurden, bis Diokletian abtrat, als ein Einziger betrachtet, den Vorrang über die Andern behielt sich jedoch Diokletian vor. Um die Einigkeit auch durch Familienbande zu befestigen, mußte Constantius seine Gemahlin Helena, eine Brittin von niederem Stande, ob er sie gleich liebte, verstoßen, und erhielt die Tochter Maximian's, Theodora. Galerius vermählte sich mit der Tochter Diokletians, Valeria. Diokletianus scheint bei Auswahl der Männer, mit welchen er die Gewalt theilte, besonders darauf gesehen haben, daß es Solche seyen, auf deren Anhänglichkeit und Gehorsam er zählen könne, und in der That haben sich ihm weder Maximian, noch die beiden Cäsarn, Galerius und Constantius, während zwölf Jahren widersezt. Dieses Beispiel der Eintracht unter Mächtigen, die auf Einer Linie stehen, ist selten genug, da bekanntlich nichts so sehr die Selbstsucht der Menschen entzündet, als der Zwang mit Andern befehlen zu müssen, wo Jeder gerne allein Herr wäre. Indessen scheint doch schon früher unter den Vieren ein versteckter Zunder der Eifersucht geglommen zu haben, besonders zwischen Galerius und Constantius. Lezterer zeichnete sich wie durch Geburt, so durch eine gute Erziehung und Bildung vor seinen Genossen aus. Die anderen Drei waren zwar tapfere, aber rohe Männer, in fast lebenslänglichem Waffendienste verwilderte Soldaten. Unter ihnen hinwiederum besaß Galerius den heftigsten Charakter. Etliche Spuren, welche wir später anführen werden, deuten darauf hin, daß er gegen Constantius einen geheimen Groll hegte, weil er ihm ehrsüchtige Absichten zutraute. Irren wir nicht, so war dieser Verdacht die eigentliche Ursache der großen Christenverfolgung, die im Jahre 303 ausbrach. Die christliche Kirche zählte damals so viele Mitglieder, und nahm dadurch eine solche Stellung im Staate ein, daß sie von einem Partheihaupte geschickt benüzt, ein furchtbares Werkzeug werden mußte. Wenn daher je Einer der vier Regenten damit umging, seine Genossen zu stürzen, so ließ sich erwarten, daß er zu diesem Zwecke die Christen in sein Interesse ziehen werde. Darum schien die Klugheit zu gebieten, daß man zuvorkomme und eine Gesellschaft mit Gewalt niederschlage, welche dazu dienen mochte, einem glücklichen Nebenbuhler die Alleinherrschaft zuzuwenden. Wir

verhehlen nicht, daß diese Ansicht von der Sache unsere eigene Vermuthung ist, und von keinem der alten Geschichtschreiber ausdrücklich bestätigt wird. Wohl stimmen aber alle darin überein, daß Galerius wahrer Urheber der Verfolgung gewesen sey, und erst nach langem Zureden und vielen Umtrieben, die Zustimmung Diokletians erlangt habe. Allerdings wirkten, außer der von uns vermutheten geheimen Absicht, noch andere dringende Gründe zusammen. Die Mutter des Galerius, eine schwärmerische Anhängerin der phrygischen Mysterien, oder des Dienstes der Göttermutter Cybele, bestürmte ihren Sohn mit Bitten, gegen das verhaßte Christenthum einzuschreiten. Sobald ruchtbar wurde, daß Galerius mit strengen Maaßregeln gegen die Christen umgehe, sammelten sich die Feinde der Kirche, die Götzenpriester, auch die Neuplatonischen Philosophen, worunter der früher erwähnte Hierokles, um ihn und versäumten Nichts, um seinen Haß gegen das Christenthum noch mehr zu entflammen, und ihn in seinem Entschlusse zu bestärken. Arnobius erzählt einen merkwürdigen Zug, aus welchem man abnehmen kann, wie gereizt damals die Stimmung der Heiden gegen die Kirche war, weil sie fühlten, daß es zur Entscheidung kommen müsse. „Viele“ sagt er*) „verabscheuten Cicero's Schrift de natura Deorum, und weigerten sich, ein Buch zu lesen, das der heidnischen Religion so schädlich sey; Andere schrieen, es sollte ein Senatuskonsult erlassen werden zur öffentlichen Vertilgung aller solcher alten Schriften, durch welche das Christenthum bestätigt, die Achtung für die väterlichen Heiligthümer verlezt werde.“ Wie doch die Menschen sich gleich bleiben! Eine Maaßregel, welche hier Heiden zum Nachtheile der Christen verlangten, haben **1200** Jahre später die römischen Christen gegen Glaubensgenossen, welche der drückenden Herrschaft des Papsts sich entziehen wollten, wirklich in Vollziehung gesezt, indem sie ein Verzeichniß verbotener Bücher einführten.

So sehr Galerius dem Oberhaupte des Reichs Diokletianus mit Bitten zusetzte, daß er eine allgemeine Verfolgung der Kirche gut heißen möchte, wollte Dieser Anfangs nichts davon hören: „Lange,“ sagt Lactantius**) „widerstand der Greis den dringenden

---

*) Adversus gentes III., 4.

**) In dem Buche de mortibus persecutorum.

zureden. Er zeigte, wie gefährlich die Sache sey, daß die ganze Welt darüber in Unruhe gerathen und viel Blut umsonst vergossen werden würde, denn die Christen pflegen den Märtyrertod zu suchen, es sey daher genug, wenn man die Hofleute und die Soldaten von dem Bekenntniß dieser Religion abhalte." Es scheint nun, daß Galerius, um seinen Zweck dennoch zu erreichen, gewisse Bewegungen im Heere absichtlich hervorrief, andere Vorfälle auf arglistige Weise benützte. Der oberste Haruspex des Heeres (magister haruspicum) Tagis erklärte eines Tags, da er auf kaiserlichen Befehl die Eingeweide der geschlachteten Thiere, nach römischer Sitte, untersuchen sollte, daß die Opfer ihre Wirkung nicht mehr hätten, weil Ungeweihte zugegen wären. Hiemit meinte er etliche christliche Soldaten, die mit dem Zeichen des Kreuzes auf ihren Helmen bei den Opfern sich eingefunden, da sie nach der Weise ihres Jahrhunderts glaubten, daß jenes gesegnete Sinnbild den dämonischen Zauber der heidnischen Ceremonien löse. Sicherlich waren Christen unter dem römischen Heere auch sonst oft mit dem gleichen Zeichen bei den Opfern erschienen, ohne daß diese dadurch eine Störung erlitten, und ohne daß man daran dachte, den mit dem Kreuze Bezeichneten ein Verbrechen daraus zu machen. Die ganze Geschichte war also darauf berechnet, den Kaiser Diokletian gegen die Kirche aufzuhetzen. Später wußte Galerius einen kaiserlichen Befehl auszuwirken, daß alle Soldaten an den Opfern Theil nehmen müßten. Alsbald gaben einzelne Christen ihre militärischen Grade auf, Hohe und Niedere verließen den Dienst, um die Treue gegen den Glauben zu bewahren. Die Mehrzahl blieb jedoch zurück, und von Diesen gelang es etliche in eine peinliche Anklage zu verwickeln, ohne Zweifel weil, außer ihrem Widerwillen gegen die Opfer, noch andere Umstände hinzukamen, die man als Majestätsbeleidigung auslegen konnte. Es wird ein Beispiel der Art angeführt. Während im Jahr 298 das kaiserliche Geburtsfest zu Tingis in Afrika nach heidnischer Sitte mit Schmausereien und Opfern begangen wurde, stand der christliche Centurio Marcellus von der Soldatentafel auf, schleuderte Gürtel, Stab und Schwert auf den Boden und rief aus: „von diesem Augenblicke an höre ich auf, euren Kaisern zu dienen, ich mag eure hölzernen und steinernen Götter, welche taube Götzen sind, nicht fürder anbeten." Wegen dieser unüberlegten That wurde Marcellus zum Tode verurtheilt

und hingerichtet, weil er die militärische Auszeichnung verhöhnt, und gegen die Götter des Staats wie gegen die Kaiser vor allem Volke lästerlich gesprochen habe. Wie die Christenfeinde den Vorfall benützten, kann man sich denken. Um den alten Kaiser zum Aeußersten zu treiben, bedurfte es wahrlich nicht mehr, als den Beweis, daß durch den christlichen Glauben das Heer — das große Werkzeug aller Despotien, zur Unbotmäßigkeit verleitet werde. Durch solche und ähnliche Künste gelang es endlich, im Winter von 302 auf 303, dem Galerius, seinen kaiserlichen Schwäher Diokletian dahin zu bringen, daß er eine allgemeine Verfolgung der Christen genehmigte. Der kaiserliche Hof befand sich damals in Nikomedien, dem Lieblingsaufenthalt Diokletians. Ein Hauptfest der Heiden, die permiralia am 23. Februar 303, wurde zur Ausführung erkoren. Mit Anbruch des Tags drang ein Haufe kaiserlicher Soldaten in die Hauptkirche Nikomediens, verbrannte die vorgefundenen Bibeln, plünderte und zerstörte das Gebäude. Am folgenden Morgen wurde ein Edikt folgenden Inhalts angeschlagen: „Die gottesdienstlichen Versammlungen seyen für alle Zukunft verboten, alle Handschriften der Bibel sollten verbrannt, die christlichen Kirchen niedergerissen werden, Diejenigen, welche Ehren und Aemter besäßen, müßten dieselben aufgeben, wenn sie nicht opfern wollten; gegen alle Christen, von welchem Stande sie auch seyen, sollte bei gerichtlicher Untersuchung die Folter erlaubt, Christen aus dem Volke ihrer Rechte als Bürger und freie Männer beraubt seyn, christliche Sklaven, so lange sie bei dem Bekenntniß blieben, nie die Freiheit erlangen können.“ Ein angesehener Christ riß im Zorne dieses blutige Edikt am hellen Tage von der Mauer herunter, warf es in Stücken auf den Boden und rief dem Volke zu: „Die Kaiser würden besser thun, wenn sie Siege über Sarmaten und Gothen verkündigten, statt unschuldige Christen zu verfolgen.“ Diokletian, in dessen Charakter es lag, die geringste Beleidigung seines Ansehens unnachsichtlich zu rächen, wurde durch das Vergehen des Christen, der sogleich mit dem Tode büßen mußte, noch mehr erbittert. Das Edikt, das in vielen Gemeinden gerade um die Osterzeit veröffentlicht ward, verbreitete furchtbaren Schrecken. Im Uebrigen war die Wirkung dieselbe, wie bei früheren Verfolgungen. Die Meisten ließen sich durch die angedrohten Martern abschrecken, und lieferten die Handschriften der

Bibel, welche sie besaßen, den kaiserlichen Beamten aus *), welche die zusammengerafften Bücher auf den öffentlichen Plätzen der Städte verbrannten. Andere wandten allerlei Mittel und Listen an, um sich und die Bibeln, die in ihrem Besitze waren, zu retten. Etliche der Kühnsten erklärten der Obrigkeit ins Gesicht, daß sie zwar Bibeln hätten, aber dieselben nicht herausgeben würden. Das waren Solche, die nach dem Märtyrertod gelüsteten, der Manchem wirklich zu Theil ward. Doch verfuhren nicht alle römische Beamte mit gleicher Strenge, manche waren zufrieden, wenn man ihnen unter dem Namen der Bibel andere Bücher auslieferte. Dieß geschah z. B. in Carthago, wie wir oben aus Gelegenheit der Donatistischen Händel erzählten. In wenigen Fällen mag Menschlichkeit einzelner Prokonsuln und Statthalter Ursache solcher Milde gewesen seyn, in der Regel sahen die nachsichtigen Beamten darum nicht scharf genug, weil die Christen ihnen die Augen vergoldet hatten.

Bis auf Diokletian kommt kein Beispiel vor, daß die Anhänger der neuen Religion gegen die verfolgende Obrigkeit Gewalt gebraucht hätten, sondern immer sezten sie der feindlichen Wuth die Kraft leidender Ausdauer entgegen. Jezt wurde es anders, worüber man sich kaum wundern kann, da unter der großen Menschenmenge, welche zu der Kirche hielt, auch Leidenschaftliche und Geschäftskundige sich fanden. Bald nach Erscheinen des Edikts kam im Palaste zu Nikomedien Feuer aus. Die Heiden beschuldigten christliche Rachsucht. Viele Christen wurden verhaftet und schwer gefoltert, um ein Geständniß zu erpressen, aber man brachte nichts heraus. Vierzehn Tage darauf brannte es noch einmal. Diese Wiederholung scheint denn doch zu beweisen, daß das Feuer angelegt war. Empörungen, die fast um dieselbe Zeit in Armenien und Syrien ausbrachen, gaben neuen Anlaß zum politischen Argwohn gegen die Christen. Es erschien nun ein zweites Edikt, welches alle Vorsteher der Gemeinden (die Geistlichkeit) ins Gefängniß zu werfen befahl. Diesem folgte ein drittes, des Inhalts, daß die Verhafteten, wenn sie opfern würden, freigelassen, wenn sie sich dessen weigerten, auf jede Weise zum Opfern gezwungen werden sollten. Endlich im Jahre 304 wurde ein viertes Edikt, das furchtbarste von allen,

*) Wie wir früher bemerkt, nannte man Solche Traditores, und schloß sie von der Kirchengemeinschaft aus.

erlassen; es verfügte, daß sämmtliche Christen, ohne Unterschied des Standes, zum Opfern angehalten werden sollten. Die Gefängnisse waren schon früher mit Geistlichen überfüllt, unzählige Laien kamen jezt noch hinzu. In den Städten, wo das Edikt vollzogen ward, riefen Herolde in den Straßen aus, daß sämmtliche Einwohner, Männer, Weiber, Kinder sich in den Tempeln stellen müßten. Alle wurden, nach Verzeichnissen, welche die Obrigkeit hatte entwerfen lassen, namentlich aufgerufen, um zu opfern. An den Stadtthoren frug man die Eintretenden aus, nahm Die, welche als Christen erkannt wurden, sogleich fest. Obgleich keines der Edikte gegen Widerspenstige Todesstrafe mit klaren Worten vorschrieb, war der Ausdruck „auf jede Weise sollten die Christen zum Opfern angehalten werden", furchtbar genug. Sehr groß muß die Zahl Derjenigen gewesen seyn, welche für den Glauben bluteten. Das Christenthum schien vernichtet. Heidnische Inschriften aus dieser Zeit preisen die Kaiser unter Anderem wegen Wiederherstellung des alten Götterdiensts, wegen Vernichtung des christlichen Aberglaubens *).

Dennoch schlug das Mittel, welches Diokletian angewandt hatte, um die Kirche zu unterdrücken, gerade ins Gegentheil um. Während die drei übrigen Gewalthaber die Edikte in allem Ernste vollzogen, that der vierte, Constantius Chlorus, nur so viel als nöthig war, um den Schein der Uebereinstimmung mit seinen Genossen zu retten, er ließ die Mauern der Kirchen niederreißen, fügte aber sonst den Christen kein Leid zu. Eusebius, der Lobredner des Constantius und noch mehr seines glücklichen Sohnes Constantinus, und ihm nachsprechend viele Neuere meinen, der gallische Cäsar sey von der Trefflichkeit des Christenthums überzeugt gewesen, und habe darum die Christen geschont. Mit weit mehr Sicherheit kann man behaupten, daß Constantius durch seine Milde, die auffallend abstach gegen die Grausamkeit der andern Cäsarn, sich aus den Christen eine mächtige Parthei bilden wollte. Nicht minder günstig, als der stillschweigende Schutz, welchen ihnen Constantius gewährte, war für die Christen der freiwillige Rücktritt Diokletians. Eine schwere Krankheit befiel den alten Kaiser im

*) Amplificato per orientem et occidentem imperio romano et nomine Christianorum deleto, qui rem publicam evertebant. Oder superstitione christiana ubique deleta, et cultu Deorum propagato.

Jahre **304**, nachdem sie gehoben, zeigten sich Spuren von Geistesschwäche, die es ihm unmöglich machten, der Regierung länger vorzustehen. Noch während der Krankheit Diokletians hatte Galerius durch Drohungen von dem Augustus Maximianus das Versprechen erpreßt, daß er sich ebenfalls von den Geschäften zurückziehen wolle. Gegen Constantius, dessen Macht er fürchtete, wagte Galerius nichts. Die beiden Kaiser Diokletianus und Maximianus legten zu gleicher Zeit (im Mai **305**) die Regierung nieder. Jener zog sich in sein Heimathland Dalmatien zurück, baute bei Salona einen ungeheuern Palast, dessen Trümmer noch heute zu sehen sind, und fand hinreichenden Ersatz für die Sorgen der Krone in der Landwirthschaft und dem Baue seiner Gärten. Maximianus lebte im untern Italien, konnte sich jedoch über den Verlust des Reichs nicht so gut trösten als Diokletianus.

Nach dem Rücktritte der Beiden wurden Constantius und Galerius, dieser in Nikomedien, jener in Mailand als Kaiser ausgerufen. Galerius, dessen Stolz durch die freiwillige Entsagung Diokletians, durch die erzwungene des Maximian auf's Höchste gestiegen war, benahm sich, als wäre er der alleinige Herr; ohne Constantius zu fragen, oder Diokletian Gehör zu geben, riß er die Wahl zweier neuen Cäsaren an sich; und zwar ernannte er zu dieser Würde nicht Die, welche die nächsten Ansprüche darauf hatten, weder den Sohn Maximians, Maxentius, der freilich ein weichlicher, zu Geschäften unbrauchbarer Wüstling war, noch des Constantius ältesten Sohn Constantinus, obgleich Dieser eine hohe Stelle im Heere bekleidete und sich durch seine Dienste die Gewogenheit Diokletians erworben hatte, sondern er zog zwei rohe Soldaten vor, Maximinus und Severus, Männer von gleichem Charakter wie er, und ihm blindlings ergeben. Der abgetretene Maximianus mußte den Severus zum Cäsar ernennen, und ihm Afrika sammt Italien übergeben. Maximin wurde, gleichfalls unter dem Titel eines Cäsars, von Galerius zu Nikomedien mit Syrien und Aegypten belehnt. Aus allem Dem erhellt, daß Galerius nach der Alleinherrschaft trachtete, Constantius für den Augenblick nur darum schonte, weil Dieser ihm noch zu mächtig war. Galerius behielt überdieß den jungen Constantin wider dessen Willen bei sich, theils als Unterpfand der Ruhe seines Vaters Constantius, theils weil er mit

richtiger Voraussicht in dem jungen Manne das künftige Partheihaupt der Christen erblickte. Erst als Constantius ein großes Heer, angeblich gegen die Schotten in Britannien, ausgerüstet hatte, schenkte Galerius den Bitten Constantin's, an dem Kriegszuge seines Vaters Theil nehmen zu dürfen, ohne Zweifel aus Furcht, Constantius möchte sich sonst gegen ihn wenden, Gehör, und entließ Constantin, bereute aber seine Einwilligung sogleich wieder, nachdem es freilich zu spät war. In größter Eile hatte sich Constantin zu seinem Vater begeben, der in Britannien erkrankte und im Juli 306 starb. Gleich nachdem Constantius verschieden war, rief das britanische Heer Constantinus zum Augustus aus. Diese Nachricht setzte Galerius in große Verlegenheit, denn er hatte die Absicht, nach Constantius Tode seinen alten Freund und Kampfgenossen Licinius zum Augustus zu ernennen und Constantin ganz zu übergehen. Doch suchte er einem Krieg auszuweichen und erkannte deßhalb Constantin als Cäsar an; Dieser mußte dagegen dem Severus, als dem Aelteren, den ersten Rang überlassen. Aber die Herrschaft Sever's dauerte nur kurze Zeit. Erbittert über die Strenge, mit welcher Severus auf Befehl des Galerius in Rom neue Steuern erheben wollte, empörten sich im Herbste 306 die Römer wider ihn, und stellten den Sohn des abgetretenen Maximian, Maxentius, an ihre Spitze. Kaum war die Bewegung ausgebrochen, als auch der alte Maximian selbst auf dem Schauplatz erschien, Purpur und Kaisertitel wieder annahm, und seine alten Truppen um sich versammelte. Severus, der nach Rom aufbrach, um den Aufstand zu erdrücken, ward von seinen eigenen Soldaten verlassen, flüchtete nach Ravenna, wo er sich gegen das Versprechen, daß Maximian ihn verschonen werde, freiwillig ergab. Nichtsdestoweniger ließ ihn Maximian im folgenden Jahre hinrichten. Um die Niederlage seines Schützlings Severus zu rächen, rückte nun Galerius selbst nach Italien gegen Maxentius, ward aber durch den Abfall vieler Soldaten, welche Maximian für sich gewonnen hatte, genöthigt, Italien zu räumen, und zog sich nach Pannonien zurück. Die Gewalt war somit zwischen drei Häuptern: Galerius mit seinem Cäsar Maximinus, Constantinus und endlich Maximian sammt seinem Sohne Maxentius, getheilt. Da Maximian wohl sah, daß er verloren sey, wenn Constantin sich mit Galerius verbinde, so begab er sich gleich nach Besiegung des Severus zu Constantinus,

vermählte ihn mit seiner Tochter Fausta, und gestand ihm den Titel Augustus zu, den ihm Galerius verweigert hatte. Dennoch konnte er Constantin, trotz seiner Bitten, nicht zu einem Kriege gegen Galerius bewegen, kehrte hierauf nach Rom zurück, zerfiel aber dort mit seinem Sohne Maxentius, und ward von Diesem, oder vielmehr von dem Heere, aus Italien vertrieben. Jetzt suchte der alte, unstete Mann gar bei Galerius Schutz. Dieser benützte seine Anwesenheit, um den alten Plan der Erhebung des Licinius auf glänzende Weise durchzuführen. Auch Diokletian wurde durch Drohungen aus seinem Ruhesitz in Dalmatien herausgerissen, und erschien zu Carnutum, wo Galerius im November 307, in Beiseyn der beiden alten Kaiser Diokletian und Maximianus, seinen Freund Licinius als Augustus ausrufen ließ. Er hoffte durch die Mitwirkung desselben seine sinkende Gewalt gegenüber von Constantinus wieder zu heben.

Indessen hatten die drei Gewalthaber in Bezug auf die christliche Kirche eine entschiedene Stellung eingenommen. Gleich nach dem Tode seines Vaters erklärte sich Constantin offen für die Christen, verwilligte ihnen Freiheit des Gottesdienstes, gab die eingezogenen Kirchen zurück. Eben so entschieden erhob Galerius das Banner des Heidenthums, die blutigen Gesetze Diokletians wurden in seinem Gebiete aufrecht erhalten. Noch wilder wüthete im Morgenlande der von ihm ernannte Cäsar Maximinus. Im Jahre 308 erließ Dieser einen geschärften Befehl, daß die zerfallenen Götzentempel wieder aufgebaut werden, daß alle Einwohner, freie Männer, Weiber und Kinder, wie die Sklaven, opfern und von den Opferspeisen genießen sollten. Er gebot sogar, die Eßwaaren, die auf die Märkte gebracht würden, ohne Ausnahme mit Opfer-Wein oder Wasser zu begießen, damit die Christen entweder Hungers sterben, oder nothgedrungen Speisen essen müßten, die mit dem heidnischen Dienste in Berührung gekommen wären. Im Jahr 310 wurden in Palästina dreißig Bekenner, welche nach vielen ausgestandenen Martern in vorigen Jahren die Freiheit erhalten hatten, mit einem Male enthauptet. Nun trat aber ein Stillstand ein. Galerius, durch Ausschweifungen erschöpft, fühlte sich im Jahr 311 seinem Ende nahe. Vielleicht die Schrecken des Todes, vielleicht die Ueberzeugung, daß alle bisher gegen die Christen angewandten Mittel zu Nichts führten, oder am Ende auch die Furcht

vor Constantin, bestimmten ihn, daß er im Namen sämmtlicher Kaiser ein Edikt erließ, worin er den Christen Religionsfreiheit bewilligte. Kurze Zeit nach diesem Akte starb er, mit den Verwünschungen der Christen beladen, und auch von den Heiden wegen seiner grausamen Strenge gehaßt. Das letzte Edikt verschaffte jedoch den Christen keine vollkommene Ruhe; schon sechs Monate später ließ Maximin im Oriente die Verfolgung erneuern, und auch in Italien erging es den Christen nicht viel besser. Maxentius hatte ihnen zwar, aus Furcht vor ihrer Zahl und Macht, bald nach seinem Einzuge in Rom Duldung bewilligt, aber sobald er, nach dem Siege über Severus, ihre Gunst nicht mehr zu bedürfen glaubte, bedrückte er sie. Die Christen konnten nur auf Constantin's Schutz rechnen, und ihre im ganzen römischen Reich zerstreuten Gemeinden gewöhnten sich, ihn als ihr politisches Haupt zu verehren. Der Vortheil, den ihm dieser mächtige Anhang verschaffte, war so groß, daß Constantin schon deßhalb auf den Gedanken hätte gerathen müssen, mit ihrer Hülfe die andern Regenten zu erdrücken, wäre er auch von Natur nicht sehr ehrgeizig gewesen. Die Herrschaft der Viere, die jetzt das römische Reich unter sich getheilt, Licinius und Maximin im Osten, Maxentius und Constantin im Westen, löste sich zunächst in einen zweifachen Doppelbund auf. Licinius, der von Maximin bedroht war, verband sich mit Constantin, Maxentius, der Constantin anzugreifen beschlossen hatte, schloß mit Maximin einen geheimen Vertrag. Als Vorwand des Kriegs brauchte Maxentius die Ermordung seines Vaters. Maximian war nämlich, nachdem er seine einfältige Rolle in Carnutum ausgespielt, zu Constantin nach Gallien zurückgekehrt und hatte dort verschiedene Versuche gemacht, seinen Schwiegersohn zu verdrängen, wurde deßhalb auf Constantins Befehl zuerst verhaftet, dann, als er diesen gar ermorden wollte, im Jahr 310 in der Stille erdrosselt. Maxentius verhüllte nun seine ehrgeizigen Absichten unter dem Deckmantel kindlicher Liebe, und zog große Streitkräfte zusammen, um seinen Schwager in Gallien anzugreifen. Aber Constantin kam ihm zuvor, stieg mit einem verhältnißmäßig kleinen Heere versuchter Soldaten, unter denen sich viele Christen befunden haben müssen, über die Alpen, warf die Abtheilungen, welche ihm Maxentius nach Oberitalien entgegenschickt, mit großer Mühe zurück, und rückte auf Rom, wo

Maxentius mit der Hauptmacht stund. Unfern der Tiber kam es den 27. October 312 zur Schlacht, die entscheiden sollte, ob mit Constantin fürder das Christenthum im römischen Reiche herrschen werde, oder nicht. Um die Christen in seinem Heere zur höchsten Tapferkeit zu entflammen, zugleich auch um die Anhänger Jesu, die unter dem Banner des Maxentius fochten, von Diesem abspenstig zu machen, gebot Constantin vor der Schlacht seinem Kriegsvolke, die Schilde mit dem Zeichen des Kreuzes zu schmücken. Diese einfache Thatsache wurde bald nachher zu prächtigen Sagen ausgesponnen. Constantin selbst erzählte in hohem Alter dem Geschichtschreiber der Kirche Eusebius: vor dem Treffen gegen Maxentius sey an hellem Mittage ein Kreuz in den Wolken erschienen mit der Umschrift ἐν τούτῳ νίκα, hac vince, darum habe er das Kreuz auf die Schilde setzen laßen. Andere, wie Laktantius *) und Sozomenus **) wissen blos von einem Traumgesichte, in welchem Constantin das Kreuz mit der Inschrift geschaut. Heidnische Schriftsteller, wie Nazarius, erzählen wieder anders. In den folgenden Jahren wurde die kaiserliche Leibfahne, labarum genannt, mit dem Kreuzeszeichen und der Inschrift geschmückt, in dem Treffen gegen Maxentius glänzte dasselbe blos auf den Schilden. Der Gott der Schlachten entschied gegen Maxentius, sein Heer ward geworfen, er selbst stürzte im Gewoge der Flüchtigen von der Tiberbrücke herab und ertrank. Ganz Italien und Afrika huldigte dem Sieger, welcher den Sohn und einige Anverwandte des Ueberwundenen hinrichten ließ. Nur zwei Monate verweilte Constantin zu Rom, da Einfälle der Germanen ihn nach Gallien riefen. Vorher aber hatte er eine Zusammenkunft mit Licinius, gab demselben, um die Freundschaft zwischen Beiden für jetzt noch zu befestigen, seine Schwester Constantia zur Gemahlin und erließ in Gemeinschaft mit ihm ein Edikt, welches gleiche Duldung für alle Religionen im römischen Reiche vorschrieb, und dadurch den Christen vollkommene Freiheit verlieh. Wenige Monate später gebot er von Mailand aus (im Jahr 313), in einem besondern Edikt an die Statthalter, den christlichen Gemeinden alle entrissenen Güter zurückzuerstatten. Licinius hatte indeß, gleich nach seiner

*) De mortibus cap. 44.

**) K. G. I, 3.

Vermählung, mit Maximinus einen Kampf auf Leben und Tod begonnen. Auch ihn begünstigte das Glück. Die Christen lassen hier ebenfalls Wunder geschehen. Laktantius berichtet sogar *), der Engel des Herrn sey Licinius im Traume erschienen, und habe ihn ein Gebet gelehrt, das er nach seinem Erwachen aufschrieb und an seine Soldaten vertheilte. Dieses Gebet sey die Ursache des Sieges gewesen. Maximinus wurde im April 313 geschlagen, und nahm auf der Flucht im Oriente Gift, an welchem er nach großen Qualen starb. Von nun an hatte das Reich nur noch zwei Gebieter, Licinius und Constantin, beide gleich ehrsüchtig und unfähig, die Gewalt mit einem andern zu theilen. Ein letzter Kampf um die Alleinherrschaft war daher unvermeidlich. Um die Heiden auf gleiche Weise, wie Constantin die Christen, in sein Intereße zu ziehen, übernahm Licinius die Rolle eines eifrigen Anhängers der alten Götter, und ließ die Christen verfolgen. Im Jahr 314 kam es zum ersten Krieg zwischen Beiden. Licinius ward am 8. Oktober des genannten Jahrs in Pannonien geschlagen, sammelte jedoch ein neues Heer, mit welchem er seinem Gegner ein zweites, ebenfalls unglückliches, Treffen lieferte. Mit Mühe ward ein für Licinius sehr nachtheiliger Friede geschlossen. Allein schon im Jahr 323 entbrannte der Kampf von Neuem. Constantin erfocht im Juli einen entscheidenden Sieg bei Adrianopel. Licinius floh nach Asien, verlor eine zweite Schlacht bei Chrysopolis; indeß gelang es ihm, nach Nikomedien zu entkommen, wo er sich noch längere Zeit hätte vertheidigen können. Um den Krieg schnell zu beendigen, gab Constantin seiner Schwester, der Gemahlin des Licinius, sein Wort, daß er ihren Gatten schonen wolle, wenn er die Regierung freiwillig niederlege. Licinius nahm das Versprechen an und lieferte sich im September 323 selbst in die Hände seines Schwagers. Es war sein Unglück, denn Constantin ließ ihn, nach einem anscheinend freundlichen Empfang, an einen entfernten Ort abführen und dort umbringen. Zwei Jahre später wurde auch sein unmündiger Sohn auf Constantin's Befehl getödtet. Ueber Verwandtenmord und Leichen hatte sich Constantin den Weg zur Alleinherrschaft gebahnt, nun warf er die heidnische Maske, die er bisher von Zeit zu Zeit aus Rücksicht auf die Anhänger der alten Staatsreligion vorgenommen, vollends ab, und bekannte sich völlig zum

*) De mortibus cap. 46.

christlichen Glauben, obgleich er die Taufe bis gegen sein Lebensende verschob. Nach der Befreiung des Maxentius hatte er sich in Rom Titel und Amt eines Oberpriesters der alten Götter gefallen lassen, die Zeichendeuter befragt, an den Opfern Theil genommen, denn er mußte um diese Zeit noch die Heiden schonen, weil sie sonst leicht den andern Gewalthabern, die damals noch standen, hätten zufallen können; so wie sich seine Macht befestigte, erließ er stufenweise Verordnungen zu Gunsten des neuen Glaubens, indem er namentlich die Vorrechte, welche von jeher die alte Religion genoß, auf die Christen und ihren Clerus übertrug. Im Jahr 312 entband er die Geistlichkeit von den lästigen Municipalämtern, kurz darauf bewilligte er, daß Sklaven in christlichen Kirchen mit gesetzlicher Kraft freigelassen werden können; 321 ordnete er allgemeine Feyer des Sonntags an, im nämlichen Jahre erlaubte er Vermächtnisse an katholische Kirchen; schon früher hatte er zum Unterhalt der afrikanischen Geistlichkeit eine bedeutende Summe geschenkt. Endlich seit dem Jahre 323 verschwinden vollends die heidnischen Sinnbilder auf Constantins Münzen, und machen christlichen Platz. Das Gewicht der Krone und des weltlichen Schwerts, die ganze Gewalt einer furchtbaren Despotie war in die Waagschale der Kirche gefallen.

Diesen ihren endlichen Sieg über das Heidenthum verdankte die Kirche zunächst der großen Zahl ihrer Mitglieder. Nie würde sich Constantin für sie erklärt haben, hätte er in den Christen nicht eine mächtige Parthei gesehen, die ihm die Gewalt verschaffen und sichern konnte. Aber die Vortheile, welche die Kirche aus der Masse ihrer Anhänger zog, wurden durch ebenso großen Schaden aufgewogen. Die Erfahrung beweist, daß es keinen nur irgend zahlreichen und mächtigen Verein gibt, in welchem nicht sogleich die bösen Leidenschaften des menschlichen Herzens ihr Spiel treiben. Auch die Kirche unterlag dieser traurigen Nothwendigkeit, und die schlimmen Folgen traten um so greller hervor, weil das Christenthum seinem Ursprunge nach auf lauter Tugenden gegründet ist. Unter den Tausenden, welche sich seit Mitte des dritten Jahrhunderts in die christliche Gesellschaft aufnehmen ließen, waren Viele, die keinen innern Beruf dazu hatten, Schwächlinge, Heuchler und eigennützige Rechner. Da die Christen sich untereinander brüderlich unterstützten, müssen sich sehr Viele nur des täglichen Brods wegen eingedrängt

haben. Daher die Erscheinung, daß beim ersten Stoße einer Verfolgung die Meisten ohne Bedenken abfielen. Noch verderblicher wirkte der äußere Wohlstand der Kirche und ihre mächtige Verbreitung auf die Clerisei. Da durch die Menge und den Reichthum der Glaubigen große Summen in die Hände der Bischöfe und Presbyter floßen, wurde dadurch Ehr- und Geld-Geiz unter denselben entflammt. Auch die übertriebene Ascese, welche der Geist des Jahrhunderts als höchste Tugend pries, trug ihre bittern Früchte. Die Unterdrückung von Trieben, welche die Natur in uns gepflanzt, rächte sich durch geheime Sünden, welche eine immer mehr überhand nehmende, auf äußern Heiligen-Schein erpichte Heuchelei nicht zu verdecken vermochte. Kaum traut man seinen Augen, wenn man die Schilderung liest, welche Cyprian vom Charakter seiner Gegner, der unzufriedenen Presbyter, entwirft. Fast alle beschuldigt er der Unterschlagung von Kirchengeldern, der Schändung von Jungfrauen, und noch ärgerer Dinge. Mag noch soviel der Partheilichkeit seines Grimms beigemessen werden, wahr muß doch Etwas daran seyn, und der Verdacht ist wahrlich nicht übertrieben, daß auch Cyprians Freunde, von deren Gebrechen er schweigt, nicht viel besser gewesen seyn dürften. Ein weiteres Uebel entstand aus der durch die Umstände herbeigeführten Gewalt der Bischöfe. Die christliche Religion macht Demuth zu einem ihrer ersten Gebote, aber die hohe Stellung der kirchlichen Häupter reizte unwiderstehlich den Stolz, die Ehrsucht. Doch wollten sie, wenn auch nicht in der That und im Herzen, so doch in äußerlichen Gebärden und Worten der Anforderung des Evangeliums genügen. Aus diesem Streben bildete sich schon jezt der wohlbekannte kirchlich-bischöfliche Styl heraus: eine eigenthümliche Form der Beredtsamkeit, deren Wesen darin besteht, daß die wahren Absichten, die man nicht einzugestehen wagt, weil sie in der Regel nicht gar lauter sind, hinter heiligen Vorwänden, welche Demuth und Menschenwohl, die Sache Gottes, athmen, mystisch verhüllt werden. Ich möchte diese Redeweise die gesalbte nennen. Schon kamen auch demüthig klingende Titel im Briefwechsel der Bischöfe zum Vorschein. Cyprian z. B. liebt es, wenn er von sich selbst spricht, den Ausdruck „nostra mediocritas“ meine Wenigkeit, zu gebrauchen. Man glaube nicht, daß wir die Farben hier zu düster auftragen. Der Augenzeuge Eusebius gibt von den Zuständen der Kirche kurz vor Ausbruch der lezten Verfolgung eine noch

schlimmere Schilderung. „Wer vermöchte es," sagt er *), „die Zahl der Schaaren, welche sich dem Glauben zuwandten, die Größe der Gemeinden in jeder Stadt, den Andrang zu den Bethäusern zu schildern? Die alten Gebäude reichten nicht mehr aus, geräumige Kirchen mußten in den Städten neu errichtet werden. — Allein als über der zunehmenden Freiheit die Unsrigen in Nachläßigkeit verfielen, als der Eine den Andern beneidete, Alle sich untereinander zankten, als wir uns mit spitzen Worten anstatt mit Schwertern bekriegten, als Bischöfe mit Bischöfen sich entzweiten, als Gemeinden gegen Gemeinden Partheien bildeten, als endlich Heuchelei und die niedrigste Verstellung den Gipfel der Bosheit erreicht hatte, — da brach das Strafgericht los, doch zuerst nur milde, um uns zu warnen. Allein wir blieben verstockt, dachten nicht daran, Gott zu versöhnen, handelten gleich Heiden, als ob der Höchste sich Nichts um die Angelegenheiten der Menschen kümmere, häuften Frevel auf Frevel, unsere vermeintlichen Hirten entbrannten wider einander, uneingedenk der Pflichten ihrer Religion, in bitterer Feindschaft, Jeder suchte nur seine Rechte gleich Tyrannen zu behaupten, persönlicher Herrschsucht zu fröhnen, da ward endlich der Zorn Gottes über uns ausgegossen."

Im täglichen Leben erhielt sich von den alten apostolischen Tugenden hauptsächlich nur die Mildthätigkeit gegen Unglückliche und Arme. Die römische Gemeinde z. B. erhielt durch Beisteuern über **1500** Wittwen und Bedürftige. Cyprian sammelte, als viele Christen durch eingefallene Barbaren fortgeschleppt worden waren, von seiner Gemeinde mehr als **50,000** Thaler zur Loskaufung der Gefangenen. Ueberhaupt verwendete der Bischof von Carthago, theils aus eigenem Vermögen, theils aus Beiträgen seiner Untergebenen, sehr bedeutende Summen zu wohlthätigen Zwecken, und zwar nicht bloß auf arme Christen, sondern auch auf unglückliche Heiden. Bei außerordentlichen Ereignissen vollends, die das menschliche Gefühl mehr als sonst in Anspruch nahmen, flammte die Menschenliebe der Christen auch jezt noch in alter Innigkeit auf. Bei einer Pest, die in Carthago furchtbare Verheerungen anrichtete, zeigten sie ihre evangelische Gesinnung im schönsten Lichte. Gläubige und Ungläubige wurden mit gleicher Barmherzigkeit unterstüzt. Alle spendeten nach Vermögen, wer kein Geld hatte, half durch Pflege der Kranken, durch Wegschaffung der Leichen aus den Straßen. Aehnliches berichtet

*) K.G. VIII. 1.

Dionysius, der Alexandriner,*) vom Betragen der Christen, während einer Seuche, welche in Aegypten wüthete.

Die Nachtheile, welche schon zu Ende des dritten Jahrhunderts aus der schnellen Ausdehnung und Verweltlichung der Kirche entstanden waren, treten von Nun an mit verstärkter Macht, und in grellerer Gestalt hervor, seit das christliche Bekenntniß, nach dem Siege Constantins, hoffähig wurde und hoffähig machte. Aus ehrgeizigen Absichten traten jezt ganz schlechte Menschen, Ränkeschmiede, Stellenjäger, alle die Elenden, die sich um Mittelpunkte der Gewalt zu sammeln pflegen, in die Kirche über, und unter den Bischöfen, die schnell einen großen Einfluß im Staate errangen, brachen sich die schlimmsten Leidenschaften, nothwendige Sprößlinge politischer Ehrsucht, Bahn. Schon frühe kam die Allegorie auf, den Zustand der Kirche während der drei ersten Jahrhunderte mit der Knechtschaft Israels in Aegypten zu vergleichen. Diesem übelgewählten Vorbilde zu Lieb wurden, entsprechend den zehen ägyptischen Plagen, zehen Verfolgungen gezählt: die erste unter Nero, die zweite unter Domitianus, die dritte unter Trajan, die vierte unter Marc Aurel, die fünfte unter Septimius Severus, die sechste unter dem ältern Maximin, die siebte unter Decius, die achte unter Valerianus, die neunte unter Aurelian, die zehnte unter Diokletian. Andere rechneten nur neun, um eine zehnte und lezte für die Erscheinung des Antichrists aufzusparen, schoben Hadrian ein, und ließen dafür Maximin und Aurelian weg. Diese Rechnung, welche übrigens bei den Katholiken noch heute im Brauche ist, entbehrt historischer Begründung, weil nur zwei Verfolgungen, die unter Decius und Diokletian, allgemein waren, und ihren Namen mit Recht verdienen. In dem Siege Constantins sahen dieselben Allegoristen den Einzug der Kirche in das gelobte Land. Diese Deutelei ist noch falscher, als die vorhergehende. Zwar ward jezt den Bischöfen Honig und Milch in Menge zu Theil, aber das Wesen des Christenthums litt desto mehr. Eigentlich hatte die Kirche nicht einmal die Herrschaft erlangt, sondern die Bischöfe waren, ehe sie sich versahen, zu Werkzeugen einer rücksichtslosen und durchaus unchristlichen Despotie herabgewürdigt. Die Beweise hiefür liefert die Geschichte der folgenden Periode.

*) Bei Eusebius K. G. VII., 22.

Ende des ersten Bandes.

